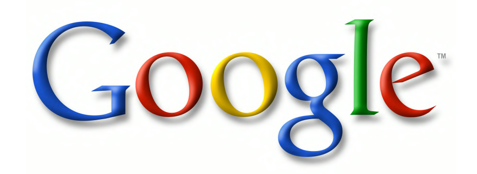
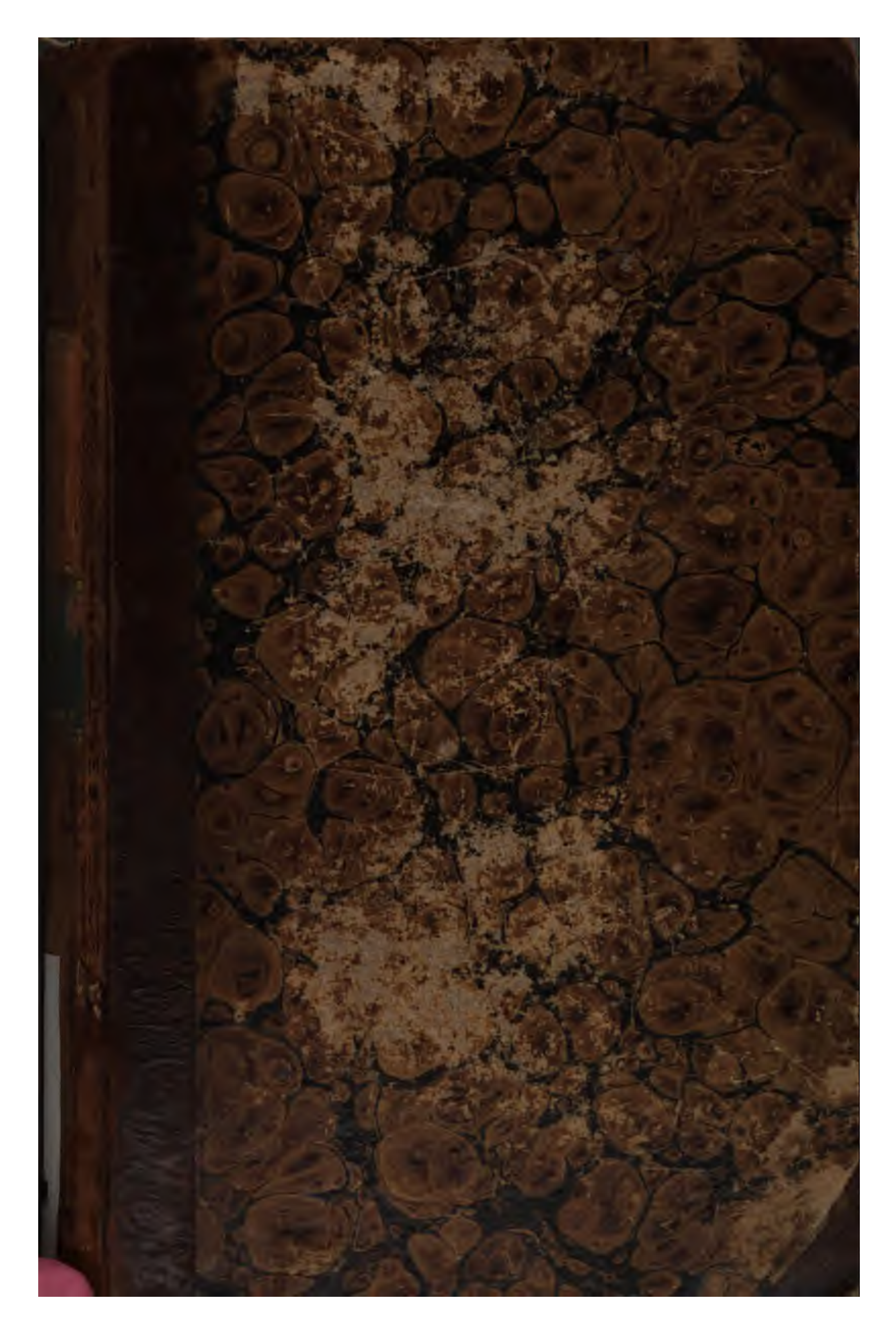

Google



Piot Piüta :/Volk.
Piotsh. Piutisk. ∂

Allgemeine Geschichte

der

Völker und Staaten.

Von

Heinrich Luden.

Zweiter Theil.

Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Jena,
bei Friedrich Frommann.
1824.



Allgemeine Geschichte

der

Völker und Staaten

des

Mittel-Alters.

Erste Abtheilung.

Von

Heinrich Luden.

Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Jena,

bei Friedrich Frommann.

1824.

Aus den beiden Vorworten zur ersten Ausgabe.

(Geschrieben den 2. April 1821. und den 1. August 1822.)

Diese beiden Theile der allgemeinen Geschichte sind in demselben Geist und in derselben Art bearbeitet, wie der erste. Ich kann ihnen Nichts Besseres wünschen, als daß sie dieselbe günstige Aufnahme finden mögen, welche der erste Theil gefunden hat!

Ueber Einen Punct glaube ich mich aber mit dem wohlwollenden und geneigten Leser verständigen zu müssen.

Man hat mir bei dem ersten Theile dieses Werkes hin und wieder mit Bedauern bemerket, daß dem Buche fehle, was man die Litteratur zu nennen pfleget; und dabei hat man mir den Wunsch geäußert, daß ich diesem Mangel doch wenigstens bei der Fortsetzung abhelfen möchte.

Diesen Wunsch habe ich nun nicht erfüllt. Man könnte sogar sagen, die Geschichte des Mittel-Alters sei noch ärmer an Litteratur als die Ge-

schichte des Alterthumes. In dieser Geschichte ist wenigstens von den Hauptschriftstellern, in der Erzählung oder bei der Beurtheilung der Begebenheiten, eine kurze Charakteristik versucht, wenn auch die besondere Angabe der s. g. Quellen und der besten Ausgaben von denselben unterblieben ist. In der Geschichte des Mittel-Alters hingegen fehlet das Eine wie das Andere.

Eine Charakteristik von den Schriftstellern des Mittel-Alters in der Art, wie sie von den Schriftstellern des Alterthumes gegeben worden ist, war unmöglich. Das wird ein Jeder zugestehen, der diese Schriftsteller kennt. Die Angabe der Quellen aber ist absichtlich unterlassen, weil ich nicht einzusehen vermag, welches Verdienst eine solche Angabe für den Schriftsteller, welchen Nutzen sie für den Leser, in unseren späten Tagen, haben kann.

Für die einzelnen Thatsachen, die ein Werk dieser Art berühret, und für die einzelnen Urtheile, die es enthält, wird Niemand die Anführung der Stellen in den Quellen verlangen, die für jene zeugen, die diese rechtfertigen. Es kann nur die Rede sein von einer Anführung der Schriftsteller und ihrer Werke, bei welchen und in welchen Etwas über den Gegenstand vorkommt, der hier behandelt ist. Nachdem nun aber so viele Werke theils über das Mittel-Alter im Allgemeinen, theils über einzelne Länder und Staaten erschienen sind, welche das Verzeichniß der wichtigen Schriftsteller, bald mehr, bald weniger vollständig, enthalten: wozu soll die-

ses Verzeichniß noch ein Mal und immer wieder abgeschrieben werden?

Ich kann mir nicht vorstellen, daß das Zutrauen eines denkenden Lesers zu mir und zu meinem Buche gewachsen sein würde, wenn er in demselben dieselbe Reihe von Büchertiteln angeführt gefunden hätte, die er in anderen Büchern finden kann und vielleicht gefunden hat. Es folgt nicht, daß man ein Buch gelesen hat, wenn man den Titel desselben abzuschreiben versteht. Das Zutrauen, welches ich als ehrenvoll ansehe, muß auf einer ganz anderen Grundlage ruhen!

— Lieber habe ich den Raum zu allgemeinen Bemerkungen benutzt, um den Sinn und den Geist der Begebenheiten des Mittel-Alters, wie ich ihn erkannt zu haben glaube, desto klarer auszusprechen. Sollte sich finden, daß ich mit diesen Bemerkungen zu freigebig gewesen, und sollte man sie eben deßwegen zum Theile hinweg wünschen: so würde mich das sehr freuen. Es würde mir beweisen, daß die Kenntniß des Geistes, der im Mittel-Alter waltet und herrschet, nicht bloß — was gar nicht zu bezweifeln ist! — bei Einzelnen sehr groß, sondern auch weiter verbreitet sei, als ich zu hoffen den Muth habe. Für die Zukunft würde ich darauf Rücksicht nehmen; aber schwerlich werde ich mich entschließen, den gewonnenen Raum mit Büchertiteln anzufüllen, die man so leicht (z. B. in der Geschichte des Mittel-Alters von Rühs) auffinden kann.

Ueberhaupt kommt mir vor, um Dieses gelegentlich auszusprechen, als ob gegenwärtig auch bei ausführlichen geschichtlichen Werken, welche specielle Nachweisungen zulassen, der Werth des Citirens zu hoch angeschlagen werde. Es scheinet in dieser Rücksicht eine Art von Aberglauben unter uns Statt zu finden. Bei dem gegenwärtigen Zustand unserer Litteratur beweisen viele Citate weder die Gelehrsamkeit noch die Zuverlässigkeit eines Schriftstellers; vielmehr ist dieser Schein von Gelehrtheit und Treue oft wohlfeil zu erwerben. Wer einige Bekanntschaft mit geschichtlichen Werken hat, und sich dabei die Mühe giebt, die angeführten Stellen nachzuschlagen und im Zusammenhange zu lesen, der kann darüber merkwürdige Erfahrungen machen. Es versteht sich, daß Derjenige, der etwas Neues und Abweichendes vorträgt, die gehörige Nachweisung geben soll; bei anderen Dingen aber scheinet eine allgemeine Nachweisung zu genügen; und Stellen, die schon zehn oder hundert Male citirt sind, braucht man nicht immer von Neuem anzuführen, um eine Thatsache damit zu belegen. Der Leichtsinn, der die Wahrheit der Geschichte, ohne Citate, zu entstellen wagte, der würde wohl auch kein Bedenken tragen, falsch zu citiren oder Falsches mit Citaten zu geben. Ueberdieß hat die wahre, wissenschaftliche Kenntniß der Geschichte nie in einer Menge von Notizen allein bestanden, und sollte jetzt am Wenigsten in derselben allein gesucht werden.

Indeß will ich mit Niemanden streiten; ich habe nur mein Verfahren bei diesem Buche rechtfertigen wollen. Wer aber keine Rechtfertigung in dem Gesagten findet, der lasse es wenigstens als Entschuldigung gelten. —

— Hätte ich vor dreißig oder vierzig Jahren geschrieben, so würde ich mich wohl gern auf eine Auswahl Dessen, was man das Wichtigste, und auf eine Zusammenstellung dessen, was man das Merkwürdigste zu nennen pflegt, beschränkt haben. In unseren Tagen würde man, meine ich, mit einem Buche dieser Art zu spät kommen. Eine Notiz mehr oder weniger, eine Hin- und Her-Stellung der Notizen, oder eine andere Ordnung in der Ausführung derselben, scheinet die Wissenschaft nicht viel weiter zu bringen, so wenig als die Hinzufügung einiger Büchertitel.

Will man dieses Buch mit seiner eigenen Weise nicht als Geschichte gelten lassen: so habe ich Nichts dagegen. Ist es keine Geschichte, so sind es zum Wenigsten Urtheile über die Geschichte, und zusammenhängende und fortlaufende Urtheile. Daß unter diesen Urtheilen über eine so ungeheuere Menge von Begebenheiten, Ereignissen, Erscheinungen und Thatsachen manche irrig sein mögen und irrig sein müssen, das leidet gar keinen Zweifel; es schadet aber auch nicht im Mindesten. All' unser Wissen ist Stückwerk. Das aber kann ich versichern, daß viele von meinen Urtheilen mir viele Mühe gemacht haben, ehe ich sie gewonnen. Seit vierzehn

Jahren habe ich die Geschichte des Mittel-Alters gelehrt. In diesen vierzehn Jahren ist schwerlich ein Tag hingegangen, an welchem ich nicht irgend Etwas aus dem Mittel-Alter betrachtet, durchdacht oder zu erforschen gesucht hätte; und was ich gefunden zu haben glaubte, daß habe ich hier ausgesprochen. Viele werden natürlich Vieles anders sehen; zu meinen Ansichten aber hat es mir an Gründen nie gefehlet. Meine Anmerkungen zum ersten Bande von Sismondi's Geschichte der Franzosen, über die Antrustionen (S. 147), über die Rachinburgen und Sachbaronen (S. 331), so wie über den Major domus (S. 377) mögen Dieses beweisen; und gewiß werde ich Gelegenheit finden, es weiter zu beweisen. Uebrigens ist es ganz richtig:

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Ich dächte aber, wenn die Herren uns nur Geist gäben und wär's auch der eigene, und die Spiegelung der Zeiten in demselben, so könnten wir uns einiger Maßen begnügen. —

Wie in der Geschichte des Alterthumes, so ist auch in dieser Geschichte des Mittel-Alters jedes Buch in zwölf Capitel getheilt. Vielleicht wird Dieses dem Einen oder dem Anderen eine Spielerei scheinen. Ich denke aber, etwas Gutes hat diese Spielerei doch. Alle Eintheilung der Geschichte

in Hauptstücke und Abschnitte ist ja lediglich ein wissenschaftlicher Mechanismus, mit welchem man sich die Herrschaft über den Stoff erleichtern will; Je einfacher dieser Mechanismus ist, desto besser scheinet er zu sein. Nun glaube ich nicht, daß man in meiner Anordnung großen Zwang bemerken werde; vielmehr hat sie sich so ziemlich natürlich ergeben, wiewohl nicht ohne einiges Berechnen. Wer indeß Zwang findet, welcher ihm unleidlich ist, der kann ja leicht mit einigen Federstrichen nachhelfen!

Zusatz zur zweiten Ausgabe.

Die obige Versicherung, „daß es mir zu meinen Ansichten an Gründen nie gefehlet habe," gedenke ich bald zu bewähren. Mein Lieblingswunsch, schon in jüngeren Jahren: die Geschichte des teutschen Volkes ausführlich zu beschreiben, geht endlich in Erfüllung. Nach dem Ablaufe eines Jahres hoffe ich, den Freunden der Geschichte und des Vaterlandes, die erste Lieferung dieses Werkes, zwei Bände, vorlegen zu können; und wenn Gott Gesundheit und heiteren Muth erhält, so werden die folgenden Lieferungen, zu je zwei oder drei Bänden, nicht zu lange ausbleiben. Dieses Werk aber ist ausgerüstet mit allen Belegen und Beweisen aus den Quellen, die irgend nöthig oder nützlich zu sein scheinen.

Die Geschichte der neueren und neuesten Zeit, der vierte und fünfte Theil des gegenwärtigen Werkes, wird freilich noch nicht sobald erscheinen. Viele meiner Freunde in der Nähe und in der Ferne haben mir wiederholt den Wunsch zu erkennen gegeben, daß ich doch diese beiden Theile sobald als möglich liefern möchte. So groß auch meine Freude darüber ist, daß Sie auch diesen Theil der Geschichte, in dieser Weise bearbeitet, zu lesen wünschen, und so sehr ich mich für dieses Wohlwollen zur Dankbarkeit verpflichtet fühle: so müssen Sie mir doch verzeihen, daß ich vor der Hand einen anderen Weg gehe. Bleibt mir aber Gesundheit, Kraft und jener heitere Muth, der nothwendig ist zur Forschung und Darstellung, so lasse ich dieses Buch nicht unvollendet. Ja, ich habe mir, mit Tacitus zu reden, für mein Alter die ausführliche Beschreibung „der Geschichte meiner Zeit" — vom Jahre 1780 an — aufgesparet, die ich nach Vollendung der teutschen Geschichte zu unternehmen gedenke.

Jena, den 11. Julius 1824.

Luden.

Inhalt.

Zweites Buch.

Von der Gründung des Lombardischen Reiches bis zur gänzlichen Trennung Teutschlands und Frankreichs. J. 888.

Drittes Buch.

Von der Trennung Teutschlands und Frankreichs bis zur Wahl Rudolf's von Habsburg. J. 1273.

Einleitung.

1. Der Ausdruck: Mittel-Alter ist in seiner wahren Bedeutung zur Bezeichnung einer bestimmten Zeit in der allgemeinen Geschichte nicht wohl geeignet. Er ist hervorgegangen aus der Ansicht europäischer Gelehrten, von ihrer und ihrer Völker Bildung, die vielleicht nicht ohne Täuschung, selbst nicht ohne Anmaßung war; und wie er nicht bei allen Völkern gebräuchlich ist, so möchte wohl selbst für die Völker, bei denen er gilt, eine Zeit kommen, in welcher er entweder ganz aufhören, oder doch eine andere Beziehung erhalten dürfte. Bei uns jedoch, und bis jetzt, hat er für die Wissenschaft eine große Bequemlichkeit, durch welche er sich sehr empfiehlet. Nur möchte nöthig sein, die Bedeutung, die man ihm giebt, genau zu bestimmen; denn an sich bezeichnet er für die Geschichte weder einen Anfang, noch ein Ende, und läßt den Umkreis ungewiß. Ueber Beides sind streitende Meinungen entstanden, über Beides können noch ferner streitende Meinungen entstehen. Diesen muß man auszuweichen suchen. Man kann ihnen aber, scheinet es, nur ausweichen, wenn man in dem Leben der Völker

und Staaten einen eigenthümlichen Geist aufzufassen gestrebet hat, dessen Wirkung in Ansehung des Umfanges und der Dauer man mit dem Namen: Mittel-Alter bezeichnet, und zu bezeichnen bekennet.

2. Zu der Zeit, als das römische Reich im Abendlande nach und nach zertrümmert wurde, zeiget die Geschichte dem Beobachter Völker und Staaten von ganz verschiedener Art. Einige erscheinen in dem Glanz alter Namen, und in Ländern, bei welchen seit einer langen Reihe von Jahrhunderten die Geschichte verweilet hatte, um Leben und Bildung zu erkennen und zu bewundern; aber sie sind jetzt ohne sittliche Kraft und geistige Regsamkeit, theils einer zehrenden Fäulniß hingegeben, theils in alter Starrheit befangen. Andere dagegen, deren Name kaum zuvor in den Jahrbüchern der Menschen erblicket ward, deren Name jetzt erst in sie hinein kam, hervorgegangen aus Ländern, auf welchen noch eine dicke Nacht lag, höchstens zu einer schwachen Dämmerung erhellet, drängen sich mit frischer Kraft und jugendlicher Fröhlichkeit, bald über den Trümmern des römischen Reiches, bald in den Ursitzen ihrer Väter, bald auch in Gebieten, welche in bisher unbekannten Gegenden von ihnen unterworfen wurden, zu Licht und Bildung heran. Unter diesen neuen Völkern, in welchen sich das Leben fortentwickelte, und die Menschheit neue Seiten offenbarete, standen die Teutschen, so wie mit der Gewalt des Schwertes, so in Rücksicht eigenthümlicher, wahrhaftig menschheitlicher Bildung bei Weitem am Höchsten. Sie bestimmeten die Zeit. Das Schönste, Erhabenste

und Edelste ging von ihnen aus, und der Ertrag des Lebens der Vorwelt erhielt durch sie eine eigenthümliche Richtung. Selbst das Christenthum, welches die alten Völker vielleicht über ihr Unglück zu trösten, aber sie keinesweges zu kräftigen oder umzugestalten vermocht hatte, bewährte in ihnen seine sittliche Stärke. Einige Zeit hindurch schienen freilich die Araber den Teutschen gleich zu stehen, oder sie zu übertreffen. Man kann sie ihnen jedoch nur gleich wähnen, — und auch nur für einige Zeit — wenn man auf Gewalt und Herrschaft siehet, höchstens auf die Menge erlerneter Kenntnisse und erworbener Fertigkeiten; keinesweges aber, wenn man auf den Geist der Bildung achtet, auf ihre Art, ihren Sinn, und auf die schaffende Kraft in den Völkern. Die Religion sogar, welche die Araber so allgewaltig aus ihrem wundervollen Lande zur Eroberung der Welt trieb, ist in Rücksicht der Reinheit und Bedeutung nicht mit dem Christenthume zu vergleichen, zu welchem die Teutschen sich bekannten; und wenn die Araber dadurch einen Vorzug zu gewinnen scheinen möchten, daß der Islam aus ihnen hervorging, während das Christenthum aus der Fremde an die Teutschen gebracht wurde: so ward auch dieser, nur halbwahre, Vorzug dadurch aufgewogen, daß das Christenthum in seiner unendlichen Tiefe einer unendlichen Entwickelung fähig war, während der Islam, erstarret und erstarrend nur Bekenntnisse und Bräuche verlangte, und jenen heiligen Geist nicht kannte, der in alle Wahrheit leitet. Und was ist endlich durch die Araber für die Bedingung aller Bildung, für den Staat geschehen, für Freiheit und Recht?

daß die Teutschen, nach
wie kein anderes Volk;
daß die allgemeine
der Bildung (I. 25) fragen darf:
teutsches Leben und teutsche
Gegenstand der Geschichte, und in
das Fortschreiten der Menschheit
unter sich hält, in der Ge-
der Menschheit und nach ei-
heit zu fragen. Soll nun
Wissenschaft bequeme Aus-
werden: so ergiebt
desselben zu bezeichnen ist. So
das Alterthum; das Mittel-
und teutsche Art hervortritt,
kann. Ueber den Anfang der
kann daher keine Ungewiß-
so wenig über den Umfang
zeitigen Völker, welche
so wenig in Berührung kamen, daß
Art und teutsches Lebens
Einfluß ihres Lebens und ihrer Art
bemerkbar ist, gehören nicht in die
sondern ihre Geschichte
des Mittel-Alters einher.
die zwar, sei es im Kriege,
auf die Entwickelung der teutschen
wirkten, die aber in ihrem eigenen
Leben vom teutscher Eigenthümlich-
keit entwickelt haben, gehören nur in die Ge-

schichte des Mittel-Alters, als das Verständniß jener Einwirkung erfordert. Nun ist in allen Ländern und bei allen Völkern Europa's teutsche Bildung unverkennbar, und wiederum haben alle Völker in allen Ländern Europa's auf die Entwickelung teutscher Bildung, sei es im eigentlichen Teutschlande, sei es in anderen Ländern, mannigfaltigen Einfluß gehabt; also ist nothwendig, daß die Geschichte des Mittel-Alters, von den Teutschen, als von ihrem Mittelpunct, ausgehend und zu den Teutschen, als zu ihrem Mittelpuncte, zurückkehrend, alle Völker und Staaten Europa's zu umfassen strebe. Araber hingegen, Mongolen (mit Chinesen), und Türken können nur in Betracht kommen, damit die Entwickelung des teutschen Lebens desto vollständiger begriffen werde, und keinesweges um ihrer selbst Willen, obgleich ihre Geschichte, abgesondert oder in ihrer bestimmten Beziehung, sehr lehrreich sein mag. Dasselbe gilt von den Byzantinern. Diese waren eine Trümmer der alten Welt, und konnten durch das Christenthum keinesweges in den Geist der neuen, d. h. der mittleren Zeit gebracht werden. Indien endlich kommt erst in späterer Zeit mit teutschem Leben in Verbindung, und erhält alsdann erst eben so billig seine Stelle, als die Japanesen bis auf diesen Tag gänzlich ausgeschlossen bleiben.

4. Wenn aber gefraget wird: wo denn das Mittel-Alter endige? so ist schwer, eine genügende Antwort zu geben. Von dem Augenblick an, da die Teutschen in die Geschichte eintraten, bis auf diesen Tag

ist die Entwickelung ihres Lebens, zwar nicht immer mit gleicher Raschheit, aber ununterbrochen fortgegangen; und was ihnen zu erreichen noch bestimmet sein mag, kann Keiner voraussagen. Auf der Stufe der Erkenntniß jedoch, auf welcher wir gegenwärtig stehen, und zum Zwecke leichterer Uebersicht, ist es uns allerdings wohl erlaubet, das Mittel-Alter um den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zu schließen, und von dieser Zeit an der Geschichte darum eine andere Richtung zu geben, weil der Geist, der durch das Leben der Menschen gehet, sich uns in anderer Weise zeiget. Um diese Zeit nämlich war das Vorherrschen des teutschen Wesens als solches verschwunden. In den von den Teutschen eroberten Ländern Europa's hatte sich die Eigenthümlichkeit der Sieger mit der Art der Besiegten, nach der Natur und Lage dieser Länder, dergestalt verschmolzen, daß sie, als neue Eigenthümlichkeiten, dem teutschen Wesen fremd, ja nicht selten feindlich gegenüber standen. Die alt-germanische Freiheit war zwar überall im Lehen-Wesen verdorben, aber bis gegen des Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hatte sich noch ein Rest derselben in dieser Verdorbenheit erhalten; und erst von nun an trat in mehreren Staaten Europa's die Allgewalt der Throne hervor, unter welcher nach und nach, und besonders durch die stehenden Heere mit neuen Kriegs-Waffen, Staat und Volk in Verhältnisse kamen, die in der germanischen Welt früher völlig unbekannt gewesen waren. In staatsrechtlicher Rücksicht ist daher eine große Verschiedenheit unverkennbar. Aber um diese Zeit ist auch die Gewalt des Schwer-

tes über andere Länder gebrochen. Die Teutschen, auf den eigenen Boden beschränket, sind ein Volk unter Völkern; der Kaiser, obgleich um seine Krone noch der Glanz alter Ehre und altes Ruhmes ruhet, ist Nichts, als was bei anderen Völkern die Könige sind, und darum bald schwächer, als diese Könige. Von dieser Veränderung in Rücksicht der Völker war eine Veränderung in der Stellung der Staaten zu einander die nothwendige Folge, und neue politische Grundsätze waren Bedürfniß der Völker und Staaten. Wegen der alten Verwirrung, in welcher man sich fand, und in welcher man Rechte und Ansprüche begründet glaubte; wegen der Einführung neuer Kriegs-Waffen, durch welche die Verhältnisse seltsam gestellet, aber auch für eine neue Volks-Freiheit viel gewonnen ward; endlich wegen der Einmischung fremdartiger Rücksichten, welche das neu-entdeckte Amerika, welche die Gründungen in Ost-Indien in Anspruch nahmen, wurden nun zwar solche *Grundsätze*, die den Frieden der Völker und die ruhige Selbständigkeit der Staaten zu sichern vermocht hätten, nicht gefunden; vielmehr kam man auf ein System — mit Unrecht das System des Gleichgewichtes der Macht genannt — welches, weil es mechanischer Art zu sein und darum den Geist auszuschließen und nicht auf die Eigenthümlichkeit der Völker zu achten schien, leicht zu Verirrungen und zu Ungerechtigkeiten verleiten konnte: einen Gegensatz jedoch gegen die frühere Zeit hat es allerdings — in völkerrechtlicher Rücksicht — gebildet. — Die Teutschen aber, als sie aus ihrem alten Vorrange zurück gedränget waren, brachten in ihrer Mitte zur

Ausführung, was man seit Jahrhunderten umsonst erstrebet hatte, die Reformation der Kirche. Dadurch zogen sie den Papst ihrem gesunkenen Kaiser nach, zeigten auf das Klarste, daß unter dem Gewicht ihrer früheren Uebermacht der Geist nicht erdrücket war, und öffneten, indem sie der Welt einen Anstoß gaben, welcher die größten und allgemeinsten Folgen hatte, und welcher fortwirket bis diesen Tag, die lange Leidens-Bahn, in welcher man sie nicht ohne Schmerz und ohne hohe Theilnahme begleiten kann. Und unter allen diesen politischen und kirchlichen Veränderungen hat die menschliche Bildung, durch Mittel gehoben und verbreitet, welche die frühere Zeit nicht gekannt hatte, z. B. durch die Buchdrucker-Kunst, einen hohen Schwung genommen, und eine Allgemeinheit erreichet, welche die neuere Zeit unverkennbar auszeichnet vor dem Mittel-Alter.

5. Ueber dieses, nunmehr gehörig abgemarkte Mittel-Alter aber heget und vertheidiget man unter uns ganz verschiedene, ja vollkommen widersprechende Meinungen. Viele sehen das Mittel-Alter an als die Zeit der tiefsten Erniedrigung der Menschheit, in welcher die ärgste Rohheit und die scheuslichste Barbarei geherrschet haben. Im Staate, — in der Grundlage und Bedingung aller Bildung, — sehen sie Nichts, als eine lockere, gestaltlose Menschen-Masse, bestehend aus einem übermüthigen, verwilderten Herrenthum, und einer jammervollen Knechtschafft, ohne Ordnung, ohne Recht, und keine andere Sicherheit gewährend, als durch die Faust oder durch das Priesterkleid. Die Religion, ihrer

Einfachheit und Reinheit beraubet, war — nach ihnen — zur Dienerin der Kirche hinabgewürdiget. Die Kirche war eine, in arglistiges Pfaffenthum entartete, Priesterschaft, welche mit dem sinnlosesten Aberglauben die Geister umfing, und mit zeitlichen und ewigen Strafen die Seelen ängstigte, auf daß Keiner es wagen sollte, sich gegen ihren Stolz aufzulehnen, und ihre Laster zu entlarven; und die Klöster waren eine schmutzige und jammervolle Zugabe dieser Kirche. Die Wissenschaften lagen in einem tiefen Schlafe; die schönen Künste waren in grober Geschmacklosigkeit untergegangen; die Gewerbe vermochten die Regsamkeit und Feinheit der alten Zeit nicht zu gewinnen; der Ackerbau konnte die wenigen Menschen selten nähren, welche in den verödeten Ländern Europa's erzeuget wurden; das gesellige Leben endlich, war ein widerliches Gemisch von roher Pracht und schmutziger Armuth, von arger Völlerei, die für Genuß galt, und von ängstlicher Zucht, die man für Tugend hielt!

6. Andere dagegen betrachten das Mittel-Alter als eine Zeit gesunder Kräfte und wahrhaftig menschlicher Bestrebungen, in welcher alle Verhältnisse naturgemäß, in freiester Entfaltung, gestaltet waren. Im Staate galt — meinen sie — ein Jeder nach seinem Werthe; der Mann erhielt den Preis seiner Thaten, und folgete seinem eigenen Willen, wenn der gemeine Wille von demselben abwich, um die Ehre zu retten, für welche er lebte. Die Verschiedenheit der Stände ging aus der naturgemäßen Entwickelung hervor, brachte Mannigfaltigkeit in das Leben und in die Bildung und

gab der Gesellschaft eine gegliederte Gestalt; der Stolz der Stände zeugete von dem Gefühl ihres Werthes und trieb sie gegen einander und vorwärts in der Uebung ihrer Kräfte; Unterdrückung kam nur über Den, der sie verdienete durch Geistlosigkeit, Trägheit oder Schwäche. Das Christenthum feierte seinen Sieg, erfüllete die Seelen der Menschen mit himmlischer Seligkeit, und machte sie zu Helden und zu Duldern, fähig zu jeglicher That und zu jeder Ertragung. Die wissenschaftlichen Bestrebungen, noch nicht losgerissen von dem Glauben, den man bekannte, waren auf das Höchste und Heiligste gerichtet, und erhielten dadurch eine eigenthümliche Würde. In den Werken der Kunst wurde das Kühnste und Gewaltigste mit dem Weichesten und Zartesten wunderbar verschlungen, und durch die Religion, welche allen künstlerischen Versuchen zum Grunde lag, ward überall das Unendliche fühlbar mit dem Endlichen verknüpfet. Alles städtische Gewerbe war in raschem Schwunge, und wurde durch sehr wichtige Erfindungen erstaunenswerth gefördert. Das ganze gesellige Leben endlich, in gesunder, kräftiger Fülle sich bewegend, wurde gezieret durch ritterlichen Sinn und adeliche Sitte, durch zarte Liebe, holde Scham, Keuschheit, Sittsamkeit, Gastfreundlichkeit, und durch jede menschliche und bürgerliche Tugend.

7. Wohl mag dieser Widerspruch auffallen; aber schon der Umstand, daß die Vertheidiger dieser entgegengesetzten Meinungen für jede derselben Gründe aus der Geschichte anzuführen wissen, beweiset auf das

Klarste, daß beide durchaus einseitig, und mithin gleich irrig sind; auch können beide sehr verderblich werden. Die erste ist aus der Feindschaft hervorgegangen, welche der Kampf für die Glaubens-Freiheit gegen das Papstthum, und mittelbar gegen das ganze Mittel-Alter erzeuget hatte. Die Leidenschaft verleitete zur Vernachlässigung der Geschichte: die Unkenntniß verführete zum Vorurtheile; das Vorurtheil, furchtbar mit der Zeit emporwachsend, hielt sich an dem Streite gegen das Feudal-Wesen. Und zwei Umstände verstärkten noch dasselbe und gaben ihm neue Nahrung. Das römische Recht, das sich überall eingedrungen, und das vaterländische Recht erstickt hatte, erfüllete seine Pfleger mit einem einseitigen Dünckel, der sie abstumpfete für alle andern Erscheinungen des Lebens; und die alte Literatur, durch ihre Schönheit verblendend, zog um so gewaltiger vom Vaterland und von der Geschichte des Vaterlandes hinweg, da schon der Knabe mit ihr angefüllet ward, ehe sein Geist stark genug war zu verwerfen und zu erwählen. Diejenigen aber, welche jenes Vorurtheil ein Mal an sich trugen, konnten die einzelnen Erscheinungen, die ihnen aus dem Mittel-Alter etwa bekannt wurden, nur im Licht ihres Vorurtheiles erblicken, und eben deßwegen konnten sie sich nicht entschließen, durch alle Erscheinungen hindurch zu dem Geiste derselben vorzudringen. Manche mögen auch an demselben festgehalten haben, weil sie es bequem fanden. Aber wenn es schon dem guten Menschen wehe thut, über einzelne Männer unbegründete, leichtsinnige Urtheile zu hören, durch welche ihr Thun und Leben entstellet, verdächtig gemacht,

zum Schlechteren gedeutet wird: so muß es wahrhaftig als frevelhaft erscheinen, daß über ganze Völker und Geschlechter, daß über ein Jahrtausend, welches am Ende ganz anders war als im Anfange, so schnöde und dünkelhaft abgesprochen werden soll. Um so mehr ist nöthig, den Wahn nieder zu kämpfen und die bequeme Trägheit zu überwinden!

8. Die andere Meinung ist entstanden unter den Unfällen vieler Völker und besonders des teutschen Volkes in neuerer Zeit. Unter diesen Unfällen schmachteten viele, tiefempfindende Gemüther nach einiger Labung, und suchten dieselbe in der Vergangenheit, weil ihnen die Gegenwart nur Kummer gewährte, und weil sie zum Handeln auf die Zukunft keine Stärke in sich fühlten, und darum sogar der Hoffnung entsagten. Das Christenthum, das scheinbar seinem Verfall entgegen ging, regte manche fromme Seele auf, und erfüllete sie mit einem heißen Verlangen; und das Feudal-Wesen, dessen Reste eben so leidenschaftlich vertheidiget, als bekämpfet werden, mag auch viele Menschen, die Etwas in demselben zu retten hatten, oder Etwas wieder zu erhalten hofften, angezogen haben. Aber zu leugnen ist nicht: es giebt zwei Classen von Vertheidigern dieser Meinung, redliche und unredliche. Die redlichen Vertheidiger derselben, die man nur beklagen kann wegen ihrer Verirrung, blicken lediglich nach den Höhen des Lebens, welchen sie nicht selten in freier Dichtung zuerst den Glanz geliehen haben, den sie alsdann mit unendlicher Bewunderung anstaunen. Vor dem Hochaltare

knieend, in Andacht versunken und im Anschauen schöner Bilder, denken sie nicht an die scheuslichen Gräuel, durch welche so oft das Heiligste entwürdiget ward; in den hohen Hallen des Bergschlosses angekommen, vergessen sie, vor der Treuherzigkeit des gewaltigen Ritters, vor der Freundlichkeit seiner Hausfrau, und vor der minnigen Sittsamkeit der Burg-Fräulein, zurück zu blicken in das Thal, und den unendlichen Jammer, und das schaudervolle Elend desselben zu beachten, durch welche die bewunderten Herrlichkeiten allein möglich wurden. Wenn indeß diese lockende Meinung ihre Pfleger zu einer gründlichen Erforschung der Geschichte des Mittel-Alters aufreizete, so würde von ihrer Einseitigkeit allerdings kein Nachtheil zu befürchten sein, weil die Enttäuschung bald genug eintreten würde. Allein sie scheinet gewöhnlich nur zu einem albernen Dienst alberner Götzen zu verführen, um, wenn es möglich wäre, das Unsinnigste und Gottloseste zu bewirken, — die Rückkehr in's Mittel-Alter! Dadurch arbeitet sie auf eine heillose Weise den unredlichen Vertheidigern dieser Meinung vor, welche jene Rückkehr ins Mittel-Alter zu erstreben freilich hinreichende Gründe haben. Deßwegen ist sie vielleicht noch verderblicher, als die erste.

9. Aber eine gründliche Kenntniß des Mittel-Alters ist sehr schwer zu gewinnen. Die s. g. Quellen der Geschichte desselben ergießen sich allerdings in einem breiten Strom; aber dieser Strom ist selten tief, niemals hell, und häufig von bösen Sümpfen unterbrochen. Sowohl die Zahl dieser Quellen, als die Spra-

[illegible] [illegible] die [illegible] mit der [illegible], die [illegible] [illegible]. Es kommt hinzu, daß die Erscheinungen des Mittel-Alters an sich viel schwerer zu berichten sind, als die Erscheinungen des Alterthumes, weil durch die wichtigsten und bedeutendsten, zumeist wegen der Verbindung des Christenthumes mit dem teutschen Wesen, ein gewisser geheimnißvoller oder mystischer Zug (I, 34) hindurch geht, welcher den Geist oft wunderbar anregt, oft aber auch seltsam verwirrt. Es kommt ferner hinzu, daß im Mittel-Alter, wie im Alterthume, das Leben der Menschen aus Finsterniß zum Licht, aus Verwirrung zur Ordnung, aus Rohheit zur Bildung hinarbeitet, daß aber der Umkreis der Begebenheiten viel größer ist, daß die Ereignisse viel tiefer in einander greifen und viel weiter zusammenhängen, daß darüber die Erscheinungen theils viel mannigfaltiger und verwickelter, theils auch die Rohheit größer und das ganze Thun und Treiben der Menschen viel verworrener und unübersehbarer sich darstellet, als Alles, was die Geschichte des Alterthumes zu berichten hatte. Endlich sind auch, wegen der verschiedenen — zum Voraus gefaßten — Ansichten vom Mittel-Alter, so verschiedene Urtheile über viele Erscheinungen im Mittel-Alter ausgesprochen, daß es noch schwieriger geworden ist, durch alle Verwirrungen hindurch, zum Licht und zur Wahrheit zu gelangen.

10. Damit man nun, bei diesem Zustande der Dinge, nicht von der Erforschung der Geschichten des Mittel-Alters zurückgeschreckt werden möge, ist es nothwendig, sich recht lebendig gegenwärtig zu erhalten, was die Geschichte überhaupt ist, und was sie will; es ist nothwendig, sich klar vor die Seele zu stellen, daß man, ohne Kenntniß des Mittel-Alters, auch weder das Alterthum, noch die neuere Zeit kennen, oder überhaupt irgend Etwas von den Offenbarungen des Menschen-Geistes verstehen könne; es ist nothwendig, sich recht ernstlich daran zu erinnern, daß unser und aller Völker Europa's ganzes öffentliches und gesellschaftliches Leben im Mittel-Alter wurzele, und daß es mithin unmöglich sey, in diesem Leben förderlich und gedeihlich zu wirken, wenn man dasselbe nicht in seiner geschichtlichen Entwickelung, und dadurch in seiner gegenwärtigen Stärke und Fülle erkannt hat. Gehet man alsdann muthig und rüstig an die Erforschung der Geschichte des Mittel-Alters, und suchet man mit reiner Seele, und prüfet und würdiget man mit reiner Seele das Gefundene: so wird sich der Geist desselben nicht unerkennbar zeigen; vielmehr wird sich auch aus dieser Geschichte ergeben, was sich aus aller Geschichte ergiebt (I, 4), und ein teutsches Gemüth dürfte wohl eine dreifache Freude empfinden. Besonders aber möchten zwei große Bestrebungen, durch welche das Mittel-Alter sich vom Alterthum unterscheidet, und durch welche sich der Fortschritt des Geistes deutlich zu offenbaren scheinet, überall erkannt werden. Zuerst arbeitete das Leben da, wo es am Höchsten stand, unverkennbar

hin auf die Einigung von Staat und Volk, und zweitens lösete sich die Kirche vom Staat ab, und breitete sich weit über die Völker der Erde hinaus. Durch das Erste wurde der Grund geleget zu der republikanischen (oder constitutionellen) Monarchie, und eben damit zu einer wahrhaftigen Volks-Freiheit, die dem Alterthume fremd geblieben war, und zu vollkommenen Ausbildung der Völker in ihrer eigenthümlichen Art. Durch das Andere wurde der Grund geleget zu einer Gemeinschaft und zu gesellschaftlichen Verhälnissen unter den Völkern, welche auf die gegenseitige Ausbildung den gewaltigsten Einfluß erhalten mußten. Ein neues Staats-Recht wurde durch das Erste, ein neues Völker-Recht durch das Andere vorbereitet. Durch Beides aber, als den Sinn und Kern der mannigfach-wechselnden Erscheinungen angesehen, scheinet Licht und Ordnung für die Geschichte gewonnen werden zu können, ungeachtet des schlechten Zustandes ihrer Quellen.

11. Die Geschichte der Völker und Staaten des Alterthumes konnte nicht anders dargestellet werden, als nach den einzelnen Völkern (I, 46). Das Mittel-Alter hingegen ist in sofern eine Einheit, als das teutsche Leben bestimmend und herrschend ist. Dadurch ist allerdings möglich, die Geschichte des Mittel-Alters als Eine große Entwickelung anzusehen, und nach gewissen, in diesem Entwickelungs-Gange begründeten, Zeiträumen darzustellen. Aber in den verschiedenen Staaten bilden sich nach und nach verschiedene Volksthümlichkeiten aus; das teutsche Leben bleibet hier rein und wird dort ver-

mischet, ist hier herrschend und muß dort dienen, nähret sich hier an fremder Eigenthümlichkeit und muß dort fremde Eigenthümlichkeit fördern; endlich finden zwischen einzelnen Staaten Berührungen Statt, welche kaum die Nachbaren fühlen, und welche keinesweges durch die ganze Welt des Mittel-Alters wirken, so wie in den einzelnen Staaten Ereignisse vorgehen, die keine Beziehung auf andere Staaten und noch weniger auf das Ganze haben. Um nun ohne Noth weder in der Geschichte aus einander zu reißen, was im Leben Eins war, noch in der Geschichte gewaltsam zu vereinigen, was das Leben getrennet hatte, möchte gut sein, innerhalb der Gränzen jener gemeinsamen, das Einzelne zum Ganzen verbindenden Zeiträume eine solche Stellung der Ereignisse zu wählen, welche das Getrennte als Getrenntes erscheinen läßt. Schwierig indeß bleibet die Anordnung immer, und nur durch ein wiederholtes und sorgfältiges Betrachten der mannigfaltigen Erscheinungen wird es möglich, eine klare Anschauung von Demjenigen zu gewinnen, was in Wort und Schrift immer verwirret, wenigstens undeutlich bleiben zu müssen scheinet.

12. Halten wir nun an der Bestimmung des Mittel-Alters fest, die oben (3, 4) gegeben worden ist, und übersehen wir dann den Gang der Entwickelung: so scheinet ein Versuch, die Geschichte des Mittel-Alters in fünf Büchern zusammenzustellen, in den Ereignissen selbst seine Rechtfertigung zu finden. Das erste Buch mag die Zeit umfassen von dem Auftritte

teutscher Völker in der Geschichte bis zu der Wanderung der Longobarden nach Italien und zur Gründung eines lombardischen Reiches in Italien (J. 570). Denn mit dieser Wanderung endigte sich zwar nicht die große Bewegung, welche Jahrhunderte lang die Völker der Erde gegen einander trieb, aber es endigte sich das Hineinströmen teutscher Völker in die Länder, die vormals von Rom beherrschet waren; es kam mehr Stätigkeit in das Leben, und die Stöße fremder Völker wurden an den Gränzen teutscher Herrschaft gebrochen. Das zweite Buch scheinet alsdann schicklich die Begebenheiten enthalten zu können, die sich bis zur gänzlichen Trennung des Reiches der Franken in das ostfränkische, Teutschland, und das westfränkische, Frankreich, ereigneten; einer Trennung, durch welche auch Italien in ein neues Verhältniß kam (J. 888). Hierauf mögen im dritten Buche die Ereignisse dargestellet werden, die sich zutrugen bis zur Vernichtung der teutschen Herrschaft über Italien, oder, um einen festen Punct zu gewinnen, bis zur Wahl Rudolf's von Habsburg (J. 1273), weil um diese Zeit der Kampf der weltlichen Macht mit dem Papste geendiget, die teutsche Uebermacht verschwunden, und, während im Norden teutsche Art und teutsches Leben ausgebreitet ward, Italien frei geworden war und der Kaiser seine alten Ansprüche aufgegeben hatte; auch wurden um diese Zeit überall die Wirkungen der Kreuzzüge sichtbar und die Slaven geriethen, hier von den Teutschen eingeenget und dort von Mongolen unterworfen, in nicht geringe Gefahr. Die Geschichte dieser Kreuzzüge aber, nach ihrem Ursprunge,

ihrem Gange und ihrer Bedeutung, wird alsdann das vierte Buch um so zweckmäßiger enthalten können, da diese Darstellung mit den Betrachtungen, zu welchen sie Veranlassung giebt, einen geeigneten Uebergang zu dem letzten Abschnitte zu geben scheinet, welcher die Zeit bis ans Ende des Mittel-Alters begreifet, und welcher das fünfte Buch füllen wird.

13. Diese Abtheilung in Betrachtung und Darstellung der Geschichte des Mittel-Alters, hat aber nicht bloß die äußeren Gründe für sich, die angedeutet sind, sondern auch die innere Entwickelung des Lebens scheinet für dieselbe zu sprechen, obwohl der Geist nicht, wie die Erscheinung, in bestimmte Gränzen eingeschlossen ist. In dem ersten Zeitraume nämlich herrschet die teutsche Eigenthümlichkeit rein und unvermischet. Es sind für die Teutschen die Tage der Freiheit, der Noth, der Rettung und des Sieges. Aber durch diesen Sieg wird das Lehen-Wesen erzeuget, das Christenthum macht sich geltend, und fremde Art und fremde Genüsse schleichen sich ein. Dadurch wird ein Kampf nothwendig, welcher durch den zweiten Zeitraum hindurch läuft; ein Kampf des Lehen-Wesens mit der alt-germanischen Freiheit, ein Kampf des Christenthumes mit der alt-germanischen Religion, ein Kampf des Fremden mit dem Ursprünglich-Teutschen, das Ganze einwirkend auf das Einzelne, das Einzelne auf das Ganze. Dieser Kampf wird im dritten Zeitraume vollendet, sofern er nach dem ganzen Geiste des Mittel-Alters (11) vollendet werden kann. Das Lehen-Wesen hat, soweit die teutsche Welt

gehet, über die Freiheit obgesieget, hat seine Höhe erreichet, und erzeuget das Größte und Schönste, das seine Natur möglich machte. Das Christenthum hat obgesieget über das Heidenthum, der Bau der christlichen Kirche ist geendiget, ihrer Herrschaft ist Alles unterworfen, und die erhabensten und gewaltigsten Erscheinungen werden bewirket durch diese Herrschaft. Dagegen sieget die teutsche Eigenthümlichkeit auf ihrem ursprünglichen Boden gegen alles Fremde, und erlieget nur in anderen Ländern; es bildet sich ein teutsches Volk unter anderen Völkern. Indem aber Lehen-Wesen und Kirchenthum, von ihrer Höhe herab, mit einander in Streit gerathen, treten aus der innersten Natur des menschlichen Geistes Keime einer neuen, volksthümlichen Freiheit im Staat und in der Kirche hervor, welche, durch die Kreuzzüge getrieben, sich in dem letzten Zeitraume des Mittel-Alters so weit entwickeln, daß am Ende desselben Alles in einer Spannung stehet, welche die Nothwendigkeit einer Lösung und einer anderen Ordnung auch wohl einem kalten Zweifler fühlbar macht.

Erstes Buch.

Von dem Auftritte der Teutschen bis zur Gründung des Reiches der Longobarden in Italien. J. 568.

Erstes Capitel.

Allgemeine Ansicht von den (geschichtlich-neuen) Ländern Europa's.

14. Die Länder der Erde, in welchen sich, nach Rom's Falle, die Bildung erhalten und gemehret hat, stellen sich dem vergleichenden Blicke sehr verschieden von jenen Ländern dar, in denen bisher Leben und Bildung geblühet hatten. In Asien's weitgedehneten, weidenreichen Fluren war der Uebergang vom nomadischen Stamm-Leben zu unbeschränkter Herrschaft, wenn nicht nothwendig, doch kaum vermeidlich; große Reiche, die keine sittliche Gränze anerkannten, mochten leicht entstehen, aber kaum konnte sich ein Volksthum in einem Staate kräftig gestalten. Aegypten's einsiedlerischer Reichthum machte die Ausbildung einer starken Eigenthümlichkeit nothwendig, und erzeugete ein ausgezeichnetes Volk. Aber das Bestehen und Gedeihen dieses Volkes hing lediglich von des Niles wunderreichen Gaben ab; und so wie dieser segenspendende Strom, geheimnißvoll in seinem Ursprung, und gesetzmäßig in

seiner Art, die Fluren theilet und befruchtet, so theilete und befruchtete eine religiose Macht, mit Bräuchen, die in ihrer Anwendung eben so streng, als in ihrer Entstehung unbegreiflich waren, das Leben der Menschen und unterwarf es dem doppelten Despotismus des Königes und der Priesterschaft. Die Beschaffenheit Griechenland's endlich, das Eindringen des Meeres, der Zug der Berge, die Stellung des Ganzen, begünstigte die Entwickelung des Lebens im Einzelnen, und führete zu Verbindungen, welche sich einer hohen bürgerlichen Freiheit, wiewohl auf Knechtschaft gestützet, erfreueten; aber eben damit war die Vereinigung zu einem bürgerlich begründeten Volks-Leben fast unmöglich gemacht. Die Bezeichnung: Hellas, blieb zwar eine merkwürdige Aeußerung der menschlichen Sehnsucht, aber es fehlete ihr in der Wirklichkeit an Grund und Boden.

15. Dagegen, wie ganz anders in den Ländern, welche jetzt die Aufmerksamkeit der Geschichte in Anspruch nehmen! Man kann Europa nicht betrachten, ohne in demselben ein gegliedertes Ganze zu erkennen. Es mag allerdings schwer sein, die Gränzen der Gliederung überall anzugeben: aber dem Gefühl entgehet man nicht, daß ganz Europa zu einer gleichartigen, jedoch in verschiedener Eigenthümlichkeit ausgeprägten Völker-Bildung bestimmet sei. Vielleicht wird durch die pyrenäische Halb-Insel, durch Italien, und durch die britischen Eilande der Maßstab gegeben: aber, da diese Länder als besondere Theile, für besondere Völker geeignet, erscheinen, so ist unmöglich, das Land östlich

von den Pyrenäen bis nach Asien hin, als ein einiges Ganze anzusehen; vielmehr suchet der Blick zwischen der gewaltigen Scheidung, welche die Alpen bilden, und dem Meer eine Länder-Gränze, weil die Nothwendigkeit einer Völker-Gränze gefühlet wird. Dasselbe Bedürfniß kündiget sich wieder an, wenn man, östlich fortgehend, die Spitze des adriatischen Meeres erreichet hat; man suchet nach dem baltischen Meere hin eine Markung, wie man leicht bis zum schwarzen eine andere findet. Denn diese Theile des großen Ganzen sind, obwohl höchst verschieden, doch alle in sich selbst so reich, und bieten in Flüssen und Meeren eine so mannigfaltige Gelegenheit zum Verkehre mit den übrigen Ländern der Erde dar, daß sie ihren Bewohnern alle Mittel zu gewähren scheinen, welche eine eigenthümliche Volks-Bildung erfordern möchte. Nur da, wo das baltische Meer aufhöret mit dem südlich gegenüber stehenden schwarzen Meere das Land einzuschließen, verlieret sich der Blick in unermeßliche Fluren. Man glaubt eine asiatische Natur zu bemerken. Der Gedanke an volksthümliche Staaten verschwindet, und die Nothwendigkeit großer Herrschaften dränget sich auf. Im Uebrigen ist es auffallend, daß die Gränzen der Länder um so schwerer zu finden sind, je geringer ihre Berührung mit dem Meer ist. Haben etwa die Völker, welche zu diesem belebenden und Alles verbindenden Elemente nur wenige Zugänge finden, nöthig, sich mehr mit anderen Völkern zu reiben, um jenen Abgang zu ersetzen? Und wenn die Bewohner von Inseln und Halb-Inseln hinter Meeren und Gebirgen Sicherheit

[illegible] der gegenseitige
[illegible] dem Ein-
[illegible]?

[illegible] Unter
[illegible]

[illegible] der [illegible]

sie verfolget hat, ist so oft von Osten nach Westen, und von Süden nach Norden gelocket, daß er bei den späteren, geschichtlich-bedeutenden Erscheinungen muthlos und ermattet angekommen zu sein scheinet. Glücklicher Weise träget die Beantwortung jener Frage für das Verständniß der späteren Erscheinungen wenig aus; und durch das Verfolgen dieser Völker-Namen wird die Entwickelung, welche die wirkliche Geschichte zu beobachten vermag, um Nichts begreiflicher! Zu der Zeit, als Rom aufhörete zu herrschen, waren schon Viele von den Bewohnern dieser Länder in ihrer volksthümlichen Art vernichtet. Wohl hatten auch diese Völker oder Völker-Stämme dem Geiste gedienet, welcher im Ablaufe der Zeiten im Leben der Menschen erscheinen soll; sie hatten den Völkern des Alterthumes möglich gemacht, zu werden, was sie geworden sind; sie hatten für die Berührung der Bildung des Alterthumes mit dem Geiste der neueren Zeit Raum und Mittel hergegeben: aber ihr eigenthümliches Wesen hatte darüber seine historische Bedeutung verloren, und in der Geschichte gleichen sie den Kindern, welche in der Geburt ersticken, nachdem man kaum Anzeichen des Lebens an ihnen wahrgenommen hat.

17. Die Einwohner Spanien's, zuerst durch der Phönizier klugen Handelsgeist um die Benutzung des Meeres betrogen, und nachmals durch die kriegerische Habsucht der Karthager in der Trennung erhalten, waren zuletzt durch Rom's Raubgierde und Eroberungslust, unter scheuslichen Gräueln, nicht ohne einzelne,

[illegible] ehrwürdige Kämpfe für die Freiheit, zu [illegible] Unterwerfung gebracht. Die Völker gal- [illegible] Stammes waren ursprünglich weit über die süd- [illegible] der neuern Bildung verbreitet. Von der [illegible] der Pyrenäen her füllten sie den größ- [illegible] des Landes, das später Frankreich genannt [illegible] wie im nördlichen Italien, so im süd- [illegible] weit die Donau hinab ihre Sitze, [illegible] sich auf den britischen Inseln mit germani- [illegible] haben mögen. Nachdem aber die ei- [illegible] Masse dieser Völker, in Italien und [illegible] durch eigene Uneinigkeit, im Stamm- [illegible] begründet, nachmals durch römische [illegible] und Gewalt, unter schmählichem Blutver- [illegible] zur Unterwerfung und zum Leben für Rom's [illegible] gezwungen war: da fehlte es den Ueberresten [illegible] bestimmten Halt. Um so leichter konnten sie [illegible] werden. Auf gleiche Weise, zu gleichem Zweck und mit gleichen Waffen wurde der südliche und [illegible] Theil Britannien's so weit in römische Bothmäßigkeit gebracht, daß die nördlichen Gaue, wie erhaben auch die Gesinnung sein mochte, welche die Hochlande Caledonien's in der Brust freier Menschen nähreten, kaum der allmäligen Unterjochung oder Ertödtung entgangen sein dürften, wenn nicht von einer anderen Seite andere Verhältnisse herbei geführet wären. Irland würde alsdann dem Schicksale des größeren Nachbar-Eilandes schwerlich entgangen sein. Jene anderen Verhältnisse aber wurden zunächst durch teutsche [illegible] bewirket. Diese teutschen Völker wohneten, schei-

net es, von Britanien und der gegenüber liegenden Küste an, zwischen den Völkern gallisches Stammes und den nördlichen Meeren Teutschland's, und hinüber bis dahin, wo in Skandinavien's Gefilden mehr und mehr die Natur erstarret und das Leben stocket. An dem Freisinne dieser Völker scheiterte die Arglist, mit welcher die Römer alle Staaten zu bethören und zu verwirren wußten, die das Unglück hatten, ihre Nachbaren zu werden, und vor ihrer Kraft sank die Ueberlegenheit in der Kriegskunst zusammen, in deren Bewußtsein die Römer die Unterjochung der Welt unternahmen. Die Teutschen aber, sich in alter Selbständigkeit gegen die Römer erhaltend, oder doch zu alter Selbständigkeit wieder erhebend, sicherten den östlich wohnenden Völkern, sarmatisches oder slavisches Stammes, die Unabhängigkeit gegen eben diese Römer. Nur von Asien her schien diesen Völkern Gefahr kommen zu können: denn die Finnen und Letten, obwohl auch sie ihre Zeit gehabt haben mögen, scheinen niemals furchtbar gewesen zu sein.

Zweites Capitel.

Der Teutschen Auftritt, Noth und Rettung.

18. Die Völker, welchen die Römer den Namen Germanen beilegten, haben sich selbst ohne Zweifel von Alters her Teutsche genannt. Die Römer lerneten jene Benennung in Gallien kennen; und hier soll dieselbe dadurch entstanden sein, daß die Wehrmannen ei-

[illegible] der Tungern, um die besiegten [illegible] erhalten, ihren Namen — Wehr- [illegible] Teutschen gebrauchten, daß die [illegible] nach ihrer Mundart Germanen [illegible] teutsche Völker beibehielten, und [illegible] den Römern überlieferten. [illegible] die erste, unmittelbare Berührung [illegible] und Römern Statt fand, war die [illegible] als National-Name, wohl [illegible] und hieraus erkläret sich vielleicht [illegible] der Römer über die Abstammung [illegible] Sie aber waren Teutsche, [illegible] Dafür spricht nicht nur [illegible] dafür sprechen auch [illegible] einzelner Menschen; und [illegible] und Sitten. Diese [illegible] diese Liebe [illegible] Forderungen, diese [illegible] Furchtbarkeit in der [illegible] und Aufopferung [illegible] als unleugbar die- [illegible] durch welche die [illegible] und Alles [illegible] Ansehen er- [illegible] wiederkehren.

[illegible] und Teutonen [illegible] Volkes, oder [illegible] Völker angesehen, [illegible] über die Ursachen [illegible] Wanderung hat man, aus allgemeinen Gründen,

vermuthet, daß sie ihre Heimath, von des Südens Licht und Genüssen gereizet, und wegen des Mangels nöthiger Lebens-Mittel verlassen haben. Möglich aber wäre wohl, daß das, was als die Wanderung eines Volkes erscheinet, in der That nur eine Heerfahrt gewesen, und unstreitig sind besondere Veranlassungen, die wir nicht kennen, vorher gegangen. Wahrscheinlich hatten die Teutschen Kriege mit den gallischen Völkern im südlichen Teutschlande bestanden, und die Verfolgung ihrer Siege hatte sie bis zu den Alpen geführet. Aus der ganzen lückenhaften und seltsamen Geschichte ihrer Unternehmungen scheinet wenigstens hervor zu gehen, daß sie keinesweges einen Einfall in Italien oder einen Kampf wider Rom beabsichtiget, sondern daß sie lediglich die gallischen Völker mit Krieg zu überziehen gesuchet haben. Unerwartet trat ihnen Rom, im Bewußtsein oft erprüfter Künste der Waffen und des Betruges, entgegen, als sie den römischen Gränzen nahe kamen. Sie, überraschet, erkläreten sich friedlich, und gaben dem Consul Papirius Carbo (113 v. Christo) in der Schlacht bei Noreja nur einen Beweis von teutscher Art und Kraft, weil er durch arge Treulosigkeit eine Züchtigung verdienet hatte. Nach dem Siege jedoch verfolgeten sie, ohne sich weiter um Rom zu bekümmern, sogleich ihren Zweck, unterwarfen gallische Völker weit und breit, brachten Angst und Schrecken über andere, oder veranlaßten dieselben zur Theilname an ihre Sache, wie die Tiguriner, Toygener und Ambroner. Die Römer aber, durch diesen Beitritt gallischer Völker für ihre gallische Provinz doppelt besorgt, rüsteten von Neuem. Hierauf boten die Teut-

...nsul Silanus und dem Senate selbst ein
..., gleichsam gegen gemeinschaftliche Feinde
... Kauft um gegenseitige Anerkennung des
..., wie von den Römern, eroberten Landes.
...nung dieses Antrages erforderte allerdings
...eit, den Consul und seine Macht (109 v.
...nichten. Des Cassius Unglück und Schmach
... den Tigurinern gleichfalls auf römischen An⸗
...gt. Eben so wurde an dem Scaurus nur
...ert für Cäpio's Grausamkeit. Die schreckliche
...n Rhodan, in welcher die Römer unter Man⸗
... Cäpio eine Niederlage erlitten, wie kaum je
... v. Chr.), wurde wiederum nur von den Teut⸗
...agen, als ein neuer Friedens⸗Antrag höh⸗
...uck gewiesen war. Und auch dieses Mal ver⸗
...n sie nicht ihren Sieg, sondern sie wandten sich, wie
..., wieder gegen die Gallier. Als aber endlich
...us in seiner Weise und mit seinem Geist eine
...are Rüstung gegen sie betrieb, und nicht müde
..., ungeachtet sie durch ein vierjähriges friedliches Be⸗
...n ihre Gesinnung bewähreten: da mußten sie freilich
... den Einbruch in Italien und die Bezwingung Rom's
... nothwendig halten. Im Gefühl ihrer Kraft jedoch,
... im Andenken an ihre Thaten, faßten sie einen zu
...wegenen Plan. Sie theileten sich, um desto sicherer
auf ein Mal Alles zu erreichen; dabei waren sie heftig,
übermüthig und unachtsam. Also gingen sie (101 — 100
... v. Chr.) zu Grunde, bei Aquä Sextiä die Teu⸗
...le Cimbrer in dem Raudischen Gefilde. Die
...en Helvetier gaben den Kampf auf. Dieser

Untergang war für die Entwickelung des Geistes und für die Ueberlieferung alter Bildung gewiß ein Glück; aber die Art, mit welcher Cimbrer und Teutonen, Männer und Frauen, gekämpfet hatten und gefallen waren, führte ihr Volk auf eine höchstwürdige Weise in die Geschichte ein, und machte auf die Römer einen Eindruck, welcher nie wieder erloschen ist. Dadurch sind sie, auch für ihr Volk, nicht umsonst gefallen. (I, 346).

20. So sehr wir nun auch gewohnet sind, die Unternehmung der Cimbrer und Teutonen als ein einzelnes Ereigniß anzusehen, weil sie bei den römischen und griechischen Schriftstellern als ein solches erscheinet: so gewiß möchte doch sein, daß sie, wie mit früheren, so mit späteren Begebenheiten im Zusammenhange gestanden habe. Offenbar blieb eine große Bewegung unter den germanischen und gallischen Völkern. Die alten Gränzen wurden durchbrochen; die Teutschen waren im Ganzen im Vortheil, und brachten gegen Süden und Westen Länder in ihre Gewalt. Wir vermögen jedoch um so weniger diese Bewegungen zu übersehen, da uns nur bei dem Zusammentreffen Cäsar's mit Ariovistus in Gallien (57 J. v. Chr.) ein Rückblick auf dieselben vergönnet ist. Dieses Zusammentreffen aber, wiederum von dem Römer gesucht, ist nicht nur merkwürdig wegen jenes Rückblickes, sondern auch, und noch weit mehr, weil es uns der Teutschen Kriegs-Ordnung zeiget, ihre Ansicht vom Eroberungs-Recht, ihre völkerrechtlichen Grundsätze, und mannigfache Ver-

schen dem Consul Silanus und dem Senate selbst ein Bündniß an, gleichsam gegen gemeinschaftliche Feinde Waffen und Faust um gegenseitige Anerkennung des von ihnen, wie von den Römern, eroberten Landes. Nach Ablehnung dieses Antrages erforderte allerdings ihre Sicherheit, den Consul und seine Macht (109 v. Chr.) zu vernichten. Des Cassius Unglück und Schmach wurde von den Tigurinern gleichfalls auf römischen Anreiz verhänget. Eben so wurde an dem Scaurus nur Rache geübet für Cäpio's Grausamkeit. Die schreckliche Schlacht am Rhodan, in welcher die Römer unter Manlius und Cäpio eine Niederlage erlitten, wie kaum je zuvor (105 v. Chr.), wurde wiederum nur von den Teutschen geschlagen, als ein neuer Friedens-Antrag höhnisch zurück gewiesen war. Und auch dieses Mal verfolgeten sie nicht ihren Sieg, sondern sie wandten sich, wie immer, wieder gegen die Gallier. Als aber endlich Marius in seiner Weise und mit seinem Geist eine furchtbare Rüstung gegen sie betrieb, und nicht müde ward, ungeachtet sie durch ein vierjähriges friedliches Benehmen ihre Gesinnung bewähreten: da mußten sie freilich wohl den Einbruch in Italien und die Bezwingung Rom's für nothwendig halten. Im Gefühl ihrer Kraft jedoch, und im Andenken an ihre Thaten, faßten sie einen zu verwegenen Plan. Sie theileten sich, um desto sicherer auf ein Mal Alles zu erreichen; dabei waren sie heftig, übermüthig und unachtsam. Also gingen sie (101 — 100 Jahre v. Chr. [illegible] Grunde, bei Aquä Sextiä die Teutonen, die [illegible] dem Raudischen Gefilde. Die verb[illegible] aber den Kampf auf. Dieser

Untergang war für die Entwickelung des Geistes und für die Ueberlieferung alter Bildung gewiß ein Glück; aber die Art, mit welcher Cimbrer und Teutonen, Männer und Frauen, gekämpfet hatten und gefallen waren, führte ihr Volk auf eine höchstwürdige Weise in die Geschichte ein, und machte auf die Römer einen Eindruck, welcher nie wieder erloschen ist. Dadurch sind sie, auch für ihr Volk, nicht umsonst gefallen. (I, 346).

20. So sehr wir nun auch gewohnet sind, die Unternehmung der Cimbrer und Teutonen als ein einzelnes Ereigniß anzusehen, weil sie bei den römischen und griechischen Schriftstellern als ein solches erscheinet: so gewiß möchte doch sein, daß sie, wie mit früheren, so mit späteren Begebenheiten im Zusammenhange gestanden habe. Offenbar blieb eine große Bewegung unter den germanischen und gallischen Völkern. Die alten Gränzen wurden durchbrochen; die Teutschen waren im Ganzen im Vortheil, und brachten gegen Süden und Westen Länder in ihre Gewalt. Wir vermögen jedoch um so weniger diese Bewegungen zu übersehen, da uns nur bei dem Zusammentreffen Cäsar's mit Ariovistus in Gallien (57 J. v. Chr.) ein Rückblick auf dieselben vergönnet ist. Dieses Zusammentreffen aber, wiederum von dem Römer gesucht, ist nicht nur merkwürdig wegen jenes Rückblickes, sondern auch, und noch weit mehr, weil es uns der Teutschen Kriegs-Ordnung zeiget, ihre Ansicht vom Eroberungs-Recht, ihre völkerrechtlichen Grundsätze, und mannigfache Ver-

seiner Art, die Fluren theilet und befruchtet, so theilete und befruchtete eine religiose Macht, mit Bräuchen, die in ihrer Anwendung eben so streng, als in ihrer Entstehung unbegreiflich waren, das Leben der Menschen und unterwarf es dem doppelten Despotismus des Königes und der Priesterschaft. Die Beschaffenheit Griechenland's endlich, das Eindringen des Meeres, der Zug der Berge, die Stellung des Ganzen, begünstigte die Entwickelung des Lebens im Einzelnen, und führete zu Verbindungen, welche sich einer hohen bürgerlichen Freiheit, wiewohl auf Knechtschaft gestützet, erfreueten; aber eben damit war die Vereinigung zu einem bürgerlich begründeten Volks-Leben fast unmöglich gemacht. Die Bezeichnung: Hellas, blieb zwar eine merkwürdige Aeußerung der menschlichen Sehnsucht, aber es fehlete ihr in der Wirklichkeit an Grund und Boden.

15. Dagegen, wie ganz anders in den Ländern, welche jetzt die Aufmerksamkeit der Geschichte in Anspruch nehmen! Man kann Europa nicht betrachten, ohne in demselben ein gegliedertes Ganze zu erkennen. Es mag allerdings schwer sein, die Gränzen der Gliederung überall anzugeben: aber dem Gefühl entgehet man nicht, daß ganz Europa zu einer gleichartigen, jedoch in verschiedener Eigenthümlichkeit ausgeprägten Völker-Bildung bestimmet sei. Vielleicht wird durch die pyrenäische Halb-Insel, durch Italien, und durch die britischen Eilande der Maßstab gegeben: aber, da diese Länder als besondere Theile, für besondere Völker geeignet, erscheinen, so ist unmöglich, das Land östlich

von den Pyrenäen bis nach Asien hin, als ein einiges Ganze anzusehen; vielmehr suchet der Blick zwischen der gewaltigen Scheidung, welche die Alpen bilden, und dem Meer eine Länder-Gränze, weil die Nothwendigkeit einer Völker-Gränze gefühlet wird. Dasselbe Bedürfniß kündiget sich wieder an, wenn man, östlich fortgehend, die Spitze des adriatischen Meeres erreichet hat; man suchet nach dem baltischen Meere hin eine Markung, wie man leicht bis zum schwarzen eine andere findet. Denn diese Theile des großen Ganzen sind, obwohl höchst verschieden, doch alle in sich selbst so reich, und bieten in Flüssen und Meeren eine so mannigfaltige Gelegenheit zum Verkehre mit den übrigen Ländern der Erde dar, daß sie ihren Bewohnern alle Mittel zu gewähren scheinen, welche eine eigenthümliche Volks-Bildung erfordern möchte. Nur da, wo das baltische Meer aufhöret mit dem südlich gegenüber stehenden schwarzen Meere das Land einzuschließen, verlieret sich der Blick in unermeßliche Fluren. Man glaubt eine asiatische Natur zu bemerken. Der Gedanke an volksthümliche Staaten verschwindet, und die Nothwendigkeit großer Herrschaften dränget sich auf. Im Uebrigen ist es auffallend, daß die Gränzen der Länder um so schwerer zu finden sind, je geringer ihre Berührung mit dem Meer ist. Haben etwa die Völker, welche zu diesem belebenden und Alles verbindenden Elemente nur wenige Zugänge finden, nöthig, sich mehr mit anderen Völkern zu reiben, um jenen Abgang zu ersetzen? Und wenn die Bewohner von Inseln und Halb-Inseln hinter Meeren und Gebirgen Sicherheit

[illegible] für die [illegible] Völker die gegenseitige
[illegible] die beste Gränze, weil sie vor dem Ein-
[illegible] und zur [illegible]nniß?

19. Die Frage: wann und woher diese Länder
[illegible] Bevölkerung erhalten haben? — ist allerdings
[illegible] Interesse, und mag den Geist zu
[illegible] aufreizen; aber wenn uns
[illegible] weniger, als allgemeine
[illegible], so muß doch die Beant-
[illegible] der Natur der Sache immer
[illegible] ungewiß ist das
[illegible] vor ihren Kriegen mit
[illegible]seligen Art getreu,
[illegible] die Barbaren in diesen Ge-
[illegible] nördlich und westlich woh-
[illegible] die Namen Scythen und Kelten in
[illegible], um doch von ihnen sprechen zu kön-
nen, und [illegible] sie von ihnen sagen, das haben sie nicht
[illegible] unserer [illegible] zeigt, sondern für ihre Zeit und
ihre Verhältnisse, die Römer aber besseren gewöhnlich
[illegible] mit dem Schwerte der Eroberung auf. Die Vor-
stellungen, Nachrichten und Mährchen, welche im Ab-
laufe der Zeit der Griechen und Römern über diese Ge-
genden in Umlauf kamen, sind an eine Menge von
Völker-Namen geknüpfet, die kaum einen anderen Werth
haben, als daß sie ihnen wie Träger dienen. Zuweilen
scheinen diese Völker-Namen wie Fels-Spitzen aus
dem Meere hervor zu ragen; öfter jedoch gleichen sie
den Irrwischen auf einem Sumpf, und Mancher, der

sie verfolget hat, ist so oft von Osten nach Westen, und von Süden nach Norden gelocket, daß er bei den späteren, geschichtlich-bedeutenden Erscheinungen muthlos und ermattet angekommen zu sein scheinet. Glücklicher Weise träget die Beantwortung jener Frage für das Verständniß der späteren Erscheinungen wenig aus; und durch das Verfolgen dieser Völker-Namen wird die Entwickelung, welche die wirkliche Geschichte zu beobachten vermag, um Nichts begreiflicher! Zu der Zeit, als Rom aufhörete zu herrschen, waren schon Viele von den Bewohnern dieser Länder in ihrer volksthümlichen Art vernichtet. Wohl hatten auch diese Völker oder Völker-Stämme dem Geiste gedienet, welcher im Ablaufe der Zeiten im Leben der Menschen erscheinen soll; sie hatten den Völkern des Alterthumes möglich gemacht, zu werden, was sie geworden sind; sie hatten für die Berührung der Bildung des Alterthumes mit dem Geiste der neueren Zeit Raum und Mittel hergegeben: aber ihr eigenthümliches Wesen hatte darüber seine historische Bedeutung verloren, und in der Geschichte gleichen sie den Kindern, welche in der Geburt ersticken, nachdem man kaum Anzeichen des Lebens an ihnen wahrgenommen hat.

17. Die Einwohner Spanien's, zuerst durch der Phönizier klugen Handelsgeist um die Benutzung des Meeres betrogen, und nachmals durch die kriegerische Habsucht der Karthager in der Trennung erhalten, waren zuletzt durch Rom's Raubgierde und Eroberungslust, unter scheuslichen Gräueln, nicht ohne einzelne,

große und ruhmwürdige Kämpfe für die Freiheit, zu jammervoller Unterwerfung gebracht. Die Völker gallisches Stammes waren ursprünglich weit über die südlichen Länder der neuen Bildung verbreitet. Von der westlichen Seite der Pyrenäen her füllten sie den größten Theil des Landes, das später Frankreich genannt ist, und hatten, wie im nördlichen Italien, so im südlichen Teutschland weit die Donau hinab ihre Sitze, während sie sich auf den britischen Inseln mit germanischer Art berühret haben mögen. Nachdem aber die eigentliche Kern-Masse dieser Völker, in Italien und Frankreich, zuerst durch eigene Uneinigkeit, im Stamm- und Kasten-Wesen begründet, nachmals durch römische List, Kunst und Gewalt, unter schmählichem Blutvergießen, zur Unterwerfung und zum Leben für Rom's Entwürfe gezwungen war: da fehlte es den Ueberresten an einem bestimmten Halt. Um so leichter konnten sie vernichtet werden. Auf gleiche Weise, zu gleichem Zweck und mit gleichen Waffen wurde der südliche und schönste Theil Britannien's so weit in römische Botmäßigkeit gebracht, daß die nördlichen Gaue, wie erhaben auch die Gesinnung sein mochte, welche die Hochlande Caledonien's in der Brust freier Menschen nähreten, kaum der allmäligen Unterjochung oder Ertödtung entgangen sein dürften, wenn nicht von einer anderen Seite andere Verhältnisse herbei geführet wären. Irland würde alsdann dem Schicksale des größeren Nachbar-Eilandes schwerlich entgangen sein. Jene anderen Verhältnisse aber wurden zunächst durch teutsche Völker bewirket. Diese teutschen Völker wohneten, schei-

net es, von Britanien und der gegenüber liegenden Küste an, zwischen den Völkern gallisches Stammes und den nördlichen Meeren Teutschland's, und hinüber bis dahin, wo in Skandinavien's Gefilden mehr und mehr die Natur erstarret und das Leben stocket. An dem Freisinne dieser Völker scheiterte die Arglist, mit welcher die Römer alle Staaten zu bethören und zu verwirren wußten, die das Unglück hatten, ihre Nachbaren zu werden, und vor ihrer Kraft sank die Ueberlegenheit in der Kriegskunst zusammen, in deren Bewußtsein die Römer die Unterjochung der Welt unternahmen. Die Teutschen aber, sich in alter Selbständigkeit gegen die Römer erhaltend, oder doch zu alter Selbständigkeit wieder erhebend, sicherten den östlich wohnenden Völkern, sarmatisches oder slavisches Stammes, die Unabhängigkeit gegen eben diese Römer. Nur von Asien her schien diesen Völkern Gefahr kommen zu können: denn die Finnen und Letten, obwohl auch sie ihre Zeit gehabt haben mögen, scheinen niemals furchtbar gewesen zu sein.

Zweites Capitel.

Der Teutschen Auftritt, Noth und Rettung.

18. Die Völker, welchen die Römer den Namen Germanen beilegten, haben sich selbst ohne Zweifel von Alters her Teutsche genannt. Die Römer lerneten jene Benennung in Gallien kennen; und hier soll dieselbe dadurch entstanden sein, daß die Wehrmannen ei-

nes teutschen Volkes, der Tungern, um die besiegten Gallier in Furcht zu erhalten, ihren Namen — Wehrmannen — von allen Teutschen gebrauchten, daß die Gallier diesen Namen, nach ihrer Mundart Germanen ausgesprochen, für alle teutsche Völker beibehielten, und ihn, in dieser Gestalt, später den Römern überlieferten. Zu der Zeit aber, da die erste, unmittelbare Berührung zwischen Teutschen und Römern Statt fand, war die Benennung Germanen, als National-Name, wohl noch nicht vorhanden; und hieraus erkläret sich vielleicht die lange Ungewißheit der Römer über die Abstammung der Cimbrer und Teutonen. Sie aber waren Teutsche, diese Cimbrer und Teutonen. Dafür spricht nicht nur die Richtung ihrer Kriegs-Züge: dafür sprechen auch die Namen, wie der Völker, so einzelner Menschen; und nicht minder zeugen dafür Leben und Sitten. Diese hohe Gesinnung, diese Treue und Ehre, diese Liebe zur Freiheit, diese Bescheidenheit bei Forderungen, diese Kühnheit in der That, diese Furchtbarkeit in der Schlacht, diese Hingebung endlich und Aufopferung sind eben so viele Züge teutscher Art, als unleugbar diese Sorglosigkeit und Saumseligkeit, durch welche die That erstirbt, die Frucht derselben verfaulet, und Alles Geschehene und Erstrebte ein abenteuerliches Ansehen erhält, nicht selten im Leben der Teutschen wiederkehren.

19. Man hat den Zug der Cimbrer und Teutonen immer als die Wanderung eines ganzen Volkes, oder gar mehrerer Völker angesehen, und über die Ursachen dieser Wanderung hat man, aus allgemeinen Gründen,

vermuthet, daß sie ihre Heimath, von des Südens Licht und Genüssen gereizet, und wegen des Mangels nöthiger Lebens-Mittel verlassen haben. Möglich aber wäre wohl, daß das, was als die Wanderung eines Volkes erscheinet, in der That nur eine Heerfahrt gewesen, und unstreitig sind besondere Veranlassungen, die wir nicht kennen, vorher gegangen. Wahrscheinlich hatten die Teutschen Kriege mit den gallischen Völkern im südlichen Teutschlande bestanden, und die Verfolgung ihrer Siege hatte sie bis zu den Alpen geführet. Aus der ganzen lückenhaften und seltsamen Geschichte ihrer Unternehmungen scheinet wenigstens hervor zu gehen, daß sie keinesweges einen Einfall in Italien oder einen Kampf wider Rom beabsichtiget, sondern daß sie lediglich die gallischen Völker mit Krieg zu überziehen gesuchet haben. Unerwartet trat ihnen Rom, im Bewußtsein oft erprüfter Künste der Waffen und des Betruges, entgegen, als sie den römischen Gränzen nahe kamen. Sie, überraschet, erkläreten sich friedlich, und gaben dem Consul Papirius Carbo (113 v. Christo) in der Schlacht bei Noreja nur einen Beweis von teutscher Art und Kraft, weil er durch arge Treulosigkeit eine Züchtigung verdienet hatte. Nach dem Siege jedoch verfolgeten sie, ohne sich weiter um Rom zu bekümmern, sogleich ihren Zweck, unterwarfen gallische Völker weit und breit, brachten Angst und Schrecken über andere, oder veranlaßten dieselben zur Theilname an ihre Sache, wie die Tiguriner, Toygener und Ambroner. Die Römer aber, durch diesen Beitritt gallischer Völker für ihre gallische Provinz doppelt besorgt, rüsteten von Neuem. Hierauf boten die Teut-

ſchen dem Conſul Silanus und dem Senate ſelbſt ein Bündniß an, gleichſam gegen gemeinſchaftliche Feinde Waffen und Fauſt um gegenſeitige Anerkennung des von ihnen, wie von den Römern, eroberten Landes. Nach Ablehnung dieſes Antrages erforderte allerdings ihre Sicherheit, den Conſul und ſeine Macht (109 v. Chr.) zu vernichten. Des Caſſius Unglück und Schmach wurde von den Tigurinern gleichfalls auf römiſchem Anreiz verhänget. Eben ſo wurde an dem Scaurus nur Rache geübet für Cäpio's Grauſamkeit. Die ſchreckliche Schlacht am Rhodan, in welcher die Römer unter Manlius und Cäpio eine Niederlage erlitten, wie kaum je zuvor (105 v. Chr.), wurde wiederum nur von den Teutſchen geſchlagen, als ein neuer Friedens-Antrag höhniſch zurück gewieſen war. Und auch dieſes Mal verfolgeten ſie nicht ihren Sieg, ſondern ſie wandten ſich, wie immer, wieder gegen die Gallier. Als aber endlich Marius in ſeiner Weiſe und mit ſeinem Geiſt eine furchtbare Rüſtung gegen ſie betrieb, und nicht müde ward, ungeachtet ſie durch ein vierjähriges friedliches Benehmen ihre Geſinnung bewähreten: da mußten ſie freilich wohl den Einbruch in Italien und die Bezwingung Rom's für nothwendig halten. Im Gefühl ihrer Kraft jedoch, und im Andenken an ihre Thaten, faßten ſie einen zu verwegenen Plan. Sie theileten ſich, um deſto ſicherer auf ein Mal Alles zu erreichen; dabei waren ſie heftig, übermüthig und unachtſam. Alſo gingen ſie (101 — 100 Jahre v. Chr.) zu Grunde, bei Aquä Sextiä die Teutonen, die Cimbrer in dem Raudiſchen Gefilde. Die verbündeten Helvetier gaben den Kampf auf. Dieſer

Untergang war für die Entwickelung des Geistes und für die Ueberlieferung alter Bildung gewiß ein Glück; aber die Art, mit welcher Cimbrer und Teutonen, Männer und Frauen, gekämpfet hatten und gefallen waren, führte ihr Volk auf eine höchstwürdige Weise in die Geschichte ein, und machte auf die Römer einen Eindruck, welcher nie wieder erloschen ist. Dadurch sind sie, auch für ihr Volk, nicht umsonst gefallen. (I, 346).

20. So sehr wir nun auch gewohnet sind, die Unternehmung der Cimbrer und Teutonen als ein einzelnes Ereigniß anzusehen, weil sie bei den römischen und griechischen Schriftstellern als ein solches erscheinet: so gewiß möchte doch sein, daß sie, wie mit früheren, so mit späteren Begebenheiten im Zusammenhange gestanden habe. Offenbar blieb eine große Bewegung unter den germanischen und gallischen Völkern. Die alten Gränzen wurden durchbrochen; die Teutschen waren im Ganzen im Vortheil, und brachten gegen Süden und Westen Länder in ihre Gewalt. Wir vermögen jedoch um so weniger diese Bewegungen zu übersehen, da uns nur bei dem Zusammentreffen Cäsar's mit Ariovistus in Gallien (57 J. v. Chr.) ein Rückblick auf dieselben vergönnet ist. Dieses Zusammentreffen aber, wiederum von dem Römer gesucht, ist nicht nur merkwürdig wegen jenes Rückblickes, sondern auch, und noch weit mehr, weil es uns der Teutschen Kriegs-Ordnung zeiget, ihre Ansicht vom Eroberungs-Recht, ihre völkerrechtlichen Grundsätze, und mannigfache Ver-

[illegible] eine merkwürdige politische Auf-
[illegible] er mit aller Einsicht vermochte Ario-
[illegible] ungemessen Gewaltigen Arm's, und
[illegible] Anwendung derselben zu begegnen,
[illegible] Sinn und der Kraft seiner
[illegible] Natur und Cäsar's Kriegs-Kunst zu
[illegible] Stande nur. [illegible] in der furchtba-
[illegible] welcher er gegen den Willen seiner Göt-
[illegible] genen Sinn genöthiget wurde. Seine
[illegible] doch möchte weniger groß gewesen sein,
[illegible] teutscher Stamm (die Ubier), in der
[illegible] das Unglück eines alten Feindes benutzend,
[illegible] tung desselben sich erhoben, und in trauriger
[illegible] die gefährliche Freundschaft der Römer ge-
[illegible] Diese Niederlage aber führete den römischen
[illegible] bis zu den Ufern des alten Rheines, und
[illegible] in Verbindungen, Lagen und Verhältnisse,
[illegible] welche er zur Unterwerfung aller Völker jenseits
[illegible] Flusses fast eben so sehr gezwungen ward, als er
[illegible] seinen Geist und seine Entwürfe zu dieser Un-
[illegible] gereizet fühlete. Die teutschen Stämme jen-
[illegible] des Rheines entgingen dem gräuelvollen Unglücke
[illegible] das durch List, Verrath und Gewalt über Alle
[illegible] aber mehrere, die Nervier, die Eburonen, die
[illegible] nahmen, ehe sie fielen, mit den Galliern für die
[illegible] geraubte Freiheit und für die verletzte Treue blutige
Rache, und keiner zeigete sich von dem Sinn entblößet,
in welchem die Rettung teutscher Volksthümlichkeit ge-
sichert war, als die Welt der allgemeinen Knechtschaft
geweihet zu sein schien; von dem Sinne, vor welchem

Cäsar zwei Male schmählich zurück wich, als er, durch der Ubier Freundschaft, und die eigene Begierde zugleich bewogen, über den Rhein gegangen war, mehr aus Eitelkeit und Ruhmsucht, als um sich Gehorsam, und seinen Verbündeten Ruhe zu verschaffen. (55 und 53 J. v. Chr.) — Die stolze Selbstgefälligkeit, mit welcher er den Brückenbau betrieben hatte, verwandelte sich vor diesem Sinn in die traurige Erinnerung an eine zwecklose Grausamkeit. Die teutschen Jünglinge aber, welche fortan Cäsar's Werbung folgten, eben so oft verlockt, als durch ihre Kampflust und ihre alten Streitigkeiten mit den Galliern fortgezogen, thaten nicht Unrecht, Cäsar's Schlachten redlich und eiferig hinaus zu kämpfen. Unter einem solchen Meister lerneten sie die Kriegs-Kunst, wirketen dienend zu Rom's künftiger Unterwerfung, und dieneten dadurch in der That ihrem Vaterland, in dessen Treue gewöhnlich ihre Seele blieb. (I, 363).

21. Mehrere Jahrzehende verlaufen dunkel, weil über den gewirrvollen Gräueln, durch welche Rom um ihre Freiheit und in die Gewalt eines Einigen gebracht wurde, die Geschichte Umsicht und Theilnahme verlor. Die Römer jedoch hatten hinlänglichen Stoff zu neuen Zwisten unter die Teutschen geworfen. Als sie daher Meister der Hoch-Lande geworden, welche Italien nördlich umkränzen und beschützen, und als sie, nach einem furchtbaren Kampfe mit den zahlreichen Völkern des Gebirges, bis zu den Ufern der Donau vorgegangen waren (I, 373): da mußte der Allein-Herrscher

[illegible] n der Erbschaft alt-römischer Politik, wohl [illegible] Unterwerfung der nördlichen Länder bis zum Mee-[illegible]ren. Ueberdieß hatte Cäsar Erinnerungen hinter-lassen und dem Streben eine Richtung gegeben; und Siege und Eroberung waren durch die Verhältnisse des Reiches zum Bedürfnisse gemacht. Der Gedanke, vom [illegible] Rhein und von der Küste des Nord-Meeres herauf die Unterwerfung zu bewirken, war in römischer Art, und schien, nach den bisherigen Erfahrungen um so weniger mißlingen zu können, da die Teutschen, un-gewarnet durch Gallien's Schicksal, uneinig, getrennet, feindselig unter einander lebeten, während sie sich römi-schen Lockungen keineswegs unzugänglich gezeiget hatten. Und in der That gewann Alles das Ansehen gewohntes Ganges. Zwar erreichete Drusus, welcher zuerst das blutige Geschäft übernahm, in vier Feldzügen (von 12 — 9 v. Chr.) mit der kühnsten Anstrengung Nichts; aber auf so schnellen Erfolg hatte man wohl auch nicht gerechnet. Die Unternehmung konnte von der Donau her, weil die Völker des Gebirges noch keineswegs an's Gehorchen gewöhnet waren, nicht gehörig unterstützet werden. Auch mochte in des Drusus Charakter ein Hin-derniß liegen. Sein Bruder Tiberius, der, neben sei-ner Feldherrn-Macht, eine große Meisterschaft in Lug und Arglist erlanget hatte, und keine Härte zu grausam fand, um Gedanken und Ausführung zu verabscheuen, brachte in den Feld-Zügen, die er in Teutschland (vom J. 9 v. Chr. bis 6 nach Chr.) unternahm, große Dinge zu Stande, und würde, nach menschlicher Einsicht, noch [illegible] gekommen sein, wenn er sein unglückseliges

Werk nicht unterbrochen, und (vom 7. J. v. Chr. an) fast acht Jahre, halb freiwillig, halb gezwungen, auf Rhodus in Groll und Grimm hingebracht hätte. Unter dem trügerischen Namen von Freunden und Bundes-Genossen wurden die teutschen Völkerschaften nach einander, bis zur Elbe hin, umstricket. Zugleich ward ihnen, während man mit alter Geschicklichkeit Anstalten traf, die Ketten mehr und mehr zu befestigen, mit welchen man sie zu belasten gedachte, die Lockspeise höherer Bildung vorgehalten, zu welcher sie stets Sinn und Lust bewiesen, und nach welcher Mancher begierig gegriffen zu haben scheinet, besonders als Sentius Saturninus sie mit so vieler Freundlichkeit darbot.

22. Indem aber die Römer des völligen Gelingens ihrer Anschläge immer gewisser wurden, lief der Eine Umstand gegen ihre Rechnung, daß Marbod mit dem Gefolge seiner kühnen Mark-Mannen sich der mittleren Donau bemeistert hatte. Die Geschichte dieses so merkwürdigen als unglücklichen Mannes ist allerdings höchst dunkel; sie scheinet sogar mit Absicht verdunkelt zu sein, weil die Römer in derselben folgenreiche militärische Fehler zu verheimlichen hatten, die dem Drusus und und seinem Vater, Augustus, zur Last fielen. Aus den armseligen Andeutungen scheinet aber noch immer hervor zu gehen, daß Marbod darum seinen alten Posten, im süd-westlichen Teutschlande, verlassen habe, weil er Rom's Art erkannt und Rom's Absicht durchschauet hatte; daß er nur aus Noth Eroberer geworden, und daß nur durch das Glück die Lust des Herr-

schens in ihm erzeuget sei. Jedes Falles ward ein mächtiges Reich von ihm gegründet, daß durch seine eigenthümliche Lage (den Kern in Böhmen) äußerst furchtbar war, und für Rom eben so gefährlich in Rücksicht des schon Erreichten, als hinderlich in Rücksicht des Erstrebten zu sein schien. Eben deßwegen mag Marbod sich über die Bestimmung desselben leicht und so lange getäuschet haben, bis er, in schlauer Berechnung verworrener Verhältnisse, bei dem stolzen Bewußtsein großer Erfolge durch geringere Macht, Halt und Richtung verloren hatte. Wenn er aber auch darum zweideutig in der Geschichte stehen, und den endlichen schmach- und jammervollen Untergang nicht schuldlos erlitten haben mag: so leidet doch das keinen Zweifel, daß er jetzt der teutschen Freiheit einen großen Dienst, vielleicht unbewußt, geleistet habe. Denn als Tiberius ihn, einen Feind, an dessen Aufkommen er selbst zum Theile Schuld war, mit einer Macht, die am Beßten für seine Furchtbarkeit zeugen kann, vernichten sollte: da erhoben sich (J. 6), auf Marbod rechnend, vielleicht durch ihn aufgereizet, die Völker der Alpen, Pannonien's und Dalmatien's, weit und breit, und so plötzlich durch ein einiges großes Gefühl der Rache und möglicher Rettung, daß ihr Aufstand die Wirkung einer allgemeinen Verschwörung zu sein schien. Nun gelang es zwar den Künsten des Tiberius, den verblendeten Marbod durch einen trügerischen Frieden zur Unthätigkeit zu bethören, und damit die Anstrengung der Unglücklichen, die auf ihn gerechnet hatten, zu vereiteln; aber der schreckliche Krieg, welcher die Römer drei Jahre schwer beschäf-

tigte, war doch von ihm herbei geführet; und während desselben hatten die Teutschen Zeit, ihres Zustandes inne zu werden, und in seiner Rückhut das drohende Unglück abzuwenden. Denn der freche Uebermuth, mit welchem Quinctilius Varus das teutsche Volksthum in dieser Zeit zu vernichten suchte; und die fühllose Art, mit welcher er das Recht vom vaterländischen Leben losriß und den Händen kunstgewandter Römer übergab, um Ruthen und Beile gegen teutsche Männer auf teutschem Boden zu wenden, erfüllete die Seelen so vieler Menschen mit Ingrimm und Wehmuth, daß endlich ein allgemeiner Sturm losbrach, daß das teutsche Volk aufstand wie Ein Mann, um an den Schändern des Vaterlandes eine blutige, rettende, heilige Rache zu nehmen.

23. Arminius, von den Neueren gewöhnlich Hermann genannt, gehöret ohne allen Zweifel zu den größten Männern, deren Namen die Geschichte bewahret. Er hat seines Volkes Schmach und Unglück am Bittersten und am Tiefsten empfunden; er hat mit bewunderungswürdiger Treue, unter den heillosesten Verhältnissen, bei dem gräßlichsten persönlichen Mißgeschicke, gegenüber verführerischen Lockungen, so fest an seinem Volke gehalten, wie kaum irgend Einer. Für die Kühnheit seines Geistes zeuget der große Umstand, daß er, ein Jüngling, der nur sich selbst hatte, im Augenblicke der Entscheidung die Leitung der Volks-Massen an sich zu reißen verstand; für die Größe seiner Seele, der Gedanke, der ihn ergriff und bestimmte, eine Eid-Genossenschaft der teutschen Völker zu bilden, um die wieder ge-

[illegible] ...ern; für die Schärfe seines [illegible] ...ung der Mittel, mit welchen [illegible] ...zen wußte; und für die Stärke [illegible] erschütternde Art der Ausführung [illegible] ...ungen. Auch ist den Römern mit [illegible] ...en nicht gelungen, auf seine sittliche [illegible] Schatten zu werfen. Alle ihre Anklas[illegible] ...en in Nichts vor dem Richterstuhle der [illegible] ... gänzliche Niederlage aber durch ihn (im [illegible] J. 9) haben sie nicht zu verheimlichen ver[illegible]. Und diese Niederlage ist wegen ihrer Folgen eine der allerwichtigsten Begebenheiten in der Geschichte der Völker und Staaten. Was die neuere Zeit Eigenthümliches und Ausgezeichnetes hat in Art und Bildung, das ruhet auf dem großen Tag im teutoburger Walde. Freilich wucherte die unglückselige Zwietracht, deren Samen die Römer so reichlich als arglistig in die alten Verhältnisse der teutschen Völker und ihrer Häupter hinein gestreuet hatten, nach dem Sieges-Jubel schnell und üppig empor: sie wurde selbst durch diesen Jubel genähret, und erzeugete die unnatürlichsten Leidenschaften. Freilich wurden dadurch die teutschen Völker verhindert, der wieder errungenen Freiheit mit voller Seele froh zu werden. Aber wenn auch dem Germanicus dadurch möglich ward, bald, um in dem Blute friedlicher Menschen die wilde Meuterei seiner Legionen zu ersticken, bald, um das unglückselige Werk fortzusetzen, das sein Vater angefangen hatte, wiederholet (J. 14 — 16) und tief in Deutschland vorzudringen: so wurde doch auch mit allen seinen Anstrengungen und allen seinen Anschlägen

Nichts erreichet. Vielmehr mußte er den teutschen Boden immer sogleich wieder verlassen. Jeder Rückzug war eine Flucht. Mehr als ein Mal drohete ihm das Schicksal des Varus. Und wenn gleich Sturm und Ungewitter, auf welche die Berichte der Römer stets ihre Unfälle zu werfen suchen, die Thaten des Arminius und seiner Kampf-Genossen, bei dem Mangel gegenseitiger Nachrichten, zu verdunkeln im Stande gewesen sind, so haben doch die Niederlagen der Römer nicht verhehlet werden können. Es mag wahr sein, daß Tiberius seinen Neffen gehasset, und argwöhnisch verfolget habe; aber auf den Ruhm, den Germanicus gegen die Teutschen gewann, brauchte er nicht sonderlich eifersüchtig zu sein. Auch stand ihm über diese Verhältnisse ein Urtheil zu. Und die Abberufung des halsstarrigen Jünglinges, der nicht aufhörete, die Legionen hinzuopfern, war wahrhaftig hinlänglich begründet. Seine Hoffnung indeß: man könne die empöreten teutschen Völker ihren inneren Uneinigkeiten überlassen, ging nicht in Erfüllung.

24. Zwar gelang es ihm selbst, den gewaltigen Marbod, nachdem Arminius mit der Kraft des freien Bundes nord-teutscher Völker die Macht des verblendeten Herrschers in offenem Kampfe (§. 19) gebrochen hatte, durch die bewähreten Künste der Arglist, nicht nur um sein Reich zu betrügen, sondern auch an der Sehnsucht nach verlorener Größe zu solcher Liebe zum Leben zu verleiten, daß er sich durch ein schmachvolles Hin-Altern als schreckendes Beispiel gebrauchen ließ; zwar war ihm vergönnet, eine solche leidenschaft-

[illegible] zu gewahren, daß [illegible] Germanien's, der Ret- [illegible] Eifersucht (J. 20) [illegible] der Römer die sündhafte [illegible] und Völker fortwäh- [illegible] als ein Mal teutsches Blut [illegible] zu sehen: aber ihre Herr- [illegible] auf den Rhein zurückge- [illegible] wurde der vaterländische Bo- [illegible] mit gleichen Waffen und mit [illegible]. Die wenigen Züge, die wir [illegible] Jahren nach Armin's Tode kennen, [illegible], daß die Teutschen an Gesinnung dieselben blieben, wenn auch dieses Volk [illegible] Ruhm verlor, und jenes neuen gewann. [illegible] Unveränderlichkeit war ihre Ueberlegenheit. Und die große Unternehmung, zu welcher [illegible] und furchtbare Bataver Claudius Civilis, als [illegible] des Augustus mit Nero zu Grunde gegangen war, sein Volk und die Völker ringsher, bald durch den Gedanken der Freiheit, bald durch den Gedanken der Rache, kühn und gewandt zu begeistern wußte: zeuget sie nicht auf das Bestimmteste für diese Ueberlegenheit? Sie mißlang allerdings, diese Unternehmung (J. 70); aber sie wurde äußerst gefährlich, kam den Römern theuer zu stehen, und scheinet nur mißlungen zu sein, theils weil Civilis sich verrechnete in Rücksicht des Krieges unter den Imperatoren, theils weil er, in seiner gerechten und bitteren Feindschaft wider Rom, Teutsche

und Gallier zu Einem Zwecke vereinigen und Diese zur Freiheit erheben wollte, indem er Jene zum Siege führete. Aber zeigen konnte dieses Ereigniß den Römern, wenn sie anders für solche Betrachtungen noch Sinn gehabt hätten, daß dem Eroberer Nichts sicher bleibet, sobald die Welt erkannt hat, daß er einen Gegner gefunden, den er zu bezwingen außer Stande ist.

Drittes Capitel.

Der Teutschen Freiheit, Leben und Sitte.

25. Die mannigfaltigen Berührungen im Krieg und Frieden, welche nunmehr seit fast zwei hundert Jahren zwischen den Römern und den Teutschen Statt gefunden, hatten den Ersten allerdings viele Gelegenheit zu Beobachtungen des Lebens und der Sitten bei *den Letzten* gegeben; aber zu dergleichen Beobachtungen waren sie in ihrem Uebermuth und in ihrer Menschen-Verachtung wenig geneigt. Von der Natur und Beschaffenheit des Landes sind sie zwar oft zu sprechen veranlasset worden; sie haben aber nicht davon gesprochen, um das Land und seine Erzeugnisse nach der Wahrheit darzustellen, sondern theils um die schmachvollen Rückzüge aus Teutschland zu beschönigen, theils um ihren Lesern das, Alten und Neuen behagliche, Vergnügen eines schauerlichen Gefühles zu gewähren. Und in der That: wie der flüchtige Krieger bei seinen Landesleuten erreichet haben mag, daß man ihm den Ruhm

bindungen, welche für eine merkwürdige politische Aufklärung zeugen. Aber mit aller Einsicht vermochte Ariovist so wenig, den ruchlosen Grundsätzen Rom's, und Cäsar's arglistiger Anwendung derselben zu begegnen, als er mit seinem Helden-Sinn und der Kraft seiner Gefährten Rom's Macht und Cäsar's Kriegs-Kunst zu überwinden im Stande war. Er unterlag in der furchtbaren Schlacht, zu welcher er gegen den Willen seiner Götter und den eigenen Sinn genöthiget wurde. Seine Niederlage jedoch möchte weniger groß gewesen sein, wenn nicht ein teutscher Stamm (die Ubier), in der Lust der Rache das Unglück eines alten Feindes benutzend, zur Vernichtung desselben sich erhoben, und in trauriger Verblendung die gefährliche Freundschaft der Römer gesuchet hätte. Diese Niederlage aber führete den römischen Feldherrn bis zu den Ufern des alten Rheines, und brachte ihn in Verbindungen, Lagen und Verhältnisse, durch welche er zur Unterwerfung aller Völker jenseits dieses Flusses fast eben so sehr gezwungen ward, als er sich durch seinen Geist und seine Entwürfe zu dieser Unterwerfung gereizet fühlete. Die teutschen Stämme jenseits des Rheines entgingen dem gräuelvollen Unglücke nicht, das durch List, Verrath und Gewalt über Alle kam; aber mehrere, die Nervier, die Eburonen, die Trierer, nahmen, ehe sie fielen, mit den Galliern für die geschändete Freiheit und für die verletzte Treue blutige Rache, und keiner zeigete sich von dem Sinn entblößet, in welchem die Rettung teutscher Volksthümlichkeit gesichert war, als die Welt der allgemeinen Knechtschaft geweihet zu sein schien; von dem Sinne, vor welchem

Cäsar zwei Male schmählich zurück wich, als er, durch der Ubier Freundschaft, und die eigene Begierde zugleich bewogen, über den Rhein gegangen war, mehr aus Eitelkeit und Ruhmsucht, als um sich Gehorsam, und seinen Verbündeten Ruhe zu verschaffen. (55 und 53 J. v. Chr.) — Die stolze Selbstgefälligkeit, mit welcher er den Brückenbau betrieben hatte, verwandelte sich vor diesem Sinn in die traurige Erinnerung an eine zwecklose Grausamkeit. Die teutschen Jünglinge aber, welche fortan Cäsar's Werbung folgten, eben so oft verlockt, als durch ihre Kampflust und ihre alten Streitigkeiten mit den Galliern fortgezogen, thaten nicht Unrecht, Cäsar's Schlachten redlich und eiferig hinaus zu kämpfen. Unter einem solchen Meister lerneten sie die Kriegs-Kunst, wirketen dienend zu Rom's künftiger Unterwerfung, und dieneten dadurch in der That ihrem Vaterland, in dessen Treue gewöhnlich ihre Seele blieb. (I, 363).

21. Mehrere Jahrzehende verlaufen dunkel, weil über den gewirrvollen Gräueln, durch welche Rom um ihre Freiheit und in die Gewalt eines Einigen gebracht wurde, die Geschichte Umsicht und Theilnahme verlor. Die Römer jedoch hatten hinlänglichen Stoff zu neuen Zwisten unter die Teutschen geworfen. Als sie daher Meister der Hoch-Lande geworden, welche Italien nördlich umkränzen und beschützen, und als sie, nach einem furchtbaren Kampfe mit den zahlreichen Völkern des Gebirges, bis zu den Ufern der Donau vorgegangen waren (I, 373): da mußte der Allein-Herrscher

Augustus, in der Erbschaft alt-römischer Politik, wohl an die Unterwerfung der nördlichen Länder bis zum Meere denken. Ueberdieß hatte Cäsar Erinnerungen hinterlassen und dem Streben eine Richtung gegeben; und Kriege und Eroberung waren durch die Verhältnisse des Reiches zum Bedürfnisse gemacht. Der Gedanke, vom Nieder-Rhein und von der Küste des Nord-Meeres herauf die Unterwerfung zu bewirken, war in römischer Art, und schien, nach den bisherigen Erfahrungen um so weniger mißlingen zu können, da die Teutschen, ungewarnet durch Gallien's Schicksal, uneinig, getrennet, feindselig unter einander lebeten, während sie sich römischen Lockungen keinesweges unzugänglich gezeiget hatten. Und in der That gewann Alles das Ansehen gewohntes Ganges. Zwar erreichete Drusus, welcher zuerst das blutige Geschäft übernahm, in vier Feldzügen (von 12 — 9 v. Chr.) mit der kühnsten Anstrengung Nichts; aber auf so schnellen Erfolg hatte man wohl auch nicht gerechnet. Die Unternehmung konnte von der Donau her, weil die Völker des Gebirges noch keinesweges an's Gehorchen gewöhnet waren, nicht gehörig unterstützet werden. Auch mochte in des Drusus Charakter ein Hinderniß liegen. Sein Bruder Tiberius, der, neben seiner Feldherrn-Macht, eine große Meisterschaft in Lug und Arglist erlanget hatte, und keine Härte zu grausam fand, um Gedanken und Ausführung zu verabscheuen, brachte in den Feld-Zügen, die er in Teutschland (vom J. 9 v. Chr. bis 6 nach Chr.) unternahm, große Dinge zu Stande, und würde, nach menschlicher Einsicht, noch weiter gekommen sein, wenn er sein unglückseliges

Werk nicht unterbrochen, und (vom 7. J. v. Chr. an) fast acht Jahre, halb freiwillig, halb gezwungen, auf Rhodus in Groll und Grimm hingebracht hätte. Unter dem trügerischen Namen von Freunden und Bundes-Genossen wurden die teutschen Völkerschaften nach einander, bis zur Elbe hin, umstricket. Zugleich ward ihnen, während man mit alter Geschicklichkeit Anstalten traf, die Ketten mehr und mehr zu befestigen, mit welchen man sie zu belasten gedachte, die Lockspeise höherer Bildung vorgehalten, zu welcher sie stets Sinn und Lust bewiesen, und nach welcher Mancher begierig gegriffen zu haben scheinet, besonders als Sentius Saturninus sie mit so vieler Freundlichkeit darbot.

22. Indem aber die Römer des völligen Gelingens ihrer Anschläge immer gewisser wurden, lief der Eine Umstand gegen ihre Rechnung, daß Marbod mit dem Gefolge seiner kühnen Mark-Mannen sich der mittleren Donau bemeistert hatte. Die Geschichte dieses so merkwürdigen als unglücklichen Mannes ist allerdings höchst dunkel; sie scheinet sogar mit Absicht verdunkelt zu sein, weil die Römer in derselben folgenreiche militärische Fehler zu verheimlichen hatten, die dem Drusus und und seinem Vater, Augustus, zur Last fielen. Aus den armseligen Andeutungen scheinet aber noch immer hervor zu gehen, daß Marbod darum seinen alten Posten, im süd-westlichen Teutschlande, verlassen habe, weil er Rom's Art erkannt und Rom's Absicht durchschauet hatte; daß er nur aus Noth Eroberer geworden, und daß nur durch das Glück die Lust des Herr-

schens in ihm erzeuget sei. Jedes Falles ward ein mächtiges Reich von ihm gegründet, daß durch seine eigenthümliche Lage (den Kern in Böhmen) äußerst furchtbar war, und für Rom eben so gefährlich in Rücksicht des schon Erreichten, als hinderlich in Rücksicht des Erstrebten zu sein schien. Eben deßwegen mag Marbod sich über die Bestimmung desselben leicht und so lange getäuschet haben, bis er, in schlauer Berechnung verworrener Verhältnisse, bei dem stolzen Bewußtsein großer Erfolge durch geringere Macht, Halt und Richtung verloren hatte. Wenn er aber auch darum zweideutig in der Geschichte stehen, und den endlichen schmach- und jammervollen Untergang nicht schuldlos erlitten haben mag: so leidet doch das keinen Zweifel, daß er jetzt der teutschen Freiheit einen großen Dienst, vielleicht unbewußt, geleistet habe. Denn als Tiberius ihn, einen Feind, an dessen Aufkommen er selbst zum Theile Schuld war, mit einer Macht, die am Beßten für seine Furchtbarkeit zeugen kann, vernichten sollte: da erhoben sich (J. 6), auf Marbod rechnend, vielleicht durch ihn aufgereizet, die Völker der Alpen, Pannonien's und Dalmatien's, weit und breit, und so plötzlich durch ein einiges großes Gefühl der Rache und möglicher Rettung, daß ihr Aufstand die Wirkung einer allgemeinen Verschwörung zu sein schien. Nun gelang es zwar den Künsten des Tiberius, den verblendeten Marbod durch einen trügerischen Frieden zur Unthätigkeit zu bethören, und damit die Anstrengung der Unglücklichen, die auf ihn gerechnet hatten, zu vereiteln; aber der schreckliche Krieg, welcher die Römer drei Jahre schwer beschäf-

tigte, war doch von ihm herbei geführet; und während desselben hatten die Teutschen Zeit, ihres Zustandes inne zu werden, und in seiner Rückhut das drohende Unglück abzuwenden. Denn der freche Uebermuth, mit welchem Quinctilius Varus das teutsche Volksthum in dieser Zeit zu vernichten suchte; und die fühllose Art, mit welcher er das Recht vom vaterländischen Leben losriß und den Händen kunstgewandter Römer übergab, um Ruthen und Beile gegen teutsche Männer auf teutschem Boden zu wenden, erfüllete die Seelen so vieler Menschen mit Ingrimm und Wehmuth, daß endlich ein allgemeiner Sturm losbrach, daß das teutsche Volk aufstand wie Ein Mann, um an den Schändern des Vaterlandes eine blutige, rettende, heilige Rache zu nehmen.

23. Arminius, von den Neueren gewöhnlich Hermann genannt, gehöret ohne allen Zweifel zu den größten Männern, deren Namen die Geschichte bewahret. Er hat seines Volkes Schmach und Unglück am Bittersten und am Tiefsten empfunden; er hat mit bewunderungswürdiger Treue, unter den heillosesten Verhältnissen, bei dem gräßlichsten persönlichen Mißgeschicke, gegenüber verführerischen Lockungen, so fest an seinem Volke gehalten, wie kaum irgend Einer. Für die Kühnheit seines Geistes zeuget der große Umstand, daß er, ein Jüngling, der nur sich selbst hatte, im Augenblicke der Entscheidung die Leitung der Volks-Massen an sich zu reißen verstand; für die Größe seiner Seele, der Gedanke, der ihn ergriff und bestimmte, eine Eid-Genossenschaft der teutschen Völker zu bilden, um die wieder ge-

... für die Schärfe seines
... der Mittel, mit welchen
... wußte; und für die Stärke
... ternde Art der Ausführung
... gen. Auch ist den Römern mit
... gelungen, auf seine sittliche
... en zu werfen. Alle ihre Ankla-
... nichts vor dem Richterstuhle der
... Niederlage aber durch ihn (im
... ten sie nicht zu verheimlichen ver-
... Niederlage ist wegen ihrer Folgen eine
... en Begebenheiten in der Geschichte der
... en. Was die neuere Zeit Eigenthümli-
... zeichnetes hat in Art und Bildung, das
... dem großen Tag im teutoburger Walde. Frei-
... die unglückselige Zwietracht, deren Samen
... so reichlich als arglistig in die alten Verhält-
... utschen Völker und ihrer Häupter hinein ge-
... en, nach dem Sieges-Jubel schnell und üp-
... : sie wurde selbst durch diesen Jubel genähret,
... zeugete die unnatürlichsten Leidenschaften. Frei-
... den dadurch die teutschen Völker verhindert, der
... rungenen Freiheit mit voller Seele froh zu wer-
... Aber wenn auch dem Germanicus dadurch möglich
... d, bald, um in dem Blute friedlicher Menschen
... wilde Meuterei seiner Legionen zu ersticken, bald,
um das unglückselige Werk fortzusetzen, das sein Vater
angefangen hatte, wiederholet (J. 14 — 16) und tief
in Deutschland vorzudringen: so wurde doch auch mit
seinen Anstrengungen und allen seinen Anschlägen

Nichts erreichet. Vielmehr mußte er den teutschen Boden immer sogleich wieder verlassen. Jeder Rückzug war eine Flucht. Mehr als ein Mal drohete ihm das Schicksal des Varus. Und wenn gleich Sturm und Ungewitter, auf welche die Berichte der Römer stets ihre Unfälle zu werfen suchen, die Thaten des Arminius und seiner Kampf-Genossen, bei dem Mangel gegenseitiger Nachrichten, zu verdunkeln im Stande gewesen sind, so haben doch die Niederlagen der Römer nicht verhehlet werden können. Es mag wahr sein, daß Tiberius seinen Neffen gehasset, und argwöhnisch verfolget habe; aber auf den Ruhm, den Germanicus gegen die Teutschen gewann, brauchte er nicht sonderlich eifersüchtig zu sein. Auch stand ihm über diese Verhältnisse ein Urtheil zu. Und die Abberufung des halsstarrigen Jünglinges, der nicht aufhörete, die Legionen hinzuopfern, war wahrhaftig hinlänglich begründet. Seine Hoffnung indeß: man könne die *empöreten teutschen Völker ihren inneren Uneinigkeiten* überlassen, ging nicht in Erfüllung.

24. Zwar gelang es ihm selbst, den gewaltigen Marbod, nachdem Arminius mit der Kraft des freien Bundes nord-teutscher Völker die Macht des verblendeten Herrschers in offenem Kampfe (J. 19) gebrochen hatte, durch die bewähreten Künste der Arglist, nicht nur um sein Reich zu betrügen, sondern auch an der Sehnsucht nach verlorener Größe zu solcher Liebe zum Leben zu verleiten, daß er sich durch ein schmachvolles Hin-Altern als schreckendes Beispiel gebrauchen ließ; zwar war ihm vergönnet, eine solche leidenschaft-

liche Verirrung unter den Teutschen zu gewahren, daß selbst Arminius, der Befreier Germanien's, der Retter seines Volkes, einer unwürdigen Eifersucht (J. 20) zum Opfer fiel; zwar hatten die Römer die sündhafte Freude, einzelne teutsche Männer und Völker fortwährend zu verlocken, und mehr als ein Mal teutsches Blut von teutscher Hand vergießen zu sehen: aber ihre Herrschaft war unwiederbringlich auf den Rhein zurückgeworfen, und fortwährend wurde der vaterländische Boden von den Teutschen mit gleichen Waffen und mit gleicher Treue geschützet. Die wenigen Züge, die wir aus den fünfzig Jahren nach Armin's Tode kennen, beweisen unleugbar, daß die Teutschen an Gesinnung und Art dieselben blieben, wenn auch dieses Volk seinen alten Ruhm verlor, und jenes neuen gewann. In dieser Unveränderlichkeit war ihre Ueberlegenheit gesichert. Und die große Unternehmung, zu welcher der edele und furchtbare Bataver Claudius Civilis, als das Haus des Augustus mit Nero zu Grunde gegangen war, sein Volk und die Völker ringsher, bald durch den Gedanken der Freiheit, bald durch den Gedanken der Rache, sinnig und gewandt zu begeistern wußte: zeuget sie nicht auf das Bestimmteste für diese Ueberlegenheit? Sie mißlang allerdings, diese Unternehmung (J. 70); aber sie wurde äußerst gefährlich, kam den Römern theuer zu stehen, und scheinet nur mißlungen zu sein, theils weil Civilis sich verrechnete in Rücksicht des Krieges unter den Imperatoren, theils weil er, in seiner gerechten und bitteren Feindschaft wider Rom, Teutsche

und Gallier zu Einem Zwecke vereinigen und Diese zur Freiheit erheben wollte, indem er Jene zum Siege führete. Aber zeigen konnte dieses Ereigniß den Römern, wenn sie anders für solche Betrachtungen noch Sinn gehabt hätten, daß dem Eroberer Nichts sicher bleibet, sobald die Welt erkannt hat, daß er einen Gegner gefunden, den er zu bezwingen außer Stande ist.

Drittes Capitel.

Der Teutschen Freiheit, Leben und Sitte.

25. Die mannigfaltigen Berührungen im Krieg und Frieden, welche nunmehr seit fast zwei hundert Jahren zwischen den Römern und den Teutschen Statt gefunden, hatten den Ersten allerdings viele Gelegenheit zu Beobachtungen des Lebens und der Sitten bei *den Letzten* gegeben; aber zu dergleichen Beobachtungen waren sie in ihrem Uebermuth und in ihrer Menschen-Verachtung wenig geneigt. Von der Natur und Beschaffenheit des Landes sind sie zwar oft zu sprechen veranlasset worden; sie haben aber nicht davon gesprochen, um das Land und seine Erzeugnisse nach der Wahrheit darzustellen, sondern theils um die schmachvollen Rückzüge aus Teutschland zu beschönigen, theils um ihren Lesern das, Alten und Neuen behagliche, Vergnügen eines schauerlichen Gefühles zu gewähren. Und in der That: wie der flüchtige Krieger bei seinen Landesleuten erreichet haben mag, daß man ihm den Ruhm

[illegible] hat, so ist von Schriftstel- [illegible] bis an [illegible] Tag der Gedanken zu er- [illegible] damals in aller [illegible] gewesen. Auch hätte man [illegible] Menschen [illegible] und hat [illegible] Seele und Geist verjünget; aber den Schö- [illegible] konnte man ihm so wenig nehmen, als [illegible] schrecklich im Zorne ward, und [illegible] das Frauen und Jungfrauen gefiel. [illegible] der Seele aber hat er, wie in seinen Siegen, [illegible] Einrichtungen für Krieg und Frieden voll- [illegible] Von diesen Einrichtungen jedoch ha- [illegible] es, nur wenige Römer Kenntniß genom- men. Selbst dem erhabenen Tacitus, dessen große Seele durch des bewunderten Armin's Helden-Geist und Freiheits-Sinn bewegen sein mag, tiefer in die [illegible] und häuslichen Verhältnisse der Teutschen einzudringen, ist nur Einzelnes bekannt geworden, das zwar immer, von seinem Geiste durchdrungen, lebendig und kräftig in die Brust des Lesers greifet, das aber doch auch durch die lose Zusammenstellung, in welcher es da stehet, die Art zu verrathen scheinet, wie es gewonnen ist. Uebrigens verstehet sich von selbst, daß Tacitus, für Römer schreibend und teutsches Leben mit römischen Wörtern bezeichnend, keinesweges aus lateinischen Schriftstellern erkläret werden kann, sondern daß er aus dem teutschen Leben, wie es anderswo und später erscheinet, und aus der Natur des Menschen und des Landes erkläret werden muß. Aus seinen und Anderer Angaben, scheinet nun Folgendes zu erhellen.

26. In Zeiten, die Niemand kennet, hatte sich (von solchen Staaten hinweg gesehen, welche, wie Marbod's Reich, beherrschet wurden) die sämmtliche Menschen-Menge in Teutschland, wohl nicht ohne Waffen und Blut, in zwei Classen gesondert, in Herrschende und Gehorchende. Jene waren die Eigenthümer des Landes, lebten auf ihrem Besitz, und walteten auf demselben, wie groß oder klein er sein mochte, als Herren und Priester mit unbeschränkter Gewalt. Zur Gründung und Erhaltung des inneren Friedens, und zur Abwehr äußerer Gefahr hatten sich Diejenigen, welche wegen Nachbarschaft und gleicher Verhältnisse einander am Meisten bedurften, zu einem freien, gesellschaftlichen Verbande vereinet. Eine solche Verbindung, die wir einen Staat nennen würden, mag ein Gau geheißen haben, dessen Glieder durch einen besonderen Namen als ein besonderes Volk bezeichnet wurden. In Zeiten der Noth aber scheinen bald mehr, bald weniger Gaue, theils frei, theils gezwungen, immer bloß zur Vertheidigung, verbunden gewesen zu sein; und eine solche, bald größere, bald kleinere, überhaupt wechselnde Vereinigung wurde, scheinet es, eine Mannei genannt, welche allgemeine Benennung alsdann nach den besonderen Verhältnissen und Zwecken, unter welchen und für welche sie entstand, einen bestimmenden Beisatz erhielt, wie Wehr-Mannei (Germania), Alle-Mannei (Alemannia), Mark-Mannei (Marcomannia).

27. Unter den freien Männern in den teutschen Staaten — oder in der herrschenden Classe — gab es,

schens in ihm erzeuget sei. Jedes Falles ward ein mächtiges Reich von ihm gegründet, daß durch seine eigenthümliche Lage (den Kern in Böhmen) äußerst furchtbar war, und für Rom eben so gefährlich in Rücksicht des schon Erreichten, als hinderlich in Rücksicht des Erstrebten zu sein schien. Eben deßwegen mag Marbod sich über die Bestimmung desselben leicht und so lange getäuschet haben, bis er, in schlauer Berechnung verworrener Verhältnisse, bei dem stolzen Bewußtsein großer Erfolge durch geringere Macht, Halt und Richtung verloren hatte. Wenn er aber auch darum zweideutig in der Geschichte stehen, und den endlichen schmach- und jammervollen Untergang nicht schuldlos erlitten haben mag: so leidet doch das keinen Zweifel, daß er jetzt der teutschen Freiheit einen großen Dienst, vielleicht unbewußt, geleistet habe. Denn als Tiberius ihn, einen Feind, an dessen Aufkommen er selbst zum Theile Schuld war, mit einer Macht, die am Beßten für seine Furchtbarkeit zeugen kann, vernichten sollte: da erhoben sich (J. 6), auf Marbod rechnend, vielleicht durch ihn aufgereizet, die Völker der Alpen, Pannonien's und Dalmatien's, weit und breit, und so plötzlich durch ein einiges großes Gefühl der Rache und möglicher Rettung, daß ihr Aufstand die Wirkung einer allgemeinen Verschwörung zu sein schien. Nun gelang es zwar den Künsten des Tiberius, den verblendeten Marbod durch einen trügerischen Frieden zur Unthätigkeit zu bethören, und damit die Anstrengung der Unglücklichen, die auf ihn gerechnet hatten, zu vereiteln; aber der schreck[illegible] Krieg, welcher die Römer drei Jahre sch[illegible]

tigte, war doch von ihm herbei geführet; und während desselben hatten die Teutschen Zeit, ihres Zustandes inne zu werden, und in seiner Rückhut das drohende Unglück abzuwenden. Denn der freche Uebermuth, mit welchem Quinctilius Varus das teutsche Volksthum in dieser Zeit zu vernichten suchte; und die fühllose Art, mit welcher er das Recht vom vaterländischen Leben losriß und den Händen kunstgewandter Römer übergab, um Ruthen und Beile gegen teutsche Männer auf teutschem Boden zu wenden, erfüllete die Seelen so vieler Menschen mit Ingrimm und Wehmuth, daß endlich ein allgemeiner Sturm losbrach, daß das teutsche Volk aufstand wie Ein Mann, um an den Schändern des Vaterlandes eine blutige, rettende, heilige Rache zu nehmen.

23. Arminius, von den Neueren gewöhnlich Hermann genannt, gehöret ohne allen Zweifel zu den größten Männern, deren Namen die Geschichte bewahret. Er hat seines Volkes Schmach und Unglück am Bittersten und am Tiefsten empfunden; er hat mit bewunderungswürdiger Treue, unter den heillosesten Verhältnissen, bei dem gräßlichsten persönlichen Mißgeschicke, gegenüber verführerischen Lockungen, so fest an seinem Volke gehalten, wie kaum irgend Einer. Für die Kühnheit seines Geistes zeuget der große Umstand [illegible] er, ein Jüngling [illegible] nur sich selbst hatte, im [illegible] der Entsche[illegible] Leitung der Volks-M[illegible] [illegible] die Größe s[illegible] [illegible] und bestimm[illegible] [illegible] Völker zu bild[illegible]

wonnene Freiheit zu sichern; für die Schärfe seines Verstandes, die Auffindung der Mittel, mit welchen er diesen Zweck zu erreichen wußte; und für die Stärke seines Charakters, die erschütternde Art der Ausführung aller seiner Unternehmungen. Auch ist den Römern mit allen ihren Künsten nicht gelungen, auf seine sittliche Würde nur einen Schatten zu werfen. Alle ihre Anklagen verschwinden in Nichts vor dem Richterstuhle der Kritik. Ihre gänzliche Niederlage aber durch ihn (im September J. 9) haben sie nicht zu verheimlichen vermocht. Und diese Niederlage ist wegen ihrer Folgen eine der allerwichtigsten Begebenheiten in der Geschichte der Völker und Staaten. Was die neuere Zeit Eigenthümliches und Ausgezeichnetes hat in Art und Bildung, das stehet auf dem großen Tag im teutoburger Walde. Freilich wucherte die unglückselige Zwietracht, deren Samen die Römer so reichlich als arglistig in die alten Verhältnisse der teutschen Völker und ihrer Häupter hinein gestreuet hatten, nach dem Sieges-Jubel schnell und üppig empor: sie wurde selbst durch diesen Jubel genähret, und erzeugete die unnatürlichsten Leidenschaften. Freilich wurden dadurch die teutschen Völker verhindert, der wieder errungenen Freiheit mit voller Seele froh zu werden. Aber wenn auch dem Germanicus dadurch möglich ward, bald, um in dem Blute friedlicher Menschen die wilde Meuterei seiner Legionen zu ersticken, bald, um das unglückselige Werk fortzusetzen, das sein Vater angefangen hatte, wiederholet (J. 14 — 16) und tief in Deutschland vorzudringen: so wurde doch auch mit allen seinen Anstrengungen und allen seinen Anschlägen

Nichts erreichet. Vielmehr mußte er den teutschen Boden immer sogleich wieder verlassen. Jeder Rückzug war eine Flucht. Mehr als ein Mal drohete ihm das Schicksal des Varus. Und wenn gleich Sturm und Ungewitter, auf welche die Berichte der Römer stets ihre Unfälle zu werfen suchen, die Thaten des Arminius und seiner Kampf-Genossen, bei dem Mangel gegenseitiger Nachrichten, zu verdunkeln im Stande gewesen sind, so haben doch die Niederlagen der Römer nicht verhehlet werden können. Es mag wahr sein, daß Tiberius seinen Neffen gehasset, und argwöhnisch verfolget habe; aber auf den Ruhm, den Germanicus gegen die Teutschen gewann, brauchte er nicht sonderlich eifersüchtig zu sein. Auch stand ihm über diese Verhältnisse ein Urtheil zu. Und die Abberufung des halsstarrigen Jünglinges, der nicht aufhörete, die Legionen hinzuopfern, war wahrhaftig hinlänglich begründet. Seine Hoffnung indeß: man könne die empöreten teutschen Völker ihren inneren Uneinigkeiten überlassen, ging nicht in Erfüllung.

24. Zwar gelang es ihm selbst, den gewaltigen Marbod, nachdem Arminius mit der Kraft des freien Bundes nord-teutscher Völker die Macht des verblendeten Herrschers in offenem Kampfe (J. 19) gebrochen hatte, durch die bewähreten Künste der Arglist, nicht nur um sein Reich zu betrügen, sondern auch an der Sehnsucht nach verlorener Größe zu solcher Liebe zum Leben zu verleiten, daß er sich durch ein schmachvolles Hin-Altern als schreckendes Beispiel gebrauchen ließ; zwar war ihm vergönnet, eine solche leidenschaft-

liche Verirrung unter den Teutschen zu gewahren, daß selbst Arminius, der Befreier Germanien's, der Retter seines Volkes, einer unwürdigen Eifersucht (J. 20) zum Opfer fiel; zwar hatten die Römer die sündhafte Freude, einzelne teutsche Männer und Völker fortwährend zu verlocken, und mehr als ein Mal teutsches Blut von teutscher Hand vergießen zu sehen: aber ihre Herrschaft war unwiederbringlich auf den Rhein zurückgeworfen, und fortwährend wurde der vaterländische Boden von den Teutschen mit gleichen Waffen und mit gleicher Treue geschützet. Die wenigen Züge, die wir aus den fünfzig Jahren nach Armin's Tode kennen, beweisen unleugbar, daß die Teutschen an Gesinnung und Art dieselben blieben, wenn auch dieses Volk seinen alten Ruhm verlor, und jenes neuen gewann. In dieser Unveränderlichkeit war ihre Ueberlegenheit gesichert. Und die große Unternehmung, zu welcher der edele und furchtbare Bataver Claudius Civilis, als das Haus des Augustus mit Nero zu Grunde gegangen war, sein Volk und die Völker ringsher, bald durch den Gedanken der Freiheit, bald durch den Gedanken der Rache, sinnig und gewandt zu begeistern wußte: zeuget sie nicht auf das Bestimmteste für diese Ueberlegenheit? Sie mißlang allerdings, diese Unternehmung (J. 70); aber sie wurde äußerst gefährlich, kam den Römern theuer zu stehen, und scheinet nur mißlungen zu sein, theils weil Civilis sich verrechnete in Rücksicht des Krieges unter den Imperatoren, theils weil er, in seiner gerechten und bitteren Feindschaft wider Rom, Teutsche

und Gallier zu Einem Zwecke vereinigen und Diese zur Freiheit erheben wollte, indem er Jene zum Siege führete. Aber zeigen konnte dieses Ereigniß den Römern, wenn sie anders für solche Betrachtungen noch Sinn gehabt hätten, daß dem Eroberer Nichts sicher bleibet, sobald die Welt erkannt hat, daß er einen Gegner gefunden, den er zu bezwingen außer Stande ist.

Drittes Capitel.

Der Teutschen Freiheit, Leben und Sitte.

25. Die mannigfaltigen Berührungen im Krieg und Frieden, welche nunmehr seit fast zwei hundert Jahren zwischen den Römern und den Teutschen Statt gefunden, hatten den Ersten allerdings viele Gelegenheit zu Beobachtungen des Lebens und der Sitten bei *den Letzten* gegeben; aber zu dergleichen Beobachtungen waren sie in ihrem Uebermuth und in ihrer Menschen-Verachtung wenig geneigt. Von der Natur und Beschaffenheit des Landes sind sie zwar oft zu sprechen veranlasset worden; sie haben aber nicht davon gesprochen, um das Land und seine Erzeugnisse nach der Wahrheit darzustellen, sondern theils um die schmachvollen Rückzüge aus Teutschland zu beschönigen, theils um ihren Lesern das, Alten und Neuen behagliche, Vergnügen eines schauerlichen Gefühles zu gewähren. Und in der That: wie der flüchtige Krieger bei seinen Landesleuten erreichet haben mag, daß man ihm den Ruhm

unzähliger Siege geschlagen hat, so ist der Schriftsteller gezwungen, bis auf diesen Tag den Gedanken zu erdulden: das schöne Land Europa's sei damals in aller Weise häßlich und abscheulich gewesen. Auch hätte man nicht gern den teutschen Menschen entwürdiget und hat ihm nicht seine Seele und Geist versaget; aber den schönen, starken Leib konnte man ihm so wenig nehmen als das blaue Auge, das schrecklich im Zorne ward, und das goldene Haar, das Frauen und Jungfrauen geziert. Die Kraft der Seele aber hat er, wie in seinen Siegen, so in seinen Einrichtungen für Krieg und Frieden vollgültig bewähret. Von diesen Einrichtungen jedoch haben, scheinet es, nur wenige Römer Kenntniß genommen. Selbst dem erhabenen Tacitus, dessen große Seele durch des bewunderten Armin's Helden-Geist und Freiheits-Sinn bewogen sein mag, tiefer in die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse der Teutschen einzudringen, ist nur Einzelnes bekannt geworden, das zwar immer, von seinem Geiste durchdrungen, lebendig und kräftig in die Brust des Lesers greifet, das aber doch auch durch die lose Zusammenstellung, in welcher es da stehet, die Art zu verrathen scheinet, wie es gewonnen ist. Uebrigens verstehet sich von selbst, daß Tacitus, für Römer schreibend und teutsches Leben mit römischen Wörtern bezeichnend, keinesweges aus lateinischen Schriftstellern erkläret werden kann, sondern daß er aus dem teutschen Leben, wie es anderswo und später erscheinet, und aus der Natur des Menschen und des Landes erkläret werden muß. Aus seinen und Anderer Angaben, scheinet nun Folgendes zu erhellen.

26. In Zeiten, die Niemand kennet, hatte sich (von solchen Staaten hinweg gesehen, welche, wie Marbod's Reich, beherrschet wurden) die sämmtliche Menschen-Menge in Teutschland, wohl nicht ohne Waffen und Blut, in zwei Classen gesondert, in Herrschende und Gehorchende. Jene waren die Eigenthümer des Landes, lebten auf ihrem Besitz, und walteten auf demselben, wie groß oder klein er sein mochte, als Herren und Priester mit unbeschränkter Gewalt. Zur Gründung und Erhaltung des inneren Friedens, und zur Abwehr äußerer Gefahr hatten sich Diejenigen, welche wegen Nachbarschaft und gleicher Verhältnisse einander am Meisten bedurften, zu einem freien, gesellschaftlichen Verbande vereinet. Eine solche Verbindung, die wir einen Staat nennen würden, mag ein Gau geheißen haben, dessen Glieder durch einen besonderen Namen als ein besonderes Volk bezeichnet wurden. In Zeiten der Noth aber scheinen bald mehr, bald weniger Gaue, theils frei, theils gezwungen, immer bloß zur Vertheidigung, verbunden gewesen zu sein; und eine solche, bald größere, bald kleinere, überhaupt wechselnde Vereinigung wurde, scheinet es, eine Mannei genannt, welche allgemeine Benennung alsdann nach den besonderen Verhältnissen und Zwecken, unter welchen und für welche sie entstand, einen bestimmenden Beisatz erhielt, wie Wehr-Mannei (Germania), Alle-Mannei (Alemannia), Mark-Mannei (Marcomannia).

27. Unter den freien Männern in den teutschen Staaten — oder in der herrschenden Classe — gab es,

nach dem Wesen menschlicher Verhältnisse, allerdings einen großen Unterschied in Rücksicht des Reichthumes und der Macht, wie in Rücksicht des Geistes und der That. Aber im Staat, und als Bürger waren alle vollkommen gleich; vollkommen gleich an Rechten und Pflichten. Wenn man freilich das Bild der Gesellschaft, wie sie — nachdem sie sich im Ablaufe der Zeit allmälig gegliedert hat — gegenwärtig zu Ständen gesondert da stehet, in der Seele trägt, und sich von demselben nicht los zu reißen vermag: so lassen sich bei Tacitus ein Paar Stellen auffinden, in welche eine solche Sonderung der Gesellschaft selbst in die ältesten Zeiten hinein erkläret werden mag. Aber diese Stellen lassen auch eine andere Erklärung zu. Und da die ganze Entwickelung der teutschen Verhältnisse einer Verschiedenheit der freien Menschen an Rechten und Pflichten in diesen Zeiten zu widersprechen scheinet; da unleugbare That-Sachen aus späteren Zeiten der Annahme derselben entgegen stehen; ja, da man wohl behaupten kann: ein solcher Unterschied sei in einem Land, in welchem die Freiheit, weil es ohne städtisches Leben und Verkehr war, nur auf Einer Grund-Lage ruhete, nämlich auf Grund-Besitz, kaum möglich gewesen: so möchte diese andere Erklärung um so zuversichtlicher anzunehmen sein, da sie auch mit den übrigen Erscheinungen im Leben der teutschen Völker vereinbarlicher ist. Wenigstens ist das Dasein eines Adels, als einer durch die Geburt bevorrechteten Bürger-Classe, durchaus nicht zu beweisen; und durch die willkührliche Unterscheidung von Edel-Freien und Gemein-Freien, die man sich erlaubet hat,

wird schlechterdings Nichts aufgehellet, wohl aber Manches verwirret.

28. Der Umstand, daß die teutschen Staaten Nichts erstrebten, als Abwehr äußerer Gefahr und Erhaltung inneres Friedens, machte es möglich und nothwendig, daß sich der Krieger durchaus nicht vom Bürger trennete, sondern daß der Bürger und der Krieger im Wehr zusammen fielen. Aber dieser Umstand gab nun auch allen Einrichtungen eine doppelte Seite, und den Aemtern im Staat eine zwiefache Benennung, weil jedes Amt eine zwiefache Bestimmung hatte: für den Krieg und für den Frieden. Vor genauer Beachtung dieses Verhältnisses scheinet manche Dunkelheit zu verschwinden. Die freien Männer des Gaues versammelten sich, nach Gefallen, zu bestimmten Tagen als Gemeinde, um sich über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen, und um sich die Gesetze zu geben, nach welchen sie unter einander leben wollten, auch wohl um Klagen über politische Vergehungen anzuhören, zu richten und zu strafen. Aber sie versammelten sich mit den Waffen. Die Volks-Gemeinde war zugleich ein Heer-Lager, und das Bürger-Recht wurde mit der Ehre der Waffen ertheilet. In der Gemeinde sprach dann ein Jeder, dem Alter, Ansehen oder Beredsamkeit den Muth zum Sprechen gab; und die Entscheidung führete herbei, wer zu überzeugen wußte. Aber Der, welcher wegen langer Erfahrung den Vorsitz und das Vorwort in der Gemeinde hatte, und welchem die Aufsicht auf die Erfüllung der Gesetze frei übertragen war, hatte auch zugleich die

Ober-Anführung der Wehren. In der Volks-Gemeinde und für die Erhaltung des Friedens im Gau war er der Grav (der Graue, der Alte); für die Wehren aber, und in Beziehung auf den Krieg, war er der Herzog. Und die frei gewählten Beamten, welche in den Kreisen des Gaues (Marken genannt?) für die Erhaltung und die Pflege des Rechtes zu sorgen hatten, waren zugleich Führer der Wehren; sie waren Fürsten, welchen die Unterführer, die hundert oder weniger Wehren unter sich hatten, als Gehülfen, zu Rath und Ansehen, zur Seite standen. Die Namen, die nur in der Wehrschaft Sinn hatten, sind, weil sie am Meisten gelten, und am Liebsten gehöret werden mochten, auf die friedlichen Verhältnisse des Gaues, auf das Land, und auf die Verwaltung desselben übertragen, und haben dadurch uneigentliche Bedeutungen erhalten. Von den Beamteten aber, oder von den Fürsten, wurden Angelegenheiten von geringerer Wichtigkeit allein berathen und erlediget; und auch größere Gegenstände wurden, ehe man sie der Volks-Gemeinde vorlegte, von ihnen bearbeitet, um die Berathung zu fördern, und die Entscheidung zu erleichtern. — Wenn endlich mehrere Gaue sich, in Zeiten der Noth, zu einer Wehr-Mannei verbunden, so mögen auch sie für den Zweck der Wehr-Mannei, nämlich für die oberste Anführung einen Mann frei erkohren haben, welcher dann mit dem Namen eines Königes begrüßet zu sein scheinet. Dieser wurde unstreitig aus den Herzogen der Gaue genommen. Eben deßwegen konnte bei seiner Wahl nicht mehr von der Tüchtigkeit (virtus) die Rede sein, weil keiner der Her-

zoge in dieser Rücksicht den Uebrigen nachstehen wollte oder durfte, sondern es mußte lediglich das Ansehen (nobilitas) den Ausschlag geben, welches das Alter gewährte, oder der Reichthum, oder irgend eine andere Auszeichnung. — Im Uebrigen sind die Gesetze selbst, die zur Erhaltung des inneren Friedens von der Gau-Gemeinde ausgingen, im Einzelnen wenig bekannt; so viel scheinet jedoch aus Tacitus zu erhellen, daß es nach Sinn und Geist dieselben Gesetze waren, welche einige Jahrhunderte später gesammelt worden sind.

29. Die gehorchenden Menschen in Teutschland waren entweder eigentliche Knechte, oder sie waren Leute der Freien. Die Ersten stammten aus alter Knechtschaft, oder sie waren Kriegsgefangene, oder sie hatten im hartnäckigen Würfel-Spiele sich um die Freiheit gebracht. Die Verhältnisse der Anderen scheinet Tacitus gar nicht verstanden zu haben. Sie waren aber Hinter-Sassen der Freien, wohneten mithin auf deren Grund und Boden, führeten eigene Wirthschaft, waren persönlich frei, aber den freien Eigenthümern pflichtig zu Zins oder Dienst; auch reiheten sie sich nur durch die Eigenthümer an die bürgerliche Gesellschaft an, und wurden nur durch sie Rechts-fähig.

30. Die Waffen waren nicht bloß das Zeichen der Freiheit, des Bürger-Rechtes, sondern sie waren auch des freien Mannes Schmuck und Lust. Wer sie feierlich in der Volks-Gemeinde empfangen hatte, der war

verpflichtet, sie in der Land=Wehr zu gebrauchen, zur Vertheidigung der Freiheit, dem Herzog folgend, dem Priester gehorchend. Weiter ging jedoch die Verpflichtung nicht. Aber die Ehre der Waffen erzeugete das Verlangen, ihren Gebrauch im Spiele zu lernen, und im Ernste zu versuchen. Auch mag das Gefühl, daß in jedem teutschen Gau alle übrige Gaue angegriffen würden, in vielen Menschen gelebet haben. Ueberdieß gab es gewiß kein besseres Mittel, die unbändige Kraft thatlustiger Jünglinge zu zügeln, als sie abzumüden unter den Waffen und in den Gefahren des Krieges. Es ist daher wohl begreiflich, wie zur Zeit des Friedens solche Jünglinge sich zusammengestellet und Einen aus ihrer Mitte als Fürsten gewählet oder anerkannt haben mögen, um unter seiner Fahne den Krieg zu suchen, und Denen Hülfe zu bringen, die etwa Hülfe wünschten oder bedurften. Da aber eine solche Schaar aus den bürgerlichen Verhältnissen hinaus trat, und um Lohn oder Beute in fremden Kriegen focht, mithin als ein kleines, für sich bestehendes, abenteuerliches Gemein=Wesen erschien: so ist eben so begreiflich, wie diese Jünglinge sich durch einen feierlichen Eid zum festen und unverbrüchlichen Zusammenhalten verpflichten mußten, wie durch diesen Eid, (welcher sie zu Leuten, zum Geleite des Fürsten machte,) strenger Gehorsam und scharfe Zucht nothwendig wurde, wie hierdurch ein Soldaten=Geist entstehen mochte, und wie Begriffe von Dienst=Ehre und Dienst=Lohn sich unter ihnen entwickeln konnten. Aber es ist nicht minder begreiflich, wie die Jünglinge, von solchen Fahrten in den

heimischen Gau zurück gekehret, sei es durch gemeinsame Erinnerungen, sei es durch ausdrückliches Gelöbniß, fest zu einander und an ihrem Führer hielten; wie deßwegen das Geleit auch im Frieden eine gewisse Wichtigkeit gab und behauptete; wie es in Zeiten der Noth vom Gau selbst, neben der Land-Wehr, gebraucht werden konnte; und wie es hierdurch unter den steten Kriegen mit den Römern zuletzt eine öffentliche Weihung erhalten, und nach und nach der uralten, gemeinen Freiheit gefährlich werden mochte. — Endlich scheinen an solchen Gränzen der Wehr-Mannei, die stark bedrohet waren, eigene Vertheidiger aufgestellet gewesen zu sein, deren Führer, nach der Lage der Dinge, eine außerordentliche Gewalt auszuüben bevollmächtiget sein mochte. Diese Krieger scheinen Vorzugs-Weise Mark-Mannen genannt zu sein. — Uebrigens sind die einzelnen Andeutungen über die Kriegs-Art der Teutschen merkwürdig, z. B. das keilförmige Aufstellen nach Familien in der Land-Wehr, und die Vermischung von Fußgängern mit Reitern (im Geleite?). Sehr natürlich aber war es, daß die Teutschen im Kriege mit Römern die Kunst des Krieges lernten; und daher kann es nicht auffallen, daß die Katten schon in dieser Zeit die gegliederte Aufstellung (nosse ordines) einführeten.

31. Alles, was von der Teutschen Leben, Sitten und Bräuchen angemerket worden ist, zeuget von einer kräftigen Einfachheit, einer tüchtigen Rohheit, einer keuschen Sinnlichkeit, und einer rührigen Derbheit. In solcher Weise erscheinet der Teutsche bei der Braut-

Bewerbung, im ehelichen Leben, bei der Geburt seines Kindes, und bei dem Begräbnisse seiner Lieben; in solcher Weise erscheinet er in Rücksicht seiner Behausung, seiner Kleidung, seiner Nahrung. Die Geselligkeit konnte bei der Zerstreutheit der Wohnungen nicht groß sein; aber durch zwei Dinge wurde sie gefördert, durch das heilige Gast-Recht, und durch die öffentlichen Verhandlungen öffentlicher Verhältnisse; und wenn auch durch Beides keine Verfeinerung der Bräuche erzeuget ward, so wurde doch durch sie ein menschlicher Sinn für Umgang und gesellschaftliche Bildung geweckt oder genähret. Von eigentlicher Wissenschaft mag Nichts vorhanden gewesen sein. Völker aber, die so verständige Ansichten von den wichtigsten Verhältnissen des Lebens erlanget hatten; die Kriege Erfolg-reich gegen Römer zu führen wußten, die ihre Rechte in Verhandlungen mit Römern geltend zu machen verstanden: die dabei die Treue über Alles setzten, und überhaupt eine starke, durchdachte Gesinnung bewähreten — solche Völker können nicht ohne mannigfaltige Kenntnisse gewesen sein. Für die schönen Künste fehlete der Sinn nicht; wenigstens wurde die Pracht der Farben gefühlet, und für den Gesang kann es in der Thaten-reichen Zeit nicht an Stoff und Reiz gemangelt haben. Die gemeinen Künste hingegen, die zur Gewinnung und Verarbeitung der Erzeugnisse des Landes für Bedürfniß und Genuß gehören, scheinen keinesweges auf einer so niederen Stufe gestanden zu haben, als man gewöhnlich zu glauben pfleget.

32. Was endlich die Religion anbetrifft: so möchte es, in so späten Tagen, und nachdem das Christenthum seit so langer Zeit alle Spur derselben aus dem Leben vertilget hat, wohl unmöglich sein, darüber zu einer Ansicht zu gelangen, gegen welche man, auch nur selbst, nicht einigen Zweifel hegte. Wenn man indeß die wenigen Angaben, welche sich bei Cäsar und Tacitus finden, mit den dürftigen Zeichen vergleichet, die auf die Götter des Nordens zurück weisen, und wenn man dabei den Umstand erwäget, daß die teutschen Völker späterhin sehr leicht für das Christenthum gewonnen wurden, wenn sie den heimischen Boden verlassen hatten, während sie mit hartnäckiger Treue an dem Glauben der Väter auf diesem heimischen Boden festhielten: so ist vielleicht folgender Satz nicht allzu gewaget. Bei den Teutschen herrschete keinesweges ein reiner Natur-Dienst, etwa wie bei asiatischen Völkern, aber auch keinesweges ein reiner Götter-Dienst, etwa wie in Griechenland, sondern das Göttliche wurde, nach seinen verschiedenen Offenbarungen mit verschiedenen Namen bezeichnet, und die Verehrung desselben unter diesen Namen an besondere heilige Oerter geknüpfet. Nach dieser Ansicht hätte in Teutschland eine Vereinigung des asiatischen Natur-Dienstes mit dem griechischen Götter-Dienste Statt gefunden, und die Religion der Teutschen hätte, dem Sinne nach, über beiden gestanden. Mit dieser Ansicht aber würde sich die Annahme eines Priesterthumes bei den Teutschen nicht vertragen, als einer gesonderten Verbindung, und am Wenigsten die Annahme eines erblichen Priesterthumes. Und einer

solchen Annahme widerspricht ja wohl auch die ganze Einrichtung der bürgerlichen Verhältnisse, zu welchen das Priesterthum doch unstreitig in einer fördernden Beziehung stehen müßte; und selbst die Art, wie die Teutschen im Verfolge der Zeit zum Christenthum übergingen, möchte kaum mit dieser Annahme zu vereinigen sein.

Viertes Capitel.

Fortgang des Krieges gegen die Römer. Völker-Verbindungen unter den Teutschen.

33. Durch die bisherigen Erfahrungen hatten die Römer wohl keinesweges die Lust verloren, Teutschland zu unterwerfen; aber schwerlich glaubeten sie noch an das Gelingen eines solchen Entwurfes. Die einzelnen Züge, welche sie gegen teutsche Gaue wagten, unternahmen sie mehr in der Absicht, gefürchtete Angriffe abzuwehren, als in der Hoffnung, diesseits des Rheines Erwerbungen zu machen. Indem sie aber den Rhein als Gränze des Reiches anerkannten, gaben sie dieselbe eigentlich auf; ja, sie hatten diese Gränze, weil es ihr an aller sittlichen Befestigung fehlte, im Grunde schon verloren, wie fest sie auch zu ihrer Vertheidigung entschlossen sein mochten. Ueberdieß schwand die Kraft, welche die Herrschaft Rom's so groß gemacht hatte, unaufhaltsam zusammen. Das Verderben, durch den Mißbrauch jener Kraft sündhaft erzeuget, und mit dem Blute unterjochter Völker genähret, griff zerstörend mehr und mehr um sich. Das Christenthum im Geheimen

gepfleget und verbreitet, entfremdete, über das Unglück der Zeit tröstend, die Seelen nicht weniger von dem Leben, als die stoische Philosophie, welche die Zuflucht und der Trost edeler Heiden blieb. Selbst jene viel gepriesene Zeit, die, von Nerva bis Marcus Aurelius, den größten Theil des zweiten Jahrhundertes füllete, konnte, obgleich wohlgesinnte Menschen vielleicht über den schauderhaften Verfall täuschend, diesen Verfall keinesweges verzögern, und noch weniger konnte sie ein neues frisches Leben erzeugen, reine Sitten, strenge Tugend, und, was jene bedingen, ein fröhliches Gedeihen. Das schwerste Zeugniß über diese Zeit lieget in der folgenden, in diesem heillosen Wechsel von Gutem und Bösem, in dieser gränzenlosen Verwirrung, in diesem Elend, dieser Eitelkeit und diesen Gräueln, welche die Seele mit Jammer und Ekel erfüllen (I, 387—412).

34. Von der anderen Seite mögen die teutschen Völker durch die Unternehmung des großen Civilis über das Wesen der römischen Herrschaft besser belehret, und der Gedanke, daß diese Herrschaft vernichtet werden könne, mag in ihnen aufgekommen sein. Die beständigen Rüstungen der Römer am Rhein und an der Donau, allerdings mehr Abwehr als Angriff bezweckend, aber für die Teutschen, im Bewußtsein des Geschehenen von drohendem Ansehen, mußten diesen Gedanken nähren; und die wiederholten, an sich unbedeutenden, aber zerstörenden Einfälle der Römer in Teutschland, mußten ihn zur Reife bringen. Sie erzeugeten das Gefühl, daß man, so lange Rom herrsche, der errun-

genen Freiheit nicht sicher sein könne. Aber die ganze Einrichtung ihres bürgerlichen Lebens war zu einer solchen Unternehmung nicht geeignet. Sollte sie gewaget werden, so mußte man, durch Vereinigung der Kräfte, eine größere Macht gewinnen, und die Anwendung dieser Macht zu solchem Zwecke konnte nur durch Erweiterung oder Umbildung der Geleite die nöthige Richtung erhalten. Zu solcher Vereinigung und Gestaltung aber war desto mehr Zeit erforderlich, je getrennter die teutschen Gaue bisher gewesen waren. Nur die Noth schien die Hindernisse allmälig entfernen zu können. Also geschah, daß nach jenen großen Auftritten, deren früher gedacht ist, mehrere Menschen-Alter verliefen, ohne daß die Entscheidung, den äußeren Verhältnissen nach, bedeutend weiter gekommen wäre. Zu der Zeit aber, als die höchste Gewalt im römischen Reiche bei Marcus Aurelius war, schienen teutsche Völker (J. 167) diese Entscheidung durch eine große und kühne Unternehmung herbeiführen zu wollen. Sie wagten einen gewaltigen Sturm auf Italien selbst, und veranlasseten dadurch einen langen und schweren Krieg, welchen die Römer den Markomannischen genannt haben, weil der Haupt-Stoß von der Gegend herkam, in welcher Marbod einst dem Markomannischen Namen ein bleibendes Gedächtniß gestiftet hatte. Sie brachten in diesem Kriege der alten Stadt die Gefahr so nahe, daß sie in Jammer und Noth gerieth; aber sie waren nicht im Stande, ihr Vorhaben hinaus zu führen, und mochten durch die neue Erfahrung belehret, erkennen, daß die Frucht noch nicht reif sei. Darum ließen sie sich von Commodus

einzeln zum Frieden kaufen (J. 180); und die Zeit lief weiter, in alter Weise zehrend, ändernd, gestaltend.

35. Inzwischen blieben Teutsche und Römer in mannigfachem Verkehre. Jene aber scheinen über den Gang der Ereignisse bei Diesen sehr wohl unterrichtet gewesen zu sein; und sie fanden zu genauer Erkenntniß der römischen Verhältnisse nicht bloß Gelegenheit in jenem Verkehre, sondern auch in dem Umstande, daß teutsche Jünglinge fort und fort, und in wachsender Anzahl die Waffen der Römer trugen, nicht minder gesuchet, wegen ihrer Treue, zum Schutze der kaiserlichen Person, als wegen ihrer Tapferkeit zum Dienst in den Legionen. Und in diesem doppelten Dienste förderten sie den Verfall römischer Herrschaft, und wandten dieselbe allmälig ihrem Volke zu, weil sie zuletzt Denen anheim fallen muß, welche mit den Waffen Waffenlosen gegenüber stehen. Dieses war um so bedeutender, da sich in dieser *Zeit* im Inneren Teutschlandes, unter Verhältnissen, die Niemand kennet, mehrere große Völker-Verbindungen bildeten, die viel entschiedener in Art und Zweck gewesen sein mögen, als die Verbindungen, die bisher den Römern entgegen getreten waren. Nach dem Ablaufe von anderthalb, oder von zwei Jahr-Hunderten war, wohl nicht ohne viele Verhandlungen und Kämpfe, nicht ohne gewaltiges Streben und Gegen-Streben, eine Welt zu Stande gebracht, welche sich über die alten, Ruhm-bekränzeten Völker, die ihre und aller Teutschen Freiheit gerettet hatten, dergestalt hinwölbet, daß dieselben bald gar nicht mehr aufzufinden, bald kaum

noch zu erkennen sind. Wenn man jedoch die wenigen und unbedeutenden Hinweisungen, welche bei römischen und griechischen Schriftstellern in Rücksicht der neuen Namen teutscher Völker vorkommen, nicht höher anschläget, als sie nach ihrem inneren Zusammenhang und nach dem Stande der Zeit fordern können; und wenn man dann der Mähr, welche spätere Zeiten, mit verschwenderischer Anwendung einer armseligen Gelehrsamkeit, zur Erklärung jener auffallenden Erscheinung ausgesponnen haben, keinen grösseren Werth beileget, als sie, ohne daß man sie leichtsinnig verwürfe, haben kann: so scheinet der natürliche Gang menschlicher Verhältnisse, es scheinen geschichtliche Zeugnisse, mehr oder weniger bestimmt, es scheinet endlich die nachmalige Entwickelung zu der Behauptung zu berechtigen, daß die politischen Vereine, welche unter den Namen der Sachsen, der Franken, der Alle-Mannen und der Gothen, im zweiten und im Anfange des dritten Jahrhundertes zum Vorscheine kommen, Völker-Verbindungen, Manneien, gewesen seien, und daß jene früheren Völker, welche den langen, schweren Kampf gegen die Römer so glänzend und Erfolg-reich bestanden hatten, in diesen neuen Verbindungen, so weit sie sich über ihre Länder ausbreiteten, in alter Freiheit fortgelebet, und ihre alten Namen nur darum in der Geschichte verloren haben, weil sie von jetzt an lediglich mit dem Bundes-Namen gegen die Römer auftraten.

36. Je grösser aber der Einfluß der römischen Stellung auf die Verbindungen der Teutschen gewesen

zu sein scheinet, mit desto grösserem Rechte möchte man behaupten dürfen, daß die Wehr-Mannei der Franken (pacis foedus) am Frühesten entstanden sei. Denn sie umfaßte, oder strebete doch zu umfassen, die sämmtlichen teutschen Völker vom Rheine bis zur Weser und hinüber, welche, die alte Erinnerung in der Seele, der Gefahr am Nächsten waren. Daher ist vielleicht die bekannte Vermuthung nicht zu kühn, daß der Ursprung der Verbindung wie des Namens in der Zeit des Civilis zu suchen sei, obwohl es wahrscheinlich ist, daß, nach dem Mißlingen der Unternehmung desselben, Beides, Verbindung und Name, lange geruhet habe, bis neue Verhältnisse Beides von Neuem ins Leben riefen. Die Annahme, daß dieses durch ein besonderes, von Ferne, etwa von der anderen Seite der Elbe oder von der unteren Donau, hergekommenes Volk bewirket sein möge, ist weder aus allgemeinen, noch aus besonderen Gründen nothwendig; auch führet sie nicht *weiter* und erkläret keine einzige Erscheinung in der Geschichte. Das Eigenthümliche, die Franken von den übrigen Teutschen Unterscheidende, erkläret sich vielmehr vollkommen aus ihrer besonderen Lage; und wer in manchen häßlichen Zügen, die ihre Geschichte darbietet, eine völlige Abweichung von teutscher Art zu erkennen glaubet, der verwechselt die Zeiten, und vergißt ihre frühere Geschichte; er vergißt, in welcher Schule sie, und wie lange, gewesen waren; er vergißt ihre Noth, ihre Rettung und ihr Glück. Das Schlechte an den Franken war durch die Römer zu ihnen gebracht; das Gute war ihr altes Eigenthum. Auch hat

das Streben aus Rohheit zur Bildung nothwendig eine häßliche Begleitung. Uebrigens wurde die Theilung des Bundes in Salier und Ripuarier höchst wahrscheinlich durch die Länge der Vertheidigungs-Linie nothwendig; aber jene Namen sind noch nicht erkläret.

37. Die Verbindung, welche sich südlich von den Franken bildete, Rhein aufwärts, mag um dieselbe Zeit entstanden sein. Bedenket man die Schicksale, welche diese Gegend seit Ariovist's Zeit und Marbod's Abzuge gehabt hat; erwäget man dabei, wie nothwendig es für die Römer war, diesen Winkel zwischen dem Rhein und der Donau, als den Gränzen ihrer Herrschaft, zu behaupten, und wie sie denselben eben deßwegen mit Verschanzungen und Bollwerken eingefasset hatten: so wird man wohl gestehen, daß dieser Winkel, nachdem die Befestigungen gebrochen waren, lange nur militärisch besetzet werden konnte, weil die Behauptung desselben zu unsicher war; man wird gestehen, daß Alle, welche sich in den Winkel hinein wagten, das Schwert zu führen verstehen, daß sie, im vollesten Sinne des Wortes, Männer sein mußten, und die Bedeutung des Namens Alle-Mannen, Alle-Mannei, scheinet sich von selbst zu ergeben. Die alte Mark-Mannei der Sueven lebte, in einem höheren Sinne, wieder auf, und wurde bald so glänzend, daß der suevische Name sich vor ihr zurück zog, und sich erst in späterer Zeit, als auch jener Glanz dahin war, wieder geltend machen konnte. Aber den Fremden hatten die Alle-Mannen ihr Gedächtniß so tief einge-

präget, daß ihr Name bei anderen Völkern in der alten römischen Welt der Name des ganzen teutschen Volkes geworden und geblieben ist.

38. Zweifelhafter möchte es hingegen von dem Namen Gothen sein, ob mit demselben gleichfalls eine Verbindung teutscher Völker bezeichnet worden, oder ob er die Benennung eines einzelnen Volkes sei, das — aus der Insel Scanzia kommend? — sich erobernd und herrschend über die weiten Länder zwischen der Ost-See und dem schwarzen Meer ausgebreitet habe. Entschließet man sich zu dieser letzten Annahme, so kommt man in Gefahr, durch die Namen Gythonen, Gutonen, Gothonen und Geten, an welchen frühere Vermuthungen und spätere Sagen sich festgehalten und fortgewunden haben, hin und her (bis über die Ost-See) gezogen zu werden. Waget man hingegen die erste Annahme, so scheinen frühere Sagen und spätere That-Sachen sich vereinigen zu lassen, und sie schließet die Möglichkeit nicht aus, diese Annahme, daß die Benennung Gothen ursprünglich eines einzigen Volkes Name gewesen sei, der sich zum Bundes-Namen erhoben habe, weil etwa die Gothen den Kern der Verbindung bildeten. Vielleicht war auch der Name Gothen, wie der Name Wehr-Mannen, Mark-Mannen, Thane, eigentlich eine Benennung der Krieger, die etwa Angriffe und Eroberungen suchten, und ging dann, wie jene Namen, auf die Völker über, aus welchen jene Krieger hervorgegangen waren. Das wenigstens scheinet keinem Zweifel unterworfen, daß die Gothen

Eroberungen erstrebet, und daß sie als Eroberer von Norden nach Süden, gegen das schwarze Meer und die untere Donau, vorgedrungen seien; es scheinet keinem Zweifel unterworfen, daß sie über unterjochte Völker slavisches Stammes geherrschet haben, während teutsche Völker mit ihnen in freier Verbindung lebten, oder vielmehr als besondere Stämme in ihrer Verbindung unterschieden wurden. Vielleicht hänget die Bildung dieser großen nord-östlichen Mannei zusammen mit den Unternehmungen der Römer an der unteren Donau, mit ihren Dacischen Kriegen, und mit der Unterjochung dieses Landes, die ja wohl die freien Völker des Nordens schrecken und in Bewegung bringen mußten. Die nachmalige Theilung des Einen Bundes in Ost-Gothen (Greuthunger) und West-Gothen (Theruinger) mochte, gegen die doppelte Gefahr von Asien her und von Dacien, eben so nothwendig sein, als das Königthum unter solchen Verhältnissen begreiflich ist.

39. Kommen wir endlich zu der Verbindung der Sachsen: so mag dieselbe, durch die Bewerbungen der Franken, und durch die Umgriffe der Gothen veranlasset sein. Und da die Franken, obwohl ursprünglich bloß zur Vertheidigung verbündet, durch ihr Geleits-Wesen zu Angriffs-Kriegen fortgezogen wurden, und da die Verbindung der Gothen ursprünglich auf Eroberung gerichtet gewesen sein dürfte: so scheinet die Mannei der Sachsen sich lediglich die Abwehr zum Ziele gesetzt zu haben. Hieraus dürfte sich denn eben sowohl

der Name — sei es, daß er von einer Waffe, Sachs, sei es, daß er von Sitzen herkomme — erklären lassen, als die schnelle Ausbreitung des Bundes, und die Theilung desselben in Ost-Falen, West-Falen und Engern, dadurch erklärlich wird. Uebrigens scheinet es, wegen unbekannter, aber wahrscheinlicher Berührungen mit den Dänen, natürlich genug, daß der Ursprung des Bundes im äußersten teutschen Norden zu suchen sei.

40. Nach dem Markomannischen Kriege waren etwa sechszig Jahre, nicht ohne Kämpfe, verlaufen, als diese vier Verbindungen anfingen, fast die ganze Aufmerksamkeit der Geschichte auf sich zu ziehen. Starke Angriffe streitbarer Männer, Gothen, Alle-Mannen, Franken, Sachsen genannt, werden auf das römische Reich gemacht; und die Absicht bei denselben gehet unverkennbar auf die Zertrümmerung dieses Reiches. Die Unternehmungen werden gewöhnlich gleichzeitig versucht, entweder weil die Angreifenden sich gegenseitig nach bestimmter Uebereinkunft zu unterstützen strebten, oder weil Ein Gefühl sie Alle trieb. Die Vertheidigungs-Linie der Römer erstreckte sich also, lediglich gegen die Teutschen, von dem Asowschen Sumpfe bis zum teutschen Meere, ja, weil die Sachsen immer kühner zur See wurden, bis nach Britannien. Nicht selten hatten sie gleichzeitig am Euphrat schwere Kämpfe zu bestehen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß das unnatürliche Reich, seine Unbehülflichkeit fühlend, in die größte Verwirrung gerieth, und daß man dem

... anderes Uebel, durch Aufstellung meh-
...en, abzuhelfen suchte.

... Kampf aber, in diesem Sinne, begann
...en, indem sie, nach manchen früheren
... 249), als Trajanus Decius Kaiser
... die Donau gingen, und weit gegen Grie-
... vordrangen. Zwar wurden sie aufgehal-
... der Sieg, den sie in Mösien erkämpfeten,
... die sie davon trugen, und die Zinsbarkeit,
... Gallus ihren Rückzug erkaufete, konnten
... Angriffen reizen. In der That gelang
... wenigen Jahren, zur Zeit Aurelian's, die
... Herrschaft auf die Donau zurückzustellen. Das
... der kühne Plan der Alle-Mannen schon
... selbst zu unterwerfen, während Franken
... weit und breit durchplünderten, nach großen
... vereitelt, obwohl sie der einst so übermü-
... Rom die Gefahr sehr nahe gebracht hatten
... Nach Abtreibung dieses Sturmes erschien
... Probus am Rhein und in Teutschland und
... durch Tugend, That und Kraft einen desto
... Eindruck auf die teutschen Völker, je mehr sie
... eine solche unerwartete Erscheinung überraschet
... mußten. Wie die Römer unter ihm noch ein Mal
... einer Welt-Herrschaft geträumet haben mögen,
... seine kühnen und siegreichen Züge in Teutsch-
land die Völker wegen Rom's Macht irre geleitet zu
... Diocletian's Anordnung, die für des
... innere Ruhe eben so gefährlich, als für die

äußere Sicherheit desselben heilsam war, erhielt und befestigte diesen Eindruck (I, 405).

42. Inzwischen fand die christliche Religion, wie sie mehr und mehr im römischen Reiche die Seelen gewann, so auch Eingang bei den Gothen, wie es scheinet, seitdem sie die Heimath der alten Götter verlassen hatten, und auf fremdem Boden herrschend waren. Als daher Constantin der Große sich zu dieser Religion bekannt hatte, weil er, um obzusiegen, eines neuen Geistes bedurfte: so trat einige Milde in die Verhältnisse zwischen Gothen und Römern. Hierdurch, und noch mehr durch Klugheit, Entschlossenheit, Thätigkeit und Treulosigkeit, erhielt er den Frieden mit den Teutschen, oder den Sieg über sie. Aber nach ihm verfolgeten die Völker am Rheine das alte Werk. Die Allemannen drangen weit in Gallien ein, bis Julian sie zum Rückzuge brachte, und sie dann, mehr durch Arglist und Treulosigkeit, als durch die Ueberlegenheit römischer Kriegs-Kunst, in der mährchenhaften Schlacht bei Strasburg (J. 357) überwand. Hierauf erschien er sogar diesseits des Rheines, und machte durch seinen Geist und seine Art den Völkern an den Ufern dieses Flusses den römischen Namen noch ein Mal furchtbar. Aber der Eindruck war bald verloschen, als er den Rhein verlassen hatte, um die höchste Gewalt im römischen Reiche zu übernehmen; und da er jenen Völkern Vieles zu rächen hinterließ, und da er, hoffnungslos bei dem Jammer der Zeit und dem Dunkel in der eigenen Seele, durch seinen Zurücktritt zum

... auch die Verhältnisse mit den Go...
... während er in das Reich neue
... machte: so möchten die Teutschen wohl
... Erfolg, und zu schnellerer Entschei...
... die Gothen erneuerten Kampf fortge...
... wäre nicht ein neues Ereigniß eingetre...
... Verhälnisse zu zerstören, und die Stel...
... Völker in aller Weise zu verändern drohete.
... drangen in Europa ein!

Fünftes Capitel.

... Hunnen. S. g. Völker-Wanderung.

... Die Hunnen gehörten ohne Zweifel zu dem ... Volks-Stamme, den wir den kalmuckischen zu ... pflegen. Wenn man die Eigenthümlichkeit die... Menschen erwäget, die Häßlichkeit ihres Ansehens, ... Unförmlichkeit ihrer Gestalt und das Ekelhafte ih... ...sweise; wenn man ferner bedenket, daß es den ... Völkern an den Kenntnissen fehlete, welche ... mit der Bildung und den Sitten fremder Natio... ...ordnet haben, und wenn man sich endlich erin... ... daß die Hunnen den Teutschen nur als grim... Feinde erschienen: so ist es nicht zu verwundern, ... sie bei denselben Schrecken und Angst, und einen ...überwindlichen Abscheu erregeten. Die Sagen über ... Ursprung sind nicht unmerkwürdig. Die Ge...schichte aber hat über ihre früheren Schicksale Nichts ...wisses. Dasjenige, was man über dieselben, aller...

dings mit lobenswürdigem Forschungs-Geiste, aus Chinesischen Jahrbüchern heraus gebracht zu haben glaubet, möchte wohl die Wichtigkeit nicht verdienen, die Manche, und auch große Geschichtschreiber, auf Dasselbe gesetzet haben. Denn der Werth dieser chinesischen Jahrbücher ist noch keinesweges ausgemittelt; und doch bleibet zwischen ihren Angaben und den Erzählungen griechischer und römischer Schriftsteller eine so weite Schlucht, daß man beide nur durch die gewagtesten Vermuthungen in eine nothdürftige Verbindung zu bringen im Stande ist. Gesetzt aber auch: die Hiong-nu — (mit welcher Benennung jedoch die Chinesen nur unglückliche Feinde, von welchen sie früher Vieles erduldet hatten, verspottet zu haben scheinen) — seien wirklich die Väter der Horden, welche, nach einer langen Reihe mannigfaltiger Ereignisse, als Hunnen der Schrecken Europa's wurden: was wäre mit dieser Kenntniß gewonnen? Was erreichten wir, wenn wir uns durch das Bestreben, Unvereinbares zu vereinigen, um sechs-, oder gar um fünfzehn hundert Jahre früher in jene eigenthümlichen Fluren locken ließen, die sich in weiter, in unerforschter Ausdehnung zwischen dem kaspischen Meer, Indien und China hinbreiten? In diesen hohen, wechselvollen Gegenden Asiens sind Menschen, menschliche Sitten und menschliche Schicksale von Alters her bis auf diesen Tag, soviel wir wissen, fast gleich geblieben. Es möchte daher wohl genug sein, die Natur des Landes, und die mit dieser Natur übereinstimmenden Sitten der Menschen im Allgemeinen zu erforschen;

hierauf zu untersuchen, was in solcher Natur und bei solchen Sitten die Menschen zu Eroberungen vereinigen kann, und etwa in bekannteren Zeiten vereiniget hat; in Rücksicht der Hunnen aber das Geständniß, das allein wahr ist, nicht zu scheuen, daß wir weder die Ursachen kennen, durch welche sie in Bewegung gekommen sind, noch die Fahrten, die sie gemacht haben. Bei diesem Geständnisse mag uns alsdann die Betrachtung trösten, daß die Hunnen, wenigstens für den Gang der Bildung, den wir verfolgen, nicht eher ein Interesse erhalten, als bis sie, nach Unterwerfung der Alanen (im J. 375), von Jagdlust getrieben, durch den mäotischen See gehen und auf die Gothen stoßen.

44. Die Herrschaft der Gothen war weit verbreitet; ihre Macht in Angriffs-Kriegen groß. Aber die Grund-Lage dieser Macht war Eroberung und Unterwerfung, und darum ihre Herrschaft gewaltsam. Ihre Verbindung war locker geworden. Die West-Gothen hatten sich, vielleicht aus Eifersucht, durch das Glück erzeuget, von den Ost-Gothen getrennet; und die bezwungenen, oder zum Eintritt in den Bund geängstigten Völker, waren in Verhältnissen gelassen, die ihnen zwar das Gehorchen weniger drückend machen mochten, durch welche aber auch das Gefühl der alten Selbständigkeit erhalten, und der Ungehorsam in Zeiten der Noth erleichtert wurde. Durch dieses Alles war die [illegible] Gothen in Vertheidigungs-Kriegen sehr ge[illegible] und in dieser Schwäche wurden die Ost[illegible] den Hunnen überraschet. Die gräßliche

Wildheit dieser Horden brachte sie um die nöthige Besonnenheit. Ihr König, der alte Ermanaricus, im hundert und zehnten Jahr und an einer schweren Wunde leidend, verzweifelte in solcher Gefahr; in Schmerz hierüber endigte der alte Held durch freiwilligen Tod sein Thaten-reiches Leben. Von den unterworfenen Völkern mögen mehrere, mit der gewöhnlichen Täuschung der Unglücklichen, die Hoffnung der Freiheit gefaßt, und sich deßwegen gegen ihre bisherigen Dränger erhoben haben. Also gerieth Alles in Verwirrung. Die Ost-Gothen fielen in die Dienstbarkeit der Hunnen, und nur Wenige entflohen dem allgemeinen Geschicke. Die West-Gothen hingegen, durch den Jammer ihrer Brüder aufgeschrecket, versucheten zu widerstehen. Nachdem sie aber unter ihrem König Atanarich geschlagen waren, sahen sie keine Rettung als in der Flucht; und Sicherheit schien den Meisten nur der Fluß gewähren zu können, welcher so lange von den Römern als das Heil des Reiches gegen sie selbst angesehen war. Aber in der Noth, in welcher sie sich befanden, konnte der Gedanke, die friedlichen Verhältnisse mit Rom zu brechen, und sich an der anderen Seite der Donau den Raum mit dem Schwerte zu nehmen, den sie zum Leben und zur Sicherheit bedurften, unmöglich in ihnen aufkommen; vielmehr war es natürlich genug, daß sie den Entschluß faßten, welcher dem König Atanarich unerträglich schien, die Römer um eine friedliche Aufnahme anzusprechen.

45. Den Kaiser Valens mag ein solcher Antrag,

[illegible] er anders [illegible] der [illegible] der [illegible] zu [illegible] im Stande gewesen ist, in [illegible] gesetzet haben. Denn wenn [illegible]: so konnte er zwar die, durch die [illegible] der [illegible] Jahr=Hunderte verödeten, Länder am [illegible] Ufer der Donau mit einem frischen und [illegible] Geschlechte bevölkern; auch schien er für den Augenblick eine starke Hülfe an ihnen gegen die Hunnen, falls dieselben über die Donau vorzudringen suchten, gewinnen zu können. Aber er nahm auch einen [illegible] Feind in das Reich auf. Die Noth des Augenblickes konnte vorübergehen, und das Andenken an dieselbe erlöschen. Ueberdieß war es sehr zweifelhaft, ob die Deutschen gegen den römischen Despotismus, der ihnen auf ihrem heimischen Boden so schrecklich gewesen war, fügsamer auf römischem Boden sein würden, und alsdann konnte es so wenig an Veranlassung als an Gelegenheit zu feindselig=verderblichen Unternehmungen fehlen. Schlug er hingegen die Bitte ab: so mußte er fürchten, die Gothen in Verzweifelung zu bringen, und dadurch einen Krieg zu veranlassen, welcher den Gothen mehr verschaffte, als was sie jetzt verlangeten, während die Kräfte geschwächet wurden, die man gegen die wilden asiatischen Horden zu vereinigen wünschen mußte; oder er mußte wenigstens die Unterwerfung der Gothen unter die Hunnen, und dadurch die Verstärkung der Hunnischen Macht besorgen. Ueberdieß mag auch das Christenthum eingewirket haben, und die nie fehlende Brut der Schmeichler mußte dem Kaiser und dem Reiche die Aufnahme der Gothen fe=

gar zum Ruhm und zur Größe zu deuten. Gewiß ist: Valens bewilligte die Bitte, und die West-Gothen zogen über die Donau. (J. 376)

46. Diese Vorgänge mußten nothwendig auf die Stellung der Völker zu einander, und auf die Entwikkelung ihrer Verhältnisse einen großen und weitgreifenden Einfluß erhalten. In Asien waren durch den Zug der Hunnen unstreitig große Bewegungen unter den Völkern veranlaßt, und das Glück, welches sie in Europa hatten, mußte neue Horden heranlocken, so wie sie selbst Unterstützung zur Behauptung ihrer Eroberungen nöthig hatten. In Europa wurden durch ihren Einbruch alte Bande zerrissen und neue mußten geknüpfet werden. Die Gothen befanden sich in einer unnatürlichen Lage, sie mochten sich den Hunnen unterworfen, sie mochten südlich bei den Römern, oder westlich bei Teutschen eine Zuflucht gefunden haben. Andere teutsche Stämme, in slavischen Ländern herrschend, und dem Gothischen Bund angehörend, scheinen sich zurück gezogen zu haben. Sarmaten, früher den Gothen unterthan, wurden nun Hunnen unterworfen. Andere wurden jetzt erst von flüchtigen Gothen überwältiget oder vertrieben. Alle kamen in ein ganz anderes Verhältniß zu den Teutschen, in welchem sie sich späterhin geltend zu machen suchten. Die westlich wohnenden teutschen Völker endlich, mit den Erschütterungen im Osten keinesweges unbekannt, mußten eine Haltung zu gewinnen streben, als ob sie einen

Eroberungen erstrebet, und daß sie als Eroberer von Norden nach Süden, gegen das schwarze Meer und die untere Donau, vorgedrungen seien; es scheinet keinem Zweifel unterworfen, daß sie über unterjochte Völker slavisches Stammes geherrschet haben, während teutsche Völker mit ihnen in freier Verbindung lebten, oder vielmehr als besondere Stämme in ihrer Verbindung unterschieden wurden. Vielleicht hänget die Bildung dieser großen nord-östlichen Mannei zusammen mit den Unternehmungen der Römer an der unteren Donau, mit ihren Dacischen Kriegen, und mit der Unterjochung dieses Landes, die ja wohl die freien Völker des Nordens schrecken und in Bewegung bringen mußten. Die nachmalige Theilung des Einen Bundes in Ost-Gothen (Greuthunger) und West-Gothen (Theruinger) mochte, gegen die doppelte Gefahr von Asien her und von Dacien, eben so nothwendig sein, als das Königthum unter solchen Verhältnissen begreiflich ist.

39. Kommen wir endlich zu der Verbindung der Sachsen: so mag dieselbe, durch die Bewerbungen der Franken, und durch die Umgriffe der Gothen veranlasset sein. Und da die Franken, obwohl ursprünglich bloß zur Vertheidigung verbündet, durch ihr Geleits-Wesen zu Angriffs-Kriegen fortgezogen wurden, und da die Verbindung der Gothen ursprünglich auf Eroberung gerichtet gewesen sein dürfte: so scheinet die Mannei der Sachsen sich lediglich die Abwehr zum Ziele gesetzt zu haben. Hieraus dürfte sich denn eben sowohl

der Name — sei es, daß er von einer Waffe, Sachs, sei es, daß er von Sitzen herkomme — erklären lassen, als die schnelle Ausbreitung des Bundes, und die Theilung desselben in Ost-Falen, West-Falen und Engern, dadurch erklärlich wird. Uebrigens scheinet es, wegen unbekannter, aber wahrscheinlicher Berührungen mit den Dänen, natürlich genug, daß der Ursprung des Bundes im äußersten teutschen Norden zu suchen sei.

40. Nach dem Markomannischen Kriege waren etwa sechszig Jahre, nicht ohne Kämpfe, verlaufen, als diese vier Verbindungen anfingen, fast die ganze Aufmerksamkeit der Geschichte auf sich zu ziehen. Starke Angriffe streitbarer Männer, Gothen, Alle-Mannen, Franken, Sachsen genannt, werden auf das römische Reich gemacht; und die Absicht bei denselben gehet unverkennbar auf die Zertrümmerung dieses Reiches. Die Unternehmungen werden gewöhnlich gleichzeitig versucht, entweder weil die Angreifenden sich gegenseitig nach bestimmter Uebereinkunft zu unterstützen strebten, oder weil Ein Gefühl sie Alle trieb. Die Vertheidigungs-Linie der Römer erstreckte sich also, lediglich gegen die Teutschen, von dem Asowschen Sumpfe bis zum teutschen Meere, ja, weil die Sachsen immer kühner zur See wurden, bis nach Britannien. Nicht selten hatten sie gleichzeitig am Euphrat schwere Kämpfe zu bestehen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß das unnatürliche Reich, seine Unbehülflichkeit fühlend, in die größte Verwirrung gerieth, und daß man dem

Uebel durch ein anderes Uebel, durch Aufstellung mehrerer Imperatoren, abzuhelfen suchte.

41. Den Kampf aber, in diesem Sinne, begannen die Gothen, indem sie, nach manchen früheren Streifereien (J. 249), als Trajanus Decius Kaiser war, über die Donau gingen, und weit gegen Griechenland hin vordrangen. Zwar wurden sie aufgehalten; aber der Sieg, den sie in Mösien erkämpfeten, die Beute, die sie davon trugen, und die Zinsbarkeit, mit welcher Gallus ihren Rückzug erkaufete, konnten nur zu neuen Angriffen reizen. In der That gelang ihnen nach wenigen Jahren, zur Zeit Aurelian's, die römische Herrschaft auf die Donau zurückzustellen. Dagegen wurde der kühne Plan der Alle-Mannen schon jetzt Italien selbst zu unterwerfen, während Franken Gallien weit und breit durchplünderten, nach großen Schlachten vereitelt, obwohl sie der einst so übermüthigen Rom die Gefahr sehr nahe gebracht hatten (I, 404). Nach Abtreibung dieses Sturmes erschien der große Probus am Rhein und in Teutschland und machte durch Tugend, That und Kraft einen desto tieferen Eindruck auf die teutschen Völker, je mehr sie durch eine solche unerwartete Erscheinung überraschet werden mußten. Wie die Römer unter ihm noch ein Mal von einer Welt-Herrschaft geträumet haben mögen, so scheinen seine kühnen und siegreichen Züge in Teutschland die Völker wegen Rom's Macht irre geleitet zu haben. Und Diocletian's Anordnung, die für des Reiches innere Ruhe eben so gefährlich, als für die

äußere Sicherheit desselben heilsam war, erhielt und befestigte diesen Eindruck (I, 405).

42. Inzwischen fand die christliche Religion, wie sie mehr und mehr im römischen Reiche die Seelen gewann, so auch Eingang bei den Gothen, wie es scheinet, seitdem sie die Heimath der alten Götter verlassen hatten, und auf fremdem Boden herrschend waren. Als daher Constantin der Große sich zu dieser Religion bekannt hatte, weil er, um obzusiegen, eines neuen Geistes bedurfte: so trat einige Milde in die Verhältnisse zwischen Gothen und Römern. Hierdurch, und noch mehr durch Klugheit, Entschlossenheit, Thätigkeit und Treulosigkeit, erhielt er den Frieden mit den Teutschen, oder den Sieg über sie. Aber nach ihm verfolgeten die Völker am Rheine das alte Werk. Die Allemannen drangen weit in Gallien ein, bis Julian sie zum Rückzuge brachte, und sie dann, mehr durch Arglist und Treulosigkeit, als durch die Ueberlegenheit römischer Kriegs-Kunst, in der mährchenhaften Schlacht bei Strasburg (J. 357) überwand. Hierauf erschien er sogar diesseits des Rheines, und machte durch seinen Geist und seine Art den Völkern an den Ufern dieses Flusses den römischen Namen noch ein Mal furchtbar. Aber der Eindruck war bald verloschen, als er den Rhein verlassen hatte, um die höchste Gewalt im römischen Reiche zu übernehmen; und da er jenen Völkern Vieles zu rächen hinterließ, und da er, hoffnungslos bei dem Jammer der Zeit und dem Dunkel in der eigenen Seele, durch seinen Zurücktritt zum

alten Heidenthume, auch die Verhältnisse mit den Gothen verschlimmerte, während er in das Reich neue Zerrüttungen brachte: so möchten die Teutschen wohl bald mit größerem Erfolg, und zu schnellerer Entscheidung den durch die Gothen erneuerten Kampf fortgesetzet haben, wäre nicht ein neues Ereigniß eingetreten, das alle Verhälnisse zu zerstören, und die Stellung der Völker in aller Weise zu verändern drohete. Die Hunnen drangen in Europa ein!

Fünftes Capitel.

Die Hunnen. S. g. Völker-Wanderung.

43. Die Hunnen gehörten ohne Zweifel zu dem asiatischen Volks-Stamme, den wir den kalmuckischen zu nennen pflegen. Wenn man die Eigenthümlichkeit dieser Menschen erwäget, die Häßlichkeit ihres Ansehens, die Unförmlichkeit ihrer Gestalt und das Ekelhafte ihrer Lebensweise; wenn man ferner bedenket, daß es den teutschen Völkern an den Kenntnissen fehlete, welche uns mit der Bildung und den Sitten fremder Nationen versöhnet haben, und wenn man sich endlich erinnert, daß die Hunnen den Teutschen nur als grimmige Feinde erschienen: so ist es nicht zu verwundern, daß sie bei denselben Schrecken und Angst, und einen unüberwindlichen Abscheu erregeten. Die Sagen über ihren Ursprung sind nicht unmerkwürdig. Die Geschichte aber hat über ihre früheren Schicksale Nichts Gewisses. Dasjenige, was man über dieselben, aller-

dings mit lobenswürdigem Forschungs-Geiste, aus Chinesischen Jahrbüchern heraus gebracht zu haben glaubet, möchte wohl die Wichtigkeit nicht verdienen, die Manche, und auch große Geschichtschreiber, auf Dasselbe gesetzet haben. Denn der Werth dieser chinesischen Jahrbücher ist noch keinesweges ausgemittelt; und doch bleibet zwischen ihren Angaben und den Erzählungen griechischer und römischer Schriftsteller eine so weite Schlucht, daß man beide nur durch die gewagtesten Vermuthungen in eine nothdürftige Verbindung zu bringen im Stande ist. Gesetzt aber auch: die Hiong-nu — (mit welcher Benennung jedoch die Chinesen nur unglückliche Feinde, von welchen sie früher Vieles erduldet hatten, verspottet zu haben scheinen) — seien wirklich die Väter der Horden, welche, nach einer langen Reihe mannigfaltiger Ereignisse, als Hunnen der Schrecken Europa's wurden: was wäre mit dieser Kenntniß gewonnen? Was erreichten wir, wenn wir uns durch das Bestreben, Unvereinbares zu vereinigen, um sechs-, oder gar um fünfzehn hundert Jahre früher in jene eigenthümlichen Fluren locken ließen, die sich in weiter, in unerforschter Ausdehnung zwischen dem kaspischen Meer, Indien und China hinbreiten? In diesen hohen, wechselvollen Gegenden Asiens sind Menschen, menschliche Sitten und menschliche Schicksale von Alters her bis auf diesen Tag, soviel wir wissen, fast gleich geblieben. Es möchte daher wohl genug sein, die Natur des Landes, und die mit dieser Natur übereinstimmenden Sitten der Menschen im Allgemeinen zu erforschen;

ltur und bei
rungen vereini-
ten vereiniget
dnis.
weder
ung des
macht das
dann die
tens
oder
erwerfung
treben, durch
ben flossen.

vertret-
der die
rwer-
re
ben
uf
des
gungs-
nen
ühren,
ans
der
die

Wildheit dieser Horden brachte sie um die nöthige Besonnenheit. Ihr König, der alte Ermanaricus, im hundert und zehnten Jahr und an einer schweren Wunde leidend, verzweifelte in solcher Gefahr; in Schmerz hierüber endigte der alte Held durch freiwilligen Tod sein Thaten-reiches Leben. Von den unterworfenen Völkern mögen mehrere, mit der gewöhnlichen Täuschung der Unglücklichen, die Hoffnung der Freiheit gefaßt, und sich deßwegen gegen ihre bisherigen Dränger erhoben haben. Also gerieth Alles in Verwirrung. Die Ost-Gothen fielen in die Dienstbarkeit der Hunnen, und nur Wenige entflohen dem allgemeinen Geschicke. Die West-Gothen hingegen, durch den Jammer ihrer Brüder aufgeschrecket, versucheten zu widerstehen. Nachdem sie aber unter ihrem König Atanarich geschlagen waren, sahen sie keine Rettung als in der Flucht; und Sicherheit schien den Meisten nur der Fluß gewähren zu können, welcher so lange von den Römern als das Heil des Reiches gegen sie selbst angesehen war. Aber in der Noth, in welcher sie sich befanden, konnte der Gedanke, die friedlichen Verhältnisse mit Rom zu brechen, und sich an der anderen Seite der Donau den Raum mit dem Schwerte zu nehmen, den sie zum Leben und zur Sicherheit bedurften, unmöglich in ihnen aufkommen; vielmehr war es natürlich genug, daß sie den Entschluß faßten, welcher dem König Atanarich unerträglich schien, die Römer um eine friedliche Aufnahme anzusprechen.

45. Den Kaiser Valens mag ein solcher Antrag,

[illegible] Innern [illegible] und dadurch [illegible] haben, [illegible] mußte dem Reiche die Aufnahme der Gothen so=

gar zum Ruhm und zur Größe zu deuten. Gewiß ist: Valens bewilligte die Bitte, und die West-Gothen zogen über die Donau. (J. 376)

46. Diese Vorgänge mußten nothwendig auf die Stellung der Völker zu einander, und auf die Entwikkelung ihrer Verhältnisse einen großen und weitgreifenden Einfluß erhalten. In Asien waren durch den Zug der Hunnen unstreitig große Bewegungen unter den Völkern veranlaßt, und das Glück, welches sie in Europa hatten, mußte neue Horden heranlocken, so wie sie selbst Unterstützung zur Behauptung ihrer Eroberungen nöthig hatten. In Europa wurden durch ihren Einbruch alte Bande zerrissen und neue mußten geknüpfet werden. Die Gothen befanden sich in einer unnatürlichen Lage, sie mochten sich den Hunnen unterworfen, sie mochten südlich bei den Römern, oder westlich bei Teutschen eine Zuflucht gefunden haben. Andere teutsche Stämme, in slavischen Ländern herrschend, und dem Gothischen Bund angehörend, scheinen sich zurück gezogen zu haben. Sarmaten, früher den Gothen unterthan, wurden nun Hunnen unterworfen. Andere wurden jetzt erst von flüchtigen Gothen überwältiget oder vertrieben. Alle kamen in ein ganz anderes Verhältniß zu den Teutschen, in welchem sie sich späterhin geltend zu machen suchten. Die westlich wohnenden teutschen Völker endlich, mit den Erschütterungen im Osten keineswegs unbekannt, mußten eine Haltung zu gewinnen streben, als ob sie einen

[illegible] von den [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] von den [illegible] zuwenden.

47. Auf diese Weise entstand eine allgemeine Spannung, die desto größer war, je feindseliger sich vorher die Deutschen den Römern gegenüber gestanden hatten. Und sehr natürlich war es, daß die Lösung dieser Spannung, als sie endlich durch die Zerstückelung und Vernichtung des römischen Reiches erfolgte, eine große Bewegung veranlaßte, die durch alle Länder und Völker Europa's hindurch in einer langen Reihe neuer Erscheinungen gleichsam eine neue Welt hervorbrachte. Will man nun für diese Bewegung mit diesen neuen Erscheinungen, als ihren Folgen, den alten Namen der Völker-Wanderung beibehalten, so ist das unstreitig leicht zu rechtfertigen; aber man würde Unrecht haben, wenn man, wie Viele gethan zu haben scheinen, bei diesem Worte den Gedanken faßte, als wären die Völker im Norden und Osten plötzlich von einem wunderlichen Wander-Wahn ergriffen worden, und als hätten sie ohne Sinn und Zweck ihre Heimath verlassen, um sich auf abenteuerlichen Fahrten zu versuchen. Im Anfange war es gewiß nur die Noth, was die Menschen nach Westen und Süden trieb. Nach und nach mag zwar eine gewisse Verwilderung in das Leben gekommen sein, und Viele mögen sich um so lieber und um so leichter auf den Weg gemacht haben, je unsicherer bei der allgemeinen Verwirrung das Bleiben war. Aber wahrscheinlich war auch selbst alsdann die Auswanderung selten so allgemein, als man gewöhnlich

glaubet; und oft möchte wohl nur die junge Mannschaft zu Krieg und Abenteuer fortgezogen sein, wo man ganze Stämme, mit Weibern, Greisen und Kindern, zu erblicken glaubet. Zu Wanderungen in diesem Sinne gaben denn auch allerdings die Hunnen durch ihren Einbruch in die Gothische Herrschaft die nächste Veranlassung; sie sind das erste asiatische Volk, das im Lichte der Geschichte nach Europa kommt, und deßwegen kann man wohl auch sagen, die Ankunft der Hunnen in Europa sei der Anfang der Völker-Wanderung; aber man würde sehr irren, wenn man auch, wie Viele gethan haben, den Anfang der Bewegung unter den Völkern überhaupt in den früheren ungewissen Schicksalen dieser Hunnen im Inneren Asien's suchen wollte. Denn der Anfang dieser Bewegung unter den europäischen Völkern ist ja fast fünf hundert Jahre vor der Ankunft der Hunnen in den Kriegen der Römer und der Teutschen zu bemerken; und in dem Fortgange dieser Kriege ist die Vermehrung derselben durchaus nicht zu verkennen. Die Hunnen haben auf die Bewegung der germanischen Völker allerdings mächtig gewirket, und ihr eine Richtung gegeben, die sie vielleicht nicht genommen haben würde; aber veranlasset haben sie dieselbe keinesweges. Ja, wenn man bei der Hauptsache stehen bleibt, und mit dem Namen Völker-Wanderung die Zerstörung der römischen Herrschaft im Abendlande, und die Gründung germanischer Staaten in den Ländern des römischen Reiches bezeichnet: so kann man sogar behaupten, daß die Hunnen zu dem Wesentlichen dieses Ereignisses kaum beigetra-

gen haben. Denn nach der Stellung der Völker in moralischer und geographischer Hinsicht, vor der Ankunft der Hunnen, würde das römische Reich, auch ohne diese Ankunft, von den Teutschen überwältiget sein, und wahrscheinlich früher, aber auf eine andere Weise.

Sechstes Capitel.

Die Teutschen im römischen Reiche, wachsende Noth desselben. (West-Gothen, Sueven, Vandalen, Alanen, Burgundionen, Sachsen.)

48. Die Kraft der Hunnen war, scheinet es, erschöpfet; sie bedurften der Ruhe zu ihrer Erholung, und zur Einrichtung ihrer Herrschaft. Den ersten Riß aber in die gespannten Verhältnisse machten Diejenigen, welche sich in der unnatürlichsten Lage befanden, die West-Gothen. Kaiser Valens hatte diesen Gothen, nicht ohne Vorsichts-Maßregeln, die Aufnahme in das Reich gewähret. Diejenigen aber, welche seine Befehle vollziehen sollten, verdorben durch die Sittenlosigkeit der alten Welt, ohne Gefühl für menschliches Unglück, wie für die Tugend eines einfachen Volkes, und ohne Achtung für den Geist Derer, die sie Barbaren nannten, folgeten nur ihren wilden Begierden, und gaben sich den gemeinsten Leidenschaften hin. Durch ihre Treulosigkeit und ihren Verrath wurden die Gothen bald in die höchste Noth gebracht; und die Entdeckung, daß man sie muthwillig und absichtlich durch diese Noth zu versclaven suchte, erregte in ihnen die grimmigste

Erbitterung. Sie ergriffen die Waffen, die man ihnen eben so unklug gelassen hatte, als man sie sündhaft an dieselben erinnerte, und weit und breit fühlete Thracien ihren gerechten Grimm. Und als endlich der Kaiser Valens selbst heran gezogen war, um der Verwirrung, die noch dadurch verderblicher zu werden drohete, daß die Allemannen sie benutzten, Einhalt zu thun; und als er mißtrauisch den Frieden abgelehnet hatte, welchen der so kühne als besonnene Fridigern ihm antragen ließ: da büßte er in der furchtbaren Schlacht bei Adrianopel (J. 378) selbst mit seinem Leben die verzeihliche Unvorsichtigkeit, und sein Heer, das muthwillig den Kampf gesuchet zu haben scheinet, erlitt eine schreckliche Niederlage. Nun wurden zwar die Gothen durch die Mauern von Adrianopel aufgehalten, und von Constantinopel zurückgeschreckt; aber theils hierdurch, theils durch die treulose Grausamkeit, welche sich die feigen Römer gegen die Gothen erlaubeten, die in ihrer Gewalt waren, wurden die Sieger zu wilder Ausgelassenheit gereizet, während neue Schwärme, angelocket von solchen Vorgängen, über die Donau drangen. In der That, es ist nicht zu verwundern, daß fromme Menschen in dieser Verwirrung die Nähe der letzten Zeiten zu erblicken glaubten! Und erst, als die Gothen für dieses Mal ausgetobet haben mochten; erst, als sie durch den Tod einiger Helden und Führer betäubet, vielleicht auch in Unordnung und Zwiste gerathen waren, gelang es dem Kriegs-kundigen und klugen Theodosius, sie durch Glück und Mäßigung nach vier Jahren (J. 382) zu einem Frieden zu brin-

alten Heidenthume, auch die Verhältnisse mit den Gothen verschlimmerte, während er in das Reich neue Zerrüttungen brachte: so möchten die Teutschen wohl bald mit größerem Erfolg, und zu schnellerer Entscheidung den durch die Gothen erneuerten Kampf fortgesetzet haben, wäre nicht ein neues Ereigniß eingetreten, das alle Verhälnisse zu zerstören, und die Stellung der Völker in aller Weise zu verändern drohete. Die Hunnen drangen in Europa ein!

Fünftes Capitel.

Die Hunnen. S. g. Völker-Wanderung.

43. Die Hunnen gehörten ohne Zweifel zu dem asiatischen Volks-Stamme, den wir den kalmuckischen zu nennen pflegen. Wenn man die Eigenthümlichkeit dieser Menschen erwäget, die Häßlichkeit ihres Ansehens, die Unförmlichkeit ihrer Gestalt und das Ekelhafte ihrer Lebensweise; wenn man ferner bedenket, daß es den teutschen Völkern an den Kenntnissen fehlete, welche uns mit der Bildung und den Sitten fremder Nationen versöhnet haben, und wenn man sich endlich erinnert, daß die Hunnen den Teutschen nur als grimmige Feinde erschienen: so ist es nicht zu verwundern, daß sie bei denselben Schrecken und Angst, und einen unüberwindlichen Abscheu erregeten. Die Sagen über ihren Ursprung sind nicht unmerkwürdig. Die Geschichte aber hat über ihre früheren Schicksale Nichts Gewisses. Dasjenige, was man über dieselben, aller-

dings mit lobenswürdigem Forschungs-Geiste, aus Chinesischen Jahrbüchern heraus gebracht zu haben glaubet, möchte wohl die Wichtigkeit nicht verdienen, die Manche, und auch große Geschichtschreiber, auf Dasselbe gesetzet haben. Denn der Werth dieser chinesischen Jahrbücher ist noch keinesweges ausgemittelt; und doch bleibet zwischen ihren Angaben und den Erzählungen griechischer und römischer Schriftsteller eine so weite Schlucht, daß man beide nur durch die gewagtesten Vermuthungen in eine nothdürftige Verbindung zu bringen im Stande ist. Gesetzt aber auch: die Hiong-nu — (mit welcher Benennung jedoch die Chinesen nur unglückliche Feinde, von welchen sie früher Vieles erduldet hatten, verspottet zu haben scheinen) — seien wirklich die Väter der Horden, welche, nach einer langen Reihe mannigfaltiger Ereignisse, als Hunnen der Schrecken Europa's wurden: was wäre mit dieser Kenntniß gewonnen? Was erreichten wir, wenn wir uns durch das Bestreben, Unvereinbares zu vereinigen, um sechs-, oder gar um fünfzehn hundert Jahre früher in jene eigenthümlichen Fluren locken ließen, die sich in weiter, in unerforschter Ausdehnung zwischen dem kaspischen Meer, Indien und China hinbreiten? In diesen hohen, wechselvollen Gegenden Asiens sind Menschen, menschliche Sitten und menschliche Schicksale von Alters her bis auf diesen Tag, soviel wir wissen, fast gleich geblieben. Es möchte daher wohl genug sein, die Natur des Landes, und die mit dieser Natur übereinstimmenden Sitten der Menschen im Allgemeinen zu erforschen;

hierauf zu untersuchen, was in solcher Natur und bei solchen Sitten die Menschen zu Eroberungen vereinigen kann, und etwa in bekannteren Zeiten vereiniget hat; in Rücksicht der Hunnen aber das Geständniß, das auch wahr ist, nicht zu scheuen, daß wir weder die Ursachen kennen, durch welche sie in Bewegung gekommen sind, noch die Fahrten, die sie gemacht haben. Bei diesem Geständnisse mag uns alsdann die Betrachtung trösten, daß die Hunnen, wenigstens für den Gang der Bildung, den wir verfolgen, nicht eher ein Interesse erhalten, als bis sie, nach Unterwerfung der Alanen (im J. 375), von Jagdlust getrieben, durch den mäotischen See gehen und auf die Gothen stoßen.

44. Die Herrschaft der Gothen war weit verbreitet; ihre Macht in Angriffs-Kriegen groß. Aber die Grund-Lage dieser Macht war Eroberung und Unterwerfung, und darum ihre Herrschaft gewaltsam. Ihre Verbindung war locker geworden. Die West-Gothen hatten sich, vielleicht aus Eifersucht, durch das Glück erzeuget, von den Ost-Gothen getrennet; und die bezwungenen, oder zum Eintritt in den Bund geängstigten Völker, waren in Verhältnissen gelassen, die ihnen zwar das Gehorchen weniger drückend machen mochten, durch welche aber auch das Gefühl der alten Selbständigkeit erhalten, und der Ungehorsam in Zeiten der Noth erleichtert wurde. Durch dieses Alles war die Macht der Gothen in Vertheidigungs-Kriegen sehr geschwächt; und in dieser Schwäche wurden die Ost-Gothen von den Hunnen überraschet. Die gräßliche

Wildheit dieser Horden brachte sie um die nöthige Besonnenheit. Ihr König, der alte Ermanaricus, im hundert und zehnten Jahr und an einer schweren Wunde leidend, verzweifelte in solcher Gefahr; in Schmerz hierüber endigte der alte Held durch freiwilligen Tod sein Thaten-reiches Leben. Von den unterworfenen Völkern mögen mehrere, mit der gewöhnlichen Täuschung der Unglücklichen, die Hoffnung der Freiheit gefaßt, und sich deßwegen gegen ihre bisherigen Dränger erhoben haben. Also gerieth Alles in Verwirrung. Die Ost-Gothen fielen in die Dienstbarkeit der Hunnen, und nur Wenige entflohen dem allgemeinen Geschicke. Die West-Gothen hingegen, durch den Jammer ihrer Brüder aufgeschrecket, versucheten zu widerstehen. Nachdem sie aber unter ihrem König Atanarich geschlagen waren, sahen sie keine Rettung als in der Flucht; und Sicherheit schien den Meisten nur der Fluß gewähren zu können, welcher so lange von den Römern als das Heil des Reiches gegen sie selbst angesehen war. Aber in der Noth, in welcher sie sich befanden, konnte der Gedanke, die friedlichen Verhältnisse mit Rom zu brechen, und sich an der anderen Seite der Donau den Raum mit dem Schwerte zu nehmen, den sie zum Leben und zur Sicherheit bedurften, unmöglich in ihnen aufkommen; vielmehr war es natürlich genug, daß sie den Entschluß faßten, welcher dem König Atanarich unerträglich schien, die Römer um eine friedliche Aufnahme anzusprechen.

45. Den Kaiser Valens mag ein solcher Antrag,

wenn er anders in der Entfernung der Bedürfnisse zu Provinzen und zu wichtigen im Staate gewesen ist, nicht geringe Beweggründe gehabt haben. Denn wenn er die Bitte genehmigte: so konnte er zwar die, durch die Gräuel der letzten Jahr-Hunderte verödeten, Länder am rechten Ufer der Donau mit einem frischen und Kraft-vollen Geschlechte bevölkern; auch schien er für den Augenblick eine starke Hülfe an ihnen gegen die Hunnen, falls dieselben über die Donau vorzudringen suchten, gewonnen zu können. Aber er nahm auch einen alten Feind in das Reich auf. Die Rache des Augenblicks konnte vorübergehen, und das Andenken an dieselbe erlöschen. Überdieß war es sehr zweifelhaft, ob die Gothen gegen den römischen Despotismus, der ihnen auf ihrem heimischen Boden so schrecklich gewesen war, fügsamer auf römischem Boden sein würden, und alsdann konnte es so wenig an Veranlassung als an Gelegenheit zu feindselig-verderblichen Unternehmungen fehlen. Schlug er hingegen die Bitte ab: so mußte er fürchten, die Gothen in Verzweiflung zu bringen, und dadurch einen Krieg zu veranlassen, welcher den Gothen mehr verschaffte, als was sie jetzt verlangeten, während die Kräfte geschwächet wurden, die man gegen die wilden asiatischen Horden zu vereinigen wünschen mußte; oder er mußte wenigstens die Unterwerfung der Gothen unter die Hunnen, und dadurch die Verstärkung der Hunnischen Macht besorgen. Ueberdieß mag auch das Christenthum eingewirket haben, und die nie fehlende Brut der Schmeichler wußte dem Kaiser und dem Reiche die Aufnahme der Gothen so=

gar zum Ruhm und zur Größe zu deuten. Gewiß ist: Valens bewilligte die Bitte, und die West-Gothen zogen über die Donau. (J. 376)

46. Diese Vorgänge mußten nothwendig auf die Stellung der Völker zu einander, und auf die Entwikkelung ihrer Verhältnisse einen großen und weitgreifenden Einfluß erhalten. In Asien waren durch den Zug der Hunnen unstreitig große Bewegungen unter den Völkern veranlaßt, und das Glück, welches sie in Europa hatten, mußte neue Horden heranlocken, so wie sie selbst Unterstützung zur Behauptung ihrer Eroberungen nöthig hatten. In Europa wurden durch ihren Einbruch alte Bande zerrissen und neue mußten geknüpfet werden. Die Gothen befanden sich in einer unnatürlichen Lage, sie mochten sich den Hunnen unterworfen, sie mochten südlich bei den Römern, oder westlich bei Teutschen eine Zuflucht gefunden haben. Andere teutsche Stämme, in slavischen Ländern herrschend, und dem Gothischen Bund angehörend, scheinen sich zurück gezogen zu haben. Sarmaten, früher den Gothen unterthan, wurden nun Hunnen unterworfen. Andere wurden jetzt erst von flüchtigen Gothen überwältiget oder vertrieben. Alle kamen in ein ganz anderes Verhältniß zu den Teutschen, in welchem sie sich späterhin geltend zu machen suchten. Die westlich wohnenden teutschen Völker endlich, mit den Erschütterungen im Osten keineswegs unbekannt, mußten eine Haltung zu gewinnen streben, als ob sie einen

Angriff von den Hunnen erwarteten, und mithin ihren Blick von den Römern abwenden.

47. Auf diese Weise entstand eine allgemeine Spannung, die desto größer war, je seltsamer schon vorher die Teutschen den Römern gegenüber gestanden hatten. Und sehr natürlich war es, daß die Lösung dieser Spannung, als sie endlich durch die Zerstückelung und Vernichtung des römischen Reiches erfolgte, eine große Bewegung veranlaßte, die durch alle Länder und Völker Europa's hindurch in einer langen Reihe neuer Erscheinungen gleichsam eine neue Welt hervorbrachte. Will man nun für diese Bewegung mit diesen neuen Erscheinungen, als ihren Folgen, den alten Namen der Völker-Wanderung beibehalten, so ist das unstreitig leicht zu rechtfertigen; aber man würde Unrecht haben, wenn man, wie Viele gethan zu haben scheinen, bei diesem Worte den Gedanken faßte, als wären die Völker im Norden und Osten plötzlich von einem wunderlichen Wander-Wahn ergriffen worden, und als hätten sie ohne Sinn und Zweck ihre Heimath verlassen, um sich auf abenteuerlichen Fahrten zu versuchen. Im Anfange war es gewiß nur die Noth, was die Menschen nach Westen und Süden trieb. Nach und nach mag zwar eine gewisse Verwilderung in das Leben gekommen sein, und Viele mögen sich um so lieber und um so leichter auf den Weg gemacht haben, je unsicherer bei der allgemeinen Verwirrung das Bleiben war. Aber wahrscheinlich war auch selbst alsdann die Auswanderung selten so allgemein, als man gewöhnlich

glaubet; und oft möchte wohl nur die junge Mannschaft zu Krieg und Abenteuer fortgezogen sein, wo man ganze Stämme, mit Weibern, Greisen und Kindern, zu erblicken glaubet. Zu Wanderungen in diesem Sinne gaben denn auch allerdings die Hunnen durch ihren Einbruch in die Gothische Herrschaft die nächste Veranlassung; sie sind das erste asiatische Volk, das im Lichte der Geschichte nach Europa kommt, und deßwegen kann man wohl auch sagen, die Ankunft der Hunnen in Europa sei der Anfang der Völker-Wanderung; aber man würde sehr irren, wenn man auch, wie Viele gethan haben, den Anfang der Bewegung unter den Völkern überhaupt in den früheren ungewissen Schicksalen dieser Hunnen im Inneren Asien's suchen wollte. Denn der Anfang dieser Bewegung unter den europäischen Völkern ist ja fast fünf hundert Jahre vor der Ankunft der Hunnen in den Kriegen der Römer und der Teutschen zu bemerken; und in dem Fortgange dieser Kriege ist die Vermehrung derselben durchaus nicht zu verkennen. Die Hunnen haben auf die Bewegung der germanischen Völker allerdings mächtig gewirket, und ihr eine Richtung gegeben, die sie vielleicht nicht genommen haben würde; aber veranlasset haben sie dieselbe keinesweges. Ja, wenn man bei der Hauptsache stehen bleibt, und mit dem Namen Völker-Wanderung die Zerstörung der römischen Herrschaft im Abendlande, und die Gründung germanischer Staaten in den Ländern des römischen Reiches bezeichnet: so kann man sogar behaupten, daß die Hunnen zu dem Wesentlichen dieses Ereignisses kaum beigetra-

[illegible] der Völker in eine [illegible], war der Ankunft [illegible] römische Reich, auch ohne [illegible] den Deutschen überwältiget sein, [illegible] aber auf eine andere Weise.

[illegible] Capitel.

([illegible] im römischen Reiche, wachsende Noth desselben. [illegible] Franken, Sueven, Vandalen, Alanen, Burgundionen, Sachsen.)

[illegible] Die Kraft der Hunnen war, scheinet es, er[illegible] sie bedurften der Ruhe zu ihrer Erholung, und zur Einrichtung ihrer Herrschaft. Den ersten Riß in die gespannten Verhältnisse machten Diejenigen, welche sich in der unnatürlichsten Lage befanden, die [illegible] Gothen. Kaiser Valens hatte diesen Gothen, [illegible] ohne Vorsichts-Maßregeln, die Aufnahme in das Reich gewährt. Diejenigen aber, welche seine Befehle vollziehen sollten, verdorben durch die Sittenlosigkeit der alten Welt, ohne Gefühl für menschliches Unglück, ohne Sinn für die Tugend eines einfachen Volkes, und ohne Achtung für den Geist Derer, die sie Barbaren nannten, folgeten nur ihren wilden Begierden, und gaben sich den gemeinsten Leidenschaften hin. Durch ihre Treulosigkeit und ihren Verrath wurden die Gothen bald in die höchste Noth gebracht; und die Entdeckung, daß man sie muthwillig und absichtlich durch diese Noth zu versclaven suchte, erregte in ihnen die grimmigste

Erbitterung. Sie ergriffen die Waffen, die man ihnen eben so unklug gelassen hatte, als man sie sündhaft an dieselben erinnerte, und weit und breit fühlete Thracien ihren gerechten Grimm. Und als endlich der Kaiser Valens selbst heran gezogen war, um der Verwirrung, die noch dadurch verderblicher zu werden drohete, daß die Allemannen sie benutzten, Einhalt zu thun; und als er mißtrauisch den Frieden abgelehnet hatte, welchen der so kühne als besonnene Fridigern ihm antragen ließ: da büßte er in der furchtbaren Schlacht bei Adrianopel (J. 378) selbst mit seinem Leben die verzeihliche Unvorsichtigkeit, und sein Heer, das muthwillig den Kampf gesuchet zu haben scheinet, erlitt eine schreckliche Niederlage. Nun wurden zwar die Gothen durch die Mauern von Adrianopel aufgehalten, und von Constantinopel zurückgeschreckt; aber theils hierdurch, theils durch die treulose Grausamkeit, welche sich die feigen Römer gegen die Gothen erlaubeten, die in ihrer Gewalt waren, wurden die Sieger zu wilder Ausgelassenheit gereizet, während neue Schwärme, angelocket von solchen Vorgängen, über die Donau drangen. In der That, es ist nicht zu verwundern, daß fromme Menschen in dieser Verwirrung die Nähe der letzten Zeiten zu erblicken glaubten! Und erst, als die Gothen für dieses Mal ausgetobet haben mochten; erst, als sie durch den Tod einiger Helden und Führer betäubet, vielleicht auch in Unordnung und Zwiste gerathen waren, gelang es dem Kriegs-kundigen und klugen Theodosius, sie durch Glück und Mäßigung nach vier Jahren (J. 382) zu einem Frieden zu brin-

[illegible] Ruhe gab. Aber auch diese [illegible] Denn die Bedingungen, unter [illegible] der Gothen — und auch Ost-Gothen [illegible] den Aufenthalt im Reiche gewähren [illegible] zu gewaltsamen Stellung, daß [illegible] Kriege nicht ausbleiben konnten.

[illegible] jedoch wußte die Gothen mit dem- [illegible] Ruhe zu erhalten, mit welchem er sie [illegible] hatte; aber, durch die Verhältnisse [illegible] genöthiget, nährte er auch in ihnen [illegible] ihrer Kraft und ihrer Ueberlegenheit. Als [illegible] (J. 395) gestorben war, und seinen [illegible] beide unmündig, und der Mündigkeit unfä- [illegible] Reich getheilet hinterlassen hatte, so erfolgete [illegible] durch die Theilung des Reiches, und die aus [illegible] hervorgehenden Verhältnisse begünstiget, der [illegible], der um so gefährlicher wurde, da inzwi- schen die teutschen Völker zu einer bestimmteren An- sicht von der Lage der Dinge gekommen zu sein, und [illegible] ihrer Bewegung eine sichere Richtung gefunden zu haben scheinen. Alarich, der schon gegen und für Theodosius die Kraft erprüfet hatte, welche ihm das Vertrauen der Gothen und anderer Teutschen erwarb, fand leicht die gesuchte Gelegenheit, den Römern seine Macht furchtbar zu machen. Als er auftrat, war die Herrlichkeit alter Zeiten längst dahin, und die Sehn- sucht nach einem neuen Leben hält in des Menschen Brust den Schmerz über ihren Untergang nieder; der Zug Alarich's nach Griechenland (J. 396) jedoch, und

die große Zerstörung seiner Gothischen Schaaren erwecken noch immer bei den alten großen Namen Athen, Korinth, Argos, Sparta große Erinnerungen in der Seele, und regen wehmüthige Gefühle auf! Der Erfolg solcher Wagnisse aber mußte wohl zu neuen Fahrten aufreizen: Stilicho nahm ihn mit seinem ganzen Heer in die Dienste des Kaisers, und gab ihm, gleichsam als Belohnung, das Illyricum zur Vertheidigung und zur Verwaltung. Da Constantinopel und andere große Städte nicht leicht zu bezwingen waren, und da sonst nicht viel Raub und Beute im Osten Europa's zu gewinnen sein mochte: so ist kaum nöthig, den Gründen lange nachzuforschen, welche Alarich und seine Schaaren zu der Unternehmung auf Italien, die nach kurzer Erholung (J. 400) gewaget wurde, bestimmet haben. Als neu erwählter König der Gothen bedurfte Alarich ja auch eines Reiches; und welches Land hätte ihn mehr reizen können, als Italien und Rom, der Herrschaft alter Sitz? Aber Aquileja's Mauern brachen auch hier den Strom, und scheinen zu einem Rückzuge gezwungen zu haben. Dadurch ward es dem Stilicho möglich, Truppen heran zu ziehen, um wenigstens Italien nicht ohne Kampf in die Gewalt der Gothen gerathen zu lassen, als diese zum anderen Male heranzogen. Nun war allerdings die Stellung beider Heere in der Schlacht bei Pollentia (J. 403) so seltsam, daß die Römer, wenn sie nicht etwa das ganze gothische Heer vernichteten, selbst als Sieger die Nachtheile der Besiegten zu tragen hatten: dennoch fühlten auch die Gothen den Geist Stilicho's

[illegible], daß Alarich, nach seinem [illegible] Marsch [illegible] Apenninen, gern Verhandlungen Gehör gab, [illegible] einen ehrenvollen und beutereichen Abzug aus [illegible].

[illegible] der Ruhe, ja der Erholung, [illegible] wieder. Alarich's Zug nach Italien [illegible] Deutschland's das Zeichen gegeben; [illegible] Sturm unaufhaltsam fort, bis [illegible] lag. Kaum hatte Alarich Italien [illegible] ein unermeßlicher Schwarm man[illegible] den heidnischen Radagaisus mit [illegible] Italien ein (J. 405). Die [illegible] und die Gränzen der Völ[illegible] [illegible], daß man nicht ein[illegible] [illegible] Menschen gewesen [illegible]. Das jedoch leider kei[illegible] [illegible] es bis Florenz [illegible] befreiet wor[illegible] [illegible] vor der Schlacht [illegible] unzuverlässig sind. [illegible] allerdings zunächst [illegible] werden mußte, nur [illegible] gefährlich war [illegible] werden kann, als durch [illegible] Legionen vom [illegible] um Ita[illegible] lien zu retten. [illegible] Völ[illegible] ker längs des [illegible], [illegible] und die Franken, schon früher durch Verträge und manche Begünstigung

in Frieden und Freundschaft zu erhalten gesucht, und Dieses schien ihm allerdings gelungen. Aber dem Stilicho konnte es nicht unbekannt sein, daß es ihm nur gelungen war, weil diesen Völkern selbst bei den Vorgängen im Osten, die sie in Zweck und Art nicht übersehen konnten, lieb sein mußte, mit den Römern jeden Krieg zu vermeiden. Es konnte ihm noch weniger unbekannt sein, daß es, selbst bei dem treuesten Festhalten dieser Völker an den Verträgen, von den Erschütterungen der östlicher wohnenden Völker abhängen müßte, in wiefern auf sie gerechnet werden könnte. Und am Wenigsten konnte ihm unbekannt sein, daß durch die Herrschaft Rom's überall der Geist der Völker gebrochen und die Kraft der Völker gelähmet war; daß Diejenigen, welche einst für ihre alte Freiheit schwere und lange Kriege bestanden, unter dieser Herrschaft sich gänzlich der Waffen und des Kampfes entwöhnet hatten, weil Rom nur den Legionen trauete; und daß eben deßwegen auch das größte und reichste Land jedem Angreifenden Preis gegeben war, sobald ihm der Schutz der Legionen entzogen ward. Dennoch wagte er es, den Rhein und Gallien von diesen Legionen zu entblößen; und eben damit gab er die westlichen Länder des Reiches auf ein Mal und für immer Preis!

51. Schon am Ende desselben Jahres (406), in welchem Radagaisus zu Grunde gegangen war, drangen große Schaaren teutscher Männer über den Rhein, und durchzogen Gallien, ohne irgend einen

Widerstand von Bedeutung zu finden, plündernd und zerstörend bis zu den äußersten Gränzen. Die Schriftsteller jener Zeit, wohl fühlend, wie unsicher ihre Nachrichten waren, haben sich, scheinet es, damit zu helfen gesuchet, daß sie jedes Heer, von welchem sie nicht wußten, woher es kam, aus allen Völkern zusammen setzeten, deren Namen an ihnen vorüber gegangen war. Nach den früheren Ereignissen aber, und nach der Lage der Länder ist es wahrscheinlich, daß das Heer, welches mit Radagais nach Italien gezogen, und um diese Zeit aus Italien zurück gegangen war, den eigentlichen Kern der Schaaren, die jetzt in Gallien einfielen, gebildet, und daß sich um dasselbe andere Schaaren angehäufet haben. In demselben treten indeß drei Namen hervor, die beachtet zu werden verdienen. Zuerst erscheinen die Vandalen; ein alter Name, der schon zu des Tacitus Zeiten berühmt war und für einen der Ur-Namen teutscher Völker gehalten ward. Wahrscheinlich hat sich dieses Volk bei der Gothischen Eroberung, vom Norden her, südlich gezogen, gegen die untere Donau, bis es in Pannonien Sitze fand, die ihm jetzt auch nicht mehr sicher blieben. Hierauf erscheinen Sueven. Diese können auf einem solchen Zuge nicht auffallen. Endlich werden Alanen genannt. Soll aber dieser Name auf jenes asiatische Volk zurückweisen, welches von den Hunnen unterworfen war, so würde man genöthiget sein, an eine Schaar zu denken, welche die Freiheit durch die Flucht vor den Hunnen gerettet hätte; aber schon um diese Zeit wurden die Alanen in dem Heere gegen Gallien für Gothen gehalten. — Wenn

übrigens eines Krieges der Franken gegen dieses Heer gedacht wird, so hat sich derselbe wohl nur auf Vertheidigung der fränkischen Gaue beschränket, obwohl es auch nicht unbegreiflich wäre, wenn die Franken ein Land zu beschützen gesuchet hätten, das sie schon längst als ihre Beute ansehen mochten, ohne daß man anzunehmen brauchte, sie seien durch Rom zum Widerstande bestimmet worden.

52. Diese Vorgänge in Gallien, und die durch dieselben bewirkten Empörungen und Verwirrungen in der römischen Verwaltung der nördlichen und westlichen Provinzen, riefen den Alarich wieder in die alte Bahn. Und nun konnte auch Italien nicht mehr vertheidiget werden, selbst nachdem Gallien Preis gegeben war. Freilich beraubete sich der feige und mißtrauische Honorius des Mannes, der früher geholfen hatte, und seiner Freunde auf eine eben so unkluge als grausame, verrätherische und abscheuliche Weise (J. 408); aber selbst Stilicho hatte ja den furchtbaren König nicht mehr mit den Waffen, sondern nur durch Geld, Land, Lieferungen und Würden zurück zu halten vermocht. Und woher hätte nach seiner Ermordung der Widerstand kommen sollen? Der Zug des Alarich, Ravenna vorbei, gerade auf Rom war daher gewiß kein großes Wagniß; vielmehr sorgeten die Römer durch feige Grausamkeiten dafür, daß ihm stets neue Truppen zuströmten. Es scheinet, er habe sich immer mehr überzeugen müssen, daß er Herr von Italien werden könne, sobald er es sein wolle. Eben deßwegen aber möchte

[illegible] gegen die Römer aufhalten, [illegible] diese Hin- [illegible] der [illegible] und [illegible] Veranlassung [illegible] in einem [illegible] und den [illegible] hingegeben ward! [illegible] in der wechselnden [illegible] [illegible] Politik nach- [illegible] die [illegible] Feinde immer tiefer [illegible] ihnen ihre eigene Erbärmlich- [illegible] er sie also von Händeln zu Hän- [illegible] immer mehr mit anerkanntem Recht aus- [illegible] ihnen Alles, nur das Leben nicht, zu neh- [illegible] der Gewißheit, daß ihm Land und Volk end- [illegible] entgehen werde? Oder mißtrauete er seiner [illegible] und achtete für besser, fortwährend in einer [illegible] Stellung zu bleiben? Setzet man das [illegible], so wird man die Klugheit bewundern müssen, [illegible] welcher er das grausame Spiel, immer wohl be- [illegible], fortspielete; nimmt man aber das Andere an, [illegible] die kühne Besonnenheit nicht weniger merkwür- [illegible], mit welcher er immer den Vortheil so zu wahren [illegible], daß er ihm nicht entrissen werden konnte. Auch [illegible] die Gesinnung immer Achtung finden, welche er [illegible] Verhältnissen zu dem traurigen Attalus da- [illegible] an den Tag legete, daß er ihn, nachdem er ihm [illegible] Purpur ausgezogen hatte, bei sich behielt, um ei- [illegible] Mann vor Mißhandlungen zu schützen, der von [illegible] geehret worden war. — Im Uebrigen scheinet

Rom durch Alarich bei der Erstürmung nach Möglichkeit geschonet zu sein. Aber er konnte in einer solchen Stadt und unter solchen Umständen unmöglich Gräuel und Gräßlichkeiten verhüten! Sein schneller Abzug, drei Tage nach Eroberung der Stadt, hatte wohl zum nächsten Zweck, die Auflösung oder Verwilderung des Heeres unter Rom's Reizen und Wollüsten zu verhindern. Er fand kurz nachher seinen Tod. (J. 410).

53. Mit Alarich wurden vielleicht große Entwürfe in sein geheimnißvolles Grab gesenket. Sein Schwager, der schöne Jüngling Athaulf, war ihm nicht gleich. Vielleicht wußte er sich nicht in die Lage hinein zu finden, in welche er unerwartet versetzet war; vielleicht trat auch die schöne und keusche Placidia vermittelnd ein zwischen dem Herrn, der sie liebte und zu seiner Gemalin bestimmte, und ihrem Bruder, der nur noch in einer solchen Vermittelung Rettung finden zu können schien. Athaulf verließ wenigstens den Weg nach dem unteren Italien, und führete sein Heer nach Gallien (J. 411). Die Art, mit welcher er hier auftrat, scheinet zu beweisen, daß Verhandlungen zwischen ihm und Honorius Statt gefunden, welche wenigstens von Zeit zu Zeit den Verhältnissen ein freundliches Ansehen gegeben haben. In Gallien und Spanien nämlich hatten sich, seit dem Einbruche der Vandalen und Sueven, mehrere Männer die Imperator-Würde beigeleget. Denn es konnten weder die Legionen in der Noth der Zeit ihre alte Macht vergessen — (und deßwegen hatten die Legionen in Britannien, die von

Rom abgeschnitten zu sein schienen, den Anfang gemacht, und ihren Befehlshaber als Augustus aufgestellet); — noch hatte der so tief entwürdigte und so oft geschändete Purpur den alten Reiz verloren. Dadurch waren neue Kriege und Verwirrungen unter den Römern selbst entstanden. Diese Händel hatten zuerst Veranlassung gegeben, daß die Vandalen, Sueven und Alanen, angelocket von einem Manne, welcher die höchste Gewalt erstrebete, durch die Pyrenäen gedrungen, und sich in Spanien hinein ergossen hatten (J. 409). Sie hatten zweitens, scheinet es, den Allemannen, Franken und Sachsen Veranlassung gegeben zu mancherlei Streif- und Raub-Zügen. Aber sie gaben auch die nächste Gelegenheit zu der Niederlassung der Burgundionen in Gallien.

54. Der Name: Burgundionen oder Burgundier war den Römern schon vor Jahrhunderten bekannt. In den mannigfaltigen Kriegen der Teutschen wider die Römer wird derselbe von Zeit zu Zeit gehöret, aber Alles, was etwa vorkommt, ist so ungewiß, daß über die früheren Schicksale dieser Burgundionen durchaus Nichts mit Zuverlässigkeit bestimmet werden mag: sie werden sogar für Nachkommen römischer Besatzungen in den Burgen Teutschlands ausgegeben, von welchen sie auch den Namen erhalten haben sollen. Erst bei ihrem Uebergang über den Rhein erregen sie die Aufmerksamkeit der Geschichte durch die Gründung eines Reiches, durch ihre Art, durch ihren schnellen Uebergang zum Christenthum und ihre Empfänglichkeit für

menschliche Bildung. Ihr Reich aber gründeten sie (mit Zustimmung des Honorius, der sie seinem Gegner Jovinus entziehen wollte) um das Jura-Gebirge her, um dieselbe Zeit, als Athaulf mit seinen Gothen aus Italien herankam (J. 412). Dieser nun wandte hier zuerst sein Schwert wider Diejenigen, welche sich als Imperatoren gegen Honorius aufgeworfen hatten, und führete nachher, jedoch nicht ohne vorausgegangene neue Händel mit Honorius, seine Gothen nach Spanien gegen die Vandalen und Sueven, die schon unter einander in blutige Kämpfe gerathen waren.

55. Bei der Lage Athaulf's kann es nicht auffallen, daß er die Römer in Gallien zu überwältigen suchte, die sich ihm unter den Waffen zeigten; und da diese Römer Gegner des Imperator Honorius waren: so ergab sich zwischen ihm und diesem ein freundliches Verhältniß von selbst, ohne daß ihre alte Feindschaft, ungeachtet der Vermälung Athaulf's mit der Placidia, aufgehöret hätte. Diese Feindschaft würde nach der Natur der Dinge immer wiedergekehret sein, wenn sie auch nicht von dem eifersüchtigen Constantius genähret wäre. Eben so wenig kann es auffallen, daß die teutschen Völker wegen der eroberten Länder feindlich gegen einander traten, sobald sie in den eroberten Ländern zufällig auf einander gestoßen waren. Von der anderen Seite mögen die Römer diese teutschen Völker auf alle Weise gegen einander aufzureizen versuchet haben. Denn so wie sie früher die Völker auf alle Weise zu verlocken gestrebt, um sie unter ihr schmähliches Joch

6 *

[illegible] und sie nachher sich schon längst gewöhnt [illegible] Legionen aus Barbaren zu bilden und [illegible] ihre Kriege zu führen: so wandten sie jetzt [illegible] lest alter, arglistiger Künste dazu an. Das [illegible] Volk durch das andere zu vermindern, weil [illegible] auf diese Weise die Möglichkeit der Rettung [illegible], während die Gegen-Kaiser sich wider einander [illegible] die Kraft der teutschen Waffen zu erhalten streb[illegible] Das ganze Gewebe von Unterhandlungen, Ver[illegible]gen, Friedens-Schlüssen, Bündnissen und neuen Käm[illegible] und neuen Verträgen ist daher nach Sinn und Art ergetzlich genug; die Fäden jedoch, bald angeris[s]en und bald verschlungen, können im Einzelnen selten verfolget werden. Zu welchem Zwecke sollten sie aber auch verfolget werden? Im Allgemeinen kann man sich die Lage der Dinge wohl vorstellen. Auf der einen Seite große Länder, bewohnet von Menschen, an viele und feine Bedürfnisse gewöhnet, und reich an Mitteln, diese Bedürfnisse zu befriedigen, wehrlos hingegeben jedem Angriffe, ohne Verbindung, ohne Verkehr; durch Nichts zusammen gehalten, als durch ihr gemeinschaftliches Unglück, durch die alte Gewohnheit des Gehorsams und durch die Erinnerung an Rom's Macht, List und Grausamkeit. Von der anderen Seite Schaaren mancherlei Volkes, roh gegen die verfeinten und verweichlichten Römer, durch den Krieg verwildert, zum Rauben durch's Rauben gereizet, trotzig wegen des Sieges, übermüthig im Gefühle der Herrschaft, und in der Erinnerung an Rom's alte Frevel muthwillig. [illegible] Freunde und bald Feinde, und immer gleich furcht[bar]

bar; dabei ohne Verbindung unter einander, mithin ohne Ordnung, nur durch den gemeinschaftlichen Feind zu gemeinschaftlichen Thaten bewogen, neidisch auf einander wegen der Beute und eifersüchtig wegen des Erfolges! Aber wer vermöchte, diesen Zustand im Ganzen zu übersehen? wer, ihn im Einzelnen zu beschreiben? Und welche Bedeutung können einzelne Auftritte haben auf Das, wofür wir leben und sind?

56. Für die weitere Entwickelung scheinet es indeß nothwendig, Folgendes, andeutend, heraus zu heben. Athaulf, König der West-Gothen, feierte seine Vermälung mit Placidia unter großer Pracht zu Tolosa, und kämpfete dann, während er seinen Sitz zu Barcellona nahm, eine Zeit lang als ein zweideutiger Freund der Römer mit den teutschen Völkern in Spanien. Nachdem er aber meuchlerisch ermordet war, empfingen die Gothen, wie zum Lohn, unter ihrem Könige Wallia (J. 419), der diesen Kampf in gleicher Weise noch eine Zeit lang fortsetzte, die schöne Provinz Aquitanien, dem Scheine nach vielleicht unter Bedingungen, in der That aber mit völliger Unabhängigkeit. Die Gränzen des Reiches, das sie hier gründeten, und zu dessen Hauptstadt sie Toulouse machten, wurden dann bald von ihnen erweitert. Zuweilen stritten sie wider Rom, zuweilen mit Rom gegen die Teutschen, die in Spanien in sehr verworrenen Verhältnissen herrscheten. Die Vandalen aber, das bedeutendste dieser Völker, wichen aus. Durch die Verworrenheit der Verhältnisse bestimmet, noch mehr vielleicht

[illegible] gebracht, und
[illegible] der Besitz [illegible], welche [illegible]
[illegible] über [illegible] hatten —
[illegible]
[illegible] und [illegible], sie
[illegible] Italien — verließen sie [illegible] 429),
[illegible] Spanien, wo
[illegible] sehr verhaßt waren,
[illegible] Der römische Statthalter
[illegible] umstricken, und durch Lei-
[illegible] sie gerufen. Ihr König und
[illegible], war ein Mann von
[illegible] und [illegible], die aber in
[illegible] Lagen ausgebildet waren.
[illegible] zu einer großen Scharfsicht in Beo-
[illegible] der Menschen [illegible] gelangt, zu einer Bewunde-
[illegible] in dem Augenblicke des
[illegible] und zu einer kalten Entschlossenheit, die ihn
[illegible] gegen Alles trieb, was sich ihm
[illegible] Ein solcher Mann nun, schrecklich in aller
[illegible] mit seinem Volke durch die Erbärm-
[illegible] der Römer in eine schreckliche Lage gebracht,
[illegible] Bonifacius, der Mann, der ihn bewogen hatte,
Spanien aufzugeben, und sein Land, auch siegreich,
[illegible] Feinden zu überlassen, sich ihm nunmehr in
Afrika widersetzte, weil er sich inzwischen mit dem rö-
mischen Hofe wieder ausgesöhnet. Die Vandalen, zwi-
schen Himmel und Erde schwebend und in die größte
[illegible] gebracht, waren gezwungen, sich Sitze zu ero-
[illegible] sie mochten in Afrika landen, oder nach Spa-

nien zurück gehen. Sie wähleten das Erste; und bemeisterten sich der afrikanischen Provinz unter schrecklicher Grausamkeit. Ihre Wuth aber ist erklärlich genug aus ihrer Lage. Manches jedoch, das geschehen ist, wird billig auf die Rechnung der Haßglühenden Mauren gesetzet, die sich ihnen anschlossen, oder wenigstens ihren Kampf benutzten um an den Römern verdiente Rache zu nehmen. Ueberdieß war die Zahl der Vandalen, für ein solches Unternehmen, sehr gering, und Religions-Fanatismus mischte sich ein. Deßwegen ist eben so leicht zu erklären, warum auch dann noch die Härte fortdauerte, als sie den Sieg längst errungen zu haben schienen. Uebrigens benutzten die Sueven, das andere teutsche Volk in Spanien, den Abzug der Vandalen, um sich ihres Landes zu bemeistern; aber dieser Umstand gereichte ihnen nicht zum Heile. Vielmehr geriethen sie, theils mit den alten Einwohnern, theils mit Römern und Gothen, fortwährend bald Freunde und bald Feinde, in desto schwierigere Verhältnisse, je weiter sich das Land ausdehnete, das sie vertheidigen wollten; und auch die tüchtigsten Anstrengungen konnten, nach der Natur der Sache, nur einen vorübergehenden Erfolg haben.

57. Die Burgundionen erweiterten gleichfalls ihre Gränzen, die Noth benutzend, in welcher sich das unglückselige Reich der Römer befand. Die Allemannen, durch Erschütterungen in ihrem eigenen Lande gehindert, scheinen noch keine dauernden Erwerbungen am anderen Ufer des Rheines gemacht zu haben. Die Franken dagegen fingen nach und nach an (etwa ge-

sich Freunde und Feinde zu gemeinsamer That für gemeinsame Rettung. Dadurch wurde die Stellung der Völker abermals verändert, indem sie, auf einen Augenblick, ihre Richtung verloren. Für Rom jedoch konnte auch selbst aus diesem Ereignisse kein Heil mehr hervor gehen. Die Hunnen nämlich lebten nunmehro seit zwei Menschen-Altern auf europäischem Boden. Seitdem klinget ihr Name häufig durch die verworrene und armselige Geschichte der damaligen Zeit hindurch. Sie kamen mit dem ost-römischen Reich in mannigfaltige Berührung. Sie mögen zugleich die Gränzen ihrer Herrschaft über sarmatische und teutsche Völker ausgebreitet haben, während sie in Asien Diejenigen im Gehorsam zu erhalten suchten, die bei ihrem ersten Sturme zu Boden geworfen waren. Alles jedoch, was von den Hunnen etwa vorkommt, hat nur insofern Interesse, als das Unglück der unterworfenen Völker menschliche Theilnahme in Anspruch nimmt. In der Geschichte würde es gar keine Beachtung verdienen, wenn nicht Attila (Etzel) unter den Hunnen erschienen wäre, den Völkern eine Geißel und ein Grauen der Welt!

[illegible] Um aber diesen Fürsten gerecht zu beurtheilen, ist vor Allem nothwendig, die Forderungen europäischer Sitte und Bildung zur Seite zu setzen. Attila war ein Hunne und im vollsten Maße. Dieses [illegible] in Art und Leben. [illegible], die von Attila [illegible] waren. Das Glück, die Siege [illegible] hatten auf ein so wildes Geschlecht [illegible]

gewirkt, und Vieles, das an sich verwerflich und abscheulich ist, mochte wohl nothwendig sein, um die aufgeregte Begierde desselben zu befriedigen und den räuberischen Trotz zu bändigen. Endlich ist auch gewiß durch die Hunnen gegen die Völker, die sie in ihren Fürsten vor sich im Staube sahen, übermüthig gefrevelt, ohne Attila's Befehl und Willen. Bedenket man dieses Alles, und siehet man alsdann auf Attila, wie er den Feinden gegenüber stand, und den Schutzflehenden; wie er in seinem hölzernen Hause, mitten unter dem Raube der Völker, in alter Einfachheit lebte; wie er im Felde sich selbst vom Blut entfernt hielt, und wie er sich in Augenblicken der Noth benahm: so wird man kaum umhin können, ihn wenigstens einen außerordentlichen und den außerordentlichsten Menschen seines Volkes zu nennen. Diejenigen, welche ihn einen großen Mann genannt haben, mögen in so fern Tadel verdienen, als sie einen Ausdruck von ihm gebrauchen, über dessen Bedeutung man streiten kann. Fast aber scheinet noch größerer Tadel Diejenigen treffen zu müssen, die in ihm Nichts, als ein Ungeheuer sehen wollen. War er kein großer Mann, so war er doch ein großer Hunne, und es kann nicht wohl erwartet werden, daß Jemand die Eigenthümlichkeit seines Volkes und seiner Zeit ablege. Was Alexander'n, was Cäsar'n verziehen ist, was Anderen in späteren Zeiten und unter gebildeten Völkern hingeht, das kann für ihn kein besonderer Vorwurf sein. Manches ist auch wohl in seiner Geschichte verfälschet; Anderes ist nicht ausgemacht, was zu dem Abscheulichsten gehöret, wie

Rom abgeschnitten zu sein schienen, den Anfang gemacht, und ihren Befehlshaber als Augustus aufgestellet); — noch hatte der so tief entwürdigte und so oft geschändete Purpur den alten Reiz verloren. Dadurch waren neue Kriege und Verwirrungen unter den Römern selbst entstanden. Diese Händel hatten zuerst Veranlassung gegeben, daß die Vandalen, Sueven und Alanen, angelocket von einem Manne, welcher die höchste Gewalt erstrebete, durch die Pyrenäen gedrungen, und sich in Spanien hinein ergossen hatten (J. 409). Sie hatten zweitens, scheinet es, den Allemannen, Franken und Sachsen Veranlassung gegeben zu mancherlei Streif- und Raub-Zügen. Aber sie gaben auch die nächste Gelegenheit zu der Niederlassung der Burgundionen in Gallien.

54. Der Name: Burgundionen oder Burgundier war den Römern schon vor Jahrhunderten bekannt. In den mannigfaltigen Kriegen der Teutschen wider die Römer wird derselbe von Zeit zu Zeit gehöret, aber Alles, was etwa vorkommt, ist so ungewiß, daß über die früheren Schicksale dieser Burgundionen durchaus Nichts mit Zuverlässigkeit bestimmet werden mag: sie werden sogar für Nachkommen römischer Besatzungen in den Burgen Teutschlands ausgegeben, von welchen sie auch den Namen erhalten haben sollen. Erst bei ihrem Uebergang über den Rhein erregen sie die Aufmerksamkeit der Geschichte durch die Gründung eines Reiches, durch ihre Art, durch ihren schnellen Uebergang zum Christenthum und ihre Empfänglichkeit für

menschliche Bildung. Ihr Reich aber gründeten sie (mit Zustimmung des Honorius, der sie seinem Gegner Jovinus entziehen wollte) um das Jura-Gebirge her, um dieselbe Zeit, als Athaulf mit seinen Gothen aus Italien herankam (J. 412). Dieser nun wandte hier zuerst sein Schwert wider Diejenigen, welche sich als Imperatoren gegen Honorius aufgeworfen hatten, und führete nachher, jedoch nicht ohne vorausgegangene neue Händel mit Honorius, seine Gothen nach Spanien gegen die Vandalen und Sueven, die schon unter einander in blutige Kämpfe gerathen waren.

55. Bei der Lage Athaulf's kann es nicht auffallen, daß er die Römer in Gallien zu überwältigen suchte, die sich ihm unter den Waffen zeigten; und da diese Römer Gegner des Imperator Honorius waren: so ergab sich zwischen ihm und diesem ein freundliches Verhältniß von selbst, ohne daß ihre alte Feindschaft, ungeachtet der Vermälung Athaulf's mit der Placidia, aufgehöret hätte. Diese Feindschaft würde nach der Natur der Dinge immer wiedergekehret sein, wenn sie auch nicht von dem eifersüchtigen Constantius genähret wäre. Eben so wenig kann es auffallen, daß die teutschen Völker wegen der eroberten Länder feindlich gegen einander traten, sobald sie in den eroberten Ländern zufällig auf einander gestoßen waren. Von der anderen Seite mögen die Römer diese teutschen Völker auf alle Weise gegen einander aufzureizen versuchet haben. Denn so wie sie früher die Völker auf alle Weise zu verlocken gestrebt, um sie unter ihr schmähliches Joch

[illegible] sich einer [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] der [illegible] [illegible] während der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] der [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible] [illegible]. Das ganze Gewebe von Unternehmungen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] bald [illegible] und bald verschlungen, können im Einzelnen nicht verfolget werden. Zu welchem Zwecke sollten sie aber auch verfolget werden? Im Allgemeinen kann man sich die Lage der Dinge wohl vorstellen. Auf der einen Seite große Länder, bewohnet von Menschen, an viele und feine Bedürfnisse gewöhnet, und reich an Mitteln, diese Bedürfnisse zu befriedigen, weichlich, ungewohnt jedem Angriffe, ohne Verbindung, ohne Vorsicht, durch Nichts zusammen gehalten, als durch ihr gemeinschaftliches Unglück, durch die alte Gewohnheit des Gehorsams und durch die Erinnerung an Rom's Macht, Stolz und Grausamkeit. Von der andern Seite Schaaren mancherlei Volkes, rauh gegen die verzärtelten und weichlichen Römer, durch den Krieg verwildert, zum Rauben durch's Rauben gereizet, trotzig wegen des Sieges, übermüthig im Gefühle der Herrschaft, und in der Erinnerung an Rom's alte Frevel rachgierig, bald Freunde und bald Feinde, und immer gleich furchtbar

bar; dabei ohne Verbindung unter einander, mithin ohne Ordnung, nur durch den gemeinschaftlichen Feind zu gemeinschaftlichen Thaten bewogen, neidisch auf einander wegen der Beute und eifersüchtig wegen des Erfolges! Aber wer vermöchte, diesen Zustand im Ganzen zu übersehen? wer, ihn im Einzelnen zu beschreiben? Und welche Bedeutung können einzelne Auftritte haben auf Das, wofür wir leben und sind?

56. Für die weitere Entwickelung scheinet es indeß nothwendig, Folgendes, andeutend, heraus zu heben. Athaulf, König der West-Gothen, feierte seine Vermälung mit Placidia unter großer Pracht zu Tolosa, und kämpfete dann, während er seinen Sitz zu Barcellona nahm, eine Zeit lang als ein zweideutiger Freund der Römer mit den teutschen Völkern in Spanien. Nachdem er aber meuchlerisch ermordet war, empfingen die Gothen, wie zum Lohn, unter ihrem Könige Wallia (J. 419), der diesen Kampf in gleicher Weise noch eine Zeit lang fortsetzte, die schöne Provinz Aquitanien, dem Scheine nach vielleicht unter Bedingungen, in der That aber mit völliger Unabhängigkeit. Die Gränzen des Reiches, das sie hier gründeten, und zu dessen Hauptstadt sie Toulouse machten, wurden dann bald von ihnen erweitert. Zuweilen stritten sie wider Rom, zuweilen mit Rom gegen die Teutschen, die in Spanien in sehr verworrenen Verhältnissen herrscheten. Die Vandalen aber, das bedeutendste dieser Völker, wichen aus. Durch die Verworrenheit der Verhältnisse bestimmet, noch mehr vielleicht

durch den Reiz abenteuerlicher Fahrten gelockt, und keinesweges durch die Noth gedränget, welche der römisch-gothische Krieg etwa über sie gebracht hätte — denn sie hatten, obgleich sehr zusammen geschmolzen, noch kurz zuvor Sevilla erobert und Karthagena, so wie die balearischen Inseln — verließen sie (J. 429), von Alanen und von Anderen begleitet, Spanien, wo sie freilich als arianische Ketzer sehr verhaßt waren, um nach Afrika zu gehen. Der römische Statthalter Bonifacius, durch Verrath umstricket, und durch Leidenschaft geblendet, hatte sie gerufen. Ihr König und Führer, Genserich oder Giserich, war ein Mann von ausgezeichneten Gaben und Eigenschaften, die aber in gewaltsamen und verwickelten Lagen ausgebildet waren. Dadurch war er zu einer großen Scharfsicht in Beobachtung der Verhältnisse gelanget, zu einer Bewunderungs-würdigen Besonnenheit in dem Augenblicke des Handelns, und zu einer kalten Entschlossenheit, die ihn bis zur Grausamkeit gegen Alles trieb, was sich ihm widersetzte. Ein solcher Mann nun, schrecklich in aller Weise, sah sich mit seinem Volke durch die Erbärmlichkeit der Römer in eine schreckliche Lage gebracht, als Bonifacius, der Mann, der ihn bewogen hatte, Spanien aufzugeben, und sein Land, auch siegreich, dortigen Feinden zu überlassen, sich ihm nunmehr in Afrika widersetzte, weil er sich inzwischen mit dem römischen Hofe wieder ausgesöhnet. Die Vandalen, zwischen Himmel und Erde schwebend und in die größte Noth gebracht, waren gezwungen, sich Sitze zu erobern, sie mochten in Afrika landen, oder nach Spa-

mien zurück gehen. Sie wähleten das Erste; und bemeisterten sich der afrikanischen Provinz unter schrecklicher Grausamkeit. Ihre Wuth aber ist erklärlich genug aus ihrer Lage. Manches jedoch, das geschehen ist, wird billig auf die Rechnung der haßglühenden Mauren gesetzet, die sich ihnen anschlossen, oder wenigstens ihren Kampf benutzten um an den Römern verdiente Rache zu nehmen. Ueberdieß war die Zahl der Vandalen, für ein solches Unternehmen, sehr gering, und Religions-Fanatismus mischte sich ein. Deßwegen ist eben so leicht zu erklären, warum auch dann noch die Härte fortdauerte, als sie den Sieg längst errungen zu haben schienen. Uebrigens benutzten die Sueven, das andere teutsche Volk in Spanien, den Abzug der Vandalen, um sich ihres Landes zu bemeistern; aber dieser Umstand gereichte ihnen nicht zum Heile. Vielmehr geriethen sie, theils mit den alten Einwohnern, theils mit Römern und Gothen, fortwährend bald Freunde und bald Feinde, in desto schwierigere Verhältnisse, je weiter sich das Land ausdehnete, das sie vertheidigen wollten; und auch die tüchtigsten Anstrengungen konnten, nach der Natur der Sache, nur einen vorübergehenden Erfolg haben.

57. Die Burgundionen erweiterten gleichfalls ihre Gränzen, die Noth benutzend, in welcher sich das unglückselige Reich der Römer befand. Die Allemannen, durch Erschütterungen in ihrem eigenen Lande gehindert, scheinen noch keine dauernden Erwerbungen am anderen Ufer des Rheines gemacht zu haben. Die Franken dagegen fingen nach und nach an (etwa ge-

gen das J. 430), Erwerbungen mit derjenigen schlauen und berechnenden Vorsicht zu machen, durch welche sie bald über Alle hervorrageten, Diese unterwerfend, Jene mit der Unterwerfung bedrohend. Endlich wurden auch die Sachsen zu einer großen Bestimmung aufgerufen, die eine besondere Erwähnung verdienet.

58. Bei der allgemeinen Zerrüttung des Reiches nämlich hatten die Römer (schon im J. 410) das ferne Britannien aufgegeben, weil auch die Hoffnung, dasselbe zu behaupten, verloren war. Aber die Briten hatten in den Jahr-Hunderten der römischen Herrschaft, wie für die Freiheit der rohen Einfalt alter Zeiten den Sinn, so auch die Kraft verloren, ein neues Gemein-Wesen zu bilden. Sie kannten nur noch Herrschen und Gehorchen. Dadurch geriethen sie in Zwiste und Verwirrung, und unter diesen Verhältnissen mußten sie fürchten, den wilden Picten und den furchtbaren Scoten, welche in dieselben einbrachen, zur Beute zu werden. In dieser Noth erhielten sie Anfangs von Zeit zu Zeit aus Gallien durch die Römer eine erflehete Unterstützung. Als aber auch, bei'm Fortgange des Verfalles, diese Unterstützung ausblieb: da schienen dem Vortigern, einem der britischen Häuptlinge oder Könige, die Sachsen, die als geschickte Seefahrer und furchtbare Männer wohl bekannt waren, um so mehr eine willkommene Hülfe geben zu können, da sie, weil man sie immer nur in geringer Zahl, auf elenden Böten schwimmend, gesehen hatte, in keiner Rücksicht für gefährliche Freunde geachtet werden mochten. Sei es

nun, daß Vortigern sächsische Männer herbei gerufen habe, sei es, daß sie unter Hengist und Horsa von selbst gekommen und alsdann von ihm wider seine Feinde gedungen worden: unter der Anführung dieser beiden Männer eröffneten sie (vom J. 449 an) die lange Bahn der That und des Blutes, die sie durch Gräuel und Zerstörungen jeglicher Art endlich zu Gründungen führete, durch welche auch hier teutsches Leben und teutsche Art Raum fand, sich zu entwickeln und geltend zu machen. Denn das Schwert, mit welchem zuerst die Picten und Scoten vertrieben wurden, wandten die Sachsen, mit der Insel Thanet sich keinesweges hinlänglich belohnet glaubend, bald gegen die Briten selbst, und eben so bald fanden sich zahlreiche Gefährten zu That und Beute aus anderen teutschen Gauen ein!

Siebentes Capitel.

Attila. Sturz der Hunnischen Herrschaft und gänzliche Zusammenbrechung des West-römischen Reiches durch teutsche Völker.

59. Indem das römische Reich zwischen so mannigfaltigen Feinden, wie ein gestürztes Wild zwischen den Klauen von Raubthieren, die lauernd und neidisch sich gegenseitig die Beute ganz zu entreißen suchen, dem Augenblicke des Todes entgegen harrete, kam auf ein Mal durch die Hunnen ein Tag gemeinsamer Noth für alle Bewohner des Abendlandes, sie mochten sich Römer nennen oder Teutsche. In dieser Noth vereinigten

sich Freunde und Feinde zu gemeinsamer That für gemeinsame Rettung. Dadurch wurde die Stellung der Völker abermals verändert, indem sie, auf einen Augenblick, ihre Richtung verloren. Für Rom jedoch konnte auch selbst aus diesem Ereignisse kein Heil mehr hervor gehen. Die Hunnen nämlich lebten nunmehro seit zwei Menschen-Altern auf europäischem Boden. Seitdem klinget ihr Name häufig durch die verworrene und armselige Geschichte der damaligen Zeit hindurch. Sie kamen mit dem ost-römischen Reich in mannigfaltige Berührung. Sie mögen zugleich die Gränzen ihrer Herrschaft über sarmatische und teutsche Völker ausgebreitet haben, während sie in Asien Diejenigen im Gehorsam zu erhalten suchten, die bei ihrem ersten Sturme zu Boden geworfen waren. Alles jedoch, was von den Hunnen etwa vorkommt, hat nur insofern Interesse, als das Unglück der unterworfenen Völker menschliche Theilnahme in Anspruch nimmt. In der Geschichte würde es gar keine Beachtung verdienen, wenn nicht Attila (Etzel) unter den Hunnen erschienen wäre, den Völkern eine Geißel und ein Grauen der Welt!

60. Um aber diesen Fürsten gerecht zu beurtheilen, ist vor Allem nothwendig, die Forderungen europäischer Sitte und Bildung zur Seite zu setzen. Attila war ein Hunne und im vollesten Maaße. Dieses Volk war räuberisch, roh, scheuslich in Art und Leben. Es stand in gewaltsamen Verhältnissen, die von Attila nicht herbei geführet waren. Das Glück, die Siege und die Herrschaft hatten auf ein so wildes Geschlecht

gewirkt, und Vieles, das an sich verwerflich und abscheulich ist, mochte wohl nothwendig sein, um die aufgeregte Begierde desselben zu befriedigen und den räuberischen Trotz zu bändigen. Endlich ist auch gewiß durch die Hunnen gegen die Völker, die sie in ihren Fürsten vor sich im Staube sahen, übermüthig gefrevelt, ohne Attila's Befehl und Willen. Bedenket man dieses Alles, und siehet man alsdann auf Attila, wie er den Feinden gegenüber stand, und den Schutz-Flehenden; wie er in seinem hölzernen Hause, mitten unter dem Raube der Völker, in alter Einfachheit lebte; wie er im Felde sich selbst vom Blut entfernt hielt, und wie er sich in Augenblicken der Noth benahm: so wird man kaum umhin können, ihn wenigstens einen außerordentlichen und den außerordentlichsten Menschen seines Volkes zu nennen. Diejenigen, welche ihn einen großen Mann genannt haben, mögen in sofern Tadel verdienen, als sie einen Ausdruck von ihm gebrauchen, über dessen Bedeutung man streiten kann. Fast aber scheinet noch größerer Tadel Diejenigen treffen zu müssen, die in ihm Nichts, als ein Ungeheuer sehen wollen. War er kein großer Mann, so war er doch ein großer Hunne, und es kann nicht wohl erwartet werden, daß Jemand die Eigenthümlichkeit seines Volkes und seiner Zeit ablege. Was Alexander'n, was Cäsar'n verziehen ist, was Anderen in späteren Zeiten und unter gebildeten Völkern hingeht, das kann für ihn kein besonderer Vorwurf sein. Manches ist auch wohl in seiner Geschichte verfälschet; Anderes ist nicht ausgemacht, was zu dem Abscheulichsten gehöret, wie

die Ermordung seines Bruders Bleda; überhaupt kommt kaum Etwas vor, wovon man nicht auch sonst, und zu derselben Zeit, da Attila lebte, Beispiele fände. Indeß trägt Attila mit Recht den Fluch der Völker, wie jeder Eroberer, wenn er gleich in seiner Lage vielleicht weniger durch seine Eroberungs-Lust gesündiget hat, als mancher Andere. — Im Uebrigen kommt der Ausdruck: Gottes Geißel schon früher vor. Und der Glaube der Völker, daß er, vor welchem ein Schwarm von Königen sich beugte, ein Zauberer gewesen, und daß kein Gras gewachsen, wohin er gekommen, zeuget mehr von der Zeit, da dieser Glaube galt, als gegen ihn.

61. Nachdem Attila einiger Herr im Reiche der Hunnen (J. 445) geworden war, versuchte er zuerst sein geheimnißvolles Schwert gegen das öst-römische Reich. Die Veranlassung dazu fand er in früheren Verhältnissen; der Zweck war, sich Seite und Rücken zu decken. Auch mochten die Hunnen, erkennend, daß der Hof in Constantinopel den alten Raub der Völker nicht zu schützen verstand, sich gereizet fühlen, ihm denselben abzupressen. Eine furchtbare Verwüstung, bis zu den Thermopylen hin, nöthigte den unglückseligen Hof, den Rückzug des schrecklichen Königes durch eine Zinsbarkeit zu erkaufen, die, nach früheren Vorgängen, nicht mehr schimpflich, die aber äußerst drückend war. Durch diese Unternehmung hatte Attila die Ost-Römer von seiner Natur und Weise hinlänglich belehrt. Er konnte daher, um sie unbekümmert, seine

Gewalt auf die westlichen Völker bringen; und seit seinem Abzug aus Griechenland und Macedonien (J. 447) scheinet er auch immer mehr teutsche Völker seiner Herrschaft unterworfen zu haben.

62. Sein Zug nach Gallien (J. 450) ging hervor aus seinem Glück und aus der Gefährlichkeit seiner Lage, in welcher ihm neue Eroberungen nöthig waren. Die Aufreizungen, welche dem Könige der Vandalen, Genserich, zugeschrieben werden, haben wohl keinen großen Einfluß auf Attila's Entschluß gehabt. Ein so kluger Fürst wußte wahrscheinlich, wie weit Afrika entfernet war, und wie wenig ihm Genserich's Freundschaft bei einer solchen Unternehmung helfen konnte; indeß beweiset diese Meinung, welch' eine Vorstellung die Römer von Genserich's Schlauheit und Umsicht gehabt haben. Eben so wenig hat gewiß die Einladung der lüsternen und gereizten Honoria bei Attila vermocht; aber unwahrscheinlich ist dieselbe nicht; vielmehr ist sie ganz der Verdorbenheit der römischen Sitten angemessen. Wenn indeß besondere Vorgänge den Zug nicht veranlasset, sondern beschleuniget haben, so ist das wahrscheinlich durch die Verbindung geschehen, welche Attila gegen sich zwischen Römern und Gothen entstehen sah, und welche er durch seine arglistigen Lockungen nicht zu zerstören vermochte. Die Richtung, in welcher er sein ungeheueres Heer, allgemeines Verderben drohend, über den Rhein in das Innere Galliens führete, war nach der Stellung der Völker gegen das römische Reich unstreitig sehr verständig; aber nicht

minder verständig waren die Bewegungen, durch welche Aëtius, der letzte römische Feldherr, und Theodorich, König der West-Gothen, ihn nöthigten, vor dem wohlbefestigten Orleans zurück zu gehen.

63. Bei der furchtbaren Schlacht in den Catalaunischen Gefilden (J. 451) traf die Teutschen das Unglück, welches die Griechen bei Salamis erlebten. Sie standen kämpfend auf beiden Seiten, und der Zufall führete hier wie dort seltsame und traurige Begegnungen herbei. Dieser Umstand, und das ungeheuere Gewürge in dieser Schlacht hat den Geschichtschreiber der Gothen auf den schrecklichen Gedanken geführet: das Menschen-Geschlecht lebe nur für die Könige, weil auf eines Menschen wahnsinniges Betreiben die Völker nieder gemähet worden, und nach des stolzen Königes Willen in Einem Augenblicke zerstöret sei, was die Natur in Jahr-Hunderten erzeuget hatte! Vieles mag übertrieben sein: es galt aber um die heiligsten Güter des Lebens, ja, nach menschlicher Einsicht, um die ganze Bildung der neueren Zeit. Attila, durch Ahnungen und böse Zeichen geschrecket, war ungern in die Schlacht gegangen; bei'm Beginne derselben hatte er in einer verwegenen Rede den früheren Trotz zu erhalten gesuchet, während der Schlacht aber scheinet er eine gänzliche Niederlage gefürchtet zu haben. Indeß wurde er nicht geschlagen; vielmehr ging er ungehindert zurück. Und wenn er den Zweck gehabt hat, durch seinen Abzug Diejenigen zu trennen, die er durch seinen Angriff vereiniget hatte: so hat er diesen Zweck

vollkommen erreichet. Nach dem Maße der Gefahr, welche den Verbündeten drohete, ist jedoch kaum zu glauben, das Aëtius, aus Eifersucht gegen die Gothen und aus übertriebener Vorsicht, die Trennung veranlasset und dadurch dem Attila einen ungehinderten Rückzug verschaffet habe. Weit natürlicher scheinet es, daß der junge König der Gothen, Thorismund, für nöthig gehalten habe, in sein Reich zurück zu kehren, um nicht nach dem Tode des Vaters die Herrschaft in Gefahr zu setzen, und daß Aëtius nur habe geschehen lassen, was er zu verhindern nicht im Stande war. Hat er indeß wirklich geglaubt, er könne mit der Macht solcher Völker, wie die Gothen und Hunnen, spielen; er könne durch Jene den Sturm von Diesen zurück weisen und durch diese den Uebermuth von Jenen im Zaume halten, hinter diesem Spiel aber für Rom eine Sicherheit gewinnen, welche die Kraft des Reiches nicht mehr gab: so hat er im alten römischen Dünkel zu seiner Klugheit ein Vertrauen geheget, das von keiner großen Klugheit zeuget, und das arme Italien hat diesen Wahn schwer gebüßet.

64. Während nämlich die Gothen ruhig die Frucht ihrer Anstrengung genossen; während Burgundionen und Franken das Verderben an sich vorübergehen sahen, mußte Italien schon im folgenden Jahr (452) eine Zerstörung erdulden, bei welcher ein Blick auf die Lagunen des adriatischen Meeres nur Demjenigen einigen Trost geben kann, der bei der jungen Gründung in diesen Sümpfen zum Voraus an die Herrlichkeit

denket, die einst Venedig entwickelt und erreichet hat. Attila's Zerstörung Italiens war aber desto wilder, je mehr er nur eine Züchtigung der Römer und die Befriedigung der Raubgierde seiner Schaaren, nach dem Unfall in Gallien, beabsichtiget zu haben scheinet. Nach der Lage Italiens, im Vergleiche mit der Natur und der Ausdehnung der Hunnischen Herrschaft, ist es wohl begreiflich, warum er sich nicht in das Innere des Landes wagte, sondern vorzog, die gewonnene Beute in Sicherheit zu bringen und den unterworfenen Völkern nahe zu bleiben; aber je größer die Angst der Römer vor ihm gewesen war, desto wundervoller kam ihnen ihre Rettung vor, und desto höher durfte die Geistlichkeit die Gesandtschaft des Bischofs Leo anschlagen, die eben bei ihm anlangte, als er nach längerem Schwanken den Beschluß gefasset hatte, nicht bis Rom vorzudringen, sondern Italien wieder zu verlassen. Auch konnten die Römer sich dieser Rettung in der That um so mehr freuen, da Attila sein Schicksal erfüllet hatte, und nach seinem Abzug (J. 453) einen Tod fand, der die Welt nicht weniger überraschte, als seine neue Gemalin, die schöne Ildico, deren Brautgemach eine Leichenkammer wurde, durch denselben erschreckt sein mag.

65. Aber die Welt erholete sich schnell von ihrem Erstaunen. Den Streit erblickend, in welchen Attila's Söhne über die Herrschaft geriethen, ließen die Völker den lang verhaltenen Grimm los gegen ihre grausame Dränger! Kaum hatte Ardarich, der König

der Gepiden, es gewaget, die Fahne der Freiheit zu erheben: so standen Alle auf für das alte Gut, und die furchtbare Herrschaft wurde schneller zertrümmert, als sie entstanden war. Der Name der Hunnen, so lange der Schrecken Europa's, zog sich in den äußersten Winkel dieses Erdtheiles zurück, um bald ganz zu verschwinden. Innerhalb des weiten Kreises aber, über welchen Attila sein Schwert geschwungen hatte, gestalteten sich freie Staaten und Völker, die bald durch ihren alten Namen an alte Thaten und Verhältnisse erinnern, wie die Ost-Gothen, bald, mit neuen Namen überraschend, neue Thaten und Verhältnisse erwarten lassen, wie die Thüringer. Ueber diese Erscheinung indeß wird die Forschung in den Quellen der Geschichte dieser Zeit vielleicht niemals die gewünschte Aufklärung zu geben vermögen.

66. Indem sich nun diese neue Freiheit unter teutschen und sarmatischen Völkern durch Streben und Gegen-Streben zu gestalten begann, fingen die Völker, die sich Gallien und Spanien als Beute ausersehen hatten, ihre alten Bewegungen wieder an; Rom aber erfuhr, von welcher Art die Rettung gewesen war, deren sie sich vor Attila erfreuet hatte; sie erfuhr, daß auf die Dauer auch Wunder nicht schützen, wenn Kraft und Weisheit fehlen. Genserich, der König der Vandalen, wurde allerdings (J. 455) durch Verhältnisse, aus der Verdorbenheit und den Gräueln des römischen Hofes hervorgehend, nach der Tiber gezogen; aber nach den Siegen seiner Vandalen in Afrika, nach den glücklichen Versuchen

auf dem Meere, möchte er auch wohl ohne die Einladung der Eudoxia erschienen sein. Und wenn die Plünderung Rom's durch seine Schaaren weniger grausam und minder zerstörend in Rücksicht irdischer Güter gewesen, als sie gewesen sein würde, wenn Attila die Stadt erobert hätte, so war die Einnahme derselben in sittlicher Beziehung nicht minder verderblich, und die Erscheinung Genserich's, des Vandalen-Königs, auf dem Capitolium war noch viel bedeutender. Durch jene Einnahme wurde die völlige Wehrlosigkeit der einst so gewaltigen Stadt einem Jeden kund. Diese Erscheinung aber: welche Gefühle reget sie auf in der menschlichen Brust, wenn man sich der früheren Zeiten erinnert und des alten Kampfes zwischen Rom und Karthago! Wenn man, eingedenk des schweren Unglückes, das damals Rom, im übermüthigen Aufschwung, über Karthago brachte, die Schmach gewahret, die über Rom von derselben Stelle kam, wo vor sechshundert Jahren ein siebenzehntägiger Brand die alte Nebenbuhlerin vernichtet hatte; und wenn man dann die Ursachen erwäget, welche durch jene Ahnung in Erfüllung ging, die bei'm Anblicke der Flammen dem Scipio durch die Seele fuhr! (I, 191).

67. Der Feind zog mit unermeßlicher Beute ab; aber er hörete nicht auf, mit einer neuen Heimsuchung zu drohen, immer furchtbarer, so wie er sich mehr und mehr auf allen nahen Eilanden behauptete. Inzwischen erhoben sich die Ost-Gothen immer mehr, und zeigten, Donau aufwärts sich ausbreitend, wohin sie

strebten; die Allemannen versuchten, die Gebirge zu gewinnen, und nahmen an der anderen Seite des Rheines die nahe gelegenen Gaue; die Franken, ihrer alten schlauen Art getreu, scheinen ihre Herrschaft immer weiter ausgedehnet und befestiget zu haben, etwa bis zur Somme und dem Einflusse der Mosel in den Rhein; die Burgundionen, weniger herrschsüchtig oder schwächer, gewannen in dem schönen südlichen Gallien auch noch Manches; die West-Gothen herrscheten nach und nach von den Ufern der Rhone und der Loire bis in die südwestliche Spitze Spaniens hinein, die Sueven mehr und mehr auf die nordwestliche Küste zurückdrängend, und die Römer, unter mannigfaltigen Verhältnissen gänzlich vertreibend (J. 468). Also behielt nur noch (einen Theil der Provence etwa ausgenommen und einzelne Küsten-Städte) in der Mitte Galliens ein Landstrich den römischen Namen, weil er, obgleich zuerst durch Aegidius und dann durch Syagrius unabhängig verwaltet, den Teutschen, denen er übrigens nicht entgehen konnte, noch nicht gehörte, und selbst dieser Landstrich war noch eingeschränkt durch die Festsetzung der Briten, die vor dem stets weiter wüthenden Schwerte der Sachsen ihrer Heimath entflohen, auf der Halb-Insel Armoricum.

68. Unter solchen Umständen blieb Italien mit neuen Angriffen verschonet; aber nach des Aëtius Ermordung war es eigentlich in der Gewalt teutscher Männer, die Rom's Kriege geführet hatten. Ricimer spielete nur mit den Imperatoren, die er achtzehn Jahre

lang willkührlich schuf. Um seine eigene Herrschaft desto sicherer zu führen, schob er den kaiserlichen Titel vor sie hin. Als aber nach seinem Tode (J. 472) neue Verwickelungen sich zu entspinnen schienen: da hielt Odoacer für gut, dem Spiel ein Ende zu machen. Ob dieser Mann ein Ruge gewesen, ob ein Heruler, oder ob er einem anderen teutschen Volk angehöret habe: das ist ziemlich gleichgültig. Denn bei der großen Verwirrung der Zeit haben die Namen der Völker, wie sie in den Geschichten vorkommen, ihre Bedeutung verloren, und sind jeder eigenthümlichen Beziehung unfähig. Auch sind die Thaten, durch welche Odoacer die Gewalt an sich brachte und sich zum Herrn von ganz Italien machte, an sich eben so wenig ausgezeichnet groß, als man darum berechtiget sein würde, ihm großen Geist und große Tugenden beizulegen, weil er sich aus dem vaterländischen Schafpelze zu der Würde eines römischen Feldherrn hinauf geschwungen hatte. Das aber zeuget für des Mannes Blick und Art, daß er die Lage der Dinge erkannte, die alte Scheu vor Rom's Namen überwand und es wagte (J. 476, zwölf hundert und dreißig Jahre nach Erbauung der Stadt), da die Herrschaft zu übernehmen, wo so Viele vor und mit ihm selbst gedienet hatten; und noch mehr zeuget für ihn die Klugheit, mit welcher er sich zu dem orientalischen Reiche, zu den Nachbaren, zu seinen Unterthanen stellte, mit welcher er überhaupt sein Reich zu begründen suchte!

69. Noch ist übrig, der Franken zu gedenken! Aber die Geschichte dieser Franken ist bis auf diese

Zeit durchaus dunkel und ungewiß. Sie gewähret keinen merkwürdigen Namen, ausgenommen etwa den Namen Meroveus (Merwich), weil der Stamm, der fortan unter den Franken die königliche Würde trug, der Merovingische genannt, und der Ursprung dieses Namens von jenem Könige Meroveus (durch ein Meer-Ungeheuer erzeuget) hergeleitet worden ist. Was von Childerich's Fahrten und Abenteuern gefabelt wird, ist in sittlicher Rücksicht kaum begreiflicher, als in politischer. Zehn Jahre aber nach dem Uebergange der Herrschaft über Italien an Odoacer erschien ein Jüngling, den dieser Childerich in übeler Ehe mit Basina, vormals Königin in Thüringen, erzeuget haben soll, Chlodwig, als König an der Spitze eines Geleites von salfränkischen Jünglingen, und schlug, in Verbindung mit anderen fränkischen Fürsten, den Syagrius bei Soissons (J. 486) in einer entscheidenden Schlacht. Nach diesem Siege fiel auch der letzte Rest von den Ländern, welche das westliche römische Reich gebildet hatten, in die Hand der Teutschen. Nur Britannien, obwohl der römische Adler am Frühesten von den Küsten dieses Landes gewichen war, gehörte ihnen noch nicht. Allerdings war schon der Grund zur Gewinnung auch dieses Landes geleget; Kent war eine teutsche Herrschaft (seit 457?), und wohl ließ sich voraussagen, daß die Briten außer Stande sein würden, Diejenigen zu vertreiben, welche sie von der Festsetzung auf ihren Küsten nicht abzuhalten vermocht hatten; aber es kostete noch eine hundert-jährige gräuelvolle Zerstörung, ehe sie zu ruhigerem Besitz eines Landes gelangten, das

[illegible]

[illegible] Capitel.

Allgemeine Bemerkungen über den Zustand der Zeit überhaupt und der germanischen Stämme im Besondern.

73. Wer es versucht, sich den Zustand des Menschen-Geschlechtes in Europa zu der Zeit, als das römische Reich im Abendlande hingesunken und in die Gewalt germanischer Stämme gefallen war, recht klar und lebendig vor die Seele zu stellen: der wird sich schwerlich eines tiefen und wehmüthigen Gefühles zu erwehren im Stande sein. [illegible] Die [illegible] war längst erkannt. Es war in [illegible] durch und durch verfault, und etwas Rechtliches und Gutes, etwas Tüchtiges und [illegible] konnte aus demselben kaum mehr hervorgehen. Je länger sich der Todes-Kampf hinauszog, desto größeres Unglück mußte über einzelne Menschen, über Gemeinden und ganze Länder kommen. Aber, was bietet sich nun in der Geschichte dem Menschen dar, das sein Herz erfreuen könnte? Auf dem Norden Europa's lag noch die alte Nacht. Im Osten stand das römische Reich, auf das Herrlichste geschmückt, mit dem Schönsten und Ausgezeichnetsten, das

der menschliche Geist in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht hatte, aber belastet mit denselben Gräueln, durch welche Rom erdrücket war, ohne Kraft und ohne Tugend, im wachsenden Elend, ein wahrer Jammer für das menschliche Gefühl. Die Völker Teutschland's in ihrer natürlichen Entwickelung gestöret, aufgestachelt, hin und her geworfen, durch einander und mit Fremden gemenget, und über ihre reine und eigenthümliche Bestrebung hinausgestoßen. Italien, Gallien, Spanien und Britannien, voll von Blut und Gräueln, bedecket mit Trümmern großer und schöner Werke, auf deren Hervorbringung der Ertrag des Lebens von Jahrhunderten verwandt war, hingegeben in die Gewalt von Menschen, die jene Werke weder verstanden, noch achteten, die, ihrer natürlichen Gutmüthigkeit gewaltsam beraubet, streng und hart werden mußten, um zu bestehen; die selten wußten, woher sie kamen, noch weniger, wohin sie wollten. Alle Bande, die Menschen zu gemeinsamen Streben vereinen, gelöset; alle Völker-Gränzen gesprenget; nirgends Sicherheit und nirgends Halt! In der That: es war ein langes Streben, Ringen, Streiten und Kämpfen nothwendig, ehe es dem Geiste gelingen konnte, diese schreckliche Zerrüttung zu überwinden; ehe es ihm gelingen konnte, die verwirrte und durch einander geworfene Menschen-Menge wiederum zu Völkern zu gestalten, und dadurch die sittliche Stärke hervorzubringen, die zu einer gedeihlichen Ausbildung nothwendig ist.

71. Mit welchen Zwecken aber auch die teutschen

[illegible] Da [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] haben, [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], welche sie aus ihrem [illegible] [illegible] mit sich gebracht hatten; aber sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auch nur nach den Ver[illegible] [illegible] [illegible], zu welchen sie sich, den bezwungenen [illegible] gegenüber, bald so, bald anders einrichteten. Da nun die teutschen Völker alle Stämme Einer gemeinschaftlichen Wurzel waren, und da sie in allen den Ländern, in denen sie ihre Reiche gründeten, Leben und Bildung, Gesetze und Betrieb in einer Weise und Eigenartigkeit vorfanden, welcher sie nur ihre That und ihr Glück entgegenzusetzen hatten, so konnte ihren Einrichtungen eine gewisse Familien-Aehnlichkeit, den gemeinschaftlichen Ursprung verrathend, bei Abweichungen mancher Art, eben so wenig fehlen, als eine gewisse gleichförmige Unbehülflichkeit. So wie aber die teutschen Völker vor ihrer Ankunft nicht dasselbe bürgerliche Leben geführet hatten, und so wie sie deßwegen nicht von gleichen Begriffen ausgehen konnten: so war auch das Verhältniß im Inneren der erobernden Menge nicht überall dasselbe, und ihr Verhältniß zu den Unterworfenen war nicht in jeder Beziehung gleich.

72. Odoacer kam durch kluge Benutzung eines günstigen Augenblickes zur höchsten Gewalt. Einer Soldaten=Empörung eine fein berechnete Richtung gebend, brauchte er kaum eine neue Gründung zu versuchen. Eben so kamen die Burgundionen fast freundlich, wenigstens leicht, zu ihren Besitzungen; aber sie hatten Weib und Kind mit sich, und zogen wie eine Nation einher, und nicht wie ein Kriegsheer. Andere dagegen, und die Meisten, kamen erst nach vielen Abenteuern und langen Irrfahrten, mit Weib und Kind unter Fährlichkeiten aller Art bestanden, zu dem Boden, auf welchem sie endlich bleiben wollten, oder bleiben mußten, weil sie ringsher Widerstand fanden. Diese gelangten durch rasche Entscheidungen zum Besitze, wie die Sueven und die Gothen, Jene, obwohl Anfangs freundlich herbei gerufen, erst nach langen, bitteren Kämpfen auf Leben und Tod, wie die Vandalen in Afrika, oder die Sachsen in Britannien. Andere endlich führten einen regelmäßigen Krieg vom vaterländischen Boden aus, stets nur erstrebend, was sich etwa behaupten ließ, wie die Allemannen und die Franken. Ueberdieß waren die teutschen Völker in Rücksicht der Religion sehr verschieden. Einige, wie die Gothen, kamen als Christen in das römische Reich, und brachten Geistliche mit sich, welche mit ihnen ketzerisch waren. Diese geriethen in eine seltsame Stellung zu den kirchlichen Verhältnissen, die sie vorfanden. Andere, wie die Franken, gingen als Heiden, wahrscheinlich ohne Priester, in das römische Reich hinein. Indem diese hier erst zum Christenthum übertraten, stellte sich

Kapitel.

Einwohner die gemeinsame
... Noch Andere blie-
... und rotteten es fast gänz-
... wurden, mit den Einwoh-
... Krieg durch mehrere Menschen-
... und konnten alsdann erst
... gewonnen werden, wie die
... Britannien. Solche und andere
... den Verhältnissen der Teutschen
... Natur der Dinge, auf die Einrich-
... einen großen und wesentlichen Ein-

... die Reiche waren alle in einem gewalt-
...; überall die Stellung von Eroberern zu
...! Unmöglich konnte Gewaltthätigkeit aus-
... und je schroffer gewöhnlich die Rohheit und
... des Siegers vor der Bildung und der
... des Besiegten stand, die Verdorbenheit zu
..., desto leichter wurde der Erste zu Trotz und
... gereizet gegen den Letzten. Wohl mochten
... Sieger, wenn das erste Zugreifen die nächsten Be-
... und die heftigsten Begierden befriediget hatte,
... Wehrlosen vergönnen, unter einander nach eigenem
... und nach gewohneter Weise zu leben, weil sie
... wagten, in dieses Leben einzugreifen; aber das
... der Uebermacht blieb, und erhielt den Trotz
und den Stolz. Sie verlangten Gehorsam, zeigten,
daß sie die Herren waren und stellten sich hoch über
...glücklichen, die sich nicht zu vertheidigen gewa-

get, oder verstanden, auch wohl sich zu vertheidigen nicht der Mühe werth gehalten hatten. In diese feindselige Trennung der Sieger und der Besiegten hätte allerdings, wenigstens da, wo die Teutschen zu der Religion der alten Einwohner des Landes übergingen, die Geistlichkeit versöhnend und vermittelnd eintreten können; unglücklicher Weise aber wußten die Teutschen nur in Grundstücken zu belohnen, auf deren Besitz sie selbst Alles setzten, weil sie keine andere Grundlage der Freiheit kannten. Indem sie auch den Geistlichen Grundstücke überließen, gaben sie ihnen nicht nur eine politische Bedeutung, sondern sie machten dieselben auch zu Theilnehmern an ihrem Raub, und gleichsam zu Mitschuldigen an der Ungerechtigkeit, die in jeder Eroberung lieget; dadurch reizten sie in den Geistlichen die Habgierde auf und entzogen sie den unglücklichen Völkern, denen sie angehörten, und deren Schicksal sie hätten theilen und mildern sollen; aber sie gaben ihnen auch eben dadurch die Mittel für die Zukunft, sich ihnen selbst entgegen zu setzen.

74. Will man nun die Verfassungen und alle Einrichtungen und Anordnungen in den neuen Staaten wirklich verstehen, so ist durchaus nöthig, die hier berühreten Verhältnisse vor Augen zu haben, und von ihnen aus die Bestimmungen, Entscheidungen und Andeutungen zu erklären, welche theils in den Gesetzen, theils bei Schriftstellern vorkommen. Gehet man hingegen von diesen Entscheidungen und Bestimmungen aus, wie sie einzeln und abgerissen gefunden werden,

[illegible] den ganzen Zustand der Staaten zusammen-[illegible]; fängt man an mit den einzelnen Ausdrücken und Namen, welche sich auf bürgerliche Verhältnisse beziehen und die Ordnung und Unterordnung in den Staaten anzudeuten scheinen, um diese Verhältnisse selbst zu begreifen: so wird man schwerlich zu etwas Sicherem und Festem gelangen. Denn bei der unendlichen Zerwerfung und Zerrüttung der Völker, bei der Vermischung der Eigenthümlichkeiten, bei dem Verfall aller Wissenschaftlichkeit, bei dem Ringen und Kämpfen der Sprachen unter einander, hat man sich unverkennbar in den Gesetzen wie in anderen Schriften bald so, bald anders zu helfen gesucht, und für das, was man sagen wollte, das zunächst liegende Wort genommen, zufrieden, wenn man von seinen Zeitgenossen, welche die Sache kannten, verstanden ward, und unbekümmert um das wissenschaftliche Streben späterer Zeiten. Indeß haben keinesweges alle Verfassungen und Einrichtungen der germanischen Staaten eine gleiche Merkwürdigkeit. Sie haben sich nicht alle eigenthümlich fortgebildet, sondern sie sind hingefallen, wie eine unreife Frucht; und nur diejenigen, welche bestanden sind, und die folgenden Zeit bestimmet haben, verdienen und verlangen eine nähere Betrachtung!

75. Was nämlich seit vier Jahr-Hunderten oft allgemeiner Wunsch, was von Zeit zu Zeit bestimmter Zweck germanischer Völker gewesen sein mochte, — die Zerstörung der römischen Herrschaft — das war nunmehr allerdings vollständig erreichet; aber es war auf

eine Weise erreichet, die Niemand voraus gesehen, die Keiner gewollt hatte. Durch das Eindringen der Hunnen in Europa war ein Sturm in die Ereignisse gekommen, in welchem kaum ein einziges von den größeren teutschen Völkern, die Sachsen, Meister seiner Bewegungen geblieben war; alle anderen waren mehr oder minder in einen Strudel von Begebenheiten gerissen, durch welchen sie ihre ursprüngliche Richtung verloren hatten. Der plötzliche Sturz der Hunnischen Herrschaft hatte alsdann nicht Wenig beigetragen, die Verwirrung zu vergrößern, weil in ihr und durch sie sarmatische und teutsche Völker seltsam in einander geworfen wurden, die nun alle mit gleicher Liebe zur Freiheit zurückstrebten. Als daher endlich der Riese zu Boden lag, da sahen Diejenigen, welche ihn niedergeworfen hatten, sich in einer so wunderlichen Stellung gegen einander über seinem Leichname, daß sie sich kaum aufrecht halten konnten, ohne sich unsanft zu berühren, und daß sie noch weniger die Beute sichern mochten, ohne feindlich an einander zu gerathen. Diejenigen hingegen, welche zu fern gelebet hatten, um unmittelbar Theil zu nehmen an dem großen Werke, waren doch meistens weit hinweggeschleudert von dem Boden der alten Heimath; und wenn etwa einige auch von diesem harten Loose verschonet waren, so war doch kein einziges ohne schwere Drangsale geblieben. In das Leben eines Jeden war durch diesen Kampf, durch dieses Umher-Irren und durch dieses Drangsal eine gewisse Verwilderung gekommen, welche, neben der Rohheit, die sie noch Alle

nicht bloß von Soldaten, das vom Volke selbst vertheidiget ward; und auch dann blieb der Sieg unvollkommen!

Achtes Capitel.

Allgemeine Betrachtungen über den Zustand der Zeit überhaupt und der germanischen Staaten im Besonderen.

70. Wer es versuchet, sich den Zustand des Menschen-Geschlechtes in Europa zu der Zeit, als das römische Reich im Abendlande gänzlich zertrümmert und in die Gewalt germanischer Stämme gefallen war, recht klar und lebendig vor die Seele zu stellen: der wird sich schwerlich eines tiefen und wehmüthigen Gefühles zu erwehren im Stande sein. Ueber den Untergang des römischen Reiches kann man sich nur freuen. Die Nothwendigkeit desselben war längst erkannt. Es war in sittlicher Rücksicht durch und durch verfault, und etwas Menschliches und Gutes, etwas Kräftiges und Tüchtiges konnte aus demselben kaum mehr hervorgehen. Je länger sich der Todes-Kampf hinauszog, desto größeres Unglück mußte über einzelne Menschen, über Gemeinden und ganze Länder kommen. Aber, was bietet sich nun in der Geschichte dem Menschen dar, das sein Herz erfreuen könnte? Auf dem Norden Europa's lag noch die alte Nacht. Im Osten stand das römische Reich, auf das Herrlichste geschmücket, mit dem Schönsten und Ausgezeichnetsten, das

der menschliche Geist in Kunst und Wissenschaft hervorgebracht hatte, aber belastet mit denselben Gräueln, durch welche Rom erdrücket war, ohne Kraft und ohne Tugend, im wachsenden Elend, ein wahrer Jammer für das menschliche Gefühl. Die Völker Teutschland's in ihrer natürlichen Entwickelung gestöret, aufgestachelt, hin und her geworfen, durch einander und mit Fremden gemenget, und über ihre reine und eigenthümliche Bestrebung hinausgestoßen. Italien, Gallien, Spanien und Britannien, voll von Blut und Gräueln, bedecket mit Trümmern großer und schöner Werke, auf deren Hervorbringung der Ertrag des Lebens von Jahrhunderten verwandt war, hingegeben in die Gewalt von Menschen, die jene Werke weder verstanden, noch achteten, die, ihrer natürlichen Gutmüthigkeit gewaltsam beraubet, streng und hart werden mußten, um zu bestehen; die selten wußten, woher sie kamen, noch weniger, wohin sie wollten. Alle Bande, die Menschen zu gemeinsamen Streben vereinen, gelöset; alle Völker-Gränzen gesprenget; nirgends Sicherheit und nirgends Halt! In der That: es war ein langes Streben, Ringen, Streiten und Kämpfen nothwendig, ehe es dem Geiste gelingen konnte, diese schreckliche Zerrüttung zu überwinden; ehe es ihm gelingen konnte, die verwirrte und durch einander geworfene Menschen-Menge wiederum zu Völkern zu gestalten, und dadurch die sittliche Stärke hervorzubringen, die zu einer gedeihlichen Ausbildung nothwendig ist.

71. Mit welchen Zwecken aber auch die teutschen

Völker. Die ersten Herren des römischen Reiches waren, [illegible] die [illegible] Boden verlassen haben, und in welchem Zustande sie sich gegenwärtig erhalten wollten: so wie sie nach und nach zur Herrschaft ge-langten, so mußten sie ihren neuen Reichen irgend eine Verfassung geben und die Verwaltung derselben anord-nen. [illegible] Anordnungen und Einrichtungen konn-ten sie nur von den Begriffen ausgehen, welche sie aus ihrem alten Vaterlande mit sich gebracht hatten; aber sie konnten diesen Begriffen auch nur nach den Ver-hältnissen Anwendung geben, in welchen sie sich, den überwundenen Römern gegenüber, bald so, bald anders befanden. Da nun die teutschen Völker alle Stämme Einer gemeinschaftlichen Wurzel waren, und da sie in allen den Ländern, in denen sie ihre Reiche gründeten, Sitten und Bildung, Verkehr und Betrieb in einer [illegible] und Gleichartigkeit vorfanden, welcher sie nur ihre That und ihr Glück einzusetzen hatten, so konnte ihren Einrichtungen eine gewisse Familien-Aehnlichkeit, den gemeinschaftlichen Ursprung verrathend, bei Abwei-chungen mancher Art, eben so wenig fehlen, als eine gewisse gleichförmige Unbehülflichkeit. So wie aber die teutschen Völker vor ihrer Ankunft nicht dasselbe bürgerliche Leben geführet hatten, und so wie sie deß-wegen nicht von gleichen Begriffen ausgehen konnten: so war auch das Verhältniß im Inneren der erobern-den Menge nicht überall dasselbe, und ihr Verhältniß zu den Unterworfenen war nicht in jeder Beziehung gleich.

72. Odoacer kam durch kluge Benutzung eines günstigen Augenblickes zur höchsten Gewalt. Einer Soldaten-Empörung eine fein berechnete Richtung gebend, brauchte er kaum eine neue Gründung zu versuchen. Eben so kamen die Burgundionen fast freundlich, wenigstens leicht, zu ihren Besitzungen; aber sie hatten Weib und Kind mit sich, und zogen wie eine Nation einher, und nicht wie ein Kriegsheer. Andere dagegen, und die Meisten, kamen erst nach vielen Abenteuern und langen Irrfahrten, mit Weib und Kind unter Fährlichkeiten aller Art bestanden, zu dem Boden, auf welchem sie endlich bleiben wollten, oder bleiben mußten, weil sie ringsher Widerstand fanden. Diese gelangten durch rasche Entscheidungen zum Besitze, wie die Sueven und die Gothen, Jene, obwohl Anfangs freundlich herbei gerufen, erst nach langen, bitteren Kämpfen auf Leben und Tod, wie die Vandalen in Afrika, oder die Sachsen in Britannien. Andere endlich führten einen regelmäßigen Krieg vom vaterländischen Boden aus, stets nur erstrebend, was sich etwa behaupten ließ, wie die Allemannen und die Franken. Ueberdieß waren die teutschen Völker in Rücksicht der Religion sehr verschieden. Einige, wie die Gothen, kamen als Christen in das römische Reich, und brachten Geistliche mit sich, welche mit ihnen ketzerisch waren. Diese geriethen in eine seltsame Stellung zu den kirchlichen Verhältnissen, die sie vorfanden. Andere, wie die Franken, gingen als Heiden, wahrscheinlich ohne Priester, in das römische Reich hinein. Indem diese hier erst zum Christenthum übertraten, stellte sich

zwischen sie und die alten Einwohner die gemeinsame Religion, mildernd und gewinnend. Noch Andere blieben dem Christenthume fremd und rotteten es fast gänzlich aus, weil sie gezwungen wurden, mit den Einwohnern einen beständigen Krieg durch mehrere Menschen-Alter hindurch zu führen, und konnten alsdann erst später für das Christenthum gewonnen werden, wie die teutschen Völker in Britannien. Solche und andere Verschiedenheiten in den Verhältnissen der Teutschen mußten, nach der Natur der Dinge, auf die Einrichtungen ihrer Reiche einen großen und wesentlichen Einfluß haben.

73. Aber die Reiche waren alle in einem gewaltsamen Zustand; überall die Stellung von Eroberern zu Unterworfenen! Unmöglich konnte Gewaltthätigkeit ausbleiben; und je schroffer gewöhnlich die Rohheit und Sittlichkeit des Siegers vor der Bildung und der Schwäche des Besiegten stand, die Verdorbenheit zu sein schien, desto leichter wurde der Erste zu Trotz und Uebermuth gereizet gegen den Letzten. Wohl mochten die Sieger, wenn das erste Zugreifen die nächsten Bedürfnisse und die heftigsten Begierden befriediget hatte, den Wehrlosen vergönnen, unter einander nach eigenem Gefallen und nach gewohneter Weise zu leben, weil sie nicht wagten, in dieses Leben einzugreifen; aber das Gefühl der Uebermacht blieb, und erhielt den Trotz und den Stolz. Sie verlangten Gehorsam, zeigten, daß sie die Herren waren und stellten sich hoch über die Unglücklichen, die sich nicht zu vertheidigen gewa-

get, oder verstanden, auch wohl sich zu vertheidigen nicht der Mühe werth gehalten hatten. In diese feindselige Trennung der Sieger und der Besiegten hätte allerdings, wenigstens da, wo die Teutschen zu der Religion der alten Einwohner des Landes übergingen, die Geistlichkeit versöhnend und vermittelnd eintreten können; unglücklicher Weise aber wußten die Teutschen nur in Grundstücken zu belohnen, auf deren Besitz sie selbst Alles setzten, weil sie keine andere Grundlage der Freiheit kannten. Indem sie auch den Geistlichen Grundstücke überließen, gaben sie ihnen nicht nur eine politische Bedeutung, sondern sie machten dieselben auch zu Theilnehmern an ihrem Raub, und gleichsam zu Mitschuldigen an der Ungerechtigkeit, die in jeder Eroberung lieget; dadurch reizten sie in den Geistlichen die Habgierde auf und entzogen sie den unglücklichen Völkern, denen sie angehörten, und deren Schicksal sie hätten theilen und mildern sollen; aber sie gaben ihnen auch eben dadurch die Mittel für die Zukunft, sich ihnen selbst entgegen zu setzen.

74. Will man nun die Verfassungen und alle Einrichtungen und Anordnungen in den neuen Staaten wirklich verstehen, so ist durchaus nöthig, die hier berühreten Verhältnisse vor Augen zu haben, und von ihnen aus die Bestimmungen, Entscheidungen und Andeutungen zu erklären, welche theils in den Gesetzen, theils bei Schriftstellern vorkommen. Gehet man hingegen von diesen Entscheidungen und Bestimmungen aus, wie sie einzeln und abgerissen gefunden werden,

um daraus den ganzen Zustand der Staaten zusammen zu setzen; fängt man an mit den einzelnen Ausdrücken und Namen, welche sich auf bürgerliche Verhältnisse beziehen und die Ordnung und Unterordnung in den Staaten anzudeuten scheinen, um diese Verhältnisse selbst zu begreifen: so wird man schwerlich zu etwas Sicherem und Festem gelangen. Denn bei der unendlichen Zerwerfung und Zerrüttung der Völker, bei der Vermischung der Eigenthümlichkeiten, bei dem Verfall aller Wissenschaftlichkeit, bei dem Ringen und Kämpfen der Sprachen unter einander, hat man sich unverkennbar in den Gesetzen wie in anderen Schriften bald so, bald anders zu helfen gesucht, und für das, was man sagen wollte, das zunächst liegende Wort genommen, zufrieden, wenn man von seinen Zeitgenossen, welche die Sache kannten, verstanden ward, und unbekümmert um das wissenschaftliche Streben späterer Zeiten. Indeß haben keinesweges alle Verfassungen und Einrichtungen der germanischen Staaten eine gleiche Merkwürdigkeit. Sie haben sich nicht alle eigenthümlich fortgebildet, sondern sie sind hingefallen, wie eine unreife Frucht; und nur diejenigen, welche bestanden sind, und die folgenden Zeit bestimmet haben, verdienen und verlangen eine nähere Betrachtung!

75. Was nämlich seit vier Jahr-Hunderten oft allgemeiner Wunsch, was von Zeit zu Zeit bestimmter Zweck germanischer Völker gewesen sein mochte, — die Zerstörung der römischen Herrschaft — das war nunmehr allerdings vollständig erreichet; aber es war auf

eine Weise erreichet, die Niemand voraus gesehen, die Keiner gewollt hatte. Durch das Eindringen der Hunnen in Europa war ein Sturm in die Ereignisse gekommen, in welchem kaum ein einziges von den größeren teutschen Völkern, die Sachsen, Meister seiner Bewegungen geblieben war; alle anderen waren mehr oder minder in einen Strudel von Begebenheiten gerissen, durch welchen sie ihre ursprüngliche Richtung verloren hatten. Der plötzliche Sturz der Hunnischen Herrschaft hatte alsdann nicht Wenig beigetragen, die Verwirrung zu vergrößern, weil in ihr und durch sie sarmatische und teutsche Völker seltsam in einander geworfen wurden, die nun alle mit gleicher Liebe zur Freiheit zurückstrebten. Als daher endlich der Riese zu Boden lag, da sahen Diejenigen, welche ihn niedergeworfen hatten, sich in einer so wunderlichen Stellung gegen einander über seinem Leichname, daß sie sich kaum aufrecht halten konnten, ohne sich unsanft zu berühren, und daß sie noch weniger die Beute sichern mochten, ohne feindlich an einander zu gerathen. Diejenigen hingegen, welche zu fern gelebet hatten, um unmittelbar Theil zu nehmen an dem großen Werke, waren doch meistens weit hinweggeschleudert von dem Boden der alten Heimath; und wenn etwa einige auch von diesem harten Loose verschonet waren, so war doch kein einziges ohne schwere Drangsale geblieben. In das Leben eines Jeden war durch diesen Kampf, durch dieses Umher-Irren und durch dieses Drangsal eine gewisse Verwilderung gekommen, welche, neben der Rohheit, die sie noch Alle

festhielt, nur langsam und schwer überwunden werden konnte.

76. Zu diesem Allen kam hinzu, daß der Gedanke an Ein römisches Reich sich lange überall erhielt, so wohl bei Denen, welche gesieget hatten, als bei Denen, welche besieget waren; nicht weniger bei den Teutschen, die außerhalb der alten Gränzen dieses Reiches lebten, als bei den Kaisern zu Constantinopel, die sich, nach dem Untergange der abendländischen Kaiser, als die rechtmäßigen Herren ihres Reiches geltend zu machen Lust hatten. Endlich kam auch noch der Umstand hinzu, daß Eine Religion, die christliche, durch alle Länder ging, die zum römischen Reiche gehöret hatten; daß die germanischen Völker nach und nach zu dieser Religion übertraten; daß die Geistlichen, von den Teutschen aus politischen Gründen nicht weniger als aus religiösen, sehr hoch geehret, das Bedürfniß von Einheit fühlten; daß sie von diesem Bedürfniß nach Rom gezogen wurden, und daß sie sich hier um so leichter zusammen fanden, je fester die lateinische Sprache sie Alle verband, und je stärker der Eindruck war, den Rom's Herrschaft überall auf das Gedächtniß der Menschen gemacht hatte. Alle diese Verhältnisse führten eine Reihe von Kriegen, Zügen und Veränderungen herbei, die fortdauerten, bis die Staaten so feste Gränzen gegen einander gewonnen hatten, daß ihnen innerhalb derselben eine ruhigere Fortbildung möglich wurde. Wer nun auch in diesen Kämpfen und Bestrebungen Recht oder Unrecht gehabt haben,

wer Lob oder Tadel verdienen, Theilnahme oder Unwillen erregen mag: die größte Aufmerksamkeit der Geschichte gebühret dem Sieger, der zu erhalten, auszubilden und geltend zu machen verstand, was er gegründet hatte!

Neuntes Capitel.

Odoacer's Ausgang; der Vandalen Vernichtung; der Ost-Gothen Größe und Fall. (Byzantiner.)

77. Die erste Veränderung ereignete sich in Italien. Daselbst stürzte Odoacer's Herrschaft schnell zusammen. Dieser Odoacer war unstreitig ein Mann von gesundem Verstand und von menschlichem Gefühl. Er wußte die Bildung und die Werke des Geistes zu schätzen, und verstand sich auf die Künste des Krieges. Seine Herrschaft jedoch hatte in ihrem Ursprunge wie in ihrer Art etwas Zweideutiges, das wohl zu erklären und mit den schwierigen Verhältnissen zu entschuldigen ist, das aber nichts desto weniger blieb und wirkte. Er stellte sich als Herr hin, wo er Diener gewesen war, ohne doch in die Stelle der Imperatoren zu treten. Er suchte das Patriciat vom Kaiser in Byzanz, aber er nahm den königlichen Titel an, und betrug sich, wie ein selbständiger Fürst gegen Einheimische und Fremde. Er beschützte die Römer, begünstigte die Städte, gewährete den Flüchtlingen aus anderen Ländern Schutz, ließ die alten Einrichtungen und ehrte ausgezeichnete Männer, aber er nahm den dritten Theil des Landes

für sich und seine Krieger, und stellte sich mit diesen den Italiänern, durch seinen Titel wie durch sein Verfahren, eben so entgegen, wenn auch weniger schroff, als andere teutsche Führer mit ihren Schaaren den vormals römischen Unterthanen. Allerdings mag es in dem erödeten Lande, in welchem sich das Grund-Eigenthum in wenigen Händen befand und zum Theile vielleicht Herrnlos war, nicht so hart gewesen sein, als es uns scheinet, daß der dritte Theil desselben abgetreten werden mußte; aber eine schwere Maßregel war es doch immer, die sehr fühlbar werden mochte, weil sie alle Verhältnisse des Grundbesitzes veränderte, und darum stark an den gewaltsamen Zustand erinnerte, in welchem man sich befand. Endlich war es auch nicht gleichgültig, daß Odoacer als Christ sich mitten unter katholischen Christen zur ketzerischen Lehre des Arius bekannte; und am Wenigsten vielleicht gleichgültig in einem Land, in welchem der erste Bischoff der abendländischen Christenheit seinen Sitz hatte. — Indeß wären alle diese Widersprüche vielleicht gelöset worden und Italien hätte unter Odoacer, unter welchem, wie überall wohin die Teutschen kamen, die schändlichsten Bedrückungen aufhöreten, die von den Römern mit abgefeinter Kunst verübet waren, sich vielleicht erholet, wenn die Ruhe von außen länger gedauert hätte. Von Eroberungs-Gedanken war man zurück gekommen; sehr schöne natürliche Gränzen waren durch den Erwerb von Sicilien und durch die Behauptung des Bergkranzes im Norden gewonnen: innerhalb derselben hätte sich Alles zu einem kräftigen eigenthümlichen Volks-Leben

in dem schönen Land entwickeln können. Aber einer auf solche Weise gewonnenen Herrschaft wurde keine Dauer gegönnet. Die Ost-Gothen brachen (J. 489) in Italien ein und zerstörten alle Hoffnungen, die man gefaßt haben mochte.

78. Seit dem Kampfe, zu welchem sich die Ost-Gothen gegen Attila's Söhne für die Wieder-Gewinnung der alten Freiheit erhoben, hatten sie in Verhältnissen gelebet, die eben nicht merkwürdig sind. Ihre Stellung zu dem byzantinischen Reiche war in alter Art. Sie verdienet nur darum eine nähere Beachtung, weil ein gothischer Fürsten-Knabe, Theodorich (Dietrich), Theodomir's Sohn, durch dieselbe Gelegenheit erhielt, den teutschen Geist, der in ihm war, zehn Jahre lang in Constantinopel, unter den reichen Trümmern der alten Zeit in Wissenschaft, Kunst und Geselligkeit, auszubilden, um dann, als Jüngling an die Spitze seines Volkes gekommen, diesem und der Welt zu zeigen, was er gewesen und was er geworden.

79. Im vierzehnten Jahre seines Königthumes, als er durch Thaten und Verhandlungen mehr und mehr zum Manne gereifet war, führete Theodorich sein Volk nach Italien; und ihm folgete dieses Volk mit Lust und Vertrauen (J. 489). Der Haupt-Beweggrund zu diesem Zuge lag gewiß in Theodorich selbst. Sein Geist suchte einen würdigeren Raum für seine Thätigkeit, als die verödeten Länder an der Sau und Donau gewähren konnten; und der Anblick Constanti-

novel's hatte vielleicht in seiner Seele die Sehnsucht nach Rom und Italien erwecket. Seinem Volke mochte eine große Unternehmung Bedürfniß sein. Die stammverwandten, obgleich wilden Rugier bahneten den Weg und schlossen sich an. Der schwache Kaiser Zeno, geängstiget durch die Nähe eines solchen Mannes, in der Mitte eines Volkes wie die Gothen, begünstigte mit Freude den Abzug des zweideutigen Freundes nach einem Lande, dessen Herr er nicht war und zu werden nicht hoffen durfte. Der Zustand Italiens endlich, welchen der König der Gothen wahrscheinlich hinlänglich kannte, ließ ihn nicht zweifeln an dem Gelingen seines Werkes. Aber Odoacer war nicht unwachsam. Am Isonzo lernete Theodorich ihn kennen; und wiewohl sein kühner Angriff mißlang, so stritt er doch noch zwei Male, unter schwierigen Verhältnissen, mannhaft gegen seinen, durch fremde Hülfe verstärkten, Feind, an der Etsch und an der Adda (J. 490), und vertheidigte dann Ravenna noch drei Jahre lang auf eine Weise, welche auf das Klareste zeiget, daß er das Unglück nicht durch Mangel an Kraft oder Geschick herbei geführet hatte. Die treulose Art, mit welcher Theodorich, nach Uebergabe der Stadt (J. 493) sich des gefürchteten Gegners und seines Geschlechtes entledigte, zeuget gleichfalls für diesen so tüchtigen als unglücklichen Mann.

80. Siehet man von diesem blutigen Fleck in Theodorichs Leben hinweg, und beobachtet man alsdann diesen König in seiner folgenden drei und drei-

ßig jährigen Waltung, so wird man ihm in sehr vielen Verhältnissen seine Bewunderung nicht versagen können; man wird ihm gern den Beinamen des Großen zugestehen, und das Ansehen begreiflich finden, dessen er sich bei nahen und fernen Völkern erworben hat, wie den Ruhm, der ihm, Dietrich von Bern, noch spät im Gesange vielfältig erhalten oder gemehret ist. Wenn aber spätere Zeiten in ihm durchaus nur Heldensinn und Weisheit zu erblicken gemeinet haben: so muß man sich über die Täuschung wundern, zu welcher sie sich haben verleiten lassen, und vor welcher doch das Schicksal des Ost-Gothischen Reiches nach Theodorich's Tode hätte bewahren sollen. In den Verhältnissen zu anderen Staaten zeigete Theodorich in der That eine große Ueberlegenheit des Geistes, und übete, bald durch kluges Zureden, bald durch verständiges Anmahnen, bald durch geschickte Familien-Verbindung und bald durch bedeutungsvolle Rüstung, einen mächtigen Einfluß auf die Länder Europa's aus. Aber schon die Ausdehnung seines Reiches war höchst unnatürlich und konnte nicht halten. Allerdings war es in damaliger Zeit, wenn nicht unmöglich, doch gewiß unendlich schwer, auf Gränzen zu achten, innerhalb welcher sich ein Volk eigenthümlich gestalten und ausleben kann; aber das war doch wohl einzusehen, daß die Behauptung von Mösien und Pannonien, von Illyrien und Dalmatien, und selbst des südlichen Galliens, in der bewegten Zeit, das Reich vielfältigen Angriffen aussetzen, und Italien, weit entfernt dieses schöne Land

[illegible] erinnert haben soll. Und sie konn[illegible] [illegible] weniger [illegible], da die seltsame Stellung [illegible] Gelegenheit gab, in dem ei[illegible] [illegible] des Siegers aufzureizen, und im [illegible] [illegible]erung der Unterwürfigkeit. In [illegible] Theodorich selbst, wohin solche Un[illegible] [illegible] und die jammervolle Geschichte des [illegible] [illegible]den und edlen Boethius, dem es in [illegible] dem Troste der Philosophie fehlte, und [illegible]vaters, des tugendhaften Senators [illegible] [illegible]der so hoch geachtet und zuletzt so [illegible] [illegible]richtet, zeugen, in ihrem Ursprung [illegible] Art, hart gegen dieselbe. Ihm selbst [illegible], durch das Gewicht seines alten Anse[illegible] [illegible] durch strenge Maßregeln die Anschläge und [illegible] zu vereiteln, die von Constantinopel aus ge[illegible] [illegible]den; aber der Mißmuth, der ihn in den letz[illegible] [illegible] nicht verließ, ging doch wohl aus dem [illegible] hervor, daß seine Schöpfung keine Grund[illegible] [illegible] und keinen festen Halt, und daß sie eben deß[illegible] [illegible] mit ihm zu Grunde gehen werde.

[illegible] Nach seinem Tode (J. 526) entwickelten sich [illegible] That die unglücklichen Verhältnisse um so schnel[illegible] [illegible] zum Verderben, da kein Mann an seine Stelle [illegible] der ihn, welcher Alles gehalten hatte, in irgend [illegible] Weise hätte ersetzen können. Die weiche Ama[illegible] [illegible], Theodorich's Tochter, irre geführet durch rö[illegible] [illegible] Art und Bildung, erbitterte schon als Vormün[illegible] [illegible] ihres Sohnes Athanarich die Gothen, ohne die

Römer zu gewinnen; als sie aber, nachdem auch dieser gestorben war (J. 534), sich mit ihrem Vetter, dem verhaßten und verdorbenen Theodat, ohne Klugheit wie ohne Liebe, bethöret und aus Eitelkeit, vermälet hatte; als sie dann selbst durch ihren Gemal zu Grunde ging, und nun Theodat König der Gothen wurde: da ward Alles nach und nach dergestalt verwirret oder aufgelöset, daß die Gothen, mehr und mehr durch Leidenschaften aller Art unter sich selbst entzweiet, wahrscheinlich in den verderblichsten Bürgerkrieg gerathen sein würden, wenn nicht von außen her die Entscheidung gekommen wäre. Auf dem Thron in Byzanz saß um diese Zeit Kaiser Justinian, dem es nicht an Lust und Verstand fehlete, die Umstände in Italien zur Wieder-Vereinigung mit seinem Reiche zu benutzen, und dem auch eine Unternehmung zur Wieder-Gewinnung einer anderen Provinz des vormaligen westlichen Reiches, Afrika's, so unerwartet gelungen war, daß er wohl gelocket werden mußte, dieselben zu benutzen. Von ihm kam die Entwickelung.

84. Die Theilung des römischen Reiches in das morgenländische und in das abendländische hatte, durch Theodosius den Großen, vor hundert und vierzig Jahren Statt gefunden (I, 412). Seit dieser Zeit ist des morgenländischen Reiches nicht anders gedacht worden, als nur in seinen Berührungen mit den barbarischen Völkern, weil es sich immer, ohne That und Würde, nur feig oder arglistig unter den Streichen seiner Feinde zu winden pflegte. Jetzt tritt es von Neuem hervor

[illegible] weder große Länder. Eben deswegen nimmt es
[illegible] Aufmerksamkeit in Anspruch, und macht einen
[illegible] für die Geschichte nothwendig. Aber es bie-
[illegible] wenig Erfreuliches dar in dieser Geschichte!
[illegible] Jammer, der die Geschichte des westlichen
[illegible] so traurig macht, findet man in Constantino-
[illegible] wieder und durch Uebel vermehret, die Rom nicht
[illegible] dieselbe sittliche Fäulniß, dieselbe bürgerliche
[illegible] der Thron, mit Blut besudelt, immer
[illegible] Beute gewiß und meistens im Besitze von
[illegible] der Frechheit und Sittenlosigkeit,
[illegible] Furcht [illegible] römische Gemeinheit, grie-
[illegible] Ueppigkeit und Gräuel selt-
[illegible] der von Söldlingen, lüstern
[illegible] Waffen, und zum Scher-
[illegible] Eine Regierung,
[illegible] von Weibern und Verschnitte-
[illegible] Formen sich bewegend, ohne
[illegible] Pracht aufgeblasen und
[illegible] durch die Erinnerung an alte Größe
[illegible] durch das Gefühl von neuem Unglücke ge-
[illegible] feig und versclavet. Eine Haupt-
[illegible] in ihrer Entstehung, unnatürlich
[illegible] Art, die Sitten des Hofes theilend, sicher
[illegible], glanzvoll und blutbefleckt. Provinzen,
[illegible]ket durch die innere Verwaltung, ausgeso-
[illegible] verdorbene Beamtete und stets mißhandelt,
[illegible] von barbarischen Völkern oder von den über-
[illegible] Lieblingen des eigenen Kaisers. Zu diesem
[illegible]en noch ein fremdes, aufgedrungenes und

unverstandenes Recht und eine eifernde und eifersüchtige Geistlichkeit, die mit ihrem theologischen Gezänk Alles erfüllte, und mit ihrer Verfolgungssucht Alles zu erschrecken oder zu umstricken verstand. So war das Reich!

85. In der That, wenn man dieses Alles vor Augen hat, wenn man dann die Herrlichkeit der Länder erwäget, aus welchen dieses unglückselige Reich bestand, und wenn man endlich die Erinnerung an alle die großen Erscheinungen festhält, die sich einst auf diesem Boden bewegt hatten; so schaudert man vor dem Gedanken zurück, daß dieses Reich sein Dasein noch tausend Jahre durch die so gewaltig bewegte Welt hindurch geschleppet habe, und in dieser ganzen Zeit in dem alten Elende geblieben sei! Das Aeußere dieser Erscheinung mag allerdings aus der Lage der Hauptstadt einiger Maßen begreiflich werden. Diese Begreiflichkeit des Aeußeren jedoch beruhiget die menschliche Seele nicht über die Erscheinung selbst; vielmehr verlanget sie in derselben eine geschichtliche Bedeutung zu erkennen. Aber diese Bedeutung ist auch kaum zu verkennen! Constantinopel war ein kostbarer Rest der alten Welt, die im Abendland untergegangen war und überall mehr und mehr in Stücke gebrochen wurde. Gegen den Andrang barbarischer Völker hat sie nicht geschützet; aber sie hat manchen Stoß getheilet und gebrochen, und dadurch auf den Gang der Veränderungen im Abendlande wesentlich eingewirket. Sie hat im Inneren den neuen Ideen, welche in dem Christenthum unter die Völker verbreitet wurden, mit alter heidnischer Feinheit jene

Entwickelung möglich gemacht, durch welche sie die künftigen Zeiten bestimmen sollten. Sie ist lange der Aufenthalt alter Gelehrsamkeit und die Zuflucht der jungen Bildung gewesen. Sie hat die Formen des alten römischen Lebens in politischer und geselliger Hinsicht, auch noch in ihrer Abgeschiedenheit, bewahrt; und das Schönste und Erhabenste, welches das Alterthum an Werken der schönen Kunst hervorgebracht hatte, war in ihr zusammen gehäufet. So wurde den Menschen, denen es nunmehr bestimmt war, die Bildung des Geistes weiter zu führen, möglich, zu erkennen, was die alte Zeit gewesen und wie viel sie vermocht; aber auch, wie tief die Enkel von der Höhe hinabsinken können, auf welcher die Väter standen, wenn sie nicht festhalten an dem Sinne, der Diese groß gemacht hat. Das Eine konnte Antrieb sein, das Andere Warnung. Und erst dann, als der Geist in den westlichen Ländern Europa's gereifet war, und als (in den Kreuzzügen) Hunderttausende von begeisterten Europäern Gelegenheit gehabt hatten, dieses Alles selbst zu sehen und zu bewundern, erst dann erlitt Constantinopel das Schicksal, das es längst verdienet hatte: es wurde verheeret durch Feuer und Schwert, und fiel in die Gewalt der schrecklichsten Barbaren.

96. Nach des Theodosius Tode führte der unmündige Arkadius, sein Sohn, drei und zwanzig Jahre lang, den kaiserlichen Namen (J. 395 — 408); aber die Herrschaft war zuerst bei dem so grausamen und geizigen, als herrschsüchtigen Rufin, alsdann bei dem ge-

schändeten und niederträchtigen Eutropius und bei des Kaisers schamloser und räuberischer Gemalin, der Frankin Eudoxia, während das Reich durch Anfälle der Hunnen, durch Empörung der Gothen und Isaurier, wie durch inneren Aufruhr litt, und der heilige Chrysostomus umsonst Frömmigkeit und Tugend predigte. Hierauf kam der kaiserliche Name an des Arkadius Sohn, Theodosius II. Indem aber dieser, als Knabe, Jüngling und Mann seine Zeit mit Schön-Schreiberei und anderen eitelen Beschäftigungen verschwendete, wußte seine Schwester, die, mit vielen schönen Eigenschaften reich ausgestattete, Pulcheria, die Gewalt besser zu gebrauchen, als mancher Mann sie gebrauchet hat, und sie wußte diese Gewalt auch dann noch zu behaupten, als Theodosius — dessen schöne und geistreiche Gemalin, Athenais, übrigens durch ihr jammervolles Schicksal die menschliche Seele tief ergreifet — thatlos gestorben war (J. 450); und wenn sie den Thron mit dem alten und verständigen Marcian theilete, so wünschte sie doch, in den Augen der Welt, ihre Aufgabe jungfräulich durchzuführen, bis sie ihn (J. 453) ihrem Gemal (auf vier Jahre) allein überließ. Uebrigens ist das Rechts-Buch, welches des Theodosius Namen trägt, (Codex Theodosianus) späterhin in Vergessenheit gebracht; die Erweiterung der Gränze des Reiches unter ihm in Asien, für dasselbe an sich werthlos, verlieret wegen der Bedrängung in Europa durch die Hunnen auch den Schein von Macht und Ruhm; und die Entfernung Attila's von den Gränzen des Reiches nach dem Westen Euro-

nopel's hatte vielleicht in seiner Seele die Sehnsucht nach Rom und Italien erwecket. Seinem Volke mochte eine große Unternehmung Bedürfniß sein. Die stammverwandten, obgleich wilden Rugier bahneten den Weg und schlossen sich an. Der schwache Kaiser Zeno, geängstiget durch die Nähe eines solchen Mannes, in der Mitte eines Volkes wie die Gothen, begünstigte mit Freude den Abzug des zweideutigen Freundes nach einem Lande, dessen Herr er nicht war und zu werden nicht hoffen durfte. Der Zustand Italiens endlich, welchen der König der Gothen wahrscheinlich hinlänglich kannte, ließ ihn nicht zweifeln an dem Gelingen seines Werkes. Aber Odoacer war nicht unwachsam. Am Isonzo lernete Theodorich ihn kennen; und wiewohl sein kühner Angriff mißlang, so stritt er doch noch zwei Male, unter schwierigen Verhältnissen, mannhaft gegen seinen, durch fremde Hülfe verstärkten, Feind, an der Etsch und an der Adda (J. 490), und vertheidigte dann Ravenna noch drei Jahre lang auf eine Weise, welche auf das Klareste zeiget, daß er das Unglück nicht durch Mangel an Kraft oder Geschick herbei geführet hatte. Die treulose Art, mit welcher Theodorich, nach Uebergabe der Stadt (J. 493) sich des gefürchteten Gegners und seines Geschlechtes entledigte, zeuget gleichfalls für diesen so tüchtigen als unglücklichen Mann.

80. Siehet man von diesem blutigen Fleck in Theodorichs Leben hinweg, und beobachtet man alsdann diesen König in seiner folgenden drei und drei-

ßig jährigen Waltung, so wird man ihm in sehr vie-len Verhältnissen seine Bewunderung nicht versagen können; man wird ihm gern den Beinamen des Gro-ßen zugestehen, und das Ansehen begreiflich finden, dessen er sich bei nahen und fernen Völkern erworben hat, wie den Ruhm, der ihm, Dietrich von Bern, noch spät im Gesange vielfältig erhalten oder gemehret ist. Wenn aber spätere Zeiten in ihm durchaus nur Hel-densinn und Weisheit zu erblicken gemeinet haben: so muß man sich über die Täuschung wundern, zu wel-cher sie sich haben verleiten lassen, und vor welcher doch das Schicksal des Ost-Gothischen Reiches nach Theodorich's Tode hätte bewahren sollen. In den Ver-hältnissen zu anderen Staaten zeigete Theodorich in der That eine große Ueberlegenheit des Geistes, und übete, bald durch kluges Zureden, bald durch verständiges Anmahnen, bald durch geschickte Familien-Verbindung und bald durch bedeutungsvolle Rüstung, einen mäch-tigen Einfluß auf die Länder Europa's aus. Aber schon die Ausdehnung seines Reiches war höchst unnatürlich und konnte nicht halten. Allerdings war es in dama-liger Zeit, wenn nicht unmöglich, doch gewiß unend-lich schwer, auf Gränzen zu achten, innerhalb welcher sich ein Volk eigenthümlich gestalten und ausleben kann; aber das war doch wohl einzusehen, daß die Behaup-tung von Mösien und Pannonien, von Illyrien und Dalmatien, und selbst des südlichen Galliens, in der bewegten Zeit, das Reich vielfältigen Angriffen aus-setzen, und Italien, weit entfernt dieses schöne Land

zu sichern und zu befestigen, schwächen und öffnen mußte!

81. Was hingegen das Innere des Reiches betrifft: so ist in dem Verfahren Theodorich's eine große Liebe für Gerechtigkeit, ein tiefer Sinn für Sittlichkeit, Ordnung und Zucht, und eine seltene Mäßigung sowohl in kirchlichen als politischen Verhältnissen unverkennbar; aber eben so unverkennbar ist auch eine gewisse großartige Verwegenheit, die, im Gefühle der eigenen Kraft, unvereinbare Dinge zu vereinigen waget, und die Gefahr nicht merken will oder gering achtet, welche sie dadurch herbei führet. So wie Theodorich, der byzantinische Zögling, vorgab, nicht schreiben zu können, um das Ansehen eines vollkommenen Gothen desto besser zu behaupten, während er römische Bildung zu achten und zu fördern, und sich dadurch den Römern anzuschließen schien, so strebte er überhaupt die feindseligsten Elemente durch seine persönliche Kraft zu beherrschen oder zu beruhigen, und wurde eben dadurch verleitet, sie einander gegenüber bestehen zu lassen, ohne Durchdringung oder Versöhnung. Es schien ihm Freude zu machen, wenn er den Italiänern zeigen konnte, er wisse sich mit Leichtigkeit in den alten Formen ihres Lebens zu bewegen. Darum ließ er ihnen ihren katholischen Glauben und bezeigte dem Papst eine große Verehrung, aber er selbst blieb mit seinen Gothen den ketzerischen Lehren des Arius getreu und behielt sich vor, auch bei Jenen in streitigen Fällen zu entscheiden. Er schien dem Senate seine alte Würde zu gön-

nen, und suchte die Römer durch Brot und Spiele zu gewinen; aber er nahm seinen Sitz in Ravenna (oder Verona) und zeigte gar oft, wer der Herr war. Er stellte Gothen und Römer scheinbar einander gleich, aber während er Jenen ihr altes Recht ließ, behielten seine Gothen ihre vaterländischen Gesetze oder Beläge (Bellagines), und ein besonderer Gerichtsstand schied Beide unaufhörlich von einander. Das Schlimmste aber war, daß Theodorich seinen Gothen, durch Italien auf dem Land-Drittheile verbreitet, das Odoacer den alten Einwohnern abgenommen hatte, allein das Recht der Waffen gab, und diese alten Einwohner wehrlos bestehen ließ, wie er sie wehrlos gefunden hatte, ausgesetzet allen Mißhandlungen, welchen der Wehrlose dem Bewaffneten gegenüber fast nie entgehet.

82. Durch solches Verfahren bewirkte Theodorich, daß Gothen und Römer als zwei feindliche Völker gegen einander fortbestanden. Nun gab sich zwar sein Freund und Rath, Cassiodor, der Senator, (dessen Geist und Gesinnung darum nicht in Zweifel gezogen werden sollen, weil er, seinem Zeitalter dienend, mit eiteler, zuweilen lächerlicher Rednerei seine Gelehrsamkeit und seine Einsicht so gern zur Schau trug), viele Mühe, die Lehre von der Einheit des Reiches zu verkündigen, und den Gothen und Römern einzupredigen, daß sie gleiches Interesse hätten, und daß sie sich mit gleicher Liebe zugethan sein müßten: die Verhältnisse Italiens waren unnatürlich, blieben unnatürlich und konnten nicht bestehen, ungeachtet des Aufblühens, des-

[illegible]

[illegible] tanns
[illegible] Stellung
[illegible] eis
[illegible] n
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] und
[illegible]
[illegible] n
[illegible] ung
[illegible] eint
[illegible] Amts
[illegible] und
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Römer zu gewinnen; als sie aber, nachdem auch dieser gestorben war (J. 534), sich mit ihrem Vetter, dem verhaßten und verdorbenen Theodat, ohne Klugheit wie ohne Liebe, bethöret und aus Eitelkeit, vermälet hatte; als sie dann selbst durch ihren Gemal zu Grunde ging, und nun Theodat König der Gothen wurde: da ward Alles nach und nach dergestalt verwirret oder aufgelöset, daß die Gothen, mehr und mehr durch Leidenschaften aller Art unter sich selbst entzweiet, wahrscheinlich in den verderblichsten Bürgerkrieg gerathen sein würden, wenn nicht von außen her die Entscheidung gekommen wäre. Auf dem Thron in Byzanz saß um diese Zeit Kaiser Justinian, dem es nicht an Lust und Verstand fehlete, die Umstände in Italien zur Wieder-Vereinigung mit seinem Reiche zu benutzen, und dem auch eine Unternehmung zur Wieder-Gewinnung einer anderen Provinz des vormaligen westlichen Reiches, Afrika's, so unerwartet gelungen war, daß er wohl gelocket werden mußte, dieselben zu benutzen. Von ihm kam die Entwickelung.

84. Die Theilung des römischen Reiches in das morgenländische und in das abendländische hatte, durch Theodosius den Großen, vor hundert und vierzig Jahren Statt gefunden (I, 412). Seit dieser Zeit ist des morgenländischen Reiches nicht anders gedacht worden, als nur in seinen Berührungen mit den barbarischen Völkern, weil es sich immer, ohne That und Würde, nur feig oder arglistig unter den Streichen seiner Feinde zu winden pflegte. Jetzt tritt es von Neuem hervor

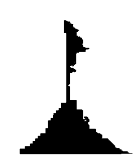
[illegible] große Länder. Sein Vermögen nimmt es [illegible]samkeit in Anspruch, und macht einen [illegible] auf die Geschichte nothwendig. Aber es [illegible] wenig Erfreuliches dar in dieser Geschichte! [illegible] Jammer, der die Geschichte des westlichen [illegible] so peinlich macht, findet man in Constantinos [illegible], und durch Uebel vermehrt, die Rom nicht [illegible] dieselbe sittliche Fäulniß, dieselbe bürgerliche [illegible]! Ein Thron, mit Blut besudelt, immer [illegible], keinem gewiß und meistens im Besitze von [illegible]. Ein Hof, voll Frechheit und Sittenlosigkeit, [illegible] und Feinheit, römische Gewaltthat, grie[illegible] und asiatische Ueppigkeit und Gräuel [illegible]. Ein Heer von Söldlingen, lüstern [illegible] träg in den Waffen, faul zum Gehor[illegible] zu jeder Empörung. Eine Regierung, [illegible] in den Händen von Weibern und Verschnit[illegible] ererbten Formen sich bewegend, ohne [illegible] und geistige Kraft, aufgeblasen und [illegible] durch die Erinnerung an alte Größe [illegible] das Gefühl von neuem Unglücke ge[illegible] feig und versclavet. Eine Haupt[illegible] ihrer Entstehung, unnatürlich [illegible] des Hofes theilend, sicher [illegible] Sittenbefleckt. Provinzen, [illegible] Verwaltung, ausgeso[illegible] und stets mißhandelt, [illegible] oder von den über[illegible] Kaisers. Zu diesem [illegible], aufgedrungenes und

unverstandenes Recht und eine eifernde und eifersüchtige Geistlichkeit, die mit ihrem theologischen Gezänk Alles erfüllte, und mit ihrer Verfolgungssucht Alles zu erschrecken oder zu umstricken verstand. So war das Reich!

85. In der That, wenn man dieses Alles vor Augen hat, wenn man dann die Herrlichkeit der Länder erwäget, aus welchen dieses unglückselige Reich bestand, und wenn man endlich die Erinnerung an alle die großen Erscheinungen festhält, die sich einst auf diesem Boden bewegt hatten; so schaudert man vor dem Gedanken zurück, daß dieses Reich sein Dasein noch tausend Jahre durch die so gewaltig bewegte Welt hindurch geschleppet habe, und in dieser ganzen Zeit in dem alten Elende geblieben sei! Das Aeußere dieser Erscheinung mag allerdings aus der Lage der Hauptstadt einiger Maßen begreiflich werden. Diese Begreiflichkeit des Aeußeren jedoch beruhiget die menschliche Seele nicht über die Erscheinung selbst; vielmehr verlanget sie in derselben eine geschichtliche Bedeutung zu erkennen. Aber diese Bedeutung ist auch kaum zu verkennen! Constantinopel war ein kostbarer Rest der alten Welt, die im Abendland untergegangen war und überall mehr und mehr in Stücke gebrochen wurde. Gegen den Andrang barbarischer Völker hat sie nicht geschützet; aber sie hat manchen Stoß getheilet und gebrochen, und dadurch auf den Gang der Veränderungen im Abendlande wesentlich eingewirket. Sie hat im Inneren den neuen Ideen, welche in dem Christenthum unter die Völker verbreitet wurden, mit alter heidnischer Feinheit jene

[illegible] möglich gemacht, durch welche sie die [illegible] Zeiten bestimmen sollten. Sie ist lange der [illegible] aller Gelehrsamkeit und die Zuflucht der [illegible] Bildung gewesen. Sie hat die Formen des al- [illegible] Lebens in politischer und geselliger Hinsicht, [illegible] in ihrer Abgeschiedenheit, bewahret; und das [illegible] und Erhabenste, welches das Alterthum an Wer- [illegible] Kunst hervorgebracht hatte, war in ihr zu- [illegible] geschützt. Es wurde den Menschen, denen [illegible] bestimmet war, die Bildung des Geistes [illegible] zu [illegible], möglich, zu erkennen, was die alte [illegible] gewesen und wie viel sie vermocht; aber auch, wie [illegible] der Enkel von der Höhe hinabsinken können, auf [illegible] der Väter standen, wenn sie nicht festhalten an [illegible], der Vorzeit groß gemacht hat. Das Eine [illegible] Antrieb sein, das Andere Warnung. Und erst [illegible], als der Geist in den westlichen Ländern Euro- [illegible] geweckt war, und als (in den Kreuzzügen) Hun- [illegible] Tausende von begeisterten Europäern Gelegenheit [illegible] hatten, dieses Alles selbst zu sehen und zu be- [illegible], erst dann erlitt Constantinopel das Schick- [illegible] das es längst verdienet hatte: es wurde verheeret [illegible] Feuer und Schwert, und fiel in die Gewalt [illegible] [illegible] Barbaren.

86. Nach des Theodosius Tode führte der trau- [illegible] Arkadius, sein Sohn, drei und zwanzig Jahre [illegible], den kaiserlichen Namen (J. 395 — 408); aber [illegible] Herrschaft war zuerst bei dem so grausamen und [illegible], als kraftvollen Rufin, alsdann bei dem ge-



schändeten und niederträchtigen Eutropius und bei des Kaisers schamloser und räuberischer Gemalin, der Frankin Eudoxia, während das Reich durch Anfälle der Hunnen, durch Empörung der Gothen und Isaurier, wie durch inneren Aufruhr litt, und der heilige Chrysostomus umsonst Frömmigkeit und Tugend predigte. Hierauf kam der kaiserliche Name an des Arkadius Sohn, Theodosius II. Indem aber dieser, als Knabe, Jüngling und Mann seine Zeit mit Schön-Schreiberei und anderen eitelen Beschäftigungen verschwendete, wußte seine Schwester, die, mit vielen schönen Eigenschaften reich ausgestattete, Pulcheria, die Gewalt besser zu gebrauchen, als mancher Mann sie gebrauchet hat, und sie wußte diese Gewalt auch dann noch zu behaupten, als Theodosius — dessen schöne und geistreiche Gemalin, Athenais, übrigens durch ihr jammervolles Schicksal die menschliche Seele tief ergreifet — thatlos gestorben war (J. 450); und wenn sie den Thron mit dem alten und verständigen Marcian theilete, so wünschte sie doch, in den Augen der Welt, ihre Aufgabe jungfräulich durchzuführen, bis sie ihn (J. 453) ihrem Gemal (auf vier Jahre) allein überließ. Uebrigens ist das Rechts-Buch, welches des Theodosius Namen trägt, (Codex Theodosianus) späterhin in Vergessenheit gebracht; die Erweiterung der Gränze des Reiches unter ihm in Asien, für dasselbe an sich werthlos, verlieret wegen der Bedrängung in Europa durch die Hunnen auch den Schein von Macht und Ruhm; und die Entfernung Attila's von den Gränzen des Reiches nach dem Westen Euro-

nopel's hatte vielleicht in seiner Seele die Sehnsucht nach Rom und Italien erwecket. Seinem Volke mochte eine große Unternehmung Bedürfniß sein. Die stammverwandten, obgleich wilden Rugier bahneten den Weg und schlossen sich an. Der schwache Kaiser Zeno, geängstiget durch die Nähe eines solchen Mannes, in der Mitte eines Volkes wie die Gothen, begünstigte mit Freude den Abzug des zweideutigen Freundes nach einem Lande, dessen Herr er nicht war und zu werden nicht hoffen durfte. Der Zustand Italiens endlich, welchen der König der Gothen wahrscheinlich hinlänglich kannte, ließ ihn nicht zweifeln an dem Gelingen seines Werkes. Aber Odoacer war nicht unwachsam. Am Isonzo lernete Theodorich ihn kennen; und wiewohl sein kühner Angriff mißlang, so stritt er doch noch zwei Male, unter schwierigen Verhältnissen, mannhaft gegen seinen, durch fremde Hülfe verstärkten, Feind, an der Etsch und an der Adda (J. 490), und vertheidigte dann Ravenna noch drei Jahre lang auf eine Weise, welche auf das Klareste zeiget, daß er das Unglück nicht durch Mangel an Kraft oder Geschick herbei geführet hatte. Die treulose Art, mit welcher Theodorich, nach Uebergabe der Stadt (J. 493) sich des gefürchteten Gegners und seines Geschlechtes entledigte, zeuget gleichfalls für diesen so tüchtigen als unglücklichen Mann.

80. Siehet man von diesem blutigen Fleck in Theodorichs Leben hinweg, und beobachtet man alsdann diesen König in seiner folgenden drei und drei-

ßig jährigen Waltung, so wird man ihm in sehr vielen Verhältnissen seine Bewunderung nicht versagen können; man wird ihm gern den Beinamen des Großen zugestehen, und das Ansehen begreiflich finden, dessen er sich bei nahen und fernen Völkern erworben hat, wie den Ruhm, der ihm, Dietrich von Bern, noch spät im Gesange vielfältig erhalten oder gemehret ist. Wenn aber spätere Zeiten in ihm durchaus nur Heldensinn und Weisheit zu erblicken gemeinet haben: so muß man sich über die Täuschung wundern, zu welcher sie sich haben verleiten lassen, und vor welcher doch das Schicksal des Ost-Gothischen Reiches nach Theodorich's Tode hätte bewahren sollen. In den Verhältnissen zu anderen Staaten zeigete Theodorich in der That eine große Ueberlegenheit des Geistes, und übete, bald durch kluges Zureden, bald durch verständiges Anmahnen, bald durch geschickte Familien-Verbindung und bald durch bedeutungsvolle Rüstung, einen mächtigen Einfluß auf die Länder Europa's aus. Aber schon die Ausdehnung seines Reiches war höchst unnatürlich und konnte nicht halten. Allerdings war es in damaliger Zeit, wenn nicht unmöglich, doch gewiß unendlich schwer, auf Gränzen zu achten, innerhalb welcher sich ein Volk eigenthümlich gestalten und ausleben kann; aber das war doch wohl einzusehen, daß die Behauptung von Mösien und Pannonien, von Illyrien und Dalmatien, und selbst des südlichen Galliens, in der bewegten Zeit, das Reich vielfältigen Angriffen aussetzen, und Italien, weit entfernt dieses schöne Land

zu sichern und zu befestigen, schwächen und öffnen mußte!

81. Was hingegen das Innere des Reiches betrifft: so ist in dem Verfahren Theodorich's eine große Liebe für Gerechtigkeit, ein tiefer Sinn für Sittlichkeit, Ordnung und Zucht, und eine seltene Mäßigung sowohl in kirchlichen als politischen Verhältnissen unverkennbar; aber eben so unverkennbar ist auch eine gewisse großartige Verwegenheit, die, im Gefühle der eigenen Kraft, unvereinbare Dinge zu vereinigen waget, und die Gefahr nicht merken will oder gering achtet, welche sie dadurch herbei führet. So wie Theodorich, der byzantinische Zögling, vorgab, nicht schreiben zu können, um das Ansehen eines vollkommenen Gothen desto besser zu behaupten, während er römische Bildung zu achten und zu fördern, und sich dadurch den Römern anzuschließen schien, so strebte er überhaupt die feindseligsten Elemente durch seine persönliche Kraft zu beherrschen oder zu beruhigen, und wurde eben dadurch verleitet, sie einander gegenüber bestehen zu lassen, ohne Durchdringung oder Versöhnung. Es schien ihm Freude zu machen, wenn er den Italiänern zeigen konnte, er wisse sich mit Leichtigkeit in den alten Formen ihres Lebens zu bewegen. Darum ließ er ihnen ihren katholischen Glauben und bezeigte dem Papst eine große Verehrung, aber er selbst blieb mit seinen Gothen den ketzerischen Lehren des Arius getreu und behielt sich vor, auch bei Jenen in streitigen Fällen zu entscheiden. Er schien dem Senate seine alte Würde zu gön-

nen, und suchte die Römer durch Brot und Spiele zu gewinen; aber er nahm seinen Sitz in Ravenna (oder Verona) und zeigte gar oft, wer der Herr war. Er stellte Gothen und Römer scheinbar einander gleich, aber während er Jenen ihr altes Recht ließ, behielten seine Gothen ihre vaterländischen Gesetze oder Beläge (Bëllagines), und ein besonderer Gerichtsstand schied Beide unaufhörlich von einander. Das Schlimmste aber war, daß Theodorich seinen Gothen, durch Italien auf dem Land-Drittheile verbreitet, das Odoacer den alten Einwohnern abgenommen hatte, allein das Recht der Waffen gab, und diese alten Einwohner wehrlos bestehen ließ, wie er sie wehrlos gefunden hatte, ausgesetzet allen Mißhandlungen, welchen der Wehrlose dem Bewaffneten gegenüber fast nie entgehet.

82. Durch solches Verfahren bewirkte Theodorich, daß Gothen und Römer als zwei feindliche Völker gegen einander fortbestanden. Nun gab sich zwar sein Freund und Rath, Cassiodor, der Senator, (dessen Geist und Gesinnung darum nicht in Zweifel gezogen werden sollen, weil er, seinem Zeitalter dienend, mit eiteler, zuweilen lächerlicher Rednerei seine Gelehrsamkeit und seine Einsicht so gern zur Schau trug), viele Mühe, die Lehre von der Einheit des Reiches zu verkündigen, und den Gothen und Römern einzupredigen, daß sie gleiches Interesse hätten, und daß sie sich mit gleicher Liebe zugethan sein müßten: die Verhältnisse Italiens waren unnatürlich, blieben unnatürlich und konnten nicht bestehen, ungeachtet des Aufblühens, des-

sen sich das Land erfreuet haben soll. Und sie konnten um so weniger bestehen, da die seltsame Stellung beider Völker tausendfache Gelegenheit gab, in dem einen den Uebermuth des Siegers aufzureizen, und in dem anderen die Erbitterung der Unterwürfigkeit. In der That sah schon Theoderich selbst, wohin solche Unnatürlichkeit führte, und die jammervolle Geschichte des hochgelehrten, reichen und edlen Boethius, dem es in seiner Noth an dem Troste der Philosophie fehlte, und seines Schwiegervaters, des tugendhaften Senators Symmachus, früher so hoch geachtet und zuletzt so jammervoll hingerichtet, zeugen, in ihrem Ursprung und in ihrer Art, hart gegen dieselbe. Ihm selbst zwar gelang es, durch das Gewicht seines alten Ansehens und durch strenge Maßregeln die Anschläge und Versuche zu vereiteln, die von Constantinopel aus geleitet wurden; aber der Mißmuth, der ihn in den letzten Jahren nicht verließ, ging doch wohl aus dem Vorgefühle hervor, daß seine Schöpfung keine Grundlage habe und keinen festen Halt, und daß sie eben deßwegen mit ihm zu Grunde gehen werde.

83. Nach seinem Tode (J. 526) entwickelten sich in der That die unglücklichen Verhältnisse um so schneller zum Verderben, da kein Mann an seine Stelle trat, der ihn, welcher Alles gehalten hatte, in irgend einer Weise hätte ersetzen können. Die weiche Amalasuntha, Theoderich's Tochter, irre geführet durch römische Art und Bildung, erbitterte schon als Vormünderin ihres Sohnes Athalarich die Gothen, ohne die

Römer zu gewinnen; als sie aber, nachdem auch dieser gestorben war (J. 534), sich mit ihrem Vetter, dem verhaßten und verdorbenen Theodat, ohne Klugheit wie ohne Liebe, bethöret und aus Eitelkeit, vermälet hatte; als sie dann selbst durch ihren Gemal zu Grunde ging, und nun Theodat König der Gothen wurde: da ward Alles nach und nach dergestalt verwirret oder aufgelöset, daß die Gothen, mehr und mehr durch Leidenschaften aller Art unter sich selbst entzweiet, wahrscheinlich in den verderblichsten Bürgerkrieg gerathen sein würden, wenn nicht von außen her die Entscheidung gekommen wäre. Auf dem Thron in Byzanz saß um diese Zeit Kaiser Justinian, dem es nicht an Lust und Verstand fehlete, die Umstände in Italien zur Wieder-Vereinigung mit seinem Reiche zu benutzen, und dem auch eine Unternehmung zur Wieder-Gewinnung einer anderen Provinz des vormaligen westlichen Reiches, Afrika's, so unerwartet gelungen war, daß er wohl gelocket werden mußte, dieselben zu benutzen. Von ihm kam die Entwickelung.

84. Die Theilung des römischen Reiches in das morgenländische und in das abendländische hatte, durch Theodosius den Großen, vor hundert und vierzig Jahren Statt gefunden (I, 412). Seit dieser Zeit ist des morgenländischen Reiches nicht anders gedacht worden, als nur in seinen Berührungen mit den barbarischen Völkern, weil es sich immer, ohne That und Würde, nur feig oder arglistig unter den Streichen seiner Feinde zu winden pflegte. Jetzt tritt es von Neuem hervor

und erobert große Länder. Eben deßwegen nimmt es die Aufmerksamkeit in Anspruch, und macht einen Rückblick auf die Geschichte nothwendig. Aber es bietet sich wenig Erfreuliches dar in dieser Geschichte! Den ganzen Jammer, der die Geschichte des westlichen Reiches so peinlich macht, findet man in Constantinopel wieder, und durch Uebel vermehret, die Rom nicht kannte. Dieselbe sittliche Fäulniß, dieselbe bürgerliche Auflösung! Ein Thron, mit Blut besudelt, immer despotisch, Keinem gewiß und meistens im Besitze von Fremden. Ein Hof, voll Frechheit und Sittenlosigkeit, voll Pracht und Feinheit, römische Gewaltthat, griechische List und asiatische Ueppigkeit und Gräuel seltsam vereinigend. Ein Heer von Söldlingen, lüstern nach Beute, trotzig in den Waffen, faul zum Gehorchen und bereit zu jeder Empörung. Eine Regierung, nicht selten in den Händen von Weibern und Verschnittenen, in alten ererbten Formen sich bewegend, ohne inneren Sinn und geistige Kraft, aufgeblasen und hülflos. Bürger, durch die Erinnerung an alte Größe stolz, und durch das Gefühl von neuem Unglücke gequälet, wehrlos, feig und versclavet. Eine Hauptstadt, unnatürlich in ihrer Entstehung, unnatürlich in ihrer Art, die Sitten des Hofes theilend, frech und fühllos, glanzvoll und blutbefleckt. Provinzen, niedergedrücket durch die innere Verwaltung, ausgesogen durch verdorbene Beamtete und stets mißhandelt, entweder von barbarischen Völkern oder von den übermüthigen Miethlingen des eigenen Kaisers. Zu diesem Allen kamen noch ein fremdes, aufgedrungenes und

unverstandenes Recht und eine eifernde und eifersüchtige Geistlichkeit, die mit ihrem theologischen Gezänk Alles erfüllte, und mit ihrer Verfolgungssucht Alles zu erschrecken oder zu umstricken verstand. So war das Reich!

85. In der That, wenn man dieses Alles vor Augen hat, wenn man dann die Herrlichkeit der Länder erwäget, aus welchen dieses unglückselige Reich bestand, und wenn man endlich die Erinnerung an alle die großen Erscheinungen festhält, die sich einst auf diesem Boden bewegt hatten; so schaudert man vor dem Gedanken zurück, daß dieses Reich sein Dasein noch tausend Jahre durch die so gewaltig bewegte Welt hindurch geschleppet habe, und in dieser ganzen Zeit in dem alten Elende geblieben sei! Das Aeußere dieser Erscheinung mag allerdings aus der Lage der Hauptstadt einiger Maßen begreiflich werden. Diese Begreiflichkeit des Aeußeren jedoch beruhiget die menschliche Seele nicht über die Erscheinung selbst; vielmehr verlanget sie in derselben eine geschichtliche Bedeutung zu erkennen. Aber diese Bedeutung ist auch kaum zu verkennen! Constantinopel war ein kostbarer Rest der alten Welt, die im Abendland untergegangen war und überall mehr und mehr in Stücke gebrochen wurde. Gegen den Andrang barbarischer Völker hat sie nicht geschützet; aber sie hat manchen Stoß getheilet und gebrochen, und dadurch auf den Gang der Veränderungen im Abendlande wesentlich eingewirket. Sie hat im Inneren den neuen Ideen, welche in dem Christenthum unter die Völker verbreitet wurden, mit alter heidnischer Feinheit jene

Entwickelung möglich gemacht, durch welche sie die künftigen Zeiten bestimmen sollten. Sie ist lange der Aufenthalt alter Gelehrsamkeit und die Zuflucht verfolgter Bildung gewesen. Sie hat die Formen des alten großen Lebens in politischer und geselliger Hinsicht, auch noch in ihrer Abgestorbenheit, bewahret; und das Größte und Erhabenste, welches das Alterthum an Werken schöner Kunst hervorgebracht hatte, war in ihr zusammen gehäufet. So wurde den Menschen, denen es nunmehr bestimmet war, die Bildung des Geistes weiter zu führen, möglich, zu erkennen, was die alte Zeit gewesen und wie viel sie vermocht; aber auch, wie tief die Enkel von der Höhe hinabsinken können, auf welcher die Väter standen, wenn sie nicht festhalten an dem Sinne, der Diese groß gemacht hat. Das Eine konnte Antrieb sein, das Andere Warnung. Und erst dann, als der Geist in den westlichen Ländern Europa's gereifet war, und als (in den Kreuzzügen) Hundert Tausende von begeisterten Europäern Gelegenheit gehabt hatten, dieses Alles selbst zu sehen und zu bewundern, erst dann erlitt Constantinopel das Schicksal, das es längst verdienet hatte: es wurde verheeret durch Feuer und Schwert, und fiel in die Gewalt der schrecklichsten Barbaren.

86. Nach des Theodosius Tode führete der traurige Arkadius, sein Sohn, drei und zwanzig Jahre lang, den kaiserlichen Namen (J. 395 — 408); aber die Herrschaft war zuerst bei dem so grausamen und geizigen, als kraftvollen Rufin, alsdann bei dem ge-

schändeten und niederträchtigen Eutropius und bei des Kaisers schamloser und räuberischer Gemalin, der Frankin Eudoxia, während das Reich durch Anfälle der Hunnen, durch Empörung der Gothen und Isaurier, wie durch inneren Aufruhr litt, und der heilige Chrysostomus umsonst Frömmigkeit und Tugend predigte. Hierauf kam der kaiserliche Name an des Arkadius Sohn, Theodosius II. Indem aber dieser, als Knabe, Jüngling und Mann seine Zeit mit Schön-Schreiberei und anderen eitelen Beschäftigungen verschwendete, wußte seine Schwester, die, mit vielen schönen Eigenschaften reich ausgestattete, Pulcheria, die Gewalt besser zu gebrauchen, als mancher Mann sie gebrauchet hat, und sie wußte diese Gewalt auch dann noch zu behaupten, als Theodosius — dessen schöne und geistreiche Gemalin, Athenais, übrigens durch ihr jammervolles Schicksal die menschliche Seele tief ergreifet — thatlos gestorben war (J. 450); und wenn sie den Thron mit dem alten und verständigen Marcian theilete, so wünschte sie doch, in den Augen der Welt, ihre Aufgabe jungfräulich durchzuführen, bis sie ihn (J. 453) ihrem Gemal (auf vier Jahre) allein überließ. Uebrigens ist das Rechts-Buch, welches des Theodosius Namen trägt, (Codex Theodosianus) späterhin in Vergessenheit gebracht; die Erweiterung der Gränze des Reiches unter ihm in Asien, für dasselbe an sich werthlos, verlieret wegen der Bedrängung in Europa durch die Hunnen auch den Schein von Macht und Ruhm; und die Entfernung Attila's von den Gränzen des Reiches nach dem Westen Euro-

pa's, war nicht das Werk Marcian's und Eudoxia's, sondern das Werk seiner eigenen Politik.

87. Aus der Herrschaft Leo's I., des Metzgers, der, selbst ein Barbar, durch einen anderen Barbaren, Aspar den Alanen, (J. 457) auf den Thron gehoben ward und von einem Priester die Krone empfing, ist die Unternehmung, unter Basiliskus, gegen Genserich, den König der Vandalen, nicht unmerkwürdig. Allerdings mißlang sie. So wie sie aber von der einen Seite beweiset, daß man in Constantinopel fortwährend an die Provinzen des Abendlandes dachte, so zeiget sie von der anderen, daß Leo recht gut die Verhältnisse zu würdigen wußte, aber keinesweges die Menschen. Bald nach seinem Tode (J. 474) gelang es seinem Schwiegersohne, dem Isaurier Zeno, mehr durch Glück und List, als durch Geist und Kraft, sich auf dem Throne zu erhalten, der ihm durch Zufall bestimmet war, und den er vor Eifersucht und Ränken schon feig verlassen hatte. Die Entfernung der Ost-Gothen unter Theodorich war für das geängstigte Reich allerdings eine große Erquickung; aber diese Erquickung verdankte dasselbe gewiß nur zum kleinsten Theile dem schwachen Zeno, und etwas Anderes hat er nicht gethan, das ihm Ehre machte. Unter dem alten Anastasius, welchen Ariadne, Zeno's Gemalin, (J. 491) zum Thron erhob, zeigte sich das innere Verderben des Reiches auf eine schauderhafte Weise. Anastasius war mild und gut; er hatte ein langes Leben ohne Flecken für sich, und die Reinheit seines Willens

wurde nicht bezweifelt. Das Volk rief ihm zu: regiere wie du gelebet hast! Dennoch kam es zu Ausbrüchen der wildesten Wuth. Die schlaffen Seelen, welche den alten großen Gedanken von Vaterland und Freiheit abgestorben waren, zeigten sich krankhaft empfindlich gegen die Reize religioser Meinungen. In diese Meinungen mischten sich andere kleinliche und gemeine Leidenschaften, und so bildeten sich Parteien, die ihre gegenseitige Feindschaft bis zu schrecklichen Gräuelthaten trieben, während die Provinzen durch Empörungen, durch alte Feinde und neu andrängende Barbaren — die Bulgaren — fürchterlich litten.

88. Dennoch hatte der elende Thron so vielen Reiz, daß Justinus, Oberster der Leibwache, nachdem er alle Stufen des bürgerlichen Lebens erstiegen, es noch im neun und sechszigsten Jahre der Mühe werth hielt, denselben (J. 518) zu erkaufen. Bei dem Umstande, daß ihm das Geld anvertrauet war, damit er für dasselbe einem Anderen den Purpur verschaffen sollte, kann man vielleicht Einiges nachsehen. Der, welcher es ihm gab, war auch schwerlich auf eine ehrenwerthe Weise dazu gekommen, und der, welchem er den Thron entzog, würde denselben gewiß nicht so würdig eingenommen haben, als Er. Denn in Justinus, dem übrigens rechtgläubigen Manne, war allerdings aus den Verhältnissen seiner Jugend eine große Unwissenheit, aber auch eine sittliche Kraft geblieben, wie sie in der Hauptstadt kaum gefunden ward, und das Bewußsein, lediglich durch That und Anstrengung

bis an die Stufen des Thrones gelanget zu sein, erhielt in ihm eine heilsame Strenge, als er auf denselben gekommen war. Dadurch wurde es möglich, daß sein Neffe und Nachfolger Justinian (J. 527) zu dem Glanze gelangen konnte, in welchem derselbe seinen Zeitgenossen fast immer und nicht selten der Nachwelt erschienen ist. Es ist nicht zu leugnen: Justinian's Geschichte möchte leicht auf eine solche Weise dargestellet werden können, daß der größte Theil des Ruhmes, der ihn umgiebt, dahin schwände. Aber es ist eben so wenig zu leugnen: in einem solchen Reiche, wie das byzantinische, war Justinian's Herrschaft eine auffallende Erscheinung, die nicht nur an sich das Erstaunen des Beobachters erregen kann, sondern die auch Folgen gehabt hat von der äußersten Wichtigkeit, wenn gleich das Reich selbst nicht zu neuer Kraft und zu neuem Leben gelangen konnte.

89. Justinian's Verhältniß zu der verrufenen Theodora behält immer etwas Zweideutiges und Widerliches; aber Geist und Verstand ist der vielerfahrenen Frau nicht abzusprechen; und wenn er selbst, wohl fühlend, daß er ihr einen guten Theil seines Ruhmes, ja daß er ihr — bei dem fürchterlichen Lärm im Circus zwischen den Grünen und den Blauen — gewisser Maßen Thron und Leben verdankte, vor diesem Geist und Verstande ihr buhlerisches Leben hat vergessen können, so haben wir nicht eben nöthig, die Rechnung ihrer Sünden zu machen, und auf ihre schandbare Sittenlosigkeit anders zu achten, als in sofern auch sie über die Zeit zeuget. —

Seine Bauten, Regsamkeit und Kenntnisse erhaltend, stärkten den Sinn für das Große und Schöne; und das war bei dem allgemeinen Verfalle der Kunst von hoher Bedeutung. — In kirchlicher Rücksicht blieb Justinian in seiner Zeit; und mit den kirchlichen Parteien vermischten sich viele irdische Bestrebungen, so daß auch er argen Empörungen und blutigen Auftritten eben so wenig entging, als er sich selbst frei hielt von Bedrückungen, Erpressungen und anderen Uebeln, welche immer mit willkührlicher Herrschaft in einer üppigen, verschwenderischen und verdorbenen Zeit verbunden sind. — Die Sammlung, Vermehrung und Einrichtung eines Rechts-Buches, welches Justinian durch seinen gelehrten Günstling Tribonian besorgen ließ, verdienet eine besondere Aufmerksamkeit. Die Veranlassung zu diesem Unternehmen lag allerdings in den damaligen inneren Verhältnissen des Reiches; aber die Folgen desselben sind für die ganze Entwickelung des Geistes in späterer Zeit von unermeßlicher Wichtigkeit gewesen. Wenn man sich zuvörderst darüber wundert, daß dieses Buch in einer Sprache verfasset war, welche Diejenigen nicht verstanden, denen Justinian dasselbe zunächst bestimmte: so wird man im Fortgange der Zeiten immer durch die Bemerkung geängstiget, daß es am Tiefsten in das innerste Leben von Völkern eingewirket hat, welche es gleichfalls nicht verstanden; und diese Bemerkung muß ja wohl sogleich auf den Gedanken führen, daß jene Einwirkung in mancher Beziehung unglückselig gewesen, oder wenigstens nur unter unglückseligen Verhältnissen möglich geworden sei.

Aber eine solche Wichtigkeit möchte auch wohl das Gesetz-Buch Justinian's niemals erlanget haben, wenn nicht diesem Kaiser gelungen wäre, durch seine Feldherren zuerst das Vandalische und alsdann das Ost-Gothische Reich zu zerstören, und dadurch seine neue Sammlung an die abendländisch-germanischen Völker zu bringen.

90. Genserich, der Stifter des Vandalischen Reiches (56 und 66), war für dasselbe gewesen, was Theodorich für das Ost-Gothische. Auch Er hatte Alles auf seinen Willen und seine Kraft gegründet. Aber Alles hatte sich schroffer und unnatürlicher gestaltet, weil es dem Könige persönlich an der Bildung, die Theodorich in Constantinopel gewonnen, und weil es seiner Macht an den Mitteln der Mäßigung gefehlet hatte. Das Verhältniß zwischen den Eroberern und den Unterdrückten war daher, sowohl in Beziehung auf das Eigenthum, als in Beziehung auf die bürgerlichen Rechte und die kirchlichen Lehren, in aller Weise gewaltsam und abscheulich geworden. Die Afrikaner fühleten sich von einem Hasse gegen die Teutschen durchdrungen, welcher der Gluth ihres Himmels gleich war; und dieser Haß war um so gefährlicher, da das Reich der Vandalen keine gesicherten Gränzen hatte, und an den freien Söhnen der Wüste äußerst furchtbare Feinde behielt. Nun war es zwar dem Genserich gelungen, die Unterworfenen im Gehorsam zu erhalten; aber es war ihm nur durch scharfe Aufsicht, harte Verfolgungen und grausame Strafen, ja zum Theil

auch nur durch Maßregeln (z. B. durch Zerstörung der Festungen des Landes) gelungen, welche gegen seine Gründung ausschlagen mußten, sobald ein Feind von Außen in das Reich eindrang. Nach seinem Tode (J. 477) entwickelten sich diese Verhältnisse auf eine schauderhafte Art. Und da inzwischen auch das üppige Klima auf die derbe Natur der Vandalen einwirkte; da sie sich, im schnell erworbenen Reichthume, mit kräftiger Gier zerstörenden Genüssen hingaben; da sie bei diesem Allen unter sich selbst, wegen der Thronfolge, nicht einmal einig blieben: so ist gewiß nicht zu verwundern, daß im Verlauf eines halben Jahrhundertes, unter dem grausamen Hunerich (J. 484), dem harten Guntamund (J. 496) dem arglistigen Trasamund (J. 523), dem milden, aber verworrenen Hilderich (J. 531) und dem unglückseligen Gelimer, von welchem Hilderich gestürzet und in einen Kerker geworfen war, die Zerrüttung so groß und allgemein wurde, daß eine Veränderung der Verhältnisse nicht ausbleiben konnte.

91. Diese Zerrüttung nun erkannte und würdigte Kaiser Justinian I.; und da ihm durch seine geliebte Theodora ein Mann, Belisarius, zugeführet war, welchen, obwohl von niedriger Geburt, ein Geist beseelete, der sich in That und Treue herrlich bewähret hatte: so mochte er um so schneller und entschiedener durch die angstvollen Katholiken in Afrika bewogen werden, die Wieder-Gewinnung dieses Landes zu versuchen. Er vermochte dem Belisarius, als er ihn (J. 533)

[illegible] Freilich nur ein unbedeutendes, aus [illegible] verschiedenes Stammes bestehendes Heer [illegible]; aber er war klug ge- [illegible] nach den Umständen zu handeln, [illegible] zu ertheilen, in welchem sie ei- [illegible] nöthig war. Die Tha- [illegible] werth, waren indeß [illegible] Ein Paar Treffen [illegible] zu zerstören, deren Grün- [illegible] gelegt hatte. Ehe [illegible] — der Kum- [illegible] — der Gewalt [illegible] — in silberne Kette? — den [illegible] Wie [illegible] sein, und wie [illegible] zu einem [illegible]

Schicksal des Hauptlandes; und bald wurde auch eine Reihe von Städten an der Küste Spaniens in die Gewalt der Byzantiner gebracht.

92. Die Ost-Gothen hatten dieser Zerstörung des Vandalischen Reiches nicht bloß ruhig zugesehen, sondern sie hatten dieselbe, verblendet, bethört und verwirret, sogar befördert. Nachdem aber dieses Reich so leicht gefallen war, daß Justinian selbst davon überraschet sein mag, konnte es nicht anders sein: der Sieger würde sich zu neuen Unternehmungen geneigt gefühlet haben, wenn auch die Lage und die wohl bekannten Verhältnisse der Ost-gothischen Herrschaft in Italien ihn nicht schon längst gereizet hätten. Wie gering Justinian von der Macht der Ost-Gothen dachte, beweiset am Beßten das kleine Heer von 8000 Mann, mit welchem Belisarius, frühere Zwiste benutzend, den Kampf in Sicilien (J. 535) begann, während Mundus den Krieg in Dalmatien eröffnete. Und der Erfolg übertraf auch hier die kühnste Erwartung! Theodat, der Gothen-König, feig, unkundig der Waffen, und belastet mit dem Fluche böser That, hatte durch eiteles Unterhandeln den Krieg abzuwenden gesucht. Als ihm Dieses mißlungen war, da scheinet er, zu Ravenna lebend, mit einer Art von Betäubung die Eroberung Siciliens, die Landung des Belisarius in Italien, die Einnahme Neapels, den Abfall der Italiäner und selbst Verräthereien unter den Gothen angesehen zu haben. Einen solchen König zu verdrängen, der flehete, an Statt zu schlagen, konnte nicht schwer wer-

nach Afrika sandte, freilich nur ein unbedeutendes, aus Barbaren verschiedenes Stammes bestehendes Heer von 17000 Mann mitzugeben; aber er war klug genug, ihm die Freiheit, nach den Umständen zu handeln, in dem vollen Maße zu ertheilen, in welchem sie einem Feldherrn wie Belisarius nöthig war. Die Thaten desselben, obwohl hohes Lobes werth, waren indeß weniger groß, als die Erfolge. Ein Paar Treffen reichten hin, eine Herrschaft zu zerstören, deren Gründung und Befestigung viel Blut gekostet hatte. Ehe acht Monde verliefen, ergab sich Gelimer — vor Kummer, Thränen und Hunger vergehend — der Gewalt Belisar's und mußte — in silberner Kette? — den Triumph desselben zu Constantinopel zieren. Wie begreiflich aber auch dieses Ereigniß sein, und wie nothwendig es erscheinen mag: zu einem freudigen Gefühle kann es die Seele nicht stimmen. Vermöchte man gleich die fromme Rache zu vergessen, mit welcher die arianische Ketzerei von den Siegern ausgerottet wurde: die Wieder-Herstellung eines alten, in sich verdorbenen Zustandes kann nur betrüben, da sie kein neues Leben, sondern nur neues Unglück erzeugen konnte. Die Bewohner Afrika's erfuhren auch in der That bald genug, daß sie nicht verbessert, sondern daß sie nur den Herrn vertauscht, und an Statt der rohen Vandalischen Kraft die abgefeinte Verruchtheit alter Römer-Künste zu bejammern hatten. Aber sie suchten sich denselben umsonst durch Empörungen zu ziehen. Uebrigens kam über die Eilande des Meeres, die zum Vandalischen Reiche gehö-

Schicksal des Hauptlandes; und bald wurde auch eine Reihe von Städten an der Küste Spaniens in die Gewalt der Byzantiner gebracht.

92. Die Ost-Gothen hatten dieser Zerstörung des Vandalischen Reiches nicht bloß ruhig zugesehen, sondern sie hatten dieselbe, verblendet, bethört und verwirret, sogar befördert. Nachdem aber dieses Reich so leicht gefallen war, daß Justinian selbst davon überraschet sein mag, konnte es nicht anders sein: der Sieger würde sich zu neuen Unternehmungen geneigt gefühlet haben, wenn auch die Lage und die wohl bekannten Verhältnisse der Ost-gothischen Herrschaft in Italien ihn nicht schon längst gereizet hätten. Wie gering Justinian von der Macht der Ost-Gothen dachte, beweiset am Beßten das kleine Heer von 8000 Mann, mit welchem Belisarius, frühere Zwiste benutzend, den Kampf in Sicilien (J. 535) begann, während Mundus den Krieg in Dalmatien eröffnete. Und der Erfolg übertraf auch hier die kühnste Erwartung! Theodat, der Gothen-König, feig, unkundig der Waffen, und belastet mit dem Fluche böser That, hatte durch eiteles Unterhandeln den Krieg abzuwenden gesucht. Als ihm Dieses mißlungen war, da scheinet er, zu Ravenna [illegible], mit einer Art von Betäubung die Eroberu[illegible]ns, die [illegible]ng des Belisarius in Ita[illegible] [illegible]hme [illegible]en Abfall der Italiäner [illegible]äthe[illegible] den Gothen angesehen [illegible]ten [illegible]nig zu verdrängen, der [illegible] z[illegible] konnte nicht schwer wer-

den. Aber auch Vitiges, dem es gelang, das alte Geschlecht der Amaler zu stürzen (J. 536), war den Umständen nicht gewachsen, sondern durch die eitele Bestrebung, sich diesem Geschlechte anzuheirathen, durch die Unentschlossenheit, durch welche er die Zeit in Unterhandlungen mit Justinian und den Franken verlor, und durch Ungeschicklichkeit in Führung des Heeres lähmte er die Kraft der Gothen, mit welcher die griechische Macht leicht hätte vernichtet werden können, als Belisarius vergeblich in Rom auf Unterstützung harrte, und kaum auf etwas Anderes rechnen konnte, als auf sich selbst. Der Krieg hielt sich, da Belisarius Rom zu vertheidigen wagte, und auch mit seinen 10,000 Mann zu vertheidigen wußte; und da späterhin Narses und Belisarius sich nicht verständigen konnten. Er wurde aber desto verderblicher, je geringer die Mittel waren, mit welchen, und je gewaltsamer die Verhältnisse, unter welchen man denselben führen mußte. Die wildeste Verwüstung ging durch ganz Italien von einem Ende bis zum anderen. Das Größte und Schönste, das aus dem Leben und den Siegen der Römer hervorgegangen war, mußte den Angreifenden dienen, und den Angegriffenen, oder wurde in blinder Leidenschaft geplündert, geschändet, zerstöret. Krankheit und Hungersnoth und jeglicher Gräuel vermehrten den Jammer des Landes, während Burgunder (gegen Mailand), Franken (unter Theudebert) und Allemannen räuberisch in dasselbe einzogen, und das Unglück vergrößerten.

93. Inzwischen erhoben sich die Perser, deren König Chosroës vielleicht durch des Vitiges Gesandte von dem Stande des Kampfes in Italien unterrichtet war, und ängstigten, wie andere Barbaren, den Kaiser Justinian mitten unter seinen Siegen. In dieser Angst wünschte der Kaiser die Herstellung des Friedens in Italien, und gern hätte er den Gothen das obere Italien gelassen. Aber Belisarius, selbst im Gehorchen kühn, wußte die Unterhandlung mit so schlauer List zu lenken, daß Vitiges in seine Hand geliefert und Italien unterworfen wurde, ehe er dieses Land (J. 539) verließ, um den Persern zu begegnen. Kaum aber hatte er dasselbe verlassen: so erhoben sich die Gothen mit neuer Kraft. Ildebald, ihr erster Führer, und Erarich, welchen die Rugier aufgestellet, gingen zu Grund im Sturme der Zeit; dagegen aber erhob sich ein Mann, Totilas, (J. 541) zur königlichen Würde, welcher, die Gothen rasch zu neuen Siegen führend, in allen Verhältnissen so vielen Geist und so viele Einsicht entwickelte, daß selbst Belisarius, — (den Justinian endlich (J. 544) gegen ihn sandte, ohne ihn jedoch, durch theologisches Gezänk, durch Anfälle der Barbaren und durch sein Alter gehindert, gehörig zu unterstützen), — ihn aufzuhalten außer Stande war. Nach eilf Jahren ruhmvoller Kämpfe und Siege, durch keine Arglist bethöret, durch keine Verrätherei verwirret, durch kein Unglück gebeuget, hatte Totilas, als der vielbewährte Belisar noch ein Mal zu anderen Schicksalen abgerufen war, das Unglück, von dem schlauen und mit neuen Mitteln gerüsteten Narses in den

[illegible] Musculus (J. 552) besieget zu werden, aber [illegible] in der Schlacht eines Todes, der seines Le[illegible] würdig war. Die Gothen [illegible] sich über den [illegible] und [illegible] den kühnen Tejas als König.

[illegible] unerhörten Anstrengungen dieses neuen [illegible] sie konnten höch[illegible] [illegible] Und ein [illegible] die fürchterliche [illegible] (J. 553), die Tejas hel[illegible] [illegible] Hunger nicht erliegen [illegible] Schwert hatte, in der [illegible] Feinden über seinem [illegible] unsetzten, die bewieß, [illegible] Kraft todt und [illegible] Feinden zu fühlen ver[illegible] [illegible] Macht und Haltung [illegible] Abzug. Mit dem [illegible] Kampf! [illegible] Stuck auch noch das [illegible] Römer, aber scham[illegible] [illegible] Heer [illegible] wurde von Bucelin und [illegible] Menge, mit alter [illegible] theils jammer[illegible] voll, theils [illegible] (J. 554): da feierte Er — der [illegible]: — den letzten Triumph, den Rom gesehen hat, und über Italien kamen alle die Gräuel in vollem Maße, welche Afrika seit dem Siege der Byzantiner so unglücklich gemacht! —

95. Fragt man nun aber: welche Bedeutung diese Herstellung des Alten und längst Abgestorbenen, und eine Herstellung desselben unter solchen ungeheuren Zerstörungen wohl gehabt habe: — so bietet sich kaum etwas Anderes dar, das beruhigen könnte, als die Betrachtung, daß die Vernichtung Dessen, was aus dem römischen Leben hervorgegangen war, in so weit nothwendig sein mochte, um das Aufkommen eines neuen Lebens in eigenthümlicher Weise nicht zu verhindern, und daß den alten Einwohnern Italiens die Sehnsucht nach der Befreiung von der Herrschaft der Barbaren wohl kaum verschwunden sein dürfte, wenn sie nicht noch ein Mal das Alte wieder gesehen, und das Heillose desselben erkannt hätten!

Zehntes Capitel.

Ausbreitung der Fränkischen Herrschaft. Bezwingung der Allemannen, Unterwerfung der Burgunder, Verdrängung der West-Gothen, Besiegung der Thüringer, Verbindung mit den Baiern.

96. Während dieser Veränderungen in Italien, waren in Gallien und von Gallien aus Dinge vorgegangen, die an sich keinesweges eine größere Merkwürdigkeit hatten, die aber wegen ihrer Folgen eine weit größere Bedeutung erhalten haben und erhalten mußten. Die Herrschaft von vier Völkern, welche sich Galliens bemächtiget hatten, lief, ohne physische Begränzung und ohne sittliche Beschränkung, so seltsam

an und in einander, daß sie, bei ihrer gegenseitigen Lage und Art (76), nothwendig in Kriege mit einander verwickelt werden mußten: man hat nicht nöthig, den Franken eine besondere Raubgierde zuzuschreiben, um das zu erklären, was vorging. Bei diesen Kriegen ist es gleichfalls erklärlich genug, daß die Franken sich Galliens ganz bemeisterten. Die sogenannte Freiheit der Städte Armorica's war eine Truggestalt, welche der Augenblick erzeuget hatte und an welche sie selbst nicht glauben konnten; das Burgundische Reich hing luftig an den Bergen, ohne Halt und Einheit, und die West-Gothen konnten unmöglich die Länder diesseits und jenseits der Pyrenäen zugleich vertheidigen. Die Macht der Franken aber hatte eine sittliche Grundlage in der Verbindung, in welcher sie mit ihrer alten Heimath blieben; ihre Stellung war die natürlichste und die Einrichtung ihrer Herrschaft, nach den Verhältnissen, am Verständigsten.

97. Auffallen könnte es hingegen, daß es diesen Franken gelang, so bald und so leicht ihre Eroberungen im eigentlichen Teutschland über Allemannen und Thüringer auszubreiten. Wenn man sich früherer Zeiten erinnert, wie hartnäckig teutsche Völker für ihre Freiheit gekämpfet hatten, und wie es den Römern, mit all' ihrer Macht und all' ihrer Arglist, nicht möglich gewesen, ihnen dieselbe zu entreißen: so wird man sich des Erstaunens darüber kaum erwehren können, daß diese Völker jetzt, da sie doch die Kunst des Krieges gewiß besser verstanden, sich einer neuen Gewalt,

vom Rheine her, so schnell gefüget haben; und man wird versucht, entweder die Stärke der Franken sehr hoch anzuschlagen, oder eine Entartung der übrigen teutschen Völker vorauszusetzen. Aber die Erweiterung des Fränkischen Reiches in Teutschland ist nicht als eine Unterwerfung teutscher Völker anzusehen. Die übrigen Teutschen erkannten in den Franken ihre Volks-Genossen. Ihre Freiheit sahen sie durch ihre Vereinigung mit den Franken nicht bedrohet. Die Rede war von einer Bundes-Genossenschaft, und nicht von einer Unterwerfung; und von Alters her war man gewohnet, die Wehr-Manneien aufzulösen, zu erweitern, zu ändern. Das unterworfene Gallien schien überdieß Vortheile zu gewähren, welche ihnen die Heimath nicht verschaffen konnte. Also ist wahrscheinlich, daß die Kriege, die etwa gegen die Franken geführet wurden, mehr die Sache der Fürsten und Häupter, als die Sache der Völker gewesen. Nur die Allemannen meinten es Anfangs ernstlich, weil sie die Herrschaft in Gallien erstrebten; und nur als späterhin in der Herrschaft der Franken die Volks-Freiheit zu Grunde gegangen war, und nur, als es um die Religion galt, nahm das Volk lebendigen Antheil. Und alsdann zeigten die Sachsen ja wohl, daß die Teutschen noch dieselben waren.

98. Den Anfang der Händel machten die Allemannen. Chlodwig zog den Ripuarischen Franken, welche ihr König Siegbert führete, zu Hülfe. Die heiße Schlacht bei Zülpich (J. 496) ist durch zwei Um-

Aber eine solche Wichtigkeit möchte auch wohl das Gesetz-Buch Justinian's niemals erlanget haben, wenn nicht diesem Kaiser gelungen wäre, durch seine Feldherren zuerst das Vandalische und alsdann das Ost-Gothische Reich zu zerstören, und dadurch seine neue Sammlung an die abendländisch-germanischen Völker zu bringen.

90. Genserich, der Stifter des Vandalischen Reiches (56 und 66), war für dasselbe gewesen, was Theodorich für das Ost-Gothische. Auch Er hatte Alles auf seinen Willen und seine Kraft gegründet. Aber Alles hatte sich schroffer und unnatürlicher gestaltet, weil es dem Könige persönlich an der Bildung, die Theodorich in Constantinopel gewonnen, und weil es seiner Macht an den Mitteln der Mäßigung gefehlet hatte. Das Verhältniß zwischen den Eroberern und den Unterdrückten war daher, sowohl in Beziehung auf das Eigenthum, als in Beziehung auf die bürgerlichen Rechte und die kirchlichen Lehren, in aller Weise gewaltsam und abscheulich geworden. Die Afrikaner fühleten sich von einem Hasse gegen die Teutschen durchdrungen, welcher der Gluth ihres Himmels gleich war; und dieser Haß war um so gefährlicher, da das Reich der Vandalen keine gesicherten Gränzen hatte, und an den freien Söhnen der Wüste äußerst furchtbare Feinde behielt. Nun war es zwar dem Genserich gelungen, die Unterworfenen im Gehorsam zu erhalten; aber es war ihm nur durch scharfe Aufsicht, harte Verfolgungen und grausame Strafen, ja zum Theil

auch nur durch Maßregeln (z. B. durch Zerstörung der Festungen des Landes) gelungen, welche gegen seine Gründung ausschlagen mußten, sobald ein Feind von Außen in das Reich eindrang. Nach seinem Tode (J. 477) entwickelten sich diese Verhältnisse auf eine schauderhafte Art. Und da inzwischen auch das üppige Klima auf die derbe Natur der Vandalen einwirkte; da sie sich, im schnell erworbenen Reichthume, mit kräftiger Gier zerstörenden Genüssen hingaben; da sie bei diesem Allen unter sich selbst, wegen der Thronfolge, nicht einmal einig blieben: so ist gewiß nicht zu verwundern, daß im Verlauf eines halben Jahrhundertes, unter dem grausamen Hunerich (J. 484), dem harten Guntamund (J. 496) dem arglistigen Trasamund (J. 523), dem milden, aber verworrenen Hilderich (J. 531) und dem unglückseligen Gelimer, von welchem Hilderich gestürzet und in einen Kerker geworfen war, die Zerrüttung so groß und allgemein wurde, daß eine Veränderung der Verhältnisse nicht ausbleiben konnte.

91. Diese Zerrüttung nun erkannte und würdigte Kaiser Justinian I.; und da ihm durch seine geliebte Theodora ein Mann, Belisarius, zugeführet war, welchen, obwohl von niedriger Geburt, ein Geist beseelete, der sich in That und Treue herrlich bewähret hatte: so mochte er um so schneller und entschiedener durch die angstvollen Katholiken in Afrika bewogen werden, die Wieder-Gewinnung dieses Landes zu versuchen. Er vermochte dem Belisarius, als er ihn (J. 533)

nach Afrika sandte, freilich nur ein unbedeutendes, aus Barbaren verschiedenes Stammes bestehendes Heer von 17000 Mann mitzugeben; aber er war klug genug, ihm die Freiheit, nach den Umständen zu handeln, in dem vollen Maße zu ertheilen, in welchem sie einem Feldherrn wie Belisarius nöthig war. Die Thaten desselben, obwohl hohes Lobes werth, waren indeß weniger groß, als die Erfolge. Ein Paar Treffen reichten hin, eine Herrschaft zu zerstören, deren Gründung und Befestigung viel Blut gekostet hatte. Ehe acht Monde verliefen, ergab sich Gelimer — vor Kummer, Thränen und Hunger vergehend — der Gewalt Belisar's und mußte — in silberner Kette? — den Triumph desselben zu Constantinopel zieren. Wie begreiflich aber auch dieses Ereigniß sein, und wie nothwendig es erscheinen mag: zu einem freudigen Gefühle kann es die Seele nicht stimmen. Vermöchte man gleich die fromme Rache zu vergessen, mit welcher die arianische Ketzerei von den Siegern ausgerottet wurde: die Wieder-Herstellung eines alten, in sich verdorbenen Zustandes kann nur betrüben, da sie kein neues Leben, sondern nur neues Unglück erzeugen konnte. Die Bewohner Afrika's erfuhren auch in der That bald genug, daß sie nicht verbessert, sondern daß sie nur den Herrn vertauscht, und an Statt der rohen Vandalischen Kraft die abgefeinte Verruchtheit alter Römer-Künste zu bejammern hatten. Aber sie suchten sich denselben umsonst durch Empörungen zu entziehen. Uebrigens kam über die Eilande des Mittel-Meeres, die zum Vandalischen Reiche gehöreten, das

Schicksal des Hauptlandes; und bald wurde auch eine Reihe von Städten an der Küste Spaniens in die Gewalt der Byzantiner gebracht.

92. Die Ost-Gothen hatten dieser Zerstörung des Vandalischen Reiches nicht bloß ruhig zugesehen, sondern sie hatten dieselbe, verblendet, bethört und verwirret, sogar befördert. Nachdem aber dieses Reich so leicht gefallen war, daß Justinian selbst davon überraschet sein mag, konnte es nicht anders sein: der Sieger würde sich zu neuen Unternehmungen geneigt gefühlet haben, wenn auch die Lage und die wohl bekannten Verhältnisse der Ost-gothischen Herrschaft in Italien ihn nicht schon längst gereizet hätten. Wie gering Justinian von der Macht der Ost-Gothen dachte, beweiset am Beßten das kleine Heer von 8000 Mann, mit welchem Belisarius, frühere Zwiste benutzend, den Kampf in Sicilien (J. 535) begann, während Mundus den Krieg in Dalmatien eröffnete. Und der Erfolg übertraf auch hier die kühnste Erwartung! Theodat, der Gothen-König, feig, unkundig der Waffen, und belastet mit dem Fluche böser That, hatte durch eiteles Unterhandeln den Krieg abzuwenden gesucht. Als ihm Dieses mißlungen war, da scheinet er, zu Ravenna lebend, mit einer Art von Betäubung die Eroberung Siciliens, die Landung des Belisarius in Italien, die Einnahme Neapels, den Abfall der Italiäner und selbst Verrätherereien unter den Gothen angesehen zu haben. Einen solchen König zu verdrängen, der flehete, an Statt zu schlagen, konnte nicht schwer wer-

den. Aber auch Vitiges, dem es gelang, das alte Geschlecht der Amaler zu stürzen (J. 536), war den Umständen nicht gewachsen, sondern durch die eitele Bestrebung, sich diesem Geschlechte anzuheirathen, durch die Unentschlossenheit, durch welche er die Zeit in Unterhandlungen mit Justinian und den Franken verlor, und durch Ungeschicklichkeit in Führung des Heeres lähmte er die Kraft der Gothen, mit welcher die griechische Macht leicht hätte vernichtet werden können, als Belisarius vergeblich in Rom auf Unterstützung harrte, und kaum auf etwas Anderes rechnen konnte, als auf sich selbst. Der Krieg hielt sich, da Belisarius Rom zu vertheidigen wagte, und auch mit seinen 10,000 Mann zu vertheidigen wußte; und da späterhin Narses und Belisarius sich nicht verständigen konnten. Er wurde aber desto verderblicher, je geringer die Mittel waren, mit welchen, und je gewaltsamer die Verhältnisse, unter welchen man denselben führen mußte. Die wildeste Verwüstung ging durch ganz Italien von einem Ende bis zum anderen. Das Größte und Schönste, das aus dem Leben und den Siegen der Römer hervorgegangen war, mußte den Angreifenden dienen, und den Angegriffenen, oder wurde in blinder Leidenschaft geplündert, geschändet, zerstöret. Krankheit und Hungersnoth und jeglicher Gräuel vermehrten den Jammer des Landes, während Burgunder (gegen Mailand), Franken (unter Theudebert) und Allemannen räuberisch in dasselbe einzogen, und das Unglück vergrößerten.

93. Inzwischen erhoben sich die Perser, deren König Chosroës vielleicht durch des Vitiges Gesandte von dem Stande des Kampfes in Italien unterrichtet war, und ängstigten, wie andere Barbaren, den Kaiser Justinian mitten unter seinen Siegen. In dieser Angst wünschte der Kaiser die Herstellung des Friedens in Italien, und gern hätte er den Gothen das obere Italien gelassen. Aber Belisarius, selbst im Gehorchen kühn, wußte die Unterhandlung mit so schlauer List zu lenken, daß Vitiges in seine Hand geliefert und Italien unterworfen wurde, ehe er dieses Land (J. 539) verließ, um den Persern zu begegnen. Kaum aber hatte er dasselbe verlassen: so erhoben sich die Gothen mit neuer Kraft. Ildebald, ihr erster Führer, und Erarich, welchen die Rugier aufgestellet, gingen zu Grund im Sturme der Zeit; dagegen aber erhob sich ein Mann, Totilas, (J. 541) zur königlichen Würde, welcher, die Gothen rasch zu neuen Siegen führend, in allen Verhältnissen so vielen Geist und so viele Einsicht entwickelte, daß selbst Belisarius, — (den Justinian endlich (J. 544) gegen ihn sandte, ohne ihn jedoch, durch theologisches Gezänk, durch Anfälle der Barbaren und durch sein Alter gehindert, gehörig zu unterstützen), — ihn aufzuhalten außer Stande war. Nach eilf Jahren ruhmvoller Kämpfe und Siege, durch keine Arglist bethöret, durch keine Verrätherei verwirret, durch kein Unglück gebeuget, hatte Totilas, als der vielbewährte Belisar noch ein Mal zu anderen Schicksalen abgerufen war, das Unglück, von dem schlauen und mit neuen Mitteln gerüsteten Narses in den

Apenninen Thusciens (J. 552) besieget zu werden, aber er starb in der Schlacht eines Todes, der seines Lebens würdig war. Die Gothen zogen sich über den Po und begrüßten den kühnen Tejas als König.

94. Die ungeheueren Anstrengungen dieses neuen Königes konnten keinen Erfolg haben; sie konnten höchstens einen ehrenwerthen Ausgang sichern. Und ein solcher Ausgang wurde gesichert durch die fürchterliche dreitägige Schlacht bei Cumä (J. 553), die Tejas heldenmüthig wagte, weil er dem Hunger nicht erliegen wollte, so lange er noch ein Schwert hatte, in der Tejas heldenmüthig fiel, und die Gothen, über seinem Leichnam, auf eine solche Weise kämpfeten, die bewieß, daß in den Einzelnen noch die alte Kraft lebte und eine Seele, die den Werth der Freiheit zu fühlen vermochte, wenn auch ihre Herrschaft Macht und Haltung verloren hatte. Sie erhielten freien Abzug. Mit demselben endigte sich der achtzehnjährige schreckliche Kampf! Als aber Narses nach solchem Glück auch noch das neue Glück gehabt hatte, in dem schönen, aber schauderhaft erödeten Italien ein wild anstürmendes Heer Fränkisch-Allemannischer Krieger, welche, von Bucelin und Leuthares angeführet, die blutige Beute, mit alter Schlauheit, rasch zu gewinnen hofften, theils jammervoll, theils rühmlich untergehen zu sehen (J. 554): da feierte Er — der Entmannte! — den letzten Triumph, den Rom gesehen hat, und über Italien kamen alle die Gräuel in vollem Maße, welche Afrika seit dem Siege der Byzantiner so unglücklich gemacht! —

95. Fragt man nun aber: welche Bedeutung diese Herstellung des Alten und längst Abgestorbenen, und eine Herstellung desselben unter solchen ungeheuren Zerstörungen wohl gehabt habe: — so bietet sich kaum etwas Anderes dar, das beruhigen könnte, als die Betrachtung, daß die Vernichtung Dessen, was aus dem römischen Leben hervorgegangen war, in so weit nothwendig sein mochte, um das Aufkommen eines neuen Lebens in eigenthümlicher Weise nicht zu verhindern, und daß den alten Einwohnern Italiens die Sehnsucht nach der Befreiung von der Herrschaft der Barbaren wohl kaum verschwunden sein dürfte, wenn sie nicht noch ein Mal das Alte wieder gesehen, und das Heillose desselben erkannt hätten!

Zehntes Capitel.

Ausbreitung der Fränkischen Herrschaft. Bezwingung der Allemannen, Unterwerfung der Burgunder, Verdrängung der West-Gothen, Besiegung der Thüringer, Verbindung mit den Baiern.

96. Während dieser Veränderungen in Italien, waren in Gallien und von Gallien aus Dinge vorgegangen, die an sich keinesweges eine größere Merkwürdigkeit hatten, die aber wegen ihrer Folgen eine weit größere Bedeutung erhalten haben und erhalten mußten. Die Herrschaft von vier Völkern, welche sich Galliens bemächtiget hatten, lief, ohne physische Begränzung und ohne sittliche Beschränkung, so seltsam

an und in einander, daß sie, bei ihrer gegenseitigen Lage und Art (76), nothwendig in Kriege mit einander verwickelt werden mußten: man hat nicht nöthig, den Franken eine besondere Raubgierde zuzuschreiben, um das zu erklären, was vorging. Bei diesen Kriegen ist es gleichfalls erklärlich genug, daß die Franken sich Galliens ganz bemeisterten. Die sogenannte Freiheit der Städte Armorica's war eine Truggestalt, welche der Augenblick erzeuget hatte und an welche sie selbst nicht glauben konnten; das Burgundische Reich hing luftig an den Bergen, ohne Halt und Einheit, und die West-Gothen konnten unmöglich die Länder diesseits und jenseits der Pyrenäen zugleich vertheidigen. Die Macht der Franken aber hatte eine sittliche Grundlage in der Verbindung, in welcher sie mit ihrer alten Heimath blieben; ihre Stellung war die natürlichste und die Einrichtung ihrer Herrschaft, nach den Verhältnissen, am Verständigsten.

97. Auffallen könnte es hingegen, daß es diesen Franken gelang, so bald und so leicht ihre Eroberungen im eigentlichen Teutschland über Allemannen und Thüringer auszubreiten. Wenn man sich früherer Zeiten erinnert, wie hartnäckig teutsche Völker für ihre Freiheit gekämpfet hatten, und wie es den Römern, mit all' ihrer Macht und all' ihrer Arglist, nicht möglich gewesen, ihnen dieselbe zu entreißen: so wird man sich des Erstaunens darüber kaum erwehren können, daß diese Völker jetzt, da sie doch die Kunst des Krieges gewiß besser verstanden, sich einer neuen Gewalt,

vom Rheine her, so schnell gefüget haben; und man wird versucht, entweder die Stärke der Franken sehr hoch anzuschlagen, oder eine Entartung der übrigen teutschen Völker vorauszusetzen. Aber die Erweiterung des Fränkischen Reiches in Teutschland ist nicht als eine Unterwerfung teutscher Völker anzusehen. Die übrigen Teutschen erkannten in den Franken ihre Volks-Genossen. Ihre Freiheit sahen sie durch ihre Vereinigung mit den Franken nicht bedrohet. Die Rede war von einer Bundes-Genossenschaft, und nicht von einer Unterwerfung; und von Alters her war man gewohnet, die Wehr-Manneien aufzulösen, zu erweitern, zu ändern. Das unterworfene Gallien schien überdieß Vortheile zu gewähren, welche ihnen die Heimath nicht verschaffen konnte. Also ist wahrscheinlich, daß die Kriege, die etwa gegen die Franken geführet wurden, mehr die Sache der Fürsten und Häupter, als die Sache der Völker gewesen. Nur die Allemannen meinten es Anfangs ernstlich, weil sie die Herrschaft in Gallien erstrebten; und nur als späterhin in der Herrschaft der Franken die Volks-Freiheit zu Grunde gegangen war, und nur, als es um die Religion galt, nahm das Volk lebendigen Antheil. Und alsdann zeigten die Sachsen ja wohl, daß die Teutschen noch dieselben waren.

98. Den Anfang der Händel machten die Allemannen. Chlodwig zog den Ripuarischen Franken, welche ihr König Siegbert führete, zu Hülfe. Die heiße Schlacht bei Zülpich (J. 496) ist durch zwei Um-

[illegible] ur die Geschichte: [illegible] auch
[illegible] ie Franken erkämpften, mit denen
[illegible] welcher Chlodwig ihnen denselben
[illegible] 10L. Der Sieg führte die Franken
[illegible] weitläufige Teutschland, während das [illegible]
[illegible] Süd. Wenn sie auch durch die Ein-
[illegible] des Ost-Gothischen Königes, Theoderich,
[illegible] auf der Höhe seiner Macht stand, die süd-
[illegible] aue Allemanniens noch nicht an sich brachte
[illegible] egten sie doch in dem Rheinischen Franken den
[illegible] und zu neuen Unternehmungen; und der Umstand,
[illegible] daß sie den Allemannen die Wahl ihrer Herzoge zuge-
[illegible] standen, konnte für die Entwickelung der Verhältnisse
ihres Reiches nicht ohne Wirkung bleiben. Aber der
Sieg bei Zülpich wurde der Bekennung Chlodwig's
zum Christenthume zugeschrieben, in dem Augenblicke,
als die Schlacht schwankete, der Kampf am Heißesten
ward, und der Glaube an die Hülfe der alten Götter
bei ihm verschwunden war. Es ist ein Zeugniß über
die Zeit, daß man es dem Christenthume zuträglicher
hielt, das Bekenntniß Chlodwig's an eine wundervolle
Hülfe von dem Heiland in der Noth der Schlacht zu
knüpfen, als an seine Ueberzeugung, die er von der
Vortrefflichkeit des christlichen Glaubens durch seine
Gemalin Chlotildis zu erhalten vermocht hätte. Auf
die so genannte Bekehrung der kriegerischen Franken,
welche dem Beispiel ihres Königes schnell folgeten,
dürfte es übrigens wohl eingewirket haben, daß sie
den neuen Gott sogleich als hülf- und siegreich ken-
nen lernten. Ein besonderer Vortheil war es denn

auch für Chlodwig's und dieser Franken Herrschaft, daß sie sich sofort zum katholischen Glauben bekannten. Dadurch gewann er nicht nur seine gallischen Unterthanen, sondern er konnte auch auf die katholische Geistlichkeit, ja auf alle Gallier in den Burgundischen und Gothischen Landen rechnen. Aber eben dieser Umstand hat in der Folge wesentlich mitgewirket zur Begründung der päpstlichen Hierarchie, zumal da nunmehr der katholisch-christliche Glaube sich mit der Fränkischen Herrschaft in Teutschland ausbreitete, und späterhin von Teutschland aus in die nördlichen Länder Europa's. Der liebkosende Name der ältesten Söhne der Kirche, mit welchem die Könige Frankreichs von den Päpsten beehret sind, beweiset übrigens, daß man fühlete, wie viel auf diesen Umstand angekommen war!

99. Die fast unblutige Erwerbung der Städte Armorica's war eine Folge der Bekehrung Chlodwig's. Bedeutender aber waren die Händel, die bald zwischen ihm und den Königen der Burgundionen entstanden. — Die Geschichte dieser Burgundionen seit der Gründung ihres Reiches (54) hat wenig Ausgezeichnetes. Sie hatten dasselbe, unter ihrem Könige Gunthicar, erworben, indem sie ein zweideutiges Verhältniß zum römischen Kaiser eingingen, und sie besaßen und erweiterten es mit gleicher Zweideutigkeit unter Gundioch. Von der Verfassung ihres Reiches sind wir schlecht unterrichtet; gewiß aber war der Zustand des Lebens in demselben höchst gewaltsam. Die alten Einwohner waren gezwungen, ihren Land-Besitz bis

zu zwei Drittheilen und ihre Sclaven zu einem Drittheile den eingedrungenen Fremdlingen hinzugeben. Diese nahmen den Raub nicht etwa mit der Ordnung, mit welcher Theodorich der Große wenigstens eine gleiche Last dadurch über Alle brachte, daß er Diejenigen ein Drittheil des Ertrages zahlen ließ, welche keinen Drittheil des Bodens hergegeben hatten, sondern, wie es scheinet, nach Willkühr und Zufall: der Einzelne war an den Einzelnen gewiesen. Bei diesem Verfahren mochte dann auch die Religions-Verschiedenheit eine größere Bedeutung erhalten, als sie an sich hatte. Und wenn nun gleich in dem Gesetze der Burgundionen, das vom Könige Gundobald den Namen führet, und das nicht ohne Einfluß des römischen Rechtes geblieben ist, Bestimmungen vorkommen, welche für die s. g. Römer schonend und mild sind, und wenn durch dasselbe das Verhältniß des Burgundionen zu dem Römer mit dem freundlichen Namen der Gastfreundschaft beleget wird: so zeuget doch auch dieses Gesetz überhaupt, so von dem gewaltsamen Verhältnisse zwischen ihnen und den Römern, wie von der fortdauernden rohen Einfalt der Burgundionen; und die Gewaltsamkeit konnte um so weniger aus dem Leben hinweg gebracht werden, da der Römer selbst für Das, was ihm noch gelassen war, durchaus keine Gewähr hatte oder erhielt. Dennoch wußten die Burgundionen die Einigkeit unter sich selbst nicht zu erhalten, die ihnen in ihrer Stellung dreifach nothwendig zu sein schien. Gundioch's Sohn, Gundobald, brachte zwei seiner Brüder um's Leben, ehe es ihm gelang, den

dritten zu unterwerfen und dadurch die Herrschaft über das ganze Reich zu gewinnen. Nun war die Stellung des Fränkischen Reiches zu dem Burgundischen Reich an sich selbst eine feindliche. Dem jungen und jüngst erweiterten Reiche Chlodwig's waren Kriege und Eroberungen Bedürfniß. Der König selbst mochte sich durch seinen Geist und durch sein Glück gedränget fühlen, und der ganze Zustand des Burgundischen Reiches und, im Besonderen, Godegisel, Gundobald's unterworfener Bruder, lockten ihn. Daher mag es Chlodwig's Gemalin Chlotildis, die den Tod ihres Vaters an Gundobald zu rächen hatte, nicht schwer geworden sein, ihn zu einem Zuge wider Burgund (J. 500) zu bewegen. Ungeachtet des Sieges bei Dijon jedoch, gelang ihm nicht, Burgund zu erobern; vielmehr wurde er vor Avignon zu einem Frieden mit Gundobald bewogen, wohl weniger, weil er sich bethören ließ, als weil er theils zur Befestigung seiner Herrschaft Ruhe bedurfte, und theils mit den West-Gothen einen Krieg anzufangen vorhatte, der ihm mehr am Herzen lag. Es war ihm genug, für diesen Krieg die Burgundionen zum Schweigen gebracht zu haben.

100. In den fünfzig Jahren, welche seit der Schlacht gegen Attila (68) verlaufen waren, hatten die West-Gothen ihre Herrschaft, unter ihren Königen Thorismund (J. 453), Theodorich II. (J. 466), Eurich (J. 483), und Alarich II., nach allen Seiten erweitert, aber sie hatten dieselbe nicht befestiget. Der unnatürlichen Ausdehnung des Reiches diesseits der

Pyrenäen, wo sogar die Hauptstadt war, während in der Halbinsel jenseits derselben noch immer die Sueven nicht unterworfen werden konnten, ist schon früher gedacht. Das größte Uebel aber, welches auch dieses Reich drückte, lag in dem unglückseligen Verhältnisse der Eroberer zu den Unterworfenen. Wehrlos sahen die Letzten Jene in einem Theil ihres Besitzes als waffengerüstete Herren mit demselben Unwillen, mit welchem überall die Eroberer angesehen werden; und die Räuber ihres Eigenthumes waren Anhänger einer ketzerischen Lehre! Dieser letzte Umstand war im Reiche der Gothen von größerer Bedeutung, als irgendwo. Denn die Gothen zeichneten sich unter allen teutschen Völkern aus durch ihre Empfänglichkeit für Wissenschaft, Kunst und Bildung. Sie erhielten und pflegten die öffentlichen Anstalten, die sie vorfanden; und ihre Gesetze — die freilich erst später zusammen gestellet sind — beweisen deutlich, daß in ihnen ein Streben nach Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und wissenschaftlichem Verfahren vorhanden war, welches sonst vergeblich gesuchet wird; ein Streben, das nicht verkannt werden soll wegen des Wortschwalles, den sie, als zur gelehrten Bildung gehörig ansehen mochten, weil sie ihn vorgefunden hatten, und wegen der geschraubten Rednerei, die den Römern damaliger Zeit eigen war. Aber gerade wegen dieses höheren, wissenschaftlichen Sinnes war ihre Theologie und ihr Kirchen-Wesen feiner ausgebildet; und je mehr Beides ausgebildet war, desto heftiger mußte die Arianische Geistlichkeit mit der katholischen zusammen stoßen; desto

fester aber mußte auch diese sich an einander und an den Papst anschließen.

101. Diese Verhältnisse waren es, welche den König der Franken, Chlodwig, aufforderten, einen Krieg gegen die West-Gothen zu beginnen, um diesen Ketzern die schönsten Gaue Galliens zu entreißen, nach welchen ihn gelüstete. Hatte er Gallien bis zum Mittel-Meer und zu den Pyrenäen, so konnten die Burgundionen ihm um so weniger entgehen. König Alarich mißkannte auch in der That die Gefahr nicht. Er suchte dieselbe durch Unterhandlung abzuwenden, und, da diese nicht gelingen wollte, ihr durch Rüstung und Bundesgenossen zu begegnen. Chlodwig eilete daher unter Zeichen und Wundern zur Schlacht. Sie fiel vor in einer Ebene an der Vienne, bei Vouglé (J. 507); und der Sieg entschied für Chlodwig. Alarich fiel, und Chlodwig war im Begriffe, seine Herrschaft an den Pyrenäen und an den Ufern des Meeres zu begründen, als ihm der König der Ost-Gothen, Theodorich, zum zweiten Mal, aber kräftiger als zuvor, in den Weg trat. Durch das Zusammentreffen bei Arles (J. 508) zwang dieser den König der Franken, auf das Land längs der Küste Verzicht zu thun.

102. Als Chlodwig seinen Plan für den Augenblick fallen zu lassen gezwungen ward, und gewiß nicht ohne tiefen Groll über das Einmischen der Ost-Gothen in die Fränkischen Verhältnisse, hatte er wohl

[illegible] Zweiter Zeitraum.

[illegible] Macht [illegible] immer [illegible] der [illegible] wenigstens der [illegible] weit zum [illegible] angenom[illegible] Verhältniß [illegible] nachher [illegible] der bisher zwar [illegible] waren, jedoch [illegible] gele[illegible] zu brin[illegible] Bewußtsein [illegible] der Gefühle der [illegible] und der Liebe, wie es [illegible] Gedanken [illegible], Italien, [illegible] die Erzei[illegible] die Fränki[illegible] Thätigkeit, [illegible] verhaßt gemacht [illegible] das Verlangen [illegible] Eroberer gewe[illegible] Der Gedanke wurde durch einen frü[illegible] unter großen Entwürfen über[illegible] und dadurch verhindert, mit der vereinten Macht [illegible] eine Zwecke zu verfolgen.

[illegible] seinem Tode begann dann eine lange [illegible] Theilungen des Reiches, durch deren man[illegible] Wechsel, auch nach dem Untergange seines [illegible] im Ablauf einiger Jahrhunderte eine volks-

thümliche Sonderung desselben vorbereitet, möglich gemacht und herbei geführet wurde. Diese Theilungen sind aber ursprünglich keinesweges anzusehen, als eine wirkliche Trennung des Fränkischen Reiches: die Art, in welcher die Eroberung gemacht war, und die Ansicht, die aus dieser Art hervorging, wie nachher dargestellet werden soll, ließen eine solche Trennung gar nicht zu: sondern sie ist nur anzusehen als eine getheilte Verwaltung, und zugleich als ein Mittel, die verschiedenen Söhne der Könige würdig und heilsam abzufinden. Die Söhne des Königes nämlich hatten, als Kinder Eines Vaters, nach den Begriffen der Franken, gleiche Ansprüche. Sie mußten daher sämmtlich an die Stelle ihrer Väter treten, jedoch mußten sie sich auch mit ihren Ansprüchen den allgemeinen Maßregeln der Verwaltung und Vertheidigung fügen. Die verschiedenen Wohnsitze der Könige — Paris, Orleans, Soissons, Rheims (oder Metz) — sollten daher nicht etwa Hauptstädte verschiedener Königreiche sein, sondern die Könige wähleten verschiedene Wohnsitze zu größerer Bequemlichkeit für ihr Leben und ihre Regierung; aber sie wähleten diese Sitze nicht unter den verbündeten teutschen Völkern, sondern in dem unterworfenen Gallien, nahe an einander, und die Gaue, die in ihren Namen verwaltet werden, mit welchen sie gewisser Maßen belehnet sein sollten, wurden dergestalt gewählet, daß ein Jeder an jede Gegend Galliens gewiesen zu sein schien. Aber die verschiedenen Hofhaltungen (bei welchen angestammte Fränkische Derbheit neben feinen, römischen Genüssen herrschete, bei wel-

chen rohe Kraft und wollüstige Ausschweifungen neben einander standen, und trotziger Uebermuth neben feiger Arglist) mußten wohl Leidenschaften jeglicher Art zwischen den Bruder-Königen und ihren Gemahlinnen aufreizen; und je weniger sich Franken und Gallier in jene Theilungen des Reiches zu finden wußten, desto gefährlicher mußten diese Leidenschaften für die innere Ruhe desselben werden. Die Streitigkeiten unter den Königen; die Bürger- und Bruder-Kriege, welche davon die Folge waren; die wilden Gräuel an den Höfen und die häßlichen Erscheinungen jeglicher Art, können daher nicht auffallen in einem solchen Reich und in solchen Verhältnissen.

104. Die Ueberlegenheit, welche die Franken unter Chlodwig gewonnen hatten, dauerte, ungeachtet dieser Theilungen, fort unter seinen Nachfolgern. Zu derselben Zeit, als das Reich der Ost-Gothen unter Amalasuntha in Zerrüttung und Verfall gerieth, wurden die Thüringer von einem der vier Söhne Chlodwig's, von Dietrich (Theodorich), dem Könige von Austrasien, mit dem Fränkischen Reiche vereiniget. Die Geschichte dieser Thüringer ist jedoch ganz ungewiß. Das nur scheinet aus den einzelnen Erwähnungen seit den Tagen Attila's (65) hervor zu gehen, daß der Name der Thüringer sich weit über das mittlere Teutschland ausgebreitet habe; daß sie unter Königen gestanden, vielleicht seit dem Kampfe für ihre Freiheit, welcher auch zur Erweiterung ihrer Verbindung geführet haben mag; daß sie in alter Rohheit fortgelebet, daß aber

zu den Königen, vielleicht durch ihre gewaltsame Stellung zum Volk und durch ihre Verbindung mit den teutschen Völkern, die in römischen Ländern römische Wollüste kennen gelernet hatten, auch ein grosses Verderbniß der Sitten gekommen sei. Aus diesem Verderbnisse gingen wohl die Zwiste und Gräuel hervor, welche das königliche Haus verwirreten; und diese Zwiste und Gräuel gaben dann Veranlassung, daß die Franken, eingedenk alter Feindseligkeiten und begierig nach Ausdehnung ihrer Herrschaft, unter Chlodwig's Söhnen ihre Waffen nach Thüringen trugen, während auch die Sachsen, unverständig und ohne Kenntniß ihrer Lage, sich verleiten ließen, Theil zu nehmen an dem Kriege gegen die Thüringer. Hermanfried, welcher, mit dem Blute des einen Bruders beflecket, die Franken gegen den anderen Bruder herbei gerufen haben soll, fand bald einen eben so treulosen als verdienten Untergang (J. 531); die Thüringer wurden mit dem Reiche der Franken vereinet, die nördlichen Gaue ausgenommen, welche den Sachsen überlassen wurden. Und wenn Amalaberg, die Königin, ihren Gemal zu seinen Unthaten getrieben hat, so ist auch von ihr dieses Vergehen schwer gebüßet worden. —

105. Aber schon früher hatten die Franken die Händel mit den Burgundionen erneuert. König Siegmund, eines blutbefleckten Vaters blutbefleckter Sohn, war rechtgläubig und ein Freund der Wissenschaften; auch suchte er durch Reue und Büßung die Sünde auszutilgen, die er in wilder Leidenschaft begangen hatte;

wenn er aber auch mit Gott versöhnet wurde, so vermochte er doch die Gunst des schwer-gekränkten Königes der Ost-Gothen, Theodorich's, nicht wieder zu gewinnen, der früher das Burgundische Reich geschützet hatte. Als er, nach zwei verlorenen Schlachten, in die Gefangenschaft (J. 523) geführet und mit seinen Kindern jammervoll zu Grunde gegangen war, da theileten zwar die Franken mit den Ost-Gothen das Burgundische Reich, wie sie Thüringen mit den Sachsen getheilet hatten; aber die Burgunder erhoben sich noch ein Mal, bis nach eilf Jahren (J. 534) Godomar, Siegmund's Bruder, besieget ward und nun das ganze Reich in die Gewalt der Franken kam; den Burgundionen wurde jedoch zugestanden, nach eigener Weise und nach eigenen Gesetzen zu leben.

106. Bald nachher wurde die Noth, in welche die Ost-Gothen durch Belisar gebracht wurden, klug, fein, zweideutig, heuchlerisch und verrätherisch von den Franken benutzet; und obwohl diesen, die sich vielleicht daran erinnern mochten, daß die Gothen sie früher zwei Male in ihrem Sieges-Laufe aufgehalten hatten (98 u. 101), nicht gelang, Italien selbst in Besitz zu nehmen, so gelang ihnen doch, die Provence an sich zu bringen, so wie die Gaue der Allemannen, die ihnen früher entzogen waren.

107. Um diese Zeit treten auch die Bajern in die Geschichte ein. Dieses starke und verständige Volk (die alten Bojen-Wehren, Bojoarii, Markmannen, denen

man umsonst den teutschen Ursprung streitig zu machen suchet) lebte in einem Lande, welches die Heerstraße der wandernden Völker und der Tummelplatz der Nationen gewesen war. Dennoch hatte es, an alte römische Gründungen sich lehnend, den Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit bewahrt, und scheinet die Verwirrung aller Länder ringsher benutzet und sich eine Verfassung gegeben zu haben, wie die ererbte Einsicht und die Verhältnisse des Augenblickes verlangten. Aber nachdem Allemannien an die Franken gekommen und Thüringen von diesen Feinden besieget war, kamen sie, bei dem Völker-Getreibe im Osten und bei der Zerrüttung Italiens, in eine schwierige Lage, in welcher ihnen kaum etwas Anderes übrig blieb, als eine Bundes-Genossenschaft mit den Franken. Dieses Verhältniß mag ursprünglich freier gewesen sein; in kurzer Zeit kamen aber die Baiern, nach dem Schicksale, welches dem kleineren Staate von dem größeren immer drohet, in eine Abhängigkeit, die bald drückender bald leidlicher war. Indeß behielten sie ihre Rechte; auch gelang ihnen bei eigenen Fürsten zu bleiben. Dem Geschlechte der Agilolfingen wurde die Erblichkeit der herzoglichen Würde zugestanden, so wie fünf andere große Geschlechter, vielleicht die nächsten Verwandten der Agilolfingen, gegen teutsche Art, Vorrechte erhielten, die nicht ohne Folgen geblieben sind. Uebrigens erstreckte sich das Reich der Franken nunmehr von dem atlantischen Meere bis an die böhmischen Berge, und von den Ufern der Nordsee bis zu den Gestaden des mittelländischen Meeres und bis in die Alpen hinein.

Pyrenäen, wo sogar die Hauptstadt war, während in der Halbinsel jenseits derselben noch immer die Sueven nicht unterworfen werden konnten, ist schon früher gedacht. Das größte Uebel aber, welches auch dieses Reich drückte, lag in dem unglückseligen Verhältnisse der Eroberer zu den Unterworfenen. Wehrlos sahen die Letzten Jene in einem Theil ihres Besitzes als waffengerüstete Herren mit demselben Unwillen, mit welchem überall die Eroberer angesehen werden; und die Räuber ihres Eigenthumes waren Anhänger einer ketzerischen Lehre! Dieser letzte Umstand war im Reiche der Gothen von größerer Bedeutung, als irgendwo. Denn die Gothen zeichneten sich unter allen teutschen Völkern aus durch ihre Empfänglichkeit für Wissenschaft, Kunst und Bildung. Sie erhielten und pflegten die öffentlichen Anstalten, die sie vorfanden; und ihre Gesetze — die freilich erst später zusammen gestellet sind — beweisen deutlich, daß in ihnen ein Streben nach Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und wissenschaftlichem Verfahren vorhanden war, welches sonst vergeblich gesuchet wird; ein Streben, das nicht verkannt werden soll wegen des Wortschwalles, den sie, als zur gelehrten Bildung gehörig ansehen mochten, weil sie ihn vorgefunden hatten, und wegen der geschraubten Rednerei, die den Römern damaliger Zeit eigen war. Aber gerade wegen dieses höheren, wissenschaftlichen Sinnes war ihre Theologie und ihr Kirchen-Wesen feiner ausgebildet; und je mehr Beides ausgebildet war, desto heftiger mußte die Arianische Geistlichkeit mit der katholischen zusammen stoßen; desto

fester aber mußte auch diese sich an einander und an den Papst anschließen.

101. Diese Verhältnisse waren es, welche den König der Franken, Chlodwig, aufforderten, einen Krieg gegen die West-Gothen zu beginnen, um diesen Ketzern die schönsten Gaue Galliens zu entreißen, nach welchen ihn gelüstete. Hatte er Gallien bis zum Mittel-Meer und zu den Pyrenäen, so konnten die Burgundionen ihm um so weniger entgehen. König Alarich mißkannte auch in der That die Gefahr nicht. Er suchte dieselbe durch Unterhandlung abzuwenden, und, da diese nicht gelingen wollte, ihr durch Rüstung und Bundesgenossen zu begegnen. Chlodwig eilete daher unter Zeichen und Wundern zur Schlacht. Sie fiel vor in einer Ebene an der Vienne, bei Vouglé (J. 507); und der Sieg entschied für Chlodwig. Alarich fiel, und Chlodwig war im Begriffe, seine Herrschaft an den Pyrenäen und an den Ufern des Meeres zu begründen, als ihm der König der Ost-Gothen, Theodorich, zum zweiten Mal, aber kräftiger als zuvor, in den Weg trat. Durch das Zusammentreffen bei Arles (J. 508) zwang dieser den König der Franken, auf das Land längs der Küste Verzicht zu thun.

102. Als Chlodwig seinen Plan für den Augenblick fallen zu lassen gezwungen ward, und gewiß nicht ohne tiefen Groll über das Einmischen der Ost-Gothen in die Fränkischen Verhältnisse, hatte er wohl

keineswegs die Absicht, denselben für immer aufzugeben. Nachdem er aber die Zeichen der Consular-Würde, von Kaiser Anastasius gesandt, um wenigstens den Schein zu erhalten, als gehöre Gallien noch zum Römischen Reiche, vielleicht in der Hoffnung angenommen hatte, die Gallier durch ein rechtliches Verhältniß noch fester an sich zu knüpfen, ging sein nächstes Streben dahin, die sämmtlichen Franken, die bisher zwar in einem allgemeinen Bunde gestanden waren, jedoch noch in besonderen Vereinen mit eigenen Fürsten gelebet hatten, unter seine Anführung zusammen zu bringen. Da er nun durch das verführerische Bewußtsein vielgefeierter Recht-Gläubigkeit über die Gefühle der Menschlichkeit, der Pflicht und der Liebe, wie es scheinet, hinweg gerissen, kein Bedenken trug, Arglist, Verrath und Mord anzuwenden, so gelang ihm die Erreichung dieses Zieles um so leichter, je mehr die Fränkischen Fürsten sich durch Verbrechen, durch Thatlosigkeit, Lüderlichkeit und Feigheit den Völkern verhaßt gemacht zu haben scheinen, und je allgemeiner das Verlangen nach Vereinigung unter dem siegreichen Eroberer gewesen sein mag. Aber Chlodwig wurde durch einen frühen Tod (J. 511) mitten unter großen Entwürfen überraschet, und dadurch verhindert, mit der vereinten Macht aller Franken seine Zwecke zu verfolgen.

103. Mit seinem Tode begann dann eine lange Reihe von Theilungen des Reiches, durch deren mannigfaltigen Wechsel, auch nach dem Untergange seines Hauses, im Ablauf einiger Jahrhunderte eine volks-

thümliche Sonderung desselben vorbereitet, möglich gemacht und herbei geführet wurde. Diese Theilungen sind aber ursprünglich keinesweges anzusehen, als eine wirkliche Trennung des Fränkischen Reiches: die Art, in welcher die Eroberung gemacht war, und die Ansicht, die aus dieser Art hervorging, wie nachher dargestellet werden soll, ließen eine solche Trennung gar nicht zu: sondern sie ist nur anzusehen als eine getheilte Verwaltung, und zugleich als ein Mittel, die verschiedenen Söhne der Könige würdig und heilsam abzufinden. Die Söhne des Königes nämlich hatten, als Kinder Eines Vaters, nach den Begriffen der Franken, gleiche Ansprüche. Sie mußten daher sämmtlich an die Stelle ihrer Väter treten, jedoch mußten sie sich auch mit ihren Ansprüchen den allgemeinen Maßregeln der Verwaltung und Vertheidigung fügen. Die verschiedenen Wohnsitze der Könige — Paris, Orleans, Soissons, Rheims (oder Metz) — sollten daher nicht etwa Hauptstädte verschiedener Königreiche sein, sondern die Könige wähleten verschiedene Wohnsitze zu größerer Bequemlichkeit für ihr Leben und ihre Regierung; aber sie wähleten diese Sitze nicht unter den verbündeten teutschen Völkern, sondern in dem unterworfenen Gallien, nahe an einander, und die Gaue, die in ihren Namen verwaltet werden, mit welchen sie gewisser Maßen belehnet sein sollten, wurden dergestalt gewählet, daß ein Jeder an jede Gegend Galliens gewiesen zu sein schien. Aber die verschiedenen Hofhaltungen (bei welchen angestammte Fränkische Derbheit neben feinen, römischen Genüssen herrschete, bei wel-

chen rohe Kraft und wollüstige Ausschweifungen neben einander standen, und trotziger Uebermuth neben feiger Arglist) mußten wohl Leidenschaften jeglicher Art zwischen den Bruder-Königen und ihren Gemalinnen aufs reizen; und je weniger sich Franken und Gallier in jene Theilungen des Reiches zu finden wußten, desto gefährlicher mußten diese Leidenschaften für die innere Ruhe desselben werden. Die Streitigkeiten unter den Königen; die Bürger- und Bruder-Kriege, welche davon die Folge waren; die wilden Gräuel an den Höfen und die häßlichen Erscheinungen jeglicher Art, können daher nicht auffallen in einem solchen Reich und in solchen Verhältnissen.

104. Die Ueberlegenheit, welche die Franken unter Chlodwig gewonnen hatten, dauerte, ungeachtet dieser Theilungen, fort unter seinen Nachfolgern. Zu derselben Zeit, als das Reich der Ost-Gothen unter Amalasuntha in Zerrüttung und Verfall gerieth, wurden die Thüringer von einem der vier Söhne Chlodwig's, von Dietrich (Theodorich), dem Könige von Austrasien, mit dem Fränkischen Reiche vereiniget. Die Geschichte dieser Thüringer ist jedoch ganz ungewiß. Das nur scheinet aus den einzelnen Erwähnungen seit den Tagen Attila's (65) hervor zu gehen, daß der Name der Thüringer sich weit über das mittlere Teutschland ausgebreitet habe; daß sie unter Königen gestanden, vielleicht seit dem Kampfe für ihre Freiheit, welcher auch zur Erweiterung ihrer Verbindung geführet haben mag; daß sie in alter Rohheit fortgelebet, daß aber

zu den Königen, vielleicht durch ihre gewaltsame Stellung zum Volk und durch ihre Verbindung mit den teutschen Völkern, die in römischen Ländern römische Wollüste kennen gelernet hatten, auch ein großes Verderbniß der Sitten gekommen sei. Aus diesem Verderbnisse gingen wohl die Zwiste und Gräuel hervor, welche das königliche Haus verwirreten; und diese Zwiste und Gräuel gaben dann Veranlassung, daß die Franken, eingedenk alter Feindseligkeiten und begierig nach Ausdehnung ihrer Herrschaft, unter Chlodwig's Söhnen ihre Waffen nach Thüringen trugen, während auch die Sachsen, unverständig und ohne Kenntniß ihrer Lage, sich verleiten ließen, Theil zu nehmen an dem Kriege gegen die Thüringer. Hermanfried, welcher, mit dem Blute des einen Bruders beflecket, die Franken gegen den anderen Bruder herbei gerufen haben soll, fand bald einen eben so treulosen als verdienten Untergang (J. 531); die Thüringer wurden mit dem Reiche der Franken vereinet, die nördlichen Gaue ausgenommen, welche den Sachsen überlassen wurden. Und wenn Amalaberg, die Königin, ihren Gemal zu seinen Unthaten getrieben hat, so ist auch von ihr dieses Vergehen schwer gebüßet worden. —

105. Aber schon früher hatten die Franken die Händel mit den Burgundionen erneuert. König Siegmund, eines blutbefleckten Vaters blutbefleckter Sohn, war rechtgläubig und ein Freund der Wissenschaften; auch suchte er durch Reue und Büßung die Sünde auszutilgen, die er in wilder Leidenschaft begangen hatte;

wenn er aber auch mit Gott versöhnet wurde, so vermochte er doch die Gunst des schwer-gekränkten Königes der Ost-Gothen, Theodorich's, nicht wieder zu gewinnen, der früher das Burgundische Reich geschützet hatte. Als er, nach zwei verlorenen Schlachten, in die Gefangenschaft (J. 523) geführet und mit seinen Kindern jammervoll zu Grunde gegangen war, da theileten zwar die Franken mit den Ost-Gothen das Burgundische Reich, wie sie Thüringen mit den Sachsen getheilet hatten; aber die Burgunder erhoben sich noch ein Mal, bis nach eilf Jahren (J. 534) Godomar, Siegmund's Bruder, besieget ward und nun das ganze Reich in die Gewalt der Franken kam; den Burgundionen wurde jedoch zugestanden, nach eigener Weise und nach eigenen Gesetzen zu leben.

106. Bald nachher wurde die Noth, in welche die Ost-Gothen durch Belisar gebracht wurden, klug, fein, zweideutig, heuchlerisch und verrätherisch von den Franken benutzet; und obwohl diesen, die sich vielleicht daran erinnern mochten, daß die Gothen sie früher zwei Male in ihrem Sieges-Laufe aufgehalten hatten (98 u. 101), nicht gelang, Italien selbst in Besitz zu nehmen, so gelang ihnen doch, die Provence an sich zu bringen, so wie die Gaue der Allemannen, die ihnen früher entzogen waren.

107. Um diese Zeit treten auch die Baiern in die Geschichte ein. Dieses starke und verständige Volk (die alten Bojen-Wehren, Bojoarii, Markmannen, denen

man umsonst den teutschen Ursprung streitig zu machen suchet) lebte in einem Lande, welches die Heerstraße der wandernden Völker und der Tummelplatz der Nationen gewesen war. Dennoch hatte es, an alte römische Gründungen sich lehnend, den Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit bewahrt, und scheinet die Verwirrung aller Länder ringsher benutzet und sich eine Verfassung gegeben zu haben, wie die ererbte Einsicht und die Verhältnisse des Augenblickes verlangten. Aber nachdem Allemannien an die Franken gekommen und Thüringen von diesen Feinden besieget war, kamen sie, bei dem Völker-Getreibe im Osten und bei der Zerrüttung Italiens, in eine schwierige Lage, in welcher ihnen kaum etwas Anderes übrig blieb, als eine Bundes-Genossenschaft mit den Franken. Dieses Verhältniß mag ursprünglich freier gewesen sein; in kurzer Zeit kamen aber die Baiern, nach dem Schicksale, welches dem kleineren Staate von dem größeren immer drohet, in eine Abhängigkeit, die bald drückender bald leidlicher war. Indeß behielten sie ihre Rechte; auch gelang ihnen bei eigenen Fürsten zu bleiben. Dem Geschlechte der Agilolfingen wurde die Erblichkeit der herzoglichen Würde zugestanden, so wie fünf andere große Geschlechter, vielleicht die nächsten Verwandten der Agilolfingen, gegen teutsche Art, Vorrechte erhielten, die nicht ohne Folgen geblieben sind. Uebrigens erstreckte sich das Reich der Franken nunmehr von dem atlantischen Meere bis an die böhmischen Berge, und von den Ufern der Nordsee bis zu den Gestaden des mittelländischen Meeres und bis in die Alpen hinein.

Eilftes Capitel.

Die Verfassung des Fränkischen Reiches. Ursprung und Art des Lehen-Wesens.

108. Während dieser großen Erfolge gestaltete sich allmälig im Reiche der Franken eine merkwürdige Verfassung, welche mit diesen Erfolgen eben so verbreitet und befestiget ward, als sie auf dieselben einen wesentlichen Einfluß hatte. Die Kenntniß dieser Verfassung — des Lehen-Wesens, — welche in ihren Hauptzügen ohne allen Zweifel in dieser Zeit entstand, in ihrer Natur und Art, ist für das Verständniß der Geschichte des Mittel-Alters von der höchsten Wichtigkeit. Sie ist nicht nur der wesentlichste Theil des Neuen, welches sich im bürgerlichen Leben der Völker zeiget; sie ist nicht nur der Uebergang von dem Republikanismus des Alterthumes zur republikanischen (constitutionellen) Monarchie, oder vielmehr der Anfang dieser Monarchie, und der Volks-Freiheit, die nothwendig aus derselben hervorgehet, sondern auch alle Erscheinungen im Leben der gebildetsten Völker Europa's hängen näher oder entfernter mit ihr zusammen. Um aber diese Verfassung wirklich zu erkennen; um wegen der Außen-Werke, die nach und nach hinzugekommen sind und im Fortgange der Zeit gewechselt haben, und wegen Ausdrücke, welche zu verschiedenen Zeiten, anders in den Gesetzen, anders bei Schriftstellern vorkommen, und von welchen man nicht weiß, wann sie und wo

sie entstanden sind, das Wesen nicht zu verfehlen, scheinet es unumgänglich nothwendig, sie aus der Lage der Fränkischen Eroberer in Gallien abzuleiten und zu erklären. Sie war nicht das Werk grübelnder Menschen, sondern sie war ein Erzeugniß der Zeit und ging hervor aus der Nothwendigkeit der Verhältnisse und aus dem natürlichen Streben der Menschen, sich in diesen Verhältnissen zu erhalten, und sie zu beherrschen. Eben darum ist sie auch nur in Beziehung auf ihre Entstehung in dieser Nothwendigkeit richtig zu beurtheilen und gehörig zu würdigen. (74).

109. Es leidet aber (34) keinen Zweifel: Chlodwig machte seine Eroberungen in Gallien mit einem Geleite Fränkischer Jünglinge und Männer. Nun ist es allerdings nicht auszumachen, in welchem Verhältniß um diese Zeit die Geleite zum gemeinen Wesen gestanden haben. Das jedoch ist schwer zu glauben, daß sie nach einem fünfhundertjährigen Kampf in gleicher Stellung zu diesem gemeinen Wesen geblieben sein sollten. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß sie, seitdem der Kampf nicht mehr auf dem vaterländischen Boden, sondern im feindlichen Lande geführet ward, und doch immer ein Krieg für Erhaltung und Freiheit, mithin ein Vertheidigungs-Krieg blieb, nicht bloß jegliche Unterstützung von Seiten des Staates, sondern daß sie auch öffentliche Anerkennung gewonnen; ja, daß sie das Heer des Staates geworden seien, und daß der König der Wehr-Mannei sich selbst an ihre Spitze gestellet habe. Ihre innere Einrichtung hinge-

gen, das Verhältniß der Mannschaft zum Anführer, scheinet durchaus das alte (30) geblieben zu sein: das Geleit mußte sich selbst erhalten, und durch den Ertrag des Kampfes die Fortsetzung desselben möglich machen. Dieses seltsame Verhältniß aber mußte, scheinet es, auf die ganze Denkart des Volkes einen großen Einfluß gewinnen; und wenn von der einen Seite durch den glücklichen Krieg die Lust nach Raub und Beute genähret wurde, so mußten von der anderen Seite die Begriffe von Leutschaft, von Dienst und Lohn eine Veränderung erleiden, in welcher, so wie in der ganzen Veränderung mit dem Geleits-Wesen, der alten Freiheit eine ungeahnete Gefahr erwuchs.

110. Ein solches Heer nun, als Geleit vielleicht groß, für den Zweck eines Angriffs-Krieges unbedeutend, gewann unter Chlodwig (wie unter einigen früheren Führern) nicht bloß bewegliche Güter, die leicht zu vertheilen waren nach altem Brauche, sondern es eroberte nach und nach ein ganzes, großes Land, von Millionen Menschen bewohnet, die in der Bildung viel höher standen, nur nicht in der Kunst der Waffen. Dieses Land, von den Mitgliedern des Heeres als ihren gemeinsamen Erwerb angesehen, und eben deßwegen immer als Ein Reich, selbst wenn es mehrere Könige hatte, sollte behauptet, die Herrschaft sollte über die Einwohner bewahret werden, nicht weniger gegen Fremde, als gegen sie selbst; ja sie sollte behauptet werden durch sie selbst, durch ihr eigenes Mitwirken; und es mußte, auch abgesehen von verzeihlichen menschlichen

Leidenschaften, behauptet werden, dieses Land, wenn man nicht den seit Jahrhunderten erstrebten Zweck freiwillig aufgeben wollte, nachdem man denselben endlich erreichet hatte. Es war mithin wohl nothwendig, daß Diejenigen, welchen das große Werk gelungen war, sich verbanden, bei einander zu bleiben, und ein stehendes Geleit zu bilden, um Dasjenige, was sie mit gemeiner Kraft gewonnen hatten, auch mit gemeiner Kraft zu schützen. Eine solche Verbindung aber war nur möglich, wenn die Glieder derselben für den Dienst, welchen sie zur Erreichung des bestimmten Zweckes übernahmen, auf eine solche Weise belohnet wurden, daß ihnen, als den Siegern, vor welchen sich Millionen beugten, nach ihren Begriffen, ein ehrenwerthes Leben gesichert ward. Nun kannten sie keinen anderen Lohn, eines freien Mannes würdig, als Grund und Boden, von dessen Besitze nach ihrer Ansicht die Freiheit bedinget war. Es war also wohl-nothwendig, daß einem Jeden der Sieger ein Grundbesitz unter der Bedingung angewiesen wurde, fortan treu und kräftig zu der Verbindung zu halten, und für den Besitz alle die Dienste zu leisten, welche die Lage der Dinge erfordern möchte. Wahrscheinlich aber ist es nicht, daß die klugen Franken diesen Gedanken durch Maßregeln ausgeführet haben, deren Gewaltsamkeit die Unterworfenen zu erbittern vermocht hätte, und es möchte nicht zu beweisen sein, daß den alten Einwohnern Galliens, einzelne Fälle ausgenommen, ihr unbewegliches Eigenthum von den Franken, in diesen ersten Zeiten, geraubet worden wäre. Aber sie bedurften auch zu der

Ausführung dieses Gedankens solcher Gewaltthätigkeit keineswegs. Die Römer hatten in Gallien viele Ländereien besessen, von welchen nun das Eigenthum auf Diejenigen überging, die ihnen in der Herrschaft folgten. In der stürmischen, durch Uebel aller Art schwer leidenden, Zeit mochte auch mancher Besitz Herrnlos geworden sein, so daß die Eroberer ohne Anstoß und Bedenken darüber verfügen konnten. Und als nach und nach Allemannien genommen, die West-Gothen vertrieben, die Fürsten anderer Fränkischer Stämme von dem Könige der salischen Franken vernichtet, Burgund erworben und Thüringen gewonnen worden: da mußte diese Masse von Ländereien immer vergrößert werden, so wie sie durch Zufälligkeit mancher Art vermehret sein mag.

III. Alle diese Ländereien waren nach den Gesetzen des Geleites, wie das ganze Reich eine Gemein-Herrschaft, so ein Gemein-Gut desselben, auf welches Alle nach ihren Verhältnissen im Geleit Anspruch hatten. Der König war nur in sofern Herr dieses Gutes, als er Haupt der Verbindung war; in demselben Sinn, in welchem er auch Herr von Gallien war, nämlich nur als Haupt und Vertreter des Geleites. Indem nun die Eroberer den Römern ihre Gesetze und Rechte ließen, theils weil ihre eigenen Gesetze für das Leben und den Verkehr der Römer in keiner Hinsicht geeignet waren, theils weil sie Bedenken tragen mochten, ihnen diese Gesetze zu nehmen oder zu ändern, ließen sie ihnen auch ihr Eigenthum, und halfen sich

durch die Masse von Ländereien, deren so eben gedacht ist, aus der Verlegenheit. Das Gemein-Gut selbst behielten sie nämlich als solches, und nannten es, nach einem vorgefundenen Sprachgebrauche, Fiscus. Von demselben aber (fiscus dat oder fiscus concedit, nicht rex dat ex fisco) erhielt, scheinet es, ein jedes Mitglied des Geleites einen Theil zum Entgelt für die Dienste, welche zu leisten er sich verpflichtete, und auf so lange, als er diese Dienste, in vorkommenden Fällen, wirklich leistete. Sie bildeten mithin ein stehendes Geleit, zusammen gehalten durch theilweise Benutzung eines großen Gesammt-Gutes. Das, was der König von diesem Gut empfing, mag Regale und, im Fortgange der Zeit, Domaine genannt sein. Das Grundstück, welches ein Führer oder Beamteter erhielt, scheinet, in sofern es als Entgelt für ein auszeichnendes Amt betrachtet ward, Ehrensold (Honor) geheißen zu haben: und in derselben Beziehung bekam das Gut eines gemeinen Kriegers den Namen eines Lohnes (Beneficium). In sofern aber darauf gesehen wurde, daß ein solches Gut nicht Eigenthum des Einzelnen, sondern ein Theil des Fiscus war, dessen Ertrag nur der Einzelne Bedingungsweise genießen sollte, hieß dasselbe ein fiscalisches Gut (in späterer Zeit ein Fe-Od, im Gegensatz eines wirklichen Eigenthumes, Al-Od).

112. Die Männer hingegen, welche dieses Verhältniß eingingen, blieben dadurch auch im Frieden, was sie während des Krieges gewesen waren, Leute des Königes. Als Inhaber eines Gutes in der ange-

[illegible] Weise, mag ein Jeder ein Vester (Vassus, [illegible]) genannt sein, weil er sich durch Annahme [illegible] zu bestimmten Diensten verbindlich gemacht hatte, denn er brauchte nun nicht mehr zur Vertheidigung des Landes aufgefordert (manniri) zu werden, sondern er mußte Befehle erwarten, oder dem Heerbanne Folge leisten. Weil man indeß lieber von der Tugend des Mannes hören und sprechen mochte, als von der Pflicht, lieber von seinen Leistungen, als von seinem Lohne: so erhielt er gern den Namen eines Getreuen (fidelis). In Rücksicht auf die anderen freien Männer endlich, die keine solchen Güter im Besitze hatten, sondern auf ihrem Eigenthum als Wehrmannen fortlebten, mag er Baron — Krieger — genannt sein. Andere Benennungen der Menschen und Güter bedürfen keiner besonderen Erklärung.

113. Sollte aber das eroberte Land durch die angegebene Einrichtung behauptet werden: so war gleichfalls nöthig, dasselbe zu verwalten. Zum Behufe dieser Verwaltung bedurfte der König, als Haupt der Eroberer, eines Rathes, der ihm stets zur Seite stand und die Geschäfte führte oder erleichterte; das Land mußte eingetheilet werden, damit es die nöthigen Pfleger erhalten konnte, und es ward eingetheilet, nach vaterländischer Weise, in Gaue; auch mochte eine Art von Hofhaltung als nothwendig erscheinen, weil der König den Unterworfenen als Herrscher gegenüber stand, und den Verhältnissen gemäß auftreten wollte, sollte und mußte. Alle die Beamteten, welche wegen

dieser Zwecke und Verhältnisse angestellet wurden, schei nen von der Gesammtheit der Eroberer, wenn auch auf den Vorschlag des Königes, gewählet zu sein. Bei den Gesetzen des Geleites und bei der Stellung der Leute zum Könige möchte man dieser Annahme kaum ausweichen können. Von dem wichtigsten Beamteten, dem so genannten Hausmaier (major domus), dem die Verwaltung des Fiscus, des großen Gemeine=Gutes, oblag, ist sie, in späterer Zeit wenigstens, zu beweisen. Nur Diejenigen, welche der König zu seiner persönlichen und häuslichen Bedienung gebrauchte (pueri regii), wurden von ihm auch persönlich und willkührlich angenommen, und waren eben deßwegen häufig s. g. Römer, die dann, wenn sie das Vertrauen des Königes gewonnen hatten, auf seinen Vorschlag nicht selten zu Staats=Diensten befördert sein mögen. Die Beamteten, die wirklich dem Reiche dienten, und an einer solchen Stelle standen, daß sie unmittelbar mit dem König in Berührung kamen, scheinen den Namen Vertrauete (Antrustiones) geführet zu haben, und erfreueten sich als solche eines Ansehens, das ihrer Stellung würdig war. Diejenigen, welche um den König blieben, erhielten ihre Benennung nach ihren verschiedenen Geschäften; Diejenigen hingegen, welche den Gauen vorstanden, wurden Graven genannt. Durch diese Graven hingen aber nicht bloß die Vasallen der Gaue mit dem Ganzen zusammen; unter ihrer Aufsicht und Leitung wurde nicht bloß das Recht gepflegt, sondern in ihrer Hand lag auch alle Gewalt, welche der herrschende Verein gegen die Unterworfenen, für die

Verhältnisse des Krieges wie des Friedens, ausüben wollte. An der Spitze des Heeres erschienen sie als Herzoge, die Dienstpflichtigen Vasallen nicht weniger führend, als die aufgebotenen Unterthanen. Damit aber diese Gewalt, welche den Beamteten, den König, in dessen Namen sie handelten, eingeschlossen, anvertrauet war, nicht mißbraucht und dem herrschenden Vereine selbst gefährlich werden möchte, war es nothwendig, daß die sämmtlichen Vasallen sich zu bestimmten Zeiten versammelten, um den Zustand des Reiches zu berathen, um wegen des Geschehenen Lob oder Tadel zu erheben, und Lohn oder Strafe zu veranlassen, und, um für die Zukunft die nöthigen Wahlen, Einrichtungen, Gesetze und Bestimmungen zu treffen. Und natürlich war es wohl, daß diese Zusammenkünfte zugleich zur Herrschau benutzet wurden, daß mithin der Reichstag zugleich ein Lager ward (das Märzfeld).

124. Wenn man nun diese Einrichtung überdenkt, und sie in Beziehung auf die Lage der Franken und auf die Verhältnisse derselben zu würdigen suchet; so wird man gewiß gestehen müssen, daß sie den gegebenen Umständen angemessen, und für den erstrebten Zweck verständig war. Aber Keiner kann auch verkennen: die Umstände, in welchen und für welche dieselbe getroffen wurde, waren gewaltsame Umstände, und der Zweck, der durch sie erreichet werden sollte, war ein unglückseliger Zweck. Eben deßwegen konnte sich diese Einrichtung im Fortgange der Zeit nur zu gewaltsamen Verhältnissen entwickeln und mußte — nach Jahr-

hunderten — unglückselige Folgen haben. In dem Zeitraume, welchem das erste Buch dieses Werkes gewidmet ist, mag diese Entwickelung vielleicht noch nicht weit gekommen sein; da sie aber in diesem Zeitraume begann, da sie mit Nothwendigkeit erfolgte und überall erfolgte, wo das Lehen-Wesen im Fortgange der Zeit aufkam, und da überhaupt die Entwickelungs-Stufen auch späterhin selten im Einzelnen zu bezeichnen sein dürften: so mögen hier die wichtigsten dieser Folgen, wie sie in dem Wesen der ganzen Einrichtung begründet waren, zum Voraus angedeutet werden.

115. Sehen wir also zuvörderst auf die Eroberer selbst und auf ihr Verhältniß zu einander: so fällt in die Augen, daß die neue Ordnung den Keim zu mannigfacher Unordnung enthielt, und daß das Geleit gerade durch das Mittel uneins werden mußte, durch welches die Einheit erhalten werden sollte. Wer einmal zum Genuß eines Landgutes gelangt war, der mußte, nach Menschen-Weise, dahin arbeiten, daß dieser Genuß auch seinen Nachkommen gelassen werden möchte. Und da Dieses von Allen nach derselben Weise erstrebet werden mußte; da die Könige selbst dieses Streben theilten, in sofern sie ihren Söhnen, wie den Thron, so die fiscalischen Güter zu überliefern wünschten; da endlich auch Alles erreicht zu sein schien, wenn nur die Bedingungen erfüllet wurden, welche der Inhaber eines solchen Gutes zu leisten hatte: so mußte dieses Ziel bald erreicht werden. Man braucht in der That nach den Ursachen nicht zu fragen, durch welche

[illegible] sind: sie waren, dem We[illegible] [illegible] Augenblick ihrer Stiftung an, [illegible] das Wort erst sehr spät ausgesprochen [illegible] dieses Ziel erreicht war; als Dieses [illegible], welche mit gemeinsamer Gefahr ge[illegible] vollbracht hatten; als nach drei, vier, [illegible] die Erinnerung, wie man das Gut [illegible], nicht mehr so lebendig in der [illegible] des Besitzers sein konnte: ist zu erwarten, [illegible] eben so geneigt gewesen sei, die [illegible] zu erfüllen, als er den Besitz zu behaupten [illegible] war? Womit sollte der König nun [illegible] zwingen? Und wenn Mehrere [illegible] Namen führten, und, von Leidenschaft [illegible] gegen einander strebten, und sich die Va[illegible] zu entziehen suchten: waren nicht [illegible] unvermeidlich? und mußten nicht diese Händel [illegible] und zerstören, wie für die Verwaltung und [illegible] des Reiches, so in Rücksicht aller mensch[illegible] Bestrebungen?

[illegible] Betrachten wir das Lehen-Wesen ferner in [illegible] auf die Unterworfenen: so leidet es keinen [illegible], daß es Diesen Anfangs mild und behaglich [illegible] sein mag. Von der Ehre der Waffen [illegible] die Römer entwöhnet. Die Schmach, [illegible] Gesetze der Eroberer und vor deren Gerichte [illegible] so hoch geschätzet zu sein als ein Franke, ha[illegible] vielleicht, so wie andere Demüthigungen, er[illegible] gefunden gegen die grausamen Bedrückungen

der Römer, von denen sie sich nunmehr frei fühleten. Wenn sie nun erfuhren, daß ihre Unglücks-Genossen, welche in die Hand der Gothen oder der Burgundionen gefallen waren, ihr Eigenthum bis zu zwei Dritteilen abzutreten gezwungen worden: so mögen sie ihren Zustand für glücklich gehalten haben. Aber von Dauer konnte dieses Glück nicht sein. Indem sich die Franken in Gallien einlebten, und des erblichen Besitzes ihrer Lehen gewisser wurden, mußten sie, wie nach Vergrößerung dieses Besitzes im Einzelnen, so nach Vermehrung des Fiscus im Ganzen streben. Denn so wie der König seinen Thron und seine fiscalischen Güter unter seine Söhne theilete, so mußte auch ein Jeder seiner Leute streben, allen seinen Söhnen ein fiscalisches Gut zu hinterlassen. Ueberdieß mußte der Zudrang zu der Leutschaft groß werden, und viele menschliche Leidenschaften mußten in Bewegung kommen. Diese Bestrebungen und Verhältnisse mußten dann nothwendig zu einer Erweiterung des Lehen-Wesens führen. Und auf wessen Kosten konnte eine solche Erweiterung anders geschehen, als auf Kosten der Millionen, zu deren Herren sich die kleine Schaar der Eroberer durch That und Glück gemacht hatte? Wirklich wurde nach und nach ganz Gallien und Alles, was unter die Gewalt der Franken kam, in den Kreis der Lehen hinein gezogen, die Städte nicht minder als Flecken und Dörfer. Die großen Gutsbesitzer und andere reiche Menschen wußten sich zu helfen: sie schlossen sich den Eroberern an, traten in die Leutschaft des Königes und übernahmen, für den ferneren Besitz ihres alten Eigen-

thumes die Pflichten, die auf den fiscalischen Gütern lagen (feuda oblata). Die große Menge der Menschen aber wurde im Verlaufe der Zeit zur Hörigkeit hinabgewürdigt. Und als Alles genommen und die Begierde der Menschen immer größer geworden war, da mußte man wohl Aemter und Würden zu Lehen machen, oder sich unter einander abzutrotzen, abzulisten und abzustreiten suchen, was man von dem großen Raub an sich gebracht hatte. Die mächtigen Lehenleute — und besonders die hohen Beamteten — verschlangen alsdann die schwachen, machten sie zu ihren Mannen, und kamen an der Spitze ihrer Ehr-Mannei (Arimania) zu einem Trotze, den sie nicht minder gegen den König und das Reich geltend machten, als gegen Einzelne. — Der Keim zu diesem Gräuel lag im Lehen-Wesen selbst; die Zeit brachte die Entwickelung.

117. Auch in Rücksicht auf die kirchlichen und religiosen Verhältnisse mußte das Lehen-Wesen, seiner Natur nach, unglückselige Folgen haben. Die Franken, schon als Heiden gewohnet, dem Priester zu gehorchen, konnten als Christen den Priester des neuen Gottes unmöglich tiefer stellen, als der heidnische Priester gestanden hatte. Sie mußten ihn auf ihren öffentlichen Tagen zu sehen wünschen, damit sie, bei Berathung der irdischen Interessen, abgehalten würden, den himmlischen Eintrag zu thun. Durch die Geistlichen konnten sie auch am Meisten auf das Volk wirken, welches sie im Gehorsam zu erhalten strebten, und sie bedurften in mannigfacher Weise zur Verwaltung des Rei-

ches der Kenntnisse, welche den Geistlichen zu Gebote standen, und ihnen selbst abgingen. Sie mußten daher wünschen, die Geistlichen auf ihre Seite zu ziehen, und auf ihrer Seite zu erhalten. Deßwegen übertrugen sie Geistlichen gern Aemter; besonders Aemter im königlichen Rathe, die ohne einige gelehrte Bildung nicht wohl verwaltet werden konnten. Dafür erhielten die Geistlichen Lehen; sie erhielten Lehen, um auf den öffentlichen Tagen zu erscheinen; sie erhielten Lehen von dem frommen Sinne der Neu-Bekehrten, die keine andere Belohnung kannten. Indem aber fiscalische Güter an die Geistlichen kamen, wurde Himmlisches und Irdisches vermischt, und der Grund gelegt zu einem langen und bitteren Streite zwischen Thron und Altar.

118. Ferner wurde, nach Menschen-Weise, durch die Uebertragung solcher Güter an Geistliche, in diesen die Habsucht aufgeregt und manche ungeistliche Begierde gereizet; und welche Mittel standen den Geistlichen nicht zu Gebote, um fromme oder schwache Seelen zu steter Vergrößerung ihrer Besitzungen hinzulocken! — Vom Dienste des Altares wurden sie hinweg gezogen, und erschienen im Feldlager mit dem Schwert und dem Waffenrocke; wenn aber der Bischof dem Kriege nachging: wie sollte im Pfarrer der Geist des Evangeliums bleiben! — Auch wurden viele Menschen, in denen kein geistlicher Sinn wohnete, durch den Genuß, welchen die großen Besitzungen der Kirchen gewähreten, gereizet, kirchliche Aemter zu suchen; und

[illegible] verschmerzten alsdann nicht selten die [illegible] Bedrängniß. — Zugleich wurde dem armen [illegible] Zucht die Unterstützung entzogen, [illegible] Geistlichen gegen seine Dränger zu ge[illegible] waren. Denn indem die Geistlichen [illegible] Herren den Raub theilten, mußten sie, um [illegible] auch in die Mittel zur Hinder[illegible] der Grausamen eingehen. Also konnte es ge[illegible] daß bei der Religion der Liebe und der Er[illegible] die man bekannte, die Härte und Grausam[illegible] des Heidenthumes gegen den schwachen oder entwaffneten Menschen fortbestand. Es konnte geschehen, daß der Herr, wenn er mit seinem Hörigen das Mahl des Herrn genossen und sich für den Bruder desselben bekannt hatte, den Altar verließ, um auf seinen Rücken die blutige Geißel zu schwingen.

119. Endlich mußte dieses Lehen-Wesen auch, seiner Natur nach, die alte deutsche Freiheit zerstören, deren Bild bei Tacitus so schön erscheint. Freie Grundbesitzer hatten in alten Zeiten die bürgerliche Gesellschaft gebildet. Leute, als solche, waren in dieser Gesellschaft Nichts gewesen. Nun aber hatten Leute ein großes Land erobert, und trugen ihre Eroberung wenigstens in sofern nach Deutschland zurück, als sie die Wehrmanreien veranlaßten oder zwangen, das Haupt der Leute als ihren Fürsten anzuerkennen. Von diesem Augenblick an trat der freien Gemeinschaft ein Herrenthum gegenüber, von welchem dieselbe unterdrückt oder verdorben werden mußte. Wie waren die alten

Gau-Versammlungen mit den neuen März-Feldern vereinbar? Und wenn etwa anfänglich durch gemeinschaftlich gewillkührte Tage (Placita) dem auffallenden Verhältniß abzuhelfen gestrebt worden ist: so konnte auch diese Bestrebung nicht gelingen. Vor jenen stolzen Herren, die ein gemeinschaftliches Band umschlang, konnte der freie teutsche Mann, der einfach und schlicht auf freiem Gute lebte, und sich nur zur Landwehr für sein eigenes Wohl pflichtig glaubte, nicht bestehen. Deßwegen mieden die Kleineren jene öffentlichen Tage, auf welchen ihre Stimme nicht mehr geachtet ward, ingrimmig vielleicht, aber um so lieber, je beschwerlicher und kostspieliger sie werden mochten, und wurden dann vergessen; Andere verloren den Sinn für die alte Freiheit und strebten, durch das Herrenthum gelocket, in die Leutschaft zu kommen, theils, um ein fiscalisches Gut zu gewinnen, theils um zu dem angestammten die neue Herrlichkeit zu erhalten. Und so geschah es, daß sich das Lehen-Wesen auch in den alten Sitzen der teutschen Völker ausbreitete, mit der Erweiterung des Fränkischen Reiches; es geschah, daß auch hier zuerst die kleinen Freien, und alsdann die kleinen Lehen-Leute selbst von den großen in die Hörigkeit hinabgedrückt wurden; es geschah, daß, wenn auch hin und wieder ein entlegener Gau, oder ein reicher Gutsbesitzer, diesem Gräuel entkam, doch im Allgemeinen die Absichten und Gesinnungen verdarben, und daß auch hier — bei den Teutschen — bald der Dienst höher geachtet ward, als die Freiheit. —

120. Eins jedoch, was bei der Beobachtung dieses Ganges der Dinge einigen Trost gewähren, oder wenigstens einige Aussicht in dieser Nacht der Zeit eröffnen mag, ist folgende Betrachtung. Im Alterthume hatte ein doppelter Jammer die Zeiten gedrücket, die Sclaverei und die Getrenntheit von Staat und Volk. Dieser Jammer dauerte noch fort. Sollte er aber aufhören; sollten die Menschen zum Genuß ihrer ersten und heiligsten Rechte kommen; sollten die Herren von ihrer Sünde und Schande, und die Knechte von ihrem Unglück und ihrer Qual befreiet, und sollte endlich durch Gründung volksthümlicher Staaten die höchste Ausbildung der menschlichen Verhältnisse möglich gemacht werden: so war es wohl nothwendig, daß die herrschenden Menschen in eine solche Verbindung kamen, welche ihre Auflösung in sich selbst trug und die Genossen derselben feindselig gegen einander stellte, und daß zugleich die Städte in die Gewalt einzelner Herren geriethen und dadurch mit Knechten und Hörigen ein gleiches Interesse erhielten. Durch dieses Verhältniß mußte die Gewaltsamkeit so drückend, schneidend und empörend werden, daß sie unmöglich bestehen konnte, sobald nur in den Städten der Geist erwachte, und zu That und Widerstand trieb. Nun aber waren die Herren aus allen Völker-Stämmen, aus welchen das Fränkische Reich bestand. Durch die Leutschaft wurden sie einander gleich und zerrissen nach und nach die Gränzen, welche die einzelnen Stämme noch rechtlich aus einander hielten, als sie schon längst vermischt wohneten, vermischt kämpften und Einem Reiche

angehöreten. Zugleich verlangten sie als Glieder dieses Einen Reiches die Angelegenheiten desselben fortwährend wenigstens zu berathen, obgleich sie nur selten für dasselbe zu handeln Lust hatten. Daher mußte das Streben der Unterworfenen gegen ihre Dränger eine größere Bedeutung erhalten, als es früher gehabt hatte; der Gesichtskreis mußte sich erweitern, und der Begriff eines Volkes, und einer dritten, freien Menschenclasse, eines dritten Standes in diesem Volke, der Ein Interesse und Ein Ziel habe, konnte sich allmälig entwickeln. Im Uebrigen rechnet die Weltgeschichte nicht nach Tagen, sondern nach Jahrhunderten, und je langsamer der Baum wächset, desto tiefer treibet er seine Wurzel.

121. Werfen wir zum Schlusse dieser Betrachtungen noch einen Blick auf das Rechts- und Gerichts-Wesen im Fränkischen Reiche: so zeigt eine Vergleichung desselben mit dem Rechts- und Gerichts-Wesen anderer, von teutschen Völkern gegründeten Staaten, daß in dieser Rücksicht im Wesentlichen überall Ein Geist herrschend war. Die s. g. Römer im Fränkischen Reiche wurden in ihren gegenseitigen Verhältnissen bei ihrem Rechte gelassen, und dieses Recht wurde nach hergebrachter Weise gepflegt. Dieses geschah von Seiten der Eroberer aus Gleichgültigkeit, aus Nothwendigkeit, aus Unbehülflichkeit. Kam jedoch römisches Recht und Gericht mit Fränkischem Recht und Gericht in Widerstreit, so mußte jenes unstreitig weichen. Und als das Lehen-Wesen

Verhältnisse des Krieges wie des Friedens, ausüben wollte. An der Spitze des Heeres erschienen sie als Herzoge, die Dienstpflichtigen Vasallen nicht weniger führend, als die aufgebotenen Unterthanen. Damit aber diese Gewalt, welche den Beamteten, den König, in dessen Namen sie handelten, eingeschlossen, anvertrauet war, nicht mißbraucht und dem herrschenden Vereine selbst gefährlich werden möchte, war es nothwendig, daß die sämmtlichen Vasallen sich zu bestimmten Zeiten versammelten, um den Zustand des Reiches zu berathen, um wegen des Geschehenen Lob oder Tadel zu erheben, und Lohn oder Strafe zu veranlassen, und, um für die Zukunft die nöthigen Wahlen, Einrichtungen, Gesetze und Bestimmungen zu treffen. Und natürlich war es wohl, daß diese Zusammenkünfte zugleich zur Herrschau benutzet wurden, daß mithin der Reichstag zugleich ein Lager ward (das Märzfeld).

124. Wenn man nun diese Einrichtung überdenkt, und sie in Beziehung auf die Lage der Franken und auf die Verhältnisse derselben zu würdigen suchet; so wird man gewiß gestehen müssen, daß sie den gegebenen Umständen angemessen, und für den erstrebten Zweck verständig war. Aber Keiner kann auch verkennen: die Umstände, in welchen und für welche dieselbe getroffen wurde, waren gewaltsame Umstände, und der Zweck, der durch sie erreichet werden sollte, war ein unglückseliger Zweck. Eben deßwegen konnte sich diese Einrichtung im Fortgange der Zeit nur zu gewaltsamen Verhältnissen entwickeln und mußte — nach Jahr-

hunderten — unglückselige Folgen haben. In dem Zeitraume, welchem das erste Buch dieses Werkes gewidmet ist, mag diese Entwickelung vielleicht noch nicht weit gekommen sein; da sie aber in diesem Zeitraume begann, da sie mit Nothwendigkeit erfolgte und überall erfolgte, wo das Lehen-Wesen im Fortgange der Zeit aufkam, und da überhaupt die Entwickelungs-Stufen auch späterhin selten im Einzelnen zu bezeichnen sein dürften: so mögen hier die wichtigsten dieser Folgen, wie sie in dem Wesen der ganzen Einrichtung begründet waren, zum Voraus angedeutet werden.

115. Sehen wir also zuvörderst auf die Eroberer selbst und auf ihr Verhältniß zu einander: so fällt in die Augen, daß die neue Ordnung den Keim zu mannigfacher Unordnung enthielt, und daß das Geleit gerade durch das Mittel uneins werden mußte, durch welches die Einheit erhalten werden sollte. Wer einmal zum Genuß eines Landgutes gelangt war, der mußte, nach Menschen-Weise, dahin arbeiten, daß dieser Genuß auch seinen Nachkommen gelassen werden möchte. Und da Dieses von Allen nach derselben Weise erstrebet werden mußte; da die Könige selbst dieses Streben theilten, in sofern sie ihren Söhnen, wie den Thron, so die fiscalischen Güter zu überliefern wünschten; da endlich auch Alles erreicht zu sein schien, wenn nur die Bedingungen erfüllet wurden, welche der Inhaber eines solchen Gutes zu leisten hatte: so mußte dieses Ziel bald erreicht werden. Man braucht in der That nach den Ursachen nicht zu fragen, durch welche

die Lehen erblich geworden sind: sie waren, dem Wesen nach, erblich vom Augenblick ihrer Stiftung an, wenn gleich das Wort erst sehr spät ausgesprochen ward. Als aber dieses Ziel erreicht war; als Diejenigen dahin waren, welche mit gemeinsamer Gefahr gemeinsame Thaten vollbracht hatten; als nach drei, vier, zehen Geschlechtern die Erinnerung, wie man das Gut ursprünglich gewonnen, nicht mehr so lebendig in der Erinnerung des Besitzers sein konnte: ist zu erwarten, daß derselbe immer eben so geneigt gewesen sei, die Leistungen zu erfüllen, als er den Besitz zu behaupten gewiß entschlossen war? Womit sollte der König nun den Widerspänstigen zwingen? Und wenn Mehrere den königlichen Namen führten, und, von Leidenschaft fortgerissen, gegen einander strebten, und sich die Vasallen gegenseitig zu entziehen suchten: waren nicht Händel unvermeidlich? und mußten nicht diese Händel lähmen und zerstören, wie für die Verwaltung und Vertheidigung des Reiches, so in Rücksicht aller menschlichen Bestrebungen?

116. Betrachten wir das Lehen-Wesen ferner in Rücksicht auf die Unterworfenen: so leidet es keinen Zweifel, daß es Diesen Anfangs mild und behaglich vorgekommen sein mag. Von der Ehre der Waffen waren sie durch die Römer entwöhnet. Die Schmach, sogar im Gesetze der Eroberer und vor deren Gerichte nur halb so hoch geschätzet zu sein als ein Franke, haben sie vielleicht, so wie andere Demüthigungen, erträglich gefunden gegen die grausamen Bedrückungen

der Römer, von denen sie sich nunmehr frei fühleten. Wenn sie nun erfuhren, daß ihre Unglücks-Genossen, welche in die Hand der Gothen oder der Burgundionen gefallen waren, ihr Eigenthum bis zu zwei Drittheilen abzutreten gezwungen worden: so mögen sie ihren Zustand für glücklich gehalten haben. Aber von Dauer konnte dieses Glück nicht sein. Indem sich die Franken in Gallien einlebten, und des erblichen Besitzes ihrer Lehen gewisser wurden, mußten sie, wie nach Vergrößerung dieses Besitzes im Einzelnen, so nach Vermehrung des Fiscus im Ganzen streben. Denn so wie der König seinen Thron und seine fiscalischen Güter unter seine Söhne theilete, so mußte auch ein Jeder seiner Leute streben, allen seinen Söhnen ein fiscalisches Gut zu hinterlassen. Ueberdieß mußte der Zudrang zu der Leutschaft groß werden, und viele menschliche Leidenschaften mußten in Bewegung kommen. Diese Bestrebungen und Verhältnisse mußten dann nothwendig zu einer Erweiterung des Lehen-Wesens führen. Und auf wessen Kosten konnte eine solche Erweiterung anders geschehen, als auf Kosten der Millionen, zu deren Herren sich die kleine Schaar der Eroberer durch That und Glück gemacht hatte? Wirklich wurde nach und nach ganz Gallien und Alles, was unter die Gewalt der Franken kam, in den Kreis der Lehen hinein gezogen, die Städte nicht minder als Flecken und Dörfer. Die großen Gutsbesitzer und andere reiche Menschen wußten sich zu helfen: sie schlossen sich den Eroberern an, traten in die Leutschaft des Königes und übernahmen, für den ferneren Besitz ihres alten Eigen-

[illegible] die Pflichten, die auf den fiscalischen Gütern [illegible] (onera obiata). Die große Menge der Ar-[illegible] aber wurde im Verlaufe der Zeit zur Hörigkeit [illegible]gewürdigt. Und als Alles genommen und die [illegible] der Menschen immer größer geworden war, [illegible] man wohl Aemter und Würden zu Lehen [illegible] oder sich unter einander abzutrotzen, abzulisten [illegible] abzustreiten suchen, was man von dem großen [illegible] an sich gebracht hatte. Die mächtigen Lehenleute — und besonders die hohen Beamteten — verschlan-gen alsdann die schwachen, machten sie zu ihren Man-nen und kamen an der Spitze ihrer Ehr-Mannei (Ari-[illegible]) zu einem Trotze, den sie nicht minder gegen den König und das Reich geltend machten, als gegen Einzelne. — Der Keim zu diesem Gräuel lag im Le-hen-Wesen selbst; die Zeit brachte die Entwickelung.

117. Auch in Rücksicht auf die kirchlichen und religiosen Verhältnisse mußte das Lehen-Wesen, seiner Natur nach, unglückselige Folgen haben. Die Fran-ken, schon als Heiden gewohnet, dem Priester zu gehor-chen, konnten als Christen den Priester des neuen Got-tes unmöglich tiefer stellen, als der heidnische Priester gestanden hatte. Sie mußten ihn auf ihren öffentlichen Tagen zu sehen wünschen, damit sie, bei Berathung der irdischen Interessen, abgehalten würden, den himm-lischen Eintrag zu thun. Durch die Geistlichen konn-ten sie auch am Meisten auf das Volk wirken, welches sie im Gehorsam zu erhalten strebten, und sie bedurf-ten in mannigfacher Weise zur Verwaltung des Rei-

ches der Kenntnisse, welche den Geistlichen zu Gebote standen, und ihnen selbst abgingen. Sie mußten daher wünschen, die Geistlichen auf ihre Seite zu ziehen, und auf ihrer Seite zu erhalten. Deßwegen übertrugen sie Geistlichen gern Aemter; besonders Aemter im königlichen Rathe, die ohne einige gelehrte Bildung nicht wohl verwaltet werden konnten. Dafür erhielten die Geistlichen Lehen; sie erhielten Lehen, um auf den öffentlichen Tagen zu erscheinen; sie erhielten Lehen von dem frommen Sinne der Neu-Bekehrten, die keine andere Belohnung kannten. Indem aber fiscalische Güter an die Geistlichen kamen, wurde Himmlisches und Irdisches vermischt, und der Grund gelegt zu einem langen und bitteren Streite zwischen Thron und Altar.

118. Ferner wurde, nach Menschen-Weise, durch die Uebertragung solcher Güter an Geistliche, in diesen die Habsucht aufgeregt und manche ungeistliche Begierde gereizet; und welche Mittel standen den Geistlichen nicht zu Gebote, um fromme oder schwache Seelen zu steter Vergrößerung ihrer Besitzungen hinzulocken! — Vom Dienste des Altares wurden sie hinweg gezogen, und erschienen im Feldlager mit dem Schwert und dem Waffenrocke; wenn aber der Bischof dem Kriege nachging: wie sollte im Pfarrer der Geist des Evangeliums bleiben! — Auch wurden viele Menschen, in denen kein geistlicher Sinn wohnete, durch den Genuß, welchen die großen Besitzungen der Kirchen gewähreten, gereizet, kirchliche Aemter zu suchen; und

solche Menschen beschmutzeten alsdann nicht selten die heiligsten Verhältnisse. — Zugleich wurde dem armen und unterdrückten Volke die Unterstützung entzogen, welche ihm die Geistlichen gegen seine Dränger zu gewähren vermocht hätten. Denn indem die Geistlichen mit dem Eroberer den Raub theileten, mußten sie, um denselben zu sichern, auch in die Mittel zur Niederhaltung der Beraubten eingehen. Also konnte es geschehen, daß bei der Religion der Liebe und der Erbarmung, die man bekannte, die Härte und Grausamkeit des Heidenthumes gegen den schwachen oder entwürdigten Menschen fortbestand. Es konnte geschehen, daß der Herr, wenn er mit seinem Hörigen das Mahl des Herrn genossen und sich für den Bruder desselben bekannt hatte, den Altar verließ, um auf seinen Rücken die blutige Geißel zu schwingen.

119. Endlich mußte dieses Lehen-Wesen auch, seiner Natur nach, die alte teutsche Freiheit zerstören, deren Bild bei Tacitus so schön erschien. Freie Grundbesitzer hatten in alten Zeiten die bürgerliche Gesellschaft gebildet. Leute, als solche, waren in dieser Gesellschaft Nichts gewesen. Nun aber hatten Leute ein großes Land erobert, und trugen ihre Eroberung wenigstens in sofern nach Teutschland zurück, als sie die Wehrmanneien veranlaßten oder zwangen, das Haupt der Leute als ihren Fürsten anzuerkennen. Von diesem Augenblick an trat der freien Gemeinschaft ein Herrenthum gegenüber, von welchem dieselbe unterdrückt oder verdorben werden mußte. Wie waren die alten

Gau-Versammlungen mit den neuen März-Feldern vereinbar? Und wenn etwa anfänglich durch gemeinschaftlich gewillkührte Tage (Placita) dem auffallenden Verhältniß abzuhelfen gestrebt worden ist: so konnte auch diese Bestrebung nicht gelingen. Vor jenen stolzen Herren, die ein gemeinschaftliches Band umschlang, konnte der freie teutsche Mann, der einfach und schlicht auf freiem Gute lebte, und sich nur zur Landwehr für sein eigenes Wohl pflichtig glaubte, nicht bestehen. Deßwegen mieden die Kleineren jene öffentlichen Tage, auf welchen ihre Stimme nicht mehr geachtet ward, ingrimmig vielleicht, aber um so lieber, je beschwerlicher und kostspieliger sie werden mochten, und wurden dann vergessen; Andere verloren den Sinn für die alte Freiheit und strebten, durch das Herrenthum gelocket, in die Leutschaft zu kommen, theils, um ein fiscalisches Gut zu gewinnen, theils um zu dem angestammten die neue Herrlichkeit zu erhalten. Und so geschah es, daß sich das Lehen-Wesen auch in den alten Sitzen der teutschen Völker ausbreitete, mit der Erweiterung des Fränkischen Reiches; es geschah, daß auch hier zuerst die kleinen Freien, und alsdann die kleinen Lehen-Leute selbst von den großen in die Hörigkeit hinabgedrückt wurden; es geschah, daß, wenn auch hin und wieder ein entlegener Gau, oder ein reicher Gutsbesitzer, diesem Gräuel entkam, doch im Allgemeinen die Absichten und Gesinnungen verdarben, und daß auch hier — bei den Teutschen — bald der Dienst höher geachtet ward, als die Freiheit. —

120. Eins jedoch, was bei der Beobachtung dieses Ganges der Dinge einigen Trost gewähren, oder wenigstens einige Aussicht in dieser Nacht der Zeit eröffnen mag, ist folgende Betrachtung. Im Alterthume hatte ein doppelter Jammer die Zeiten gedrücket, die Sclaverei und die Getrenntheit von Staat und Volk. Dieser Jammer dauerte noch fort. Sollte er aber aufhören; sollten die Menschen zum Genuß ihrer ersten und heiligsten Rechte kommen; sollten die Herren von ihrer Sünde und Schande, und die Knechte von ihrem Unglück und ihrer Qual befreiet, und sollte endlich durch Gründung volksthümlicher Staaten die höchste Ausbildung der menschlichen Verhältnisse möglich gemacht werden: so war es wohl nothwendig, daß die herrschenden Menschen in eine solche Verbindung kamen, welche ihre Auflösung in sich selbst trug und die Genossen derselben feindselig gegen einander stellte, und daß zugleich die Städte in die Gewalt einzelner Herren geriethen und dadurch mit Knechten und Hörigen ein gleiches Interesse erhielten. Durch dieses Verhältniß mußte die Gewaltsamkeit so drückend, schneidend und empörend werden, daß sie unmöglich bestehen konnte, sobald nur in den Städten der Geist erwachte, und zu That und Widerstand trieb. Nun aber waren die Herren aus allen Völker-Stämmen, aus welchen das Fränkische Reich bestand. Durch die Leutschaft wurden sie einander gleich und zerrissen nach und nach die Gränzen, welche die einzelnen Stämme noch rechtlich aus einander hielten, als sie schon längst vermischt wohneten, vermischt kämpften und Einem Reiche

angehöreten. Zugleich verlangten sie als Glieder dieses Einen Reiches die Angelegenheiten desselben fortwährend wenigstens zu berathen, obgleich sie nur selten für dasselbe zu handeln Lust hatten. Daher mußte das Streben der Unterworfenen gegen ihre Dränger eine größere Bedeutung erhalten, als es früher gehabt hatte; der Gesichtskreis mußte sich erweitern, und der Begriff eines Volkes, und einer dritten, freien Menschenclasse, eines dritten Standes in diesem Volke, der Ein Interesse und Ein Ziel habe, konnte sich allmälig entwickeln. Im Uebrigen rechnet die Weltgeschichte nicht nach Tagen, sondern nach Jahrhunderten, und je langsamer der Baum wächset, desto tiefer treibet er seine Wurzel.

121. Werfen wir zum Schlusse dieser Betrachtungen noch einen Blick auf das Rechts- und Gerichts-Wesen im Fränkischen Reiche: so zeigt eine Vergleichung desselben mit dem Rechts- und Gerichts-Wesen anderer, von teutschen Völkern gegründeten Staaten, daß in dieser Rücksicht im Wesentlichen überall Ein Geist herrschend war. Die s. g. Römer im Fränkischen Reiche wurden in ihren gegenseitigen Verhältnissen bei ihrem Rechte gelassen, und dieses Recht wurde nach hergebrachter Weise gepflegt. Dieses geschah von Seiten der Eroberer aus Gleichgültigkeit, aus Nothwendigkeit, aus Unbehülflichkeit. Kam jedoch römisches Recht und Gericht mit Fränkischem Recht und Gericht in Widerstreit, so mußte jenes unstreitig weichen. Und als das Lehen-Wesen

sich im Fortgange der Zeit immer weiter ausbreitete: da mußte, nach der Natur der Dinge, römisches Recht und Gericht sich immer mehr zurück ziehen, und vermochte sich nur in dem gesellschaftlichen Verkehr der Städte so lange schwach zu erhalten, bis es in späterer Zeit mit dem Verfalle des Lehen-Wesens sich wieder erholen konnte. Es ist daher begreiflich, daß es im nördlichen Gallien fast ganz zu Grunde ging, während es im südlichen Theile dieses Landes fort bestand. Die Franken selbst hingegen blieben, wie die übrigen teutschen Völker, ihrem alten Volkesrechte, so lange es möglich, getreu, und an ein s. g. Landrecht wurde nicht gedacht.

122. Unter den teutschen Rechts-Büchern aber ist das s. g. salische Gesetz bei Weitem am Wichtigsten in Rücksicht des ursprünglichen teutschen Rechtes. Fast alle anderen Rechts-Bücher verrathen entweder den Einfluß römischer Rechts-Sätze, oder sie sind erst zusammen getragen, nachdem die Völker, deren Recht sie enthalten, mit dem Fränkischen Reiche vereinet waren, und haben deßwegen Veränderungen in den Grundsätzen erlitten, welche aus dieser, meistens vertragsmäßigen, Vereinigung hervorgingen. Das salische Gesetz aber ist rein teutsch. Einzelne Bestimmungen, durch die Eroberung Galliens, durch die neue Religion und durch das Lehen-Wesen nothwendig geworden, sind allerdings nicht vaterländisches Ursprunges, aber sie haben das Vaterländische nicht verdorben. Das Gesetz ist daher höchst lehrreich, sowohl in Rücksicht der frü-

heren Zeiten, als der gegenwärtigen, sowohl in Rücksicht der Ansicht von dem Werthe der Dinge dieser Welt, als in Rücksicht der Sitten und des Verkehres; nicht minder wegen des häuslichen Zustandes, als wegen der öffentlichen Verhältnisse. In allen Bestimmungen, sie mögen das Recht selbst betreffen, oder die Pflege desselben, das Gerichtswesen, offenbaret sich ein starker Sinn für die Freiheit des Menschen, und das Ziel aller Bestimmungen ist: bei dieser Freiheit den Frieden der Gesellschaft zu sichern. Eben deßwegen ist der richterlichen Willkühr Nichts überlassen; vielmehr war, bei der Genauigkeit des Gesetzes, durch ein öffentliches Verfahren vor Seines Gleichen (Rathimburgii, Rechtbürgen, Rachinburgii, Rachebürgen) unter dem Vorsitze des Grafen oder seiner Stellvertreter, dreier Sach-Mannen (Sachibarorcs), wegen des Thatbestandes jede Kränkung und Verletzung abgeschnitten, sie müßte denn etwa in Einer Art der Beweis-Führung, in den Ordalien, oder vielmehr in deren Mißbrauche, gefunden werden können. In civilrechtlicher Beziehung sind nur, in wenigen Bestimmungen, die einfachsten Verhältnisse der Gesellschaft, der Erwerb und der Besitz, sicher gestellt. Alles Andere beziehet sich auf Vergehungen und auf die Herstellung des, durch Vergehungen, gestörten Friedens der Gesellschaft, und spricht den angedeuteten Sinn überall klar und lebendig aus, wenn uns auch zuweilen die Schätzung der Vergehungen, oder die Größe der Buße, mit welcher die Vergehungen gut gemacht werden sollten (Compositio), in Verwunderung setzet.

123. Das Wichtigste im salischen Gesetze für die gesammte Geschichte ist unstreitig die Bestimmung des Wehrgeldes. Aus derselben aber gehet die Gleichheit aller Franken, die nicht in besonderen Verhältnissen standen, unleugbar hervor; und auch ein Paar andere Stellen, aus welchen man eine Ungleichheit in rechtlicher Hinsicht, und namentlich das Dasein eines Erb-Adels bei den Franken zu beweisen gesucht hat, müssen sich eine gewünschte und willführliche Deutung gefallen lassen, ehe man aus ihnen heraus erklären kann, was man so gern in ihnen finden möchte, und was sie, nach der Nothwendigkeit der Verhältnisse, gar nicht enthalten können. — Endlich verdienet die Anordnung wegen des salischen Landes (terra salica: terra aviatica), so leicht sie zu verstehen, eine besondere Erwähnung, da das Mißverständniß derselben so wichtig geworden ist.

Zwölftes Capitel.

Gründung des Longobardischen Reiches in Italien. (Gepiden und Avaren.)

124. Indem nun diese Verhältnisse, welche in dem Ursprung und in der Stellung des Fränkischen Reiches begründet waren, nach und nach, und unter mannigfaltigen, die Kräfte des Reiches in aller Weise lähmenden und schwächenden Verwirrungen und Gräueln, sich zu entwickeln begannen, erlitt Italien eine neue folgenreiche Veränderung. Dem Byzantinischen Kaiser

wurde die wieder gewonnene Herrschaft über den größ-ten Theil dieses Landes durch ein teutsches Volk, die Longobarden, entrissen, als sie kaum ein halbes Men-schen-Alter bestanden war. An sich selbst kann diese Begebenheit keinesweges auffallen. Die Wiederherstel-lung der Herrschaft war mehr ein Werk der Umstände gewesen, als der menschlichen Weisheit; sie war er-reicht mehr durch den Geist und die Kraft zweier Feld-herren, als durch die Stärke des Byzantinischen Rei-ches. Narses hatte das Land, als Exarch, mit densel-ben Künsten erhalten, mit welchen er es gewonnen. Aber den Einwohnern Italiens konnte, unter einer Verwaltung in römischer Weise, unmöglich lange die Täuschung bleiben, in welcher sie sich unter den Gothen nach dieser Verwaltung gesehnet hatten. Sie fühleten den Druck von den alten Herren desto tiefer, je größer die Hoffnung auf die Befreiung von dem Joche der Barbaren gewesen war. Narses, ohnehin von allen Mitteln entblößet, die er nicht in sich selbst und in Italien fand, mußte daher große Strenge anwenden, um eine Eroberung zu bewahren, auf welcher sein schönster Ruhm ruhete. Ueberdieß ward er alt, und durch das Alter vielleicht stumpf am Gefühl und arg-wöhnisch zugleich. Eben deßwegen dürfte durch sein Verfahren die Unzufriedenheit in Italien leicht ver-mehret sein, so wie diese Unzufriedenheit ihn wiederum zu harten Maßnahmen getrieben zu haben scheinet. Von der anderen Seite wurde durch dieses Verhältniß die Verwaltung des Landes theuer, und der Hof in Constantinopel sah von der wieder gewonnenen Herr-

[illegible] Kaisern. So lange Justi-
[illegible] mit der Ruhm; als aber der
[illegible] schwache und schwermüthige
[illegible] (seit J. 565), welcher
[illegible] theilen, da hätte man gern andere
[illegible], die Italien um so weniger gewähren
[illegible] zu den alten Leiden auch noch Un-
[illegible], wie die Pest, hinzu kamen, die keine menschli-
[illegible] anzuhalten im Stande war. Nun lassen
[illegible] die Mißhandlungen mit Gründen in
[illegible], welche der alte Narses unter diesen Um-
[illegible] von dem Kaiser und der Kaiserin erduldet ha-
[illegible], und durch welche er bewogen sein soll, im bitter-
[illegible] Ingrimme, die Longobarden nach Italien zu ru-
fen. Aber zu leugnen ist es nicht: die Verhältnisse, auf welchen die Sage von jenen Mißhandlungen und ihren Folgen ruhet, sind derselben nicht entgegen. Vielmehr ist es sehr begreiflich, daß man am Hofe zu Constantinopel auf den alten Narses gern die Schuld von Allem geworfen habe: an Klagen gegen ihn konnte es nicht fehlen. Aber es ist auch eben so wenig zu leugnen: um den Zug der Longobarden nach Italien und ihre Bezwingung dieses Landes zu begreifen, braucht man die Wahrheit jener Nachricht nicht vorauszusetzen.

125. Die Longobarden wohnten um diese Zeit in der Nähe Italiens, in Pannonien. Wie sie in diese [Ge]genden gekommen, ist unbekannt. Man mag sie, [nac]h ihren eigenen Sagen, als Winiler aus der Insel

Scandinavien kommen, oder ursprünglich im nördlichen Teutschlande, wo die Römer sie fanden, wohnen lassen: ihre Schicksale sind nicht aufgefunden und ihre Fahrten nicht entdecket. Nachdem sie ihren Namen in den früheren Kriegen wider die Römer und in dem Zwiste zwischen Hermann und Marbod bekannt gemacht hatten, scheinet die große Verbindung der Gothen auch sie, wie Rugier, Heruler, Gepiden, umschlungen, und ihnen zu Glück und Unglück, zu Sieg und Unterjochung die Richtung gegeben zu haben. Nach dem Sturze der Hunnischen Herrschaft mögen sie dann, wie die übrigen Völker, zur alten Freiheit zurück gekehret sein. Bei dem Abzuge der Rugier mit den Ost-Gothen besetzten sie das Rugeland, Noricum (J. 488?). Ferner wurden die, durch Sitten und Gesinnung häßlichen Heruler, unter Rodulf, in einem mährchenhaften Kriege (J. 495) von ihnen bezwungen; und endlich ward (J. 548) Pannonien besetzt, mit Zustimmung und auf Einladung des Byzantinischen Hofes, der diese Länder, von den Gothen in ihrem Todeskampf aufgegeben, gern in eine Hand bringen wollte, vor welcher er sich damals noch nicht zu fürchten hatte. Nunmehr gränzten sie gegen Osten mit den Gepiden, die sich einen Namen gemacht, seit sie gegen die Hunnen aufgestanden waren für ihre Freiheit und für die Freiheit aller unterworfenen Völker (65).

126. Mit diesen Gepiden aber geriethen die Longobarden in Feindschaft zum Theile wegen ihrer Stellung zu einander und ihrer gemeinsamen Bestrebun-

gen, zum Theile wegen der Aufreizungen des Byzantinischen Hofes. In dem Streit erhielten die Longobarden Genossen an den Avaren. Diese Avaren, tatarisches Stammes, waren aus dem Inneren Asiens, unter dem unübersehbaren Schieben und Drängen der Völker, herangezogen; sie hatten ihre Halbbrüder, die Bulgaren, die fast hundert Jahre früher an der Donau angekommen waren und den Byzantinischen Kaiser in seiner eigenen Hauptstadt schwer geängstiget hatten, überwunden (J. 560), und stießen jetzt, Donau aufwärts vordringend, auf die Herrschaft der Gepiden. Diese, nunmehr auf der einen Seite von einem neuen schlauen, behenden und tückischen Feinde genecket, und auf der anderen Seite von dem anderen Feinde mit aller Kraft und Streitbegierde bedränget, waren dem doppelten Kampfe nicht gewachsen. Mögen die beiden Feinde sich nun zur Vernichtung des gemeinsamen Gegners wirklich verbündet haben, oder mögen ihre Angriffe zufällig gleichzeitig gewesen sein: das Reich der Gepiden fiel an Einem Tage (J. 562); beide Feinde rühmten sich der Thaten bei diesem Werke; der König der Longobarden aber, Alboin, erlegte den König der Gepiden, Kunimund, und vermälete sich dann mit desselben Tochter, der schönen Rosimund, zu seinem Unglück und zu dem ihrigen.

127. Bei diesem Kriege gegen die Gepiden war es wahrscheinlich noch nicht die Absicht der Longobarden, die Gegend ganz zu verlassen, für deren Erhaltung sie bisher gekämpfet hatten. Wenn sie aber zu

bleiben gedachten, wo sie waren, so beriethen sie sich schlecht durch die Vernichtung des Reiches der Gepiden. Diese Vernichtung traf einen Nachbarn, der nun nicht mehr zu fürchten war; und sie erhielten einen neuen Nachbarn, der ihnen frühere Gefahren in verstärktem Maße wieder brachte. Vielleicht erkannten sie es bald, daß sie zu ohnmächtig sein würden, im Fall eines Krieges lange Widerstand zu leisten; und die Avaren mochten ihnen desto furchtbarer erscheinen, je weniger sie die Macht derselben zu übersehen im Stande waren. Bei dieser Lage der Dinge scheinen die schönen Früchte Italiens, die mancher Lombarde aus früheren Kriegsdiensten in diesem Lande gar wohl kannte, sie doppelt gereizet zu haben; und der Entschluß, einen Versuch auf dieses Land zu wagen, während noch eine friedliche Abkunft mit den Avaren möglich blieb, konnte nicht mehr schwer werden, da die Verhältnisse in Italien keinen bedeutenden Kampf fürchten ließen, und da der eigenen Schwäche durch andere Teutsche, und besonders durch eine rüstige Schaar beutelustiger Sachsen abgeholfen werden konnte.

128. Sie brachen auf, angeführet von Alboin, ihrem König (J. 568), und ihre Hoffnungen können nicht größer gewesen sein, als ihre ersten Erfolge. Narses, von dem Papste Johann bewogen, seinen Unmuth im Augenblick allgemeiner Noth zu besiegen, starb, ehe er Etwas zur Abhelfung derselben zu thun vermocht hatte, und Keiner konnte ihn ersetzen. Also fiel das obere Italien — die Lombardei — in die Ge-

...oher Sieger, die theils Heiden, theils ketzerische ...en waren, und empfand noch ein Mal die wildeste ...dung. Die Betrachtung derselben wird nur wenig dadurch erleichtert, daß jene Gründung, hinter den Lagunen des adriatischen Meeres, Venedig (64), die einst so groß und schön werden sollte, neuen Zuwachs erhielt. Indeß wurde das große Ziel, ganz Italien zu unterwerfen, nicht erreichet. Drei Dinge hinderten die Longobarden. Zuerst fanden sie vor einzelnen Städten, und im Besonderen drei Jahre lang vor Pavia, einen Widerstand, der ihre Unternehmungen aufhielt oder lähmete. Zweitens kamen, während dieser Zeit, die Einwohner zur Besinnung, erkannten den schrecklichen Feind und wandten sich von ihm hinweg oder gegen ihn. Endlich fand Alboin durch seine unglückselige Gemalin einen Tod (J. 571), welcher große Verwirrungen nach sich zog. Von der anderen Seite wurden die Ost-Römer, denen Ravenna, Rom, Neapel und andere Städte am Meere geblieben waren, durch die innere Auflösung des Reiches, durch Kriege mit den Persern, durch Justin's Persönlichkeit, und durch den Umstand, daß kein Mann gefunden ward, der, was Belisar und Narses gewonnen hatten, mit ihrem Geiste hätte vertheidigen können, außer Stand gesetzet, die Uneinigkeiten der Longobarden zu benutzen und sie aus dem Lande zu treiben. Also geschah, daß ein abscheulicher Krieg entstand, in welchen sich auch die Franken, von beiden Theilen gelocket, einmischten; ein Krieg, der desto langwieriger, träger und zäher wurde, je mehr die Longobarden und Ost-Römer freie

Hand behielten, denselben fortzusetzen. Im Allgemeinen waren allerdings die Longobarden im Vortheile; niemals jedoch haben sie, von den inneren Verhältnissen ihres Reiches, deren späterhin gedacht werden wird, gehindert, die Ost-Römer gänzlich zu bewältigen vermocht. Das arme Italien aber wurde dadurch, unter unsäglichen Leiden, in einer neuen Trennung so lange erhalten, bis andere Verhältnisse eintraten, welche eine Vereinigung des ganzen Landes bis auf unsere Tage unmöglich gemacht haben.

Zweites Buch.

Von der Gründung des Lombardischen Reiches bis zur gänzlichen Trennung Teutschlands und Frankreichs. J. 888.

Erstes Capitel.

Stellung der Völker und Staaten. (Slaven.)

129. Mit dem Zuge der Longobarden nach Italien endigten sich die Wanderungen teutscher Völker, und darum ist dieselbe gewiß von Bedeutung für die Geschichte. Die Leere war gefüllet; der Raub getheilet. Die Gewalt der Eroberer hatte sich zurück gewandt, als vorwärts Nichts mehr zu unterwerfen gewesen war. Oestlich der Fränkischen Herrschaft wurde kein teutsches Volk mehr gefunden. Nördlich lebten noch die Sachsen in alter Unabhängigkeit, aber von dem Reiche der Franken auf eine solche Weise eingeschlossen, daß sie der Vereinigung mit demselben auf keine Weise entgehen konnten. Auch mußten die Franken diese Vereinigung nothwendig erstreben. Hätte ihr bisheriges Glück sie nicht gereizet: nachdem Thü-

rungen gewonnen war, zwang sie die Lage der Länder. Nur wegen der inneren Verhältnisse des Reiches konnte es den Sachsen noch zweihundert Jahre verstattet sein, die alte Selbständigkeit zu behalten. In inneren Streitigkeiten und Kämpfen schwächten die Franken ihre Kraft und wurden unfähig, große Entwürfe zu fassen und zu verfolgen. Sie selbst sahen von außen lange Zeit keine Gefahr, und konnten sich mithin jenen Streitigkeiten unbedenklicher hingeben, bis endlich die Gefahr von einer Seite kam, von welcher man sie schwerlich gefürchtet hatte. In Italien hatten die Langobarden genug zu thun mit sich selbst und mit den Byzantinern. Die West-Gothen in Spanien waren in gleicher Lage; und wenn sie auch mehr und mehr Herren der ganzen Halb-Insel wurden, so war doch zu der Zeit, als die teutschen Wanderungen aufhöreten, weder das Reich der Sueven im Nordwesten gänzlich bezwungen, noch waren im Süden die Städte erobert, welche die Byzantiner wieder an sich zu bringen gewußt hatten (90). In dem südlichen Theile Britanniens hatten die Sachsen, Angeln und andere Teutsche in einem hundertjährigen grausamen Kampf allerdings einen großen Theil des Landes in ihre Gewalt gebracht; aber der Kampf dauerte noch fort in bisheriger Weise. Endlich waren auch die Völker Scandinaviens noch nicht aus der Nacht herausgetreten, welche von Alters her auf ihnen gelegen hatte.

130. Indem aber die teutschen Völker wenigstens zum Stille-Stehen, und damit zu äußerer Ruhe ge-

123. Das Wichtigste im salischen Gesetze für die gesammte Geschichte ist unstreitig die Bestimmung des Wehrgeldes. Aus derselben aber gehet die Gleichheit aller Franken, die nicht in besonderen Verhältnissen standen, unleugbar hervor; und auch ein Paar andere Stellen, aus welchen man eine Ungleichheit in rechtlicher Hinsicht, und namentlich das Dasein eines Erb-Adels bei den Franken zu beweisen gesucht hat, müssen sich eine gewünschte und willkührliche Deutung gefallen lassen, ehe man aus ihnen heraus erklären kann, was man so gern in ihnen finden möchte, und was sie, nach der Nothwendigkeit der Verhältnisse, gar nicht enthalten können. — Endlich verdienet die Anordnung wegen des salischen Landes (terra salica: terra aviatica), so leicht sie zu verstehen, eine besondere Erwähnung, da das Mißverständniß derselben so wichtig geworden ist.

Zwölftes Capitel.

Gründung des Longobardischen Reiches in Italien. (Gepiden und Avaren.)

124. Indem nun diese Verhältnisse, welche in dem Ursprung und in der Stellung des Fränkischen Reiches begründet waren, nach und nach, und unter mannigfaltigen, die Kräfte des Reiches in aller Weise lähmenden und schwächenden Verwirrungen und Gräueln, sich zu entwickeln begannen, erlitt Italien eine neue folgenreiche Veränderung. Dem Byzantinischen Kaiser

wurde die wieder gewonnene Herrschaft über den größten Theil dieses Landes durch ein teutsches Volk, die Longobarden, entrissen, als sie kaum ein halbes Menschen-Alter bestanden war. An sich selbst kann diese Begebenheit keinesweges auffallen. Die Wiederherstellung der Herrschaft war mehr ein Werk der Umstände gewesen, als der menschlichen Weisheit; sie war erreicht mehr durch den Geist und die Kraft zweier Feldherren, als durch die Stärke des Byzantinischen Reiches. Narses hatte das Land, als Exarch, mit denselben Künsten erhalten, mit welchen er es gewonnen. Aber den Einwohnern Italiens konnte, unter einer Verwaltung in römischer Weise, unmöglich lange die Täuschung bleiben, in welcher sie sich unter den Gothen nach dieser Verwaltung gesehnet hatten. Sie fühleten den Druck von den alten Herren desto tiefer, je größer die Hoffnung auf die Befreiung von dem Joche der Barbaren gewesen war. Narses, ohnehin von allen Mitteln entblößet, die er nicht in sich selbst und in Italien fand, mußte daher große Strenge anwenden, um eine Eroberung zu bewahren, auf welcher sein schönster Ruhm ruhete. Ueberdieß ward er alt, und durch das Alter vielleicht stumpf am Gefühl und argwöhnisch zugleich. Eben deßwegen dürfte durch sein Verfahren die Unzufriedenheit in Italien leicht vermehret sein, so wie diese Unzufriedenheit ihn wiederum zu harten Maßnahmen getrieben zu haben scheinet. Von der anderen Seite wurde durch dieses Verhältniß die Verwaltung des Landes theuer, und der Hof in Constantinopel sah von der wieder gewonnenen Herr-

schaft keinen bedeutenden Gewinn. So lange Justinian lebte, genügte wohl der Ruhm; als aber der wohlmeinende, kränkelnde, schwache und schwermüthige Justin II. auf dem Throne saß (seit J. 565), welcher diesen Ruhm nicht theilete, da hätte man gern andere Vortheile erlangt, die Italien um so weniger gewähren konnte, je mehr zu den alten Leiden auch noch Unglücksfälle, wie die Pest, hinzu kamen, die keine menschliche Macht abzuhalten im Stande war. Nun lassen sich allerdings die Mißhandlungen mit Gründen in Zweifel ziehen, welche der alte Narses unter diesen Umständen von dem Kaiser und der Kaiserin erduldet haben, und durch welche er bewogen sein soll, im bittersten Ingrimme, die Longobarden nach Italien zu rufen. Aber zu leugnen ist es nicht: die Verhältnisse, auf welchen die Sage von jenen Mißhandlungen und ihren Folgen ruhet, sind derselben nicht entgegen. Vielmehr ist es sehr begreiflich, daß man am Hofe zu Constantinopel auf den alten Narses gern die Schuld von Allem geworfen habe: an Klagen gegen ihn konnte es nicht fehlen. Aber es ist auch eben so wenig zu leugnen: um den Zug der Longobarden nach Italien und ihre Bezwingung dieses Landes zu begreifen, braucht man die Wahrheit jener Nachricht nicht vorauszusetzen.

125. Die Longobarden wohnten um diese Zeit in der Nähe Italiens, in Pannonien. Wie sie in diese Gegenden gekommen, ist unbekannt. Man mag sie, nach ihren eigenen Sagen, als Winiler aus der Insel

Scandinavien kommen, oder ursprünglich im nördlichen Teutschlande, wo die Römer sie fanden, wohnen lassen: ihre Schicksale sind nicht aufgefunden und ihre Fahrten nicht entdecket. Nachdem sie ihren Namen in den früheren Kriegen wider die Römer und in dem Zwiste zwischen Hermann und Marbod bekannt gemacht hatten, scheinet die große Verbindung der Gothen auch sie, wie Rugier, Heruler, Gepiden, umschlungen, und ihnen zu Glück und Unglück, zu Sieg und Unterjochung die Richtung gegeben zu haben. Nach dem Sturze der Hunnischen Herrschaft mögen sie dann, wie die übrigen Völker, zur alten Freiheit zurück gekehret sein. Bei dem Abzuge der Rugier mit den Ost-Gothen besetzten sie das Rugeland, Noricum (J. 488?). Ferner wurden die, durch Sitten und Gesinnung häßlichen Heruler, unter Rodulf, in einem mährchenhaften Kriege (J. 495) von ihnen bezwungen; und endlich ward (J. 548) Pannonien besetzt, mit Zustimmung und auf Einladung des Byzantinischen Hofes, der diese Länder, von den Gothen in ihrem Todeskampf aufgegeben, gern in eine Hand bringen wollte, vor welcher er sich damals noch nicht zu fürchten hatte. Nunmehr gränzten sie gegen Osten mit den Gepiden, die sich einen Namen gemacht, seit sie gegen die Hunnen aufgestanden waren für ihre Freiheit und für die Freiheit aller unterworfenen Völker (65).

126. Mit diesen Gepiden aber geriethen die Longobarden in Feindschaft zum Theile wegen ihrer Stellung zu einander und ihrer gemeinsamen Bestrebun-

gen, zum Theile wegen der Aufreizungen des Byzantinischen Hofes. In dem Streit erhielten die Longobarden Genossen an den Avaren. Diese Avaren, tatarisches Stammes, waren aus dem Inneren Asiens, unter dem unübersehbaren Schieben und Drängen der Völker, herangezogen; sie hatten ihre Halbbrüder, die Bulgaren, die fast hundert Jahre früher an der Donau angekommen waren und den Byzantinischen Kaiser in seiner eigenen Hauptstadt schwer geängstiget hatten, überwunden (J. 560), und stießen jetzt, Donau aufwärts vordringend, auf die Herrschaft der Gepiden. Diese, nunmehr auf der einen Seite von einem neuen schlauen, behenden und tückischen Feinde genecket, und auf der anderen Seite von dem anderen Feinde mit alter Kraft und Streitbegierde bedränget, waren dem doppelten Kampfe nicht gewachsen. Mögen die beiden Feinde sich nun zur Vernichtung des gemeinsamen Gegners wirklich verbündet haben, oder mögen ihre Angriffe zufällig gleichzeitig gewesen sein: das Reich der Gepiden fiel an Einem Tage (J. 562); beide Feinde rühmten sich der Thaten bei diesem Werke; der König der Longobarden aber, Alboin, erlegte den König der Gepiden, Kunimund, und vermälete sich dann mit desselben Tochter, der schönen Rosimund, zu seinem Unglück und zu dem ihrigen.

127. Bei diesem Kriege gegen die Gepiden war es wahrscheinlich noch nicht die Absicht der Longobarden, die Gegend ganz zu verlassen, für deren Erhaltung sie bisher gekämpfet hatten. Wenn sie aber zu

bleiben gedachten, wo sie waren, so beriethen sie sich schlecht durch die Vernichtung des Reiches der Gepiden. Diese Vernichtung traf einen Nachbarn, der nun nicht mehr zu fürchten war; und sie erhielten einen neuen Nachbarn, der ihnen frühere Gefahren in verstärktem Maße wieder brachte. Vielleicht erkannten sie es bald, daß sie zu ohnmächtig sein würden, im Fall eines Krieges lange Widerstand zu leisten; und die Avaren mochten ihnen desto furchtbarer erscheinen, je weniger sie die Macht derselben zu übersehen im Stande waren. Bei dieser Lage der Dinge scheinen die schönen Früchte Italiens, die mancher Lombarde aus früheren Kriegsdiensten in diesem Lande gar wohl kannte, sie doppelt gereizet zu haben; und der Entschluß, einen Versuch auf dieses Land zu wagen, während noch eine friedliche Abkunft mit den Avaren möglich blieb, konnte nicht mehr schwer werden, da die Verhältnisse in Italien keinen bedeutenden Kampf fürchten ließen, und da der eigenen Schwäche durch andere Teutsche, und besonders durch eine rüstige Schaar beutelustiger Sachsen abgeholfen werden konnte.

128. Sie brachen auf, angeführet von Alboin, ihrem König (J. 568), und ihre Hoffnungen können nicht größer gewesen sein, als ihre ersten Erfolge. Narses, von dem Papste Johann bewogen, seinen Unmuth im Augenblick allgemeiner Noth zu besiegen, starb, ehe er Etwas zur Abhelfung derselben zu thun vermocht hatte, und Keiner konnte ihn ersetzen. Also fiel das obere Italien — die Lombardei — in die Ge-

walt roher Sieger, die theils Heiden, theils ketzerische Christen waren, und empfand noch ein Mal die wildeste Zerstörung. Die Betrachtung derselben wird nur wenig dadurch erleichtert, daß jene Gründung, hinter den Lagunen des adriatischen Meeres, Venedig (64), die einst so groß und schön werden sollte, neuen Zuwachs erhielt. Indeß wurde das große Ziel, ganz Italien zu unterwerfen, nicht erreichet. Drei Dinge hinderten die Longobarden. Zuerst fanden sie vor einzelnen Städten, und im Besonderen drei Jahre lang vor Pavia, einen Widerstand, der ihre Unternehmungen aufhielt oder lähmete. Zweitens kamen, während dieser Zeit, die Einwohner zur Besinnung, erkannten den schrecklichen Feind und wandten sich von ihm hinweg oder gegen ihn. Endlich fand Alboin durch seine unglückselige Gemalin einen Tod (J. 571), welcher große Verwirrungen nach sich zog. Von der anderen Seite wurden die Ost-Römer, denen Ravenna, Rom, Neapel und andere Städte am Meere geblieben waren, durch die innere Auflösung des Reiches, durch Kriege mit den Persern, durch Justin's Persönlichkeit, und durch den Umstand, daß kein Mann gefunden ward, der, was Belisar und Narses gewonnen hatten, mit ihrem Geiste hätte vertheidigen können, außer Stand gesetzet, die Uneinigkeiten der Longobarden zu benutzen und sie aus dem Lande zu treiben. Also geschah, daß ein abscheulicher Krieg entstand, in welchen sich auch die Franken, von beiden Theilen gelocket, einmischten; ein Krieg, der desto langwieriger, träger und zäher wurde, je mehr die Longobarden und Ost-Römer freie

Hand behielten, denselben fortzusetzen. Im Allgemeinen waren allerdings die Longobarden im Vortheile; niemals jedoch haben sie, von den inneren Verhältnissen ihres Reiches, deren späterhin gedacht werden wird, gehindert, die Ost-Römer gänzlich zu bewältigen vermocht. Das arme Italien aber wurde dadurch, unter unsäglichen Leiden, in einer neuen Trennung so lange erhalten, bis andere Verhältnisse eintraten, welche eine Vereinigung des ganzen Landes bis auf unsere Tage unmöglich gemacht haben.

Zweites Buch.

…ndung des Lombardischen Reiches bis zur …chen Trennung Teutschlands und Frankreichs. J. 888.

Erstes Capitel.

…dung der Völker und Staaten. (Slaven.)

… Mit dem Zuge der Longobarden nach Ita… …digten sich die Wanderungen teutscher Völker, …darum ist dieselbe gewiß von Bedeutung für die …chichte. Die Leere war gefüllet; der Raub getheil… … Die Gewalt der Eroberer hatte sich zurück ge…ndt, als vorwärts Nichts mehr zu unterwerfen ge…en war. Oestlich der Fränkischen Herrschaft wurde …n teutsches Volk mehr gefunden. Nördlich lebten noch die Sachsen in alter Unabhängigkeit, aber von dem Reiche der Franken auf eine solche Weise eingeschlossen, daß sie der Vereinigung mit demselben auf keine Weise entgehen konnten. Auch mußten die Franken diese Vereinigung nothwendig erstreben. Hätte … bisheriges Glück sie nicht gereizet: nachdem Thü-

ringen gewonnen war, zwang sie die Lage der Länder. Nur wegen der inneren Verhältnisse des Reiches konnte es den Sachsen noch zweihundert Jahre verstattet sein, die alte Selbständigkeit zu behalten. In inneren Streitigkeiten und Kämpfen schwächten die Franken ihre Kraft und wurden unfähig, große Entwürfe zu fassen und zu verfolgen. Sie selbst sahen von außen lange Zeit keine Gefahr, und konnten sich mithin jenen Streitigkeiten unbedenklicher hingeben, bis endlich die Gefahr von einer Seite kam, von welcher man sie schwerlich gefürchtet hatte. In Italien hatten die Langobarden genug zu thun mit sich selbst und mit den Byzantinern. Die West-Gothen in Spanien waren in gleicher Lage; und wenn sie auch mehr und mehr Herren der ganzen Halb-Insel wurden, so war doch zu der Zeit, als die teutschen Wanderungen aufhöreten, weder das Reich der Sueven im Nordwesten gänzlich bezwungen, noch waren im Süden die Städte erobert, welche die Byzantiner wieder an sich zu bringen gewußt hatten (90). In dem südlichen Theile Britanniens hatten die Sachsen, Angeln und andere Teutsche in einem hundertjährigen grausamen Kampf allerdings einen großen Theil des Landes in ihre Gewalt gebracht; aber der Kampf dauerte noch fort in bisheriger Weise. Endlich waren auch die Völker Scandinaviens noch nicht aus der Nacht herausgetreten, welche von Alters her auf ihnen gelegen hatte.

130. Indem aber die teutschen Völker wenigstens zum Stille-Stehen, und damit zu äußerer Ruhe ge-

langten, höreten die Bewegungen unter den Völkern Asiens, die bisher mit den Kriegen und den Wanderungen der Teutschen in Beziehung gestanden hatten, noch keinesweges auf. Diese Bewegungen beschränkten sich jedoch von nun an auf das östliche Europa, und brachen sich an den östlichen Gränzen der teutschen Völker. Die Gränzen der teutschen Völker aber fielen mit den Gränzen des Fränkischen Reiches und des Bundes der Sachsen zusammen, und gingen nicht über die Ens, die böhmischen Berge und die Elbe hinaus. Am Südlichsten, die Lombarden in Italien und die Baiern, zum Franken-Reiche gehörig, berührend, herrscheten, seit dem Abzuge der Ersten, die räuberischen Avaren. Weiterhin, bis zum baltischen Meere, saßen Völker slavisches Stammes, in verschiedenen Vereinen und mit verschiedenen Namen. Dieser große und starke Volks-Stamm hat seine Zweige über den östlichen Theil Europa's ausgebreitet, wie der teutsche Volks-Stamm die seinigen über den westlichen. Vielleicht hat er aus Zeiten, von welchen keine Geschichte Etwas weiß, die Mitte dieser weiten Fluren zwischen dem adriatischen und dem baltischen Meere, der Oder und dem Don inne gehabt. Die alten Völker aber waren mit diesen Gegenden wenig bekannt, und die Namen Scythen und Sarmaten umfaßten alle Völker des Nordens. Zu Diesen gehörten auch die Slaven. Aber erst im sechsten Jahrhunderte kommt dieser Name in der Geschichte vor; und damals wurden die Slaven mit den Anten als Zweige der Wenden angesehen. Von den teutschen Völkern, bei der Bildung großer

Wehrmanneien, wahrscheinlich unterworfen, nachmals unter die Herrschaft der Hunnen gebracht, deren Siege sie vielleicht gefördert haben, mögen sie bei dem Sturze der Herrschaft Attila's wieder zur Freiheit gelanget sein; und diese Freiheit scheinen sie dann in den neuen Verhältnissen mannigfaltig benutzet zu haben. Also gelang ihnen, sich nach allen Seiten hin auszubreiten, und, da die Teutschen, nach Süden und Westen strebend, die östlichen Marken schwächen mußten, dem Licht und der Bildung näher zu kommen. Sie mögen westlich auf teutsche Völker das Joch gelegt haben, das sie selbst getragen hatten, wie nach anderen Seiten auf andere Völker.

131. Die Namen der einzelnen slavischen Völkerschaften und Vereine haben für eine allgemeine Geschichte keine Bedeutung. Einige waren schon verschwunden, ohne daß sich an sie irgend eine große Erinnerung knüpfen ließe; andere werden erst in späterer Zeit wichtig. Merkwürdiger aber sind die einzelnen Züge, welche von der Slaven Art und Sitten vorkommen. In vielen Stücken waren sie, obwohl immer eigenthümlich, den alten Teutschen nicht ungleich, weder an Gestalt und Wuchs, noch an den Einrichtungen des Lebens. Man erkennet die Natur des Nordens in beiden Völkern. So wie jedoch das Land, das sie bewohnen, an Schönheit, Lebensfülle und Berührung mit dem Meere hinter den Ländern zurückstehet, in welchen die Teutschen sich auslebten, und wie es entfernter ist von den alten Sitzen der Bildung, so sind

auch die Slaven hinter den Teutschen von Alters her bis auf diesen Tag zurück gewesen in jeglicher Bildung. Auch hat ihnen im Verlaufe der Zeit das geschadet, daß sie sich nur in der Mitte des Landes rein und herrschend zu erhalten gewußt haben, während sie an den Ufern des Meeres unterworfen und um ihre Eigenthümlichkeit gebracht sind. Glücklicher Weise hatte die Natur eine gewisse Unstetigkeit in ihr Wesen gelegt; aber wenn sie durch diese Unstetigkeit vor dem Einschlafen bewahret sind, so haben sie doch ihre Nachbaren keinesweges einzuholen vermocht. So zeigen sich z. B. die Slaven eben so kriegerisch, als die Teutschen, aber weniger geschickt im Angriff, als ausharrend in der Vertheidigung; sie zeigen dieselbe Liebe zur Freiheit, aber sie scheinet mehr ein Hang zur Unabhängigkeit, als ein Streben nach einem gemeinen Wesen. Uebrigens dieselbe Einfachheit, dieselbe Gastfreundschaft, dieselbe fromme Treue, wie bei den alten Teutschen, fünf oder sechs Jahrhunderte früher!

Zweites Capitel.

Das Frankenreich beim Verfalle des Merovingischen Hauses.

132. Die Geschichte, festhaltend an ihrem Grundsatze, knüpfet billig die Entwickelung des Lebens der Völker in dieser Stellung an die Verhältnisse des Reiches der Franken, des mächtigsten, reichsten, lebendigsten. Dieses Reich aber stand zu der Zeit, als die Longobarden ihre Herrschaft in Italien gründeten, un-

ter Chlodwig's Enkeln. Der Zustand desselben war in aller Weise abscheulich. Unter rohen Barbaren, die zur Allgewalt gelangen, wird es schwerlich jemals an Gräßlichkeiten aller Art fehlen. Die Franken aber hatten in Gallien römische und griechische Schwelgerei, Ueppigkeit und Wollust vorgefunden und sich hinein gestürzet mit eigener Kräftigkeit. Das mußte einen heillosen Zustand erzeugen! Ueberdieß geriethen die Franken in mannigfache und große Verirrungen, weil sie, zum Christenthum übergetreten, sich an die Sprache der Bibel hielten, die sie von Zeit und Verhältnissen losrissen und deßwegen nothwendig mißverstanden. Endlich kamen wilde Leidenschaften hinzu, mit welchen zwei Frauen das königliche Haus zerrütteten: Brunhilde, ausgezeichnet durch ihre Abstammung, ihre Schönheit, ihre Bildung und ihre rachgierige Herrsucht, und Fredegunde, die ihre niedere Herkunft und alle Anschläge ihrer Neider und Verfolger zu besiegen wußte durch einen scharfen Verstand, eine große Klugheit und jene grausame Entschlossenheit, die sich vor keinem Mittel scheuet. Die Frevel und Verbrechen, zu welchen diese beiden Weiber, durch vier Jahrzehende, die Franken verleiteten, oder zu welchen sie doch Veranlassung gaben, konnten mit ihrem Tode nicht in Vergessenheit gerathen; und wäre es auch möglich gewesen, daß sie aus dem Andenken der Menschen verschwunden wären: ihre Folgen mußten fortwirken von Geschlechte zu Geschlechte.

133. Es ist wahr: die Beobachtung dieser Ab-

walt roher Sieger, die theils Heiden, theils ketzerische Christen waren, und empfand noch ein Mal die wildeste Zerstörung. Die Betrachtung derselben wird nur wenig dadurch erleichtert, daß jene Gründung, hinter den Lagunen des adriatischen Meeres, Venedig (64), die einst so groß und schön werden sollte, neuen Zuwachs erhielt. Indeß wurde das große Ziel, ganz Italien zu unterwerfen, nicht erreichet. Drei Dinge hinderten die Longobarden. Zuerst fanden sie vor einzelnen Städten, und im Besonderen drei Jahre lang vor Pavia, einen Widerstand, der ihre Unternehmungen aufhielt oder lähmete. Zweitens kamen, während dieser Zeit, die Einwohner zur Besinnung, erkannten den schrecklichen Feind und wandten sich von ihm hinweg oder gegen ihn. Endlich fand Alboin durch seine unglückselige Gemalin einen Tod (J. 571), welcher große Verwirrungen nach sich zog. Von der anderen Seite wurden die Ost-Römer, denen Ravenna, Rom, Neapel und andere Städte am Meere geblieben waren, durch die innere Auflösung des Reiches, durch Kriege mit den Persern, durch Justin's Persönlichkeit, und durch den Umstand, daß kein Mann gefunden ward, der, was Belisar und Narses gewonnen hatten, mit ihrem Geiste hätte vertheidigen können, außer Stand gesetzet, die Uneinigkeiten der Longobarden zu benutzen und sie aus dem Lande zu treiben. Also geschah, daß ein abscheulicher Krieg entstand, in welchen sich auch die Franken, von beiden Theilen gelocket, einmischten; ein Krieg, der desto langwieriger, träger und zäher wurde, je mehr die Longobarden und Ost-Römer freie

Hand behielten, denselben fortzusetzen. Im Allgemeinen waren allerdings die Longobarden im Vortheile; niemals jedoch haben sie, von den inneren Verhältnissen ihres Reiches, deren späterhin gedacht werden wird, gehindert, die Ost-Römer gänzlich zu bewältigen vermocht. Das arme Italien aber wurde dadurch, unter unsäglichen Leiden, in einer neuen Trennung so lange erhalten, bis andere Verhältnisse eintraten, welche eine Vereinigung des ganzen Landes bis auf unsere Tage unmöglich gemacht haben.

Zweites Buch.

Von der Gründung des Lombardischen Reiches bis zur gänzlichen Trennung Teutschlands und Frankreichs. J. 888.

Erstes Capitel.

Stellung der Völker und Staaten. (Slaven.)

129. Mit dem Zuge der Longobarden nach Italien endigten sich die Wanderungen teutscher Völker, und darum ist dieselbe gewiß von Bedeutung für die Geschichte. Die Leere war gefüllet; der Raub getheilet. Die Gewalt der Eroberer hatte sich zurück gewandt, als vorwärts Nichts mehr zu unterwerfen gewesen war. Oestlich der Fränkischen Herrschaft wurde kein teutsches Volk mehr gefunden. Nördlich lebten noch die Sachsen in alter Unabhängigkeit, aber von dem Reiche der Franken auf eine solche Weise eingeschlossen, daß sie der Vereinigung mit demselben auf keine Weise entgehen konnten. Auch mußten die Franken diese Vereinigung nothwendig erstreben. Hätte ihr bisheriges Glück sie nicht gereizet: nachdem Thü-

ringen gewonnen war, zwang sie die Lage der Länder. Nur wegen der inneren Verhältnisse des Reiches konnte es den Sachsen noch zweihundert Jahre verstattet sein, die alte Selbständigkeit zu behalten. In inneren Streitigkeiten und Kämpfen schwächten die Franken ihre Kraft und wurden unfähig, große Entwürfe zu fassen und zu verfolgen. Sie selbst sahen von außen lange Zeit keine Gefahr, und konnten sich mithin jenen Streitigkeiten unbedenklicher hingeben, bis endlich die Gefahr von einer Seite kam, von welcher man sie schwerlich gefürchtet hatte. In Italien hatten die Langobarden genug zu thun mit sich selbst und mit den Byzantinern. Die West-Gothen in Spanien waren in gleicher Lage; und wenn sie auch mehr und mehr Herren der ganzen Halb-Insel wurden, so war doch zu der Zeit, als die teutschen Wanderungen aufhöreten, weder das Reich der Sueven im Nordwesten gänzlich bezwungen, noch waren im Süden die Städte erobert, welche die Byzantiner wieder an sich zu bringen gewußt hatten (90). In dem südlichen Theile Britanniens hatten die Sachsen, Angeln und andere Teutsche in einem hundertjährigen grausamen Kampf allerdings einen großen Theil des Landes in ihre Gewalt gebracht; aber der Kampf dauerte noch fort in bisheriger Weise. Endlich waren auch die Völker Scandinaviens noch nicht aus der Nacht herausgetreten, welche von Alters her auf ihnen gelegen hatte.

130. Indem aber die teutschen Völker wenigstens zum Stille-Stehen, und damit zu äußerer Ruhe ge-

[illegible] Bewegungen unter den Völkern [illegible] mit den Kriegen und den Wande[illegible] in Beziehung gestanden hatten, [illegible] Diese Bewegungen beschränk[illegible] [illegible] an auf das östliche Europa, [illegible] den östlichen Gränzen der teutschen [illegible] der teutschen Völker aber fielen [illegible] Fränkischen Reiches und des Bundes [illegible], und gingen nicht über die Ens, [illegible] und die Elbe hinaus. Am Südlich[illegible] [illegible] in Italien und die Baiern, zum [illegible] gehörig, berührend, herrscheten, seit [illegible] der Ersten, die räuberischen Avaren. Wei[illegible] [illegible] zum baltischen Meere, saßen Völker slavi[illegible] [illegible], in verschiedenen Vereinen und mit ver[illegible] [illegible] Namen. Dieser große und starke Volks[illegible] [illegible] hat seine Zweige über den östlichen Theil Eu[illegible] [illegible] ausgebreitet, wie der teutsche Volks-Stamm [illegible] seinigen über den westlichen. Vielleicht hat er [illegible] Zeiten, von welchen keine Geschichte Etwas weiß, [illegible] Mitte dieser weiten Fluren zwischen dem adriati[illegible] [illegible] und dem baltischen Meere, der Oder und dem [illegible] inne gehabt. Die alten Völker aber waren mit [illegible] Gegenden wenig bekannt, und die Namen Scy[illegible] then und Sarmaten umfaßten alle Völker des Nor[illegible] dens. Zu diesen gehörten auch die Slaven. Aber erst im sechsten Jahrhunderte kommt dieser Name in der Geschichte vor; und damals wurden die Slaven mit den Anten als Zweige der Wenden angesehen.

[illegible] teutschen Völkern, bei der Bildung großer

Wehrmanneien, wahrscheinlich unterworfen, nachmals unter die Herrschaft der Hunnen gebracht, deren Siege sie vielleicht gefördert haben, mögen sie bei dem Sturze der Herrschaft Attila's wieder zur Freiheit gelanget sein; und diese Freiheit scheinen sie dann in den neuen Verhältnissen mannigfaltig benutzet zu haben. Also gelang ihnen, sich nach allen Seiten hin auszubreiten, und, da die Teutschen, nach Süden und Westen strebend, die östlichen Marken schwächen mußten, dem Licht und der Bildung näher zu kommen. Sie mögen westlich auf teutsche Völker das Joch gelegt haben, das sie selbst getragen hatten, wie nach anderen Seiten auf andere Völker.

131. Die Namen der einzelnen slavischen Völkerschaften und Vereine haben für eine allgemeine Geschichte keine Bedeutung. Einige waren schon verschwunden, ohne daß sich an sie irgend eine große Erinnerung knüpfen ließe; andere werden erst in späterer Zeit wichtig. Merkwürdiger aber sind die einzelnen Züge, welche von der Slaven Art und Sitten vorkommen. In vielen Stücken waren sie, obwohl immer eigenthümlich, den alten Teutschen nicht ungleich, weder an Gestalt und Wuchs, noch an den Einrichtungen des Lebens. Man erkennet die Natur des Nordens in beiden Völkern. So wie jedoch das Land, das sie bewohnen, an Schönheit, Lebensfülle und Berührung mit dem Meere hinter den Ländern zurückstehet, in welchen die Teutschen sich auslebten, und wie es entfernter ist von den alten Sitzen der Bildung, so sind

auch die Slaven hinter den Teutschen von Alters her bis auf diesen Tag zurück gewesen in jeglicher Bildung. Auch hat ihnen im Verlaufe der Zeit das geschadet, daß sie sich nur in der Mitte des Landes rein und herrschend zu erhalten gewußt haben, während sie an den Ufern des Meeres unterworfen und um ihre Eigenthümlichkeit gebracht sind. Glücklicher Weise hatte die Natur eine gewisse Unstetigkeit in ihr Wesen gelegt; aber wenn sie durch diese Unstetigkeit vor dem Einschlafen bewahret sind, so haben sie doch ihre Nachbaren keinesweges einzuholen vermocht. So zeigen sich z. B. die Slaven eben so kriegerisch, als die Teutschen, aber weniger geschickt im Angriff, als ausharrend in der Vertheidigung; sie zeigen dieselbe Liebe zur Freiheit, aber sie scheinet mehr ein Hang zur Unabhängigkeit, als ein Streben nach einem gemeinen Wesen. Uebrigens dieselbe Einfachheit, dieselbe Gastfreundschaft, dieselbe fromme Treue, wie bei den alten Teutschen, fünf oder sechs Jahrhunderte früher!

Zweites Capitel.

Das Frankenreich beim Verfalle des Merovingischen Hauses.

132. Die Geschichte, festhaltend an ihrem Grundsatze, knüpfet billig die Entwickelung des Lebens der Völker in dieser Stellung an die Verhältnisse des Reiches der Franken, des mächtigsten, reichsten, lebendigsten. Dieses Reich aber stand zu der Zeit, als die Longobarden ihre Herrschaft in Italien gründeten, un-

ter Chlodwig's Enkeln. Der Zustand desselben war in aller Weise abscheulich. Unter rohen Barbaren, die zur Allgewalt gelangen, wird es schwerlich jemals an Gräßlichkeiten aller Art fehlen. Die Franken aber hatten in Gallien römische und griechische Schwelgerei, Ueppigkeit und Wollust vorgefunden und sich hinein gestürzet mit eigener Kräftigkeit. Das mußte einen heillosen Zustand erzeugen! Ueberdieß geriethen die Franken in mannigfache und große Verirrungen, weil sie, zum Christenthum übergetreten, sich an die Sprache der Bibel hielten, die sie von Zeit und Verhältnissen losrissen und deßwegen nothwendig mißverstanden. Endlich kamen wilde Leidenschaften hinzu, mit welchen zwei Frauen das königliche Haus zerrütteten: Brunhilde, ausgezeichnet durch ihre Abstammung, ihre Schönheit, ihre Bildung und ihre rachgierige Herrsucht, und Fredegunde, die ihre niedere Herkunft und alle Anschläge ihrer Neider und Verfolger zu besiegen wußte durch einen scharfen Verstand, eine große Klugheit und jene grausame Entschlossenheit, die sich vor keinem Mittel scheuet. Die Frevel und Verbrechen, zu welchen diese beiden Weiber, durch vier Jahrzehende, die Franken verleiteten, oder zu welchen sie doch Veranlassung gaben, konnten mit ihrem Tode nicht in Vergessenheit gerathen; und wäre es auch möglich gewesen, daß sie aus dem Andenken der Menschen verschwunden wären: ihre Folgen mußten fortwirken von Geschlechte zu Geschlechte.

133. Es ist wahr: die Beobachtung dieser Ab-

scheulichkeiten gehöret zu den widerlichsten Aufgaben in der Geschichte, da sich neben den Lastern, Verworfenheiten und Schandthaten so wenig Tugend, Kraft und Ehre zeiget. Drei wichtige Dinge indeß ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, und machen auch, mitten unter den Verwirrungen und Zerrüttungen, die größte Hoffnung zu einer glücklicheren Entwickelung. Zuerst erhält sich nicht bloß das Christenthum, sondern es breitet sich aus und setzet sich fest, wenn es gleich die brennenden Leidenschaften verwilderter Menschen nicht zu bändigen vermag. Zweitens ist in den mannigfaltigen Veränderungen und Bewegungen ein Hinstreben zur Völker-Bildung, zur Gründung neuer Eigenthümlichkeiten, zur Absonderung des Rein-Teutschen von dem gemischten Teutschen unverkennbar. Die Abtheilung in Austrasien und Neustrasien (mit Burgund), die immer wieder hervortrat, zeuget von diesem Streben: so lange aber die Sachsen in alter Unabhängigkeit fortbestanden, war eine gänzliche Sonderung Austrasiens von Neustrien vielleicht eben so wenig möglich, als sie wahrscheinlich ziemlich unnütz gewesen sein würde für die Fortbildung des Geistes. Endlich gewann unter den Verworrenheiten des königlichen Hauses und des ganzen Reiches einer der Beamteten desselben, der Major Domus, eine so große Gewalt, daß sich das alte verfaulte Geschlecht der Merovinger unmöglich vor derselben auf seinen blutigen Thronen halten konnte, sobald die Macht der Gewohnheit im Volke durch den Geist kräftiger Männer besieget war.

134. Der Major Domus (Hausmaier?) nämlich war schwerlich jemals bloßer Haus-Diener des Königes gewesen, vielmehr war er, scheinet es, vom Anfange der Eroberung an der Aufseher über das große Gemein-Gut der Eroberer (113), der von den Leuten selbst, etwa auf Vorschlag des Königes, erwählet ward, um zu verhüten, daß der König die Lehen an sich zöge oder verschleuderte, und wohl nicht, um des Königes Antheil von diesem Gute zu verwalten. Mit anderen Worten: der Major Domus war der Verwalter des Fiscus, und hatte nicht bloß auf die Domaine, sondern auch auf die Beneficien zu achten, damit dem Zwecke gemäß über Beide verfügt und damit für den Besitz auch der Dienst geleistet würde. Der Major Domus war mithin, weil er von den Leuten gewählet ward, ein Bevollmächtigter dieser Leute, und war neben den König gestellet, damit sie einen Mann hätten, der wegen der Verwendung des Fiscus ohne Schwierigkeit zur Rechenschaft gezogen werden konnte. Ohne Zweifel machte dieses Amt Den, welcher es führete, zu einem wichtigen Mann im Staate, weil ja durch das große Gemein-Gut die ganze Verbindung der Eroberer zusammen gehalten wurde (111) und weil ein Jeder mit ihm in gutem Vernehmen zu stehen suchen mußte, der Lehen hatte oder zu erhalten wünschte. So lange jedoch die Könige Heerführer blieben und an der Spitze der Leute an großen Tagen erschienen, und so lange der Major Domus gewisser Maßen nur ein Rechnungs-Führer, wenn gleich in einem eigenthümlichen Sinne, blieb: so lange konnte derselbe auf die

Zweites Buch.

Von der Gründung des Lombardischen Reiches bis zur gänzlichen Trennung Teutschlands und Frankreichs. J. 888.

Erstes Capitel.

Stellung der Völker und Staaten. (Slaven.)

129. Mit dem Zuge der Longobarden nach Italien endigten sich die Wanderungen teutscher Völker, und darum ist dieselbe gewiß von Bedeutung für die Geschichte. Die Leere war gefüllet; der Raub getheilet. Die Gewalt der Eroberer hatte sich zurück gewandt, als vorwärts Nichts mehr zu unterwerfen gewesen war. Oestlich der Fränkischen Herrschaft wurde kein teutsches Volk mehr gefunden. Nördlich lebten noch die Sachsen in alter Unabhängigkeit, aber von dem Reiche der Franken auf eine solche Weise eingeschlossen, daß sie der Vereinigung mit demselben auf keine Weise entgehen konnten. Auch mußten die Franken diese Vereinigung nothwendig erstreben. Hätte ihr bisheriges Glück sie nicht gereizet: nachdem Thü-

ringen gewonnen war, zwang sie die Lage der Länder. Nur wegen der inneren Verhältnisse des Reiches konnte es den Sachsen noch zweihundert Jahre verstattet sein, die alte Selbständigkeit zu behalten. In inneren Streitigkeiten und Kämpfen schwächten die Franken ihre Kraft und wurden unfähig, große Entwürfe zu fassen und zu verfolgen. Sie selbst sahen von außen lange Zeit keine Gefahr, und konnten sich mithin jenen Streitigkeiten unbedenklicher hingeben, bis endlich die Gefahr von einer Seite kam, von welcher man sie schwerlich gefürchtet hatte. In Italien hatten die Langobarden genug zu thun mit sich selbst und mit den Byzantinern. Die West-Gothen in Spanien waren in gleicher Lage; und wenn sie auch mehr und mehr Herren der ganzen Halb-Insel wurden, so war doch zu der Zeit, als die teutschen Wanderungen aufhöreten, weder das Reich der Sueven im Nordwesten gänzlich bezwungen, noch waren im Süden die Städte erobert, welche die Byzantiner wieder an sich zu bringen gewußt hatten (90). In dem südlichen Theile Britanniens hatten die Sachsen, Angeln und andere Teutsche in einem hundertjährigen grausamen Kampf allerdings einen großen Theil des Landes in ihre Gewalt gebracht; aber der Kampf dauerte noch fort in bisheriger Weise. Endlich waren auch die Völker Scandinaviens noch nicht aus der Nacht herausgetreten, welche von Alters her auf ihnen gelegen hatte.

130. Indem aber die teutschen Völker wenigstens zum Stille-Stehen, und damit zu äußerer Ruhe ge-

langten, höreten die Bewegungen unter den Völkern Asiens, die bisher mit den Kriegen und den Wanderungen der Teutschen in Beziehung gestanden hatten, noch keinesweges auf. Diese Bewegungen beschränkten sich jedoch von nun an auf das östliche Europa, und brachen sich an den östlichen Gränzen der teutschen Völker. Die Gränzen der teutschen Völker aber fielen mit den Gränzen des Fränkischen Reiches und des Bundes der Sachsen zusammen, und gingen nicht über die Ens, die böhmischen Berge und die Elbe hinaus. Am Südlichsten, die Lombarden in Italien und die Baiern, zum Franken-Reiche gehörig, berührend, herrscheten, seit dem Abzuge der Ersten, die räuberischen Avaren. Weiterhin, bis zum baltischen Meere, saßen Völker slavisches Stammes, in verschiedenen Vereinen und mit verschiedenen Namen. Dieser große und starke Volks-Stamm hat seine Zweige über den östlichen Theil Europa's ausgebreitet, wie der teutsche Volks-Stamm die seinigen über den westlichen. Vielleicht hat er aus Zeiten, von welchen keine Geschichte Etwas weiß, die Mitte dieser weiten Fluren zwischen dem adriatischen und dem baltischen Meere, der Oder und dem Don inne gehabt. Die alten Völker aber waren mit diesen Gegenden wenig bekannt, und die Namen Scythen und Sarmaten umfaßten alle Völker des Nordens. Zu Diesen gehörten auch die Slaven. Aber erst im sechsten Jahrhunderte kommt dieser Name in der Geschichte vor; und damals wurden die Slaven mit den Anten als Zweige der Wenden angesehen. Von den teutschen Völkern, bei der Bildung großer

Wehrmanneien, wahrscheinlich unterworfen, nachmals unter die Herrschaft der Hunnen gebracht, deren Siege sie vielleicht gefördert haben, mögen sie bei dem Sturze der Herrschaft Attila's wieder zur Freiheit gelanget sein; und diese Freiheit scheinen sie dann in den neuen Verhältnissen mannigfaltig benutzet zu haben. Also gelang ihnen, sich nach allen Seiten hin auszubreiten, und, da die Teutschen, nach Süden und Westen strebend, die östlichen Marken schwächen mußten, dem Licht und der Bildung näher zu kommen. Sie mögen westlich auf teutsche Völker das Joch gelegt haben, das sie selbst getragen hatten, wie nach anderen Seiten auf andere Völker.

131. Die Namen der einzelnen slavischen Völkerschaften und Vereine haben für eine allgemeine Geschichte keine Bedeutung. Einige waren schon verschwunden, ohne daß sich an sie irgend eine große Erinnerung knüpfen ließe; andere werden erst in späterer Zeit wichtig. Merkwürdiger aber sind die einzelnen Züge, welche von der Slaven Art und Sitten vorkommen. In vielen Stücken waren sie, obwohl immer eigenthümlich, den alten Teutschen nicht ungleich, weder an Gestalt und Wuchs, noch an den Einrichtungen des Lebens. Man erkennet die Natur des Nordens in beiden Völkern. So wie jedoch das Land, das sie bewohnen, an Schönheit, Lebensfülle und Berührung mit dem Meere hinter den Ländern zurückstehet, in welchen die Teutschen sich auslebten, und wie es entfernter ist von den alten Sitzen der Bildung, so sind

auch die Slaven hinter den Teutschen von Alters her bis auf diesen Tag zurück gewesen in jeglicher Bildung. Auch hat ihnen im Verlaufe der Zeit das geschadet, daß sie sich nur in der Mitte des Landes rein und herrschend zu erhalten gewußt haben, während sie an den Ufern des Meeres unterworfen und um ihre Eigenthümlichkeit gebracht sind. Glücklicher Weise hatte die Natur eine gewisse Unstetigkeit in ihr Wesen gelegt; aber wenn sie durch diese Unstetigkeit vor dem Einschlafen bewahret sind, so haben sie doch ihre Nachbaren keinesweges einzuholen vermocht. So zeigen sich z. B. die Slaven eben so kriegerisch, als die Teutschen, aber weniger geschickt im Angriff, als ausharrend in der Vertheidigung; sie zeigen dieselbe Liebe zur Freiheit, aber sie scheinet mehr ein Hang zur Unabhängigkeit, als ein Streben nach einem gemeinen Wesen. Uebrigens dieselbe Einfachheit, dieselbe Gastfreundschaft, dieselbe fromme Treue, wie bei den alten Teutschen, fünf oder sechs Jahrhunderte früher!

Zweites Capitel.

Das Frankenreich beim Verfalle des Merovingischen Hauses.

132. Die Geschichte, festhaltend an ihrem Grundsatze, knüpfet billig die Entwickelung des Lebens der Völker in dieser Stellung an die Verhältnisse des Reiches der Franken, des mächtigsten, reichsten, lebendigsten. Dieses Reich aber stand zu der Zeit, als die Longobarden ihre Herrschaft in Italien gründeten, un-

ter Chlodwig's Enkeln. Der Zustand desselben war in aller Weise abscheulich. Unter rohen Barbaren, die zur Allgewalt gelangen, wird es schwerlich jemals an Gräßlichkeiten aller Art fehlen. Die Franken aber hatten in Gallien römische und griechische Schwelgerei, Ueppigkeit und Wollust vorgefunden und sich hinein gestürzet mit eigener Kräftigkeit. Das mußte einen heillosen Zustand erzeugen! Ueberdieß geriethen die Franken in mannigfache und große Verirrungen, weil sie, zum Christenthum übergetreten, sich an die Sprache der Bibel hielten, die sie von Zeit und Verhältnissen losrissen und deßwegen nothwendig mißverstanden. Endlich kamen wilde Leidenschaften hinzu, mit welchen zwei Frauen das königliche Haus zerrütteten: Brunhilde, ausgezeichnet durch ihre Abstammung, ihre Schönheit, ihre Bildung und ihre rachgierige Herrsucht, und Fredegunde, die ihre niedere Herkunft und alle Anschläge ihrer Neider und Verfolger zu besiegen wußte durch einen scharfen Verstand, eine große Klugheit und jene grausame Entschlossenheit, die sich vor keinem Mittel scheuet. Die Frevel und Verbrechen, zu welchen diese beiden Weiber, durch vier Jahrzehende, die Franken verleiteten, oder zu welchen sie doch Veranlassung gaben, konnten mit ihrem Tode nicht in Vergessenheit gerathen; und wäre es auch möglich gewesen, daß sie aus dem Andenken der Menschen verschwunden wären: ihre Folgen mußten fortwirken von Geschlechte zu Geschlechte.

133. Es ist wahr: die Beobachtung dieser Ab-

scheulichkeiten gehöret zu den widerlichsten Aufgaben in der Geschichte, da sich neben den Lastern, Verworfenheiten und Schandthaten so wenig Tugend, Kraft und Ehre zeiget. Drei wichtige Dinge indeß ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, und machen auch, mitten unter den Verwirrungen und Zerrüttungen, die größte Hoffnung zu einer glücklicheren Entwickelung. Zuerst erhält sich nicht bloß das Christenthum, sondern es breitet sich aus und setzet sich fest, wenn es gleich die brennenden Leidenschaften verwilderter Menschen nicht zu bändigen vermag. Zweitens ist in den mannigfaltigen Veränderungen und Bewegungen ein Hinstreben zur Völker-Bildung, zur Gründung neuer Eigenthümlichkeiten, zur Absonderung des Rein-Teutschen von dem gemischten Teutschen unverkennbar. Die Abtheilung in Austrasien und Neustrasien (mit Burgund), die immer wieder hervortrat, zeuget von diesem Streben: so lange aber die Sachsen in alter Unabhängigkeit fortbestanden, war eine gänzliche Sonderung Austrasiens von Neustrien vielleicht eben so wenig möglich, als sie wahrscheinlich ziemlich unnütz gewesen sein würde für die Fortbildung des Geistes. Endlich gewann unter den Verworrenheiten des königlichen Hauses und des ganzen Reiches einer der Beamteten desselben, der Major Domus, eine so große Gewalt, daß sich das alte verfaulte Geschlecht der Merovinger unmöglich vor derselben auf seinen blutigen Thronen halten konnte, sobald die Macht der Gewohnheit im Volke durch den Geist kräftiger Männer besieget war.

134. Der Major Domus (Hausmaier?) nämlich war schwerlich jemals bloßer Haus-Diener des Königes gewesen, vielmehr war er, scheinet es, vom Anfange der Eroberung an der Aufseher über das große Gemein-Gut der Eroberer (113), der von den Leuten selbst, etwa auf Vorschlag des Königes, erwählet ward, um zu verhüten, daß der König die Lehen an sich zöge oder verschleuderte, und wohl nicht, um des Königes Antheil von diesem Gute zu verwalten. Mit anderen Worten: der Major Domus war der Verwalter des Fiscus, und hatte nicht bloß auf die Domaine, sondern auch auf die Beneficien zu achten, damit dem Zwecke gemäß über Beide verfügt und damit für den Besitz auch der Dienst geleistet würde. Der Major Domus war mithin, weil er von den Leuten gewählet ward, ein Bevollmächtigter dieser Leute, und war neben den König gestellet, damit sie einen Mann hätten, der wegen der Verwendung des Fiscus ohne Schwierigkeit zur Rechenschaft gezogen werden konnte. Ohne Zweifel machte dieses Amt Den, welcher es führete, zu einem wichtigen Mann im Staate, weil ja durch das große Gemein-Gut die ganze Verbindung der Eroberer zusammen gehalten wurde (111) und weil ein Jeder mit ihm in gutem Vernehmen zu stehen suchen mußte, der Lehen hatte oder zu erhalten wünschte. So lange jedoch die Könige Heerführer blieben und an der Spitze der Leute an großen Tagen erschienen, und so lange der Major Domus gewisser Maßen nur ein Rechnungs-Führer, wenn gleich in einem eigenthümlichen Sinne, blieb: so lange konnte derselbe auf die

Verhältnisse des Staates keinen Einfluß erhalten. Also ist wohl begreiflich, wie ein Jahrhundert und darüber hinlaufen konnte, ohne daß ein Major Domus irgend bedeutend erscheinet, und daß die Geschichte nur Herzoge, Grafen, Bischöfe und Weiber zeiget.

135. Bei den Zerrüttungen aber, welche unter Chlodwig's Nachkommen am Hof und im Reich entstanden; bei den steten Bürger- und Bruder-Kriegen, als Frauen die Regierung führten, alle Ordnung umstießen, die öffentlichen Tage verwirrten, und zu Gewalt und Schandthaten trieben, als die Könige unmündig hinstarben, oder in der Unmündigkeit erhalten wurden, als man endlich von Seiten der Höfe sich die Leute gegenseitig zu entziehen, und durch neue Lehen und größere Bewilligungen zu erkaufen suchte: da mußte auch die Stellung der Majores Domus, die am Besten die Mittel kannten und übersahen, durch welche man die Leute verführen mochte, nothwendig anders werden. Brunhilde versuchte es, den Major Domus willkührlich, ohne Zustimmung der Leute, anzustellen, und Römer, wie Protadius und Claudius (J. 605 und 606), wurden von ihr gewählet, weil sie die Leute zu schwächen und dadurch zum Gehorchen zu bringen hoffte. Aber die Ermordung des Ersten mag für den Ingrimm der Leute über dieses Beginnen zeugen, so wie die Geschmeidigkeit des Anderen von dem Eindrucke, den diese Unthat gemacht hatte. Eigentlich jedoch wurde der Major Domus erst gefährlich, als er zu der Verwaltung der Staats-Güter auch das Schwert

erhielt und als Feldherr an der Spitze der Leute erscheinen durfte. Dadurch wurde die Gewalt vereinet, die man früher durch die Aufstellung eines Verwalters der Lehen gegen den König weislich zu trennen gesucht hatte; und sobald diese Veränderung durchgesetzet wurde, mußte der König nothwendig alles Ansehen verlieren, da die angestammte Würde auf die Dauer unmöglich den Mangel an Gewalt ersetzen konnte. Brunhilde's Leidenschaft führte auch diese Veränderung herbei. Warnachar, Major Domus in Burgund, sollte die Vasallen dieses Landes für sie und ihren Urenkel, Siegbert, gegen den Sohn ihrer verhaßten Feindin, Chlotar II. (zu Soissons), führen, welchem die Leute aller Theile des Reiches, endlich müde, ihrer Wuth zu dienen, mehr und mehr zufielen; und Warnachar sicherte sich, durch Verrath gegen die Brunhilde — (deren schauderhafte Hinrichtung im achtzigsten Jahre durch Chlotar II. übrigens für die schreckliche Barbarei dieser Zeit ein vollgültiges Zeugniß ist) — und durch listiges Verständniß mit den Leuten, das Amt eines Major Domus in Burgund auf die Zeit seines Lebens. Aber die Burgunder hatten wohl Recht, als sie, nach seinem Tode (J. 626), keinen Major Domus in dieser Weise anerkennen, sondern lieber dem Könige den Major Domus, als dem Major Domus den König aufopfern wollten! Sie fühleten, scheinet es, worauf es ankam.

136. Nun erkannte der tüchtige, strenge, kraftvolle Pippin, welchen man von Landen zu nennen

pflegt, in Allem unterstützet von dem klugen, das geistliche Ansehen vorsichtig gebrauchenden, Bischof Arnulf von Metz, daß die Stellung des Major-Domus verdiene von jedem ausgezeichneten Mann erstrebt zu werden. Er erhielt das Amt (J. 622), mit großer Klugheit von der einen Seite die Schwäche und die Zwiste der Könige, Chlotar's II. und seines Sohnes Dagobert's I., benutzend, und von der anderen die Neigung der Austrasier, sich von den Neustriern zu sondern und denselben gegenüber zu stellen. Ein König und drei Verwaltungen unter Majores Domus: das mußte dem königlichen Ansehen einen Stoß geben, den kaum ein gewaltiger Mann, wie der alte, morsche Stamm der Merovinger keinen mehr erzeugen konnte, zu überwinden vermocht hätte! Und durch seine Lage zu dem ausschweifenden Dagobert, und durch die Strenge und Gerechtigkeit, die er bewies, auch wohl durch mannigfaltige Begünstigung großer Häuser, die ihm nützlich werden konnten, endlich durch die Tapferkeit, in welcher er Keinem nachstand, wußte auch Pippin die Austrasier dergestalt für sich einzunehmen, daß sie kaum das neue Verhältniß bemerkten, in welches sie nach und nach hinein geriethen.

137. Nach Pippin's vielbetrauertem Tode (J. 639) konnte unter den, auf Dagobert folgenden, schwachen, kindischen, thierischen Königen kaum noch dem Amte der Majores Domus entrissen werden, was er an dasselbe gebracht hatte; aber je größer das Ansehen dieses Amtes wurde, desto natürlicher war das Streben

der Großen nach der Erwerbung desselben, und eben so natürlich war es, daß Männer, wie Herzog Radulf von Thüringen und Farus von Baiern, unter den Streitigkeiten, welche daraus hervor gingen, die Unabhängigkeit zu gewinnen suchten. Auch fehlte es Denen, welche das Amt erlangten, an der Mäßigung, die zur Aussöhnung der Neidischen hätte führen mögen. Der ehrgeizige Grimoald konnte die Lehre nicht fassen, daß es größer sei, Könige zu beherrschen, als selbst König zu sein. Er streckte die Hand aus nach der Krone, reizete dadurch alle Seelen und ging zu Grunde (J. 656). Ebruin hingegen vermochte den Trotz eines starken Geistes gegen die Ansprüche des Reichthumes und der Macht nicht zu bändigen. Er mißhandelte die Großen, deren Gehorsam ihm nöthig war, waltete mit frecher Willkühr und brachte dadurch die Gefährlichkeit eines solchen Reichs-Beamteten zu Aller Bewußtsein. Durch diese und ähnliche Vorgänge wurde die Zweideutigkeit und Ungewißheit des Verhältnisses noch fünfzig Jahre lang, von Pippin's Tod an, erhalten, weniger jedoch in Beziehung auf den Thron, als in Beziehung auf die Vasallen.

138. Ein zweiter Pippin aber, den man von Heristall zu nennen pflegt, des ersten Pippin's und des Bischofs Arnulf Enkel, ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften und im Besitze großer Güter, führete die Sache näher an die Entscheidung hinan. Und einem Manne wie ihm, der überdieß klug genug war, das Wesen vom Worte, die Gewalt von der Würde

zu unterscheiden, konnte Dieses nicht einmal schwer werden. Die zwanzig Jahre, die vor seiner Gelangung zum Amt und Namen eines Major Domus hergingen, waren so zügellos, wild und verbrecherisch; die Ordnung, die jede menschliche Gesellschaft zu ihrem Fortbestehen nöthig hat, wurde so freventlich zerstöret; die bedauerungswürdigen Könige waren so schwach und elend, wie Spielbälle empor geworfen und fortgeschleudert; das Leben der Großen so wüst und ausgelassen, so voll von Lastern und Schandthaten jeglicher Art, und die Mißhandlungen des armen, wehrlosen Volkes so mannigfaltig und so gräßlich, daß die Einwohner Galliens, ihrer Güter durch die ungebändigten Leute mehr und mehr beraubt, am Christenthume festhängend, und von den Lehren der göttlichen Religion keine Folgen gewahrend, nur in dem Glauben -Trost finden konnten: das jüngste Gericht werde diesen Gräueln bald ein Ende machen.

139. Unter solchen Umständen konnte es einem schönen, kenntnißreichen, frommen und begüterten Manne, der große Erinnerungen aufrief, nicht fehlen. Die Leute Austrasiens stellten sich zu ihm, als noch Ebruin, aus dem Gefängnisse mit neuem Ingrimme zurück gekehrt, in Neustrasien wüthete (J. 676); und sie schlossen sich ihm fest an zu jeglicher That, als Neustrasien, nach Ebruin's Ermordung (J. 681) durch Waratto's und seines Sohnes Streitigkeiten in der Zerrüttung erhalten ward. Endlich erschien der Tag der Entscheidung, als Dietherich III. den königlichen

Namen trug, und Berthar das Majorat in Neustrasien verwaltete. Man braucht nicht zu fragen, was die Austrasier und Neustrasier zuletzt gegen einander geführet. Frühere Händel, die allgemeine Verwirrung, das erwachte volksthümliche Gefühl, Pippin's Geist, die Rachsucht schutzsuchender Männer aus Neustrasien und die Beutelust der Austrasier erklären den Krieg vollkommen. An der Somme, bei dem Dorfe Testri (Textricium) bei St. Quentin stießen die Heere auf einander (J. 687), und der Sieg, den Pippin in einem furchtbaren Kampf erfocht, befreiete ihn nicht nur von seinem Gegner Berthar, sondern lieferte ihm auch bald den König selbst in die Hände.

140. Es war unstreitig sehr verständig von Pippin, daß er dem gefangenen Könige die Würde zugestand, und sich mit dem Amte des Major Domus begnügte. In der Meinung der Menschen war der so gewaltige als großmüthige Sieger doch Herzog und Fürst der Franken. Ein Solcher, vermochte er vielleicht mehr, als seit Chlodwig's Zeiten irgend ein König. Nicht minder verständig war es, daß Pippin den Neustrasiern ihre eigene Verwaltung, unter einem besonderen Major Domus, ließ. Er konnte, nach dem Tage bei Testri, sicher sein, daß er auf diese Weise die meiste Macht unter ihnen gewinnen würde. Am Verständigsten aber war die Gerechtigkeit, mit welcher er seine Gewalt übte, die Milde, die er neben der Strenge geltend machte, die wohlberechnete Schonung aller Verhältnisse, um die alte Ordnung herzustellen, und die

Begünstigung der Geistlichen, die ihm am Meisten nützen konnten. Dadurch gelang ihm, sieben und zwanzig Jahre lang, bis zu seinem Tode (J. 714), sein Ansehen zu erhalten und, selbst unter sehr schwierigen Verhältnissen, zu vermehren. Der König wurde immer mehr zurück geschoben. Wenn aber auch das königliche Haus, vielleicht planmäßig, um Ehre und Achtung gebracht wurde, so konnte doch die königliche Würde nicht zum Gespötte gemacht werden. Selbst die gänzliche Hinabwürdigung des königlichen Hauses konnte unmöglich so schnell erfolgen, als spätere Zeiten schmeichlerisch erzählet oder unbedachtsam geglaubt haben; vielmehr war die thatlose Herrlichkeit des goldenen Stuhles dem Major Domus wohl nothwendig, um seiner Tugend und Tüchtigkeit die Ehre zu sichern und die Gewalt.

141. Dieses zeigte sich, als der sterbende Pippin, von der Nachricht: sein geliebter Sohn, Grimoald, sei ermordet, niedergebeugt, sich bewegen ließ, einen unmündigen Enkel, Theoduald, zu seinem Nachfolger im Amt und seiner Gemalin die Vormundschaft zu bestimmen, wie wenn er über ein Erbe zu verfügen gehabt hätte. Die Unruhen, welche der alte Held durch diese Schwäche erregte, hätten leicht seinem Hause Vernichtung, und ihn selbst um den Ruhm, in welchem er jetzt in der Geschichte glänzet, bringen können, wenn nicht sein Sohn Karl, von ihm in unerlaubter Liebe erzeuget, zufällig in diesen Unruhen Gelegenheit gefunden hätte, der Haft zu entkommen, die ihn von That

und Ruhm entfernen sollte. Bei allen großen Eigenschaften aber, mit welchen dieser Karl reich und schön ausgestattet war, würde er schwerlich gegen den Ingrimm der Stiefmutter und gegen die Kühnheit Ragenfrio's, den sich die Neustrasier zum Major Domus erwählet hatten, bestanden sein, wäre nicht längst in den Austrasiern der volksthümliche Sinn erwacht, und wären nicht diese Austrasier vor der Uebermacht der Neustrasier besorgt geworden. In dieser Stimmung fanden sie in Karl'n leicht den auferstandenen, erfrischten und mit Jugendkraft ausgestatteten Helden Pippin wieder; sie stellten sich um ihn, als hätte er seines Gleichen nicht, und gaben ihm damit Gelegenheit zu zeigen, was in ihm war. Er aber, Karl, hielt bei allem Heldensinn, und bei allem Glücke, selbst nach der Schlacht bei Stablo (J. 717) es noch für nothwendig, das Schattenbild eines Königes aufzustellen, das er Chlotar IV. nannte, das er für einen Sproß der Merovinger ausgab, und das er jenem Mönche Daniel, den Ragenfrid als Chilperich II. auf den Thron gehoben hatte, entgegensetzte, um die Franken über seine Gewalt zu täuschen. Und als dieser Chlotar IV. ihm gestorben war (J. 719), selbst nach dem neuen großen Siege bei Soissons über die Neustrasier und Aquitanier, nach der Eroberung der Stadt Paris und nach der Auslieferung des Königes Chilperich, hielt er für das Klügste, sich mit dem Amte des Major Domus zu begnügen, ein Herzog und Fürst der Franken zu sein, und den Merovingern den Thron zu lassen, vor deren Schwäche und Thatlosigkeit seine Tugend und Weisheit in ihrem

vollen Glanz erscheinen konnten. Und in dieser Stellung wußte er in einigen Jahren, durch kühne und glückliche Unternehmungen, die verbündeten teutschen Völker, Baiern und Allemannen, zur alten Treue, die unabhängigen aber, Friesen und Sachsen, zum alten Frieden, endlich durch dieselben Mittel, die seinen Vater groß gemacht, das ganze Reich zu solcher Ordnung und Einheit zurück zu bringen, daß er im Stande war, mit der Kraft desselben, der größten Gefahr zu begegnen, welche dem Christenthum und der ganzen germanisch-europäischen Bildung drohete. Diese Gefahr brachten die Saracenen, Anhänger Mohammed's des Propheten, die, nach merkwürdigen und wunderbaren Ereignissen, jetzt von Spanien her über die Pyrenäen vordrangen.

Drittes Capitel.

Die Moslemen (und Byzantiner.)

142. Alle Bewegungen des Alterthumes, die Erschütterungen der Staaten und Reiche, das Steigen und Fallen der Völker, unter welchen die Bildung des Geistes der Menschheit fortgeschritten war, hatten das große Land, das wir Arabien nennen, gar nicht getroffen, oder doch nur leicht berühret. So wenig, als die furchtbaren Eroberer Asiens mit ihrer Allgewalt, hatte der Macedonische Alexander mit seinem Geist und seinem Glück, oder Rom mit ihrer Beharrlichkeit,

ihrer Kraft, ihrer Klugheit und ihrer Arglist etwas Entscheidendes gegen ein Land auszurichten vermocht, das durch seine Beschaffenheit alle menschliche Anschläge zu vereiteln schien. Die Menschen-Menge, welche in diesem Lande Leben und Unterhalt fand, hatte sich daher, im Ablaufe der Jahrhunderte, in Sitte und Weise zu solcher Eigenthümlichkeit auszubilden vermocht, wie kaum auf irgend einem Theile der Erde. Diese Eigenthümlichkeit war, obwohl von Alters her mannigfacher Verkehr mit der übrigen Welt Statt gefunden hatte, aus der wunderbaren Natur des Landes hervor gegangen. Leben und Tod stehen aber in demselben nahe bei einander; die Ohnmacht des Menschen und die Allgewalt der Natur zeigen sich neben einander in der stärksten Weise und in der erhabensten Gestalt. Diejenigen, welche in den Städten des Südens und Westens lebten, kannten Genüsse, von welchen der rauhe Berber Nichts wußte, und die Ackerbauenden lebten verschieden von Denen, die ihren Heerden folgten und sich von ihren Heerden nährten. Alle Araber aber fühleten sich unter demselben Himmel von derselben Sonne durchglüht und von demselben Thau erfrischet; Alle hatten die seltsamsten Wunder der Natur, geeignet, jede menschliche Empfindung aufzuregen, vor ihren Augen; Alle sahen an sich oder Anderen, wie die Fülle der Kraft und der Gesundheit den Menschen nicht gegen plötzlichen Untergang schützet, und wie dem Verschmachtenden Erquickung werden mag und Rettung im Augenblicke der höchsten Gefahr; auch waren sie

vollen Glanz erscheinen konnten. Und in die[illegible] den
lung wußte er in einigen Jahren, durch [illegible]
glückliche Unternehmungen, die verbün[illegible]
Völker, Baiern und Allemannen, zur [illegible]nissen,
unabhängigen aber, Friesen und S[illegible] zu Tu-
Frieden, endlich durch dieselben M[illegible] zu jeg-
ter groß gemacht, das ganze Reich [illegible] Mäßigkeit
und Einheit zurück zu bringen [illegible] stete Ge-
war, mit der Kraft desselben [illegible] glühend wer-
begegnen, welche dem Ch[illegible] wie das
germanisch-europäischen [illegible]ten im bren-
fahr brachten die Sara[illegible] Allem aber
des Propheten, die, [illegible] Gang des Le-
ren Ereignissen, je[illegible]würfigkeit unter
naen vordrangen. [illegible] das Leben darum
[illegible] desselben keinen
[illegible] wenn man mit
[illegible] der Größe und der Be-
[illegible] der Geschichte
[illegible] und diese Begebenheiten
[illegible] so kann man
[illegible] daß die Söhne die-
[illegible] um sich geltend zu
[illegible] Dabei kann man
[illegible] hervorbrechen aus
[illegible] von ganz an-
[illegible] müsse, als
[illegible] des inneren
[illegible] Schon das
[illegible] in ihrem Lande,

..ngreifbar, doch gewiß unbesiegbar wa-
...ßte ihre Eigenthümlichkeit treiben,
ward, je länger sie sich unge-
... war ihre Lage, zwischen
...r Nähe des mittelländischen
...r Wichtigkeit. Alles hing nur da-
... verschiedenen Stämme Arabiens, zer-
...annigfaltig, bis zu Feindschaft und Krieg,
, von Einem Gedanken bestimmet, für Eine
vereinet wurden, um als Ein Volk zu handeln!
...es aber gelang, nachdem eine Reihe von Jahrhun-
...erten, von welchen die armseligen Sagen späterer Zeit Nichts Gewisses, wenigstens Nichts Bedeutendes enthalten, endlich dem Mohammed (Abul Kasem), Abdallah's Sohne.

144. Die Umwälzung, welche durch Mohammed bewirket wurde, so ungeheuer sie auch war, hat nur etwas Auffallendes, wenn sie einzeln, und außer dem Zusammenhange der Verhältnisse betrachtet wird. Mohammed war ohne Widerrede ein Mann, so vollkommen, wie ihn die Einbildungskraft des Morgenlandes nur denken konnte. Die Schönheit seiner Gestalt und die Größe seines Geistes hat selbst die grimmigste Leidenschaft zugestehen müssen. Die Erhabenheit seiner Gesinnung aber und die Herrlichkeit seiner Tugenden glänzen hell durch den Schmutz hervor, mit welchem man ihn beworfen hat. — Große Leidenschaften jedoch muß man auch ihm verzeihen, wie jedem Sterblichen, besonders in Augenblicken eines gerechten Zor-

nes. Dieser Mann nun — geboren wahrscheinlich im J. 571, — in seiner Kindheit verwaiset und dadurch vielleicht in seinem jugendlichen Leben vielfältig erschüttert, entsprossen aus dem Stamme der Koreïschiten, welcher die Aufsicht über die Kaaba, das einzige uralte gemeinsame Heiligthum der arabischen Stämme, zu Mecca, hatte, und dadurch im Besitze bedeutender Rechte war, mit Handel, Dichtkunst und Religions-Bräuchen umgeben von Jugend auf — dieser Mann sah, so wie er heran wuchs, sein Volk und sein Vaterland in argem und gefahrvollem Verfalle.

145. Fünfzig Jahre vor seiner Geburt waren die christlichen Abyssinier, wegen der Verfolgungen, welche die Christen in Arabien, besonders auf Anstiften der Juden, zu erdulden hatten, ihren Glaubens-Genossen zu Hülfe gezogen, hatten sich der Herrschaft bemächtigt und mit der neuen Lehre das alte Leben verwirret. Mecca war nicht erobert, aber es hatte vielfältig gelitten durch die Störung des früheren Verkehres. Nachher waren die Perser erschienen, besorgt, in ihren Verhältnissen zu dem ost-römischen Reiche, wegen Ausbreitung des Christenthumes in Arabien. Eine Schlacht unter den Mauern von Mecca hatte die Abyssinier zum Weichen gezwungen. Nun hatten die Perser, wegen ihrer Stellung zu den Römern, Arabien allerdings bald wieder verlassen; aber die Zerrüttung war geblieben und die Auflösung lag vor Augen. Je tiefer die Eigenthümlichkeit der Araber sich ungestört entwickelt hatte, desto schrecklicher mochte die Erscheinung

der Fremden die Seelen erschüttert haben. Der Glaube an die Sicherheit der Wüste war dahin. Jüdische Staaten bestanden im Inneren Arabiens und droheten neue Gefahr. Das Christenthum hatte sich ausgebreitet unter die Stämme Arabiens, und vor ihm im Besonderen schien der alte Geist des Morgenlandes zurück zu weichen, so wie die morgenländische Kraft durch die Waffen der Griechen und Römer, außerhalb Arabien, längst gebrochen war. Wo sollte die Verwirrung endigen? An eine Besiegung des Christenthumes, zumal dem jüdischen Wesen gegen über, durch jenen alten Geist, war nicht zu denken. Und wäre der Sieg des Christenthumes zu hoffen gewesen: war er zu wünschen? War das Christenthum überhaupt, in seiner Geistigkeit, Freiheit und Tiefe, eine Religion für Araber, um diesen das alte Glück und die Sicherheit wieder zu verschaffen, die zerstöret war? und konnte es in der Gestalt, die es in sechs hundert Jahren von der Eitelkeit und der Weisheit dieser Welt erhalten hatte, mit dieser Klerisei und mit diesem schmutzigen Mönchsthume des Orientes einem Manne genügen, wie Mohammed? Auf seinen Reisen, die Mohammed zuerst mit seinem Oheim Abu-Taleb, und später für Chadidschah, nachmals seine Gattin, wiederholt durch jene Wüste machte, in welcher einst Jehovah dem Moses erschienen war, und auch nach jenem Lande, in welchem Jesus Christus gewandelt hatte, mag er im frommen Andenken an solche Männer den Geist mit den größten Gedanken an sein Volk und sein Vaterland mehr und mehr angefüllet haben. Von diesen

Gedanken in die Einsamkeit der Natur voll Wunder und Größe getrieben, und im Besondern von dem Ausspruche Christi ergriffen, daß noch Einer, der Paraklet, kommen werde, um Wahrheiten zu verkündigen, die eine gereiftere Zeit erforderten: ist es unbegreiflich, daß dem begeisterten Manne, in seinem vierzigsten Jahre (J. 611), in der Grotte Hara, der Engel Gabriel erschien, um ihm die Nacht der Rathschlüsse des Herrn zu erhellen? daß es ihm klar wurde, Er sei dazu berufen, seines Volkes Retter zu werden, dem Verderben Einhalt zu thun und die Reinheit der alten Lehre, nach den neuen Bedürfnissen seines Volkes und der Welt, die er kannte, zu begründen.

146. Bewunderungswürdiger scheinet, und mächtiger zeuget für den Geist des Mannes, das Wesen und die Gestalt des Islam, zu dessen Verkündigung er sich berufen glaubte! Die Pflichten, die Mohammed den Gläubigen auflegte, waren so sinnvoll an sich und auf uralte, aus der Natur des Menschenlebens und aus klimatischen Verhältnissen hervorgegangene, Bräuche so verständig gestützet; die Glaubenslehren, die er vortrug, so bekannt, so ergreifend und so durchaus berechnet für die Eigenthümlichkeit der Araber; das Bekenntniß, das er forderte, so einfach und so unbedenklich; dabei die Tugenden, zu welchen er ermahnete, so menschlich und so schön; die uralte Weisheit, die er in kühnen Sprüchen, gewaltigen Bildern und tiefen Erzählungen aussprach, so erhaben und so groß; endlich wurden den Gläubigen so einladende Verheißun-

gen gegeben, und Alles in einer so lieblichen und lockenden Sprache dargestellet, daß der wenige Erfolg, welchen der Prophet Jahre lang fand, kaum zu erklären ist. Nur die Verhältnisse der Stämme und Familien, in welchen die Araber lebten, machen die Sache begreiflich; und besonders der Umstand, daß Mohammed seine neue Stiftung nicht von Mecca, dem alten Sitze des Handels und Verkehres, so wie des einzigen National-Heiligthumes, der Kaaba, losreißen zu dürfen glaubte. Dadurch gerieth er mit Denen in feindliche Berührung, die ihn gekannt hatten von Jugend auf, und die sich nun, wie in ihren heiligsten Vorstellungen, so in ihren gemeinsten Interessen durch einen Mann bedrohet sahen, der, nach ihrer Forderung, in jeglicher Hinsicht mit ihnen sein sollte. Während er jedoch unter den Seinigen als Prophet Widerstand fand, und Verfolgungen und Gefahren, ging sein Name, als hochbegabter Dichter, schon durch die Stämme Arabiens, und seine Lehre fing an, sich durch den ganzen Reiz der Sprache und durch nie gehörten Wohllaut in die Seelen der Menschen hinein zu schmeicheln. Aber es waren auch vielleicht gerade diese Verfolgungen und Gefahren, durch welche er, zur Flucht (den 15. Juli 622) nach Jatreb (Medina) genöthigt, bewogen wurde, seiner Lehre die kriegerische Richtung zu geben, die sie ursprünglich wohl nicht hatte und nicht haben sollte.

147. Indem aber der Prophet Feldherr wurde, war es zuerst nothwendig, die Zahl durch den Geist zu

ersetzen. Und Mohammed brachte die höchste Begeisterung dadurch unter die Gläubigen, daß er den Menschen überhaupt einem unausweichbaren Geschicke, ruhend in der Hand des Einen allbarmherzigen Gottes, kühn unterwarf, und Denen, welche im Kampfe für den Glauben bluteten oder fielen, das höchste Glück, ein lockendes Gemisch von geistigen und wollüstigen Freuden, im Paradiese versprach auf ewige Zeiten. Der Werth dieser Freuden wurde durch die Qualen der Hölle erhöhet, welche den Feigen, wie den Ungläubigen oder den Lasterhaften, erwarteten. Aber durch die Vereinigung des Befehles mit der Lehre wurde zweitens zugleich nothwendig, daß die religiose Gründung Mohammed's eine politische Umwälzung ward; und als Prophet und Imperator zugleich konnte er in dieser Beziehung Nichts Anderes erstreben, als einen vollendeten Despotismus. Dieser mußte darum viel furchtbarer sein, als Alles, was die frühere Zeit gesehen hatte, weil er eine so feste, religiose Grundlage erhielt; daher konnte er wohl von einer Hand in die andere gehen, aber er konnte nie aufhören, so lange der Boden hielt, auf welchem er ruhete. Diese beiden Verhältnisse haben wunderbar gegen einander gewirket. Durch das Erste — durch jene verwegene Lehre, die aus Mohammed's gefährlicher Lage hervorging — war, scheinet es, die Eroberung der Welt gesichert, sobald nur einiges Glück den Anfang des großen Unternehmens begünstigte. Mit Mecca (J. 629) wurde Arabien gewonnen, und in der Vereinigung Arabiens schien die Erde unterworfen. Durch das Andere hingegen —

durch die Vereinigung des Schwertes mit der Lehre — wurden von der einen Seite die Anhänger des Islam vor einer abgesonderten Klerisei bewahrt, aber es wurde auch in die Lehre die Starrheit des Todes gebracht und dem Leben wurde die Reibung der Stände entzogen, durch welche die germanisch-christliche Welt sich entwickelt hat; und von der anderen Seite wurde der Herrschaft des Islam durch den weltlichen Despotismus da die Gränze gesetzet, wo der Geist der Freiheit erwacht war, und wo die Natur der Länder den Despotismus nicht zum Bedürfniß macht. Dadurch wurde Europa dem Christenthume gesichert, und diesem zugleich ein Gegensatz gegeben, gegen dessen starre Beschränktheit es seine unendliche Herrlichkeit zu entwickeln aufgefordert ward. Asien und Afrika aber, wo das Christenthum seine ganze Heiligkeit verloren haben würde, wie es seine Reinheit schon verloren hatte, konnten der Unterwerfung um so weniger entgehen, da zu ihrer klimatischen und physischen Verwandtschaft mit den Arabern, noch eine sittliche Veraltung, eine bürgerliche Auflösung und eine kirchliche Verwirrung hinzu kam, die einen Widerstand gegen das frische, kraftvolle Volk der Araber, das mit dem kühnsten Vertrauen dem Siege seines Propheten entgegen sah, völlig unmöglich machte.

148. Persien liegt außer unserem Gesichts-Kreise (3). Aber dieses Reich war schon ursprünglich aus alten morschen Stoffen aufgebauet; die Zerstörung, welche der Despotismus desselben in seinem eigenen

vollen Glanz erscheinen konnten. Und in dieser Stellung wußte er in einigen Jahren, durch kühne und glückliche Unternehmungen, die verbündeten teutschen Völker, Baiern und Allemannen, zur alten Treue, die unabhängigen aber, Friesen und Sachsen, zum alten Frieden, endlich durch dieselben Mittel, die seinen Vater groß gemacht, das ganze Reich zu solcher Ordnung und Einheit zurück zu bringen, daß er im Stande war, mit der Kraft desselben, der größten Gefahr zu begegnen, welche dem Christenthum und der ganzen germanisch-europäischen Bildung drohete. Diese Gefahr brachten die Saracenen, Anhänger Mohammed's des Propheten, die, nach merkwürdigen und wunderbaren Ereignissen, jetzt von Spanien her über die Pyrenäen vordrangen.

Drittes Capitel.

Die Moslemen (und Byzantiner.)

142. Alle Bewegungen des Alterthumes, die Erschütterungen der Staaten und Reiche, das Steigen und Fallen der Völker, unter welchen die Bildung des Geistes der Menschheit fortgeschritten war, hatten das große Land, das wir Arabien nennen, gar nicht getroffen, oder doch nur leicht berühret. So wenig, als die furchtbaren Eroberer Asiens mit ihrer Allgewalt, hatte der Macedonische Alexander mit seinem Geist und seinem Glück, oder Rom mit ihrer Beharrlichkeit,

ihrer Kraft, ihrer Klugheit und ihrer Arglist etwas Entscheidendes gegen ein Land auszurichten vermocht, das durch seine Beschaffenheit alle menschliche Anschläge zu vereiteln schien. Die Menschen-Menge, welche in diesem Lande Leben und Unterhalt fand, hatte sich daher, im Ablaufe der Jahrhunderte, in Sitte und Weise zu solcher Eigenthümlichkeit auszubilden vermocht, wie kaum auf irgend einem Theile der Erde. Diese Eigenthümlichkeit war, obwohl von Alters her mannigfacher Verkehr mit der übrigen Welt Statt gefunden hatte, aus der wunderbaren Natur des Landes hervor gegangen. Leben und Tod stehen aber in demselben nahe bei einander; die Ohnmacht des Menschen und die Allgewalt der Natur zeigen sich neben einander in der stärksten Weise und in der erhabensten Gestalt. Diejenigen, welche in den Städten des Südens und Westens lebten, kannten Genüsse, von welchen der rauhe Berber Nichts wußte, und die Ackerbauenden lebten verschieden von Denen, die ihren Heerden folgten und sich von ihren Heerden nährten. Alle Araber aber fühleten sich unter demselben Himmel von derselben Sonne durchglüht und von demselben Thau erfrischet; Alle hatten die seltsamsten Wunder der Natur, geeignet, jede menschliche Empfindung aufzuregen, vor ihren Augen; Alle sahen an sich oder Anderen, wie die Fülle der Kraft und der Gesundheit den Menschen nicht gegen plötzlichen Untergang schützet, und wie dem Verschmachtenden Erquickung werden mag und Rettung im Augenblicke der höchsten Gefahr; auch waren sie

Alle von gleichem Sinne für väterliche Art und den alten Brauch durchdrungen.

143. Solche Menschen, in solchen Verhältnissen, mußten Eigenschaften in sich entwickeln und sich zu Tugenden erheben, durch welche sie fähig wurden zu jeglicher That und jeglicher Anstrengung. Zur Mäßigkeit zwang sie ihre Armuth; zur Ausdauer die stete Gewohnheit. Ihre Einbildungskraft mußte glühend werden, wie die Luft, die sie athmeten, und reich, wie das Gaukelspiel, welches ihnen die Truggestalten im brennenden Sand ihrer Wüste gaben. Ueber Allem aber mußte bei ihnen jene Ergebenheit in den Gang des Lebens stehen, oder vielmehr jene Unterwürfigkeit unter die Macht der Ereignisse, in welcher das Leben darum leicht eingesetzet wird, weil man sich desselben keinen Augenblick sicher weiß. In der That: wenn man mit der Kenntniß von der Lage, der Größe und der Beschaffenheit Arabiens den Begebenheiten der Geschichte von alten Zeiten her folgt, und diese Begebenheiten fast alle an Arabien vorbei gehen siehet: so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Söhne dieser Wüste nur ihre Zeit erwarteten, um sich geltend zu machen unter den Völkern der Erde. Dabei kann man voraussagen, daß, wenn sie einmal hervorbrechen aus ihrer alten Verborgenheit, die Wirkung von ganz anderer Art werden und viel weiter greifen müsse, als Alles, was aus den Steppen und Wüsten des inneren Asiens gekommen war oder kommen kann. Schon das mußte sie furchtbar machen, daß sie in ihrem Lande,

zwar nicht unangreifbar, doch gewiß unbesiegbar waren. Noch weiter mußte ihre Eigenthümlichkeit treiben, die desto entscheidender ward, je länger sie sich ungestört ausbildete; überdieß war ihre Lage, zwischen Asien und Afrika, in der Nähe des mittelländischen Meeres, von höchster Wichtigkeit. Alles hing nur davon ab, daß die verschiedenen Stämme Arabiens, zerstreuet und mannigfaltig, bis zu Feindschaft und Krieg, gesondert, von Einem Gedanken bestimmet, für Eine Sache vereinet wurden, um als Ein Volk zu handeln! Dieses aber gelang, nachdem eine Reihe von Jahrhunderten, von welchen die armseligen Sagen späterer Zeit Nichts Gewisses, wenigstens Nichts Bedeutendes enthalten, endlich dem Mohammed (Abul Kasem), Abdallah's Sohne.

144. Die Umwälzung, welche durch Mohammed bewirket wurde, so ungeheuer sie auch war, hat nur etwas Auffallendes, wenn sie einzeln, und außer dem Zusammenhange der Verhältnisse betrachtet wird. Mohammed war ohne Widerrede ein Mann, so vollkommen, wie ihn die Einbildungskraft des Morgenlandes nur denken konnte. Die Schönheit seiner Gestalt und die Größe seines Geistes hat selbst die grimmigste Leidenschaft zugestehen müssen. Die Erhabenheit seiner Gesinnung aber und die Herrlichkeit seiner Tugenden glänzen hell durch den Schmutz hervor, mit welchem man ihn beworfen hat. — Große Leidenschaften jedoch muß man auch ihm verzeihen, wie jedem Sterblichen, besonders in Augenblicken eines gerechten Zor-

nes. Dieser Mann nun — geboren wahrscheinlich im J. 571, — in seiner Kindheit verwaiset und dadurch vielleicht in seinem jugendlichen Leben vielfältig erschüttert, entsprossen aus dem Stamme der Koreïschiten, welcher die Aufsicht über die Kaaba, das einzige uralte gemeinsame Heiligthum der arabischen Stämme, zu Mecca, hatte, und dadurch im Besitze bedeutender Rechte war, mit Handel, Dichtkunst und Religions-Bräuchen umgeben von Jugend auf — dieser Mann sah, so wie er heran wuchs, sein Volk und sein Vaterland in argem und gefahrvollem Verfalle.

145. Fünfzig Jahre vor seiner Geburt waren die christlichen Abyssinier, wegen der Verfolgungen, welche die Christen in Arabien, besonders auf Anstiften der Juden, zu erdulden hatten, ihren Glaubens-Genossen zu Hülfe gezogen, hatten sich der Herrschaft bemächtigt und mit der neuen Lehre das alte Leben verwirret. Mecca war nicht erobert, aber es hatte vielfältig gelitten durch die Störung des früheren Verkehres. Nachher waren die Perser erschienen, besorgt, in ihren Verhältnissen zu dem ost-römischen Reiche, wegen Ausbreitung des Christenthumes in Arabien. Eine Schlacht unter den Mauern von Mecca hatte die Abyssinier zum Weichen gezwungen. Nun hatten die Perser, wegen ihrer Stellung zu den Römern, Arabien allerdings bald wieder verlassen; aber die Zerrüttung war geblieben und die Auflösung lag vor Augen. Je tiefer die Eigenthümlichkeit der Araber sich ungestört entwickelt hatte, desto schrecklicher mochte die Erscheinung

der Fremden die Seelen erschüttert haben. Der Glaube an die Sicherheit der Wüste war dahin. Jüdische Staaten bestanden im Inneren Arabiens und droheten neue Gefahr. Das Christenthum hatte sich ausgebreitet unter die Stämme Arabiens, und vor ihm im Besonderen schien der alte Geist des Morgenlandes zurück zu weichen, so wie die morgenländische Kraft durch die Waffen der Griechen und Römer, außerhalb Arabien, längst gebrochen war. Wo sollte die Verwirrung endigen? An eine Besiegung des Christenthumes, zumal dem jüdischen Wesen gegen über, durch jenen alten Geist, war nicht zu denken. Und wäre der Sieg des Christenthumes zu hoffen gewesen: war er zu wünschen? War das Christenthum überhaupt, in seiner Geistigkeit, Freiheit und Tiefe, eine Religion für Araber, um diesen das alte Glück und die Sicherheit wieder zu verschaffen, die zerstöret war? und konnte es in der Gestalt, die es in sechs hundert Jahren von der Eitelkeit und der Weisheit dieser Welt erhalten hatte, mit dieser Klerisei und mit diesem schmutzigen Mönchsthume des Orientes einem Manne genügen, wie Mohammed? Auf seinen Reisen, die Mohammed zuerst mit seinem Oheim Abu-Taleb, und später für Chadidschah, nachmals seine Gattin, wiederholt durch jene Wüste machte, in welcher einst Jehovah dem Moses erschienen war, und auch nach jenem Lande, in welchem Jesus Christus gewandelt hatte, mag er im frommen Andenken an solche Männer den Geist mit den größten Gedanken an sein Volk und sein Vaterland mehr und mehr angefüllet haben. Von diesen

Gedanken in die Einsamkeit der Natur voll Wunder und Größe getrieben, und im Besonderen von dem Ausspruche Christi ergriffen, daß noch Einer, der Paraklet, kommen werde, um Wahrheiten zu verkündigen, die eine gereiftere Zeit erforderten: ist es unbegreiflich, daß dem begeisterten Mann, in seinem vierzigsten Jahre (J. 611), in der Grotte Hara, der Engel Gabriel erschien, um ihm die Nacht der Rathschlüsse des Herrn zu erhellen? daß es ihm klar wurde, Er sei dazu berufen, seines Volkes Retter zu werden, dem Verderben Einhalt zu thun und die Reinheit der alten Lehre, nach den neuen Bedürfnissen seines Volkes und der Welt, die er kannte, zu begründen.

146. Bewunderungswürdiger scheinet, und mächtiger zeuget für den Geist des Mannes, das Wesen und die Gestalt des Islam, zu dessen Verkündigung er sich berufen glaubte! Die Pflichten, die Mohammed den Gläubigen auflegte, waren so sinnvoll an sich und auf uralte, aus der Natur des Menschenlebens und aus klimatischen Verhältnissen hervorgegangene, Bräuche so verständig gestützet; die Glaubenslehren, die er vortrug, so bekannt, so ergreifend und so durchaus berechnet für die Eigenthümlichkeit der Araber; das Bekenntniß, das er forderte, so einfach und so unbedenklich; dabei die Tugenden, zu welchen er ermahnete, so menschlich und so schön; die uralte Weisheit, die er in kühnen Sprüchen, gewaltigen Bildern und tiefen Erzählungen aussprach, so erhaben und so groß; endlich wurden den Gläubigen so einladende Verheißun-

gen gegeben, und Alles in einer so lieblichen und lockenden Sprache dargestellet, daß der wenige Erfolg, welchen der Prophet Jahre lang fand, kaum zu erklären ist. Nur die Verhältnisse der Stämme und Familien, in welchen die Araber lebten, machen die Sache begreiflich; und besonders der Umstand, daß Mohammed seine neue Stiftung nicht von Mecca, dem alten Sitze des Handels und Verkehres, so wie des einzigen National-Heiligthumes, der Kaaba, losreißen zu dürfen glaubte. Dadurch gerieth er mit Denen in feindliche Berührung, die ihn gekannt hatten von Jugend auf, und die sich nun, wie in ihren heiligsten Vorstellungen, so in ihren gemeinsten Interessen durch einen Mann bedrohet sahen, der, nach ihrer Forderung, in jeglicher Hinsicht mit ihnen sein sollte. Während er jedoch unter den Seinigen als Prophet Widerstand fand, und Verfolgungen und Gefahren, ging sein Name, als hochbegabter Dichter, schon durch die Stämme Arabiens, und seine Lehre fing an, sich durch den ganzen Reiz der Sprache und durch nie gehörten Wohllaut in die Seelen der Menschen hinein zu schmeicheln. Aber es waren auch vielleicht gerade diese Verfolgungen und Gefahren, durch welche er, zur Flucht (den 15. Juli 622) nach Jatreb (Medina) genöthigt, bewogen wurde, seiner Lehre die kriegerische Richtung zu geben, die sie ursprünglich wohl nicht hatte und nicht haben sollte.

147. Indem aber der Prophet Feldherr wurde, war es zuerst nothwendig, die Zahl durch den Geist zu

ersetzen. Und Mohammed brachte die höchste Begeisterung dadurch unter die Gläubigen, daß er den Menschen überhaupt einem unausweichbaren Geschicke, ruhend in der Hand des Einen allbarmherzigen Gottes, kühn unterwarf, und Denen, welche im Kampfe für den Glauben bluteten oder fielen, das höchste Glück, ein lockendes Gemisch von geistigen und wollüstigen Freuden, im Paradiese versprach auf ewige Zeiten. Der Werth dieser Freuden wurde durch die Qualen der Hölle erhöhet, welche den Feigen, wie den Ungläubigen oder den Lasterhaften, erwarteten. Aber durch die Vereinigung des Befehles mit der Lehre wurde zweitens zugleich nothwendig, daß die religiose Gründung Mohammed's eine politische Umwälzung ward; und als Prophet und Imperator zugleich konnte er in dieser Beziehung Nichts Anderes erstreben, als einen vollendeten Despotismus. Dieser mußte darum viel furchtbarer sein, als Alles, was die frühere Zeit gesehen hatte, weil er eine so feste, religiose Grundlage erhielt; daher konnte er wohl von einer Hand in die andere gehen, aber er konnte nie aufhören, so lange der Boden hielt, auf welchem er ruhete. Diese beiden Verhältnisse haben wunderbar gegen einander gewirket. Durch das Erste — durch jene verwegene Lehre, die aus Mohammed's gefährlicher Lage hervorging — war, scheinet es, die Eroberung der Welt gesichert, sobald nur einiges Glück den Anfang des großen Unternehmens begünstigte. Mit Mecca (J. 629) wurde Arabien gewonnen, und in der Vereinigung Arabiens schien die Erde unterworfen. Durch das Andere hingegen —

durch die Vereinigung des Schwertes mit der Lehre — wurden von der einen Seite die Anhänger des Islam vor einer abgesonderten Klerisei bewahrt, aber es wurde auch in die Lehre die Starrheit des Todes gebracht und dem Leben wurde die Reibung der Stände entzogen, durch welche die germanisch-christliche Welt sich entwickelt hat; und von der anderen Seite wurde der Herrschaft des Islam durch den weltlichen Despotismus da die Gränze gesetzet, wo der Geist der Freiheit erwacht war, und wo die Natur der Länder den Despotismus nicht zum Bedürfniß macht. Dadurch wurde Europa dem Christenthume gesichert, und diesem zugleich ein Gegensatz gegeben, gegen dessen starre Beschränktheit es seine unendliche Herrlichkeit zu entwickeln aufgefordert ward. Asien und Afrika aber, wo das Christenthum seine ganze Heiligkeit verloren haben würde, wie es seine Reinheit schon verloren hatte, konnten der Unterwerfung um so weniger entgehen, da zu ihrer klimatischen und physischen Verwandtschaft mit den Arabern, noch eine sittliche Veraltung, eine bürgerliche Auflösung und eine kirchliche Verwirrung hinzu kam, die einen Widerstand gegen das frische, kraftvolle Volk der Araber, das mit dem kühnsten Vertrauen dem Siege seines Propheten entgegen sah, völlig unmöglich machte.

148. Persien liegt außer unserem Gesichts-Kreise (3). Aber dieses Reich war schon ursprünglich aus alten morschen Stoffen aufgebauet; die Zerstörung, welche der Despotismus desselben in seinem eigenen

Wesen trug, hatte weit um sich gegriffen im Verlaufe der Zeit; ein langer, kostbarer und zuletzt unglücklicher Krieg mit dem ost-römischen Reiche hatte die Kräfte gänzlich erschöpfet; innere Unruhen und häufige und gräuelhafte Thron-Revolutionen hatten die Verwirrung vermehret, und bei dem Allen hatte auch die alte Lehre Zoroaster's, wenn nicht ihr Ansehen, doch ihre Kraft verloren. Also mußte das persische Reich wohl leicht die Beute der schwärmerischen Moslemen werden! Das ost-römische Reich hingegen stand da in seiner früheren Art (84). Auf Justin II. (124) war (J. 578) Tiberius, ein Thracier, gefolget, dessen Schönheit die ränkevolle Kaiserin Sophia gereizet hatte, der aber wegen seiner Tugenden von Justin zum Nachfolger bestimmet war. Vier Jahre hatte er die Krone mit seltenem und wohlverdientem Ruhme getragen, und sie alsdann (J. 582) seinem Feldherren Mauritius hinterlassen. Dieser Mann, für dessen Geist und Tugend es zeuget, daß Tiberius ihn gewählet und ihm seine Tochter zur Gemalin gegeben, hatte durch Einen falschen Schritt über sein Haus ein ungeheueres Unglück, und über das jammervolle Reich neue Leiden gebracht. Nachdem er, von Türken unterstützet, die Ehre gehabt hatte, einen König von Persien, den ein stolzer Satrap zur Flucht gezwungen, großmüthig (J. 591) auf den Thron zu setzen, und dadurch freundliche Verhältnisse mit alten Feinden herbei zu führen, hatte er, scheinet es, gehoffet, in einem verderblichen Kriege mit den Avaren, deren schrecklicher Fürst sich eine Freude daraus machte, das schwache Reich zu höh-

nen und bis in die Hauptstadt hinein Furcht zu verbreiten, den Uebermuth seiner Truppen zu brechen, und die frechsten Schaaren los zu werden. Dadurch aber hatte er, während die alte Parteiung Constantinopel verwirrete, das Heer erbittert. Ein gräßlicher Mensch, Phokas, war zum Kaiser erhoben, und Mauritius hatte, mit seiner ehrwürdigen Gemalin und seinen frommen Kindern, sechs Söhnen und drei Töchtern, unter dem Henkerbeil (J. 602 und 605) den Tod gefunden. Von diesem gräßlichen Menschen war zwar das Reich befreiet durch eine glückliche Empörung des Statthalters von Afrika, dessen Sohn, Heraklius, alsdann den Purpur erhalten hatte; aber erst nach acht Jahren einer wilden und grausamen Herrschaft (J. 610). Und in dieser Zeit waren die gesellschaftlichen Bande gelöset; die Avaren hatten die europäischen Länder verwüstet; die Perser, alte politische und religiose Feindschaft unter dem Vorwand einer edlen Rache verbergend, hatten angefangen, die Provinzen Asiens einzunehmen, die Städte zu brechen, die Länder zu eröden; das Heer war aufgerieben und Hunger und Seuchen hatten das Unglück der Menschen vergrößert.

149. Zwölf Jahre lang war dieses Unheil unter Heraklius fortgegangen; alle seine Bemühungen hatten dasselbe nicht aufgehalten, und kaum gemildert. Die Perser hatten Syrien, Phönizien, Palästina und Aegypten eingenommen. Heraklius sah von den Mauern Constantinopel's ihre Fahnen und die Schwerter der Avaren, und, wie es schien, mit so feiger Vergessen-

heit, daß er die völligste Verachtung der Feinde auf sich zog, und sie dadurch zu den übermüthigsten Forderungen reizete. Dahin, scheinet es, hatte er gestrebt; und darum hatte er den Tadel der Welt ertragen. Auf ein Mal, in demselben Jahre, in welchem Mohammed das Schwert nahm (J. 622), erhob er sich, wie ein gewaltiger Riese, und entwickelte, indem er die räuberischen Avaren klug zur Ruhe lockte, einen Geist und eine Kraft, die Alles überraschte, verwirrte und niederwarf. In sechs Feldzügen, kühn bis zum Mährchenhaften, brach er, in Verbindung mit Türken, die persische Gewalt, und bewilligte einen Frieden, der großmüthig schien, weil er nur dem Reiche die alten Gränzen sicherte (J. 628). Aber die Kräfte dieses Reiches waren nicht minder erschöpfet, als die Kräfte Persiens; die Nachwehen blieben, und die Gemüther der Menschen fanden Nichts, woran sie sich hätten halten oder aufrichten können. Der Glaube der Christen hatte durch das Glück der Feuer-Anbetenden Perser einen großen Stoß bekommen. Die heilige Stadt war nicht verschonet geblieben; selbst das heilige Kreuz war hinweg genommen! Ueber die Lehre aber herrscheten längst überall, in Asien, wie in Aegypten oder im Karthagischen Gebiete, die bittersten Streitigkeiten. Diese Streitigkeiten, von grübelnden Mönchen genähret, hatten Secten gebildet, die sich mit grimmigem Hasse verfolgten. Und Kaiser Heraklius, als hätte er sich im Perser-Kriege gänzlich ausgelebt, schien nur noch Sinn zu haben für solche Meinungen und solche Kämpfe. — So das ost-römische Reich!

150. Mohammed hatte schon während des Krieges zwischen den Byzantinern und Persern Briefe an den Kaiser und den König geschrieben, und, im Namen des Allmächtigen und Allgenugsamen Gottes drohend, zum Glauben aufgefordert. Diese Briefe, durch die Verhältnisse Arabiens zu beiden Reichen und besonders zu Persien veranlasset, können schwerlich einen anderen Zweck gehabt haben, als des Propheten Vertrauen zu zeigen, und dieses Vertrauen den Moslemen mitzutheilen. Denn Mecca war noch nicht gewonnen, und Mohammed hatte den Triumph seiner Lehre noch nicht gesehen. Aber er sah ihn! Bei seinem Tode (zu Medinah im Mai des J. 632) hatte sich ganz Arabien zum Islam bekannt, überzeuget von der Wahrheit desselben durch fünfzig, oft gefährliche und immer siegreiche Schlachten. Die Streitigkeiten, die nun sogleich über das Chalifat entstanden, waren, obgleich schrecklich und gräuelvoll in sich selbst und von unübersehbaren Folgen, für den Islam Ein Glück. Sie schärften die Geister und reizeten die Seelen, und erhielten ein Leben unter den Bekennern, das in der Lehre selbst — bald im Koran fest gestellet — durchaus keine Nahrung fand. Diese Streitigkeiten führeten dann auch zu den Kriegen gegen die Ungläubigen außer Arabien; zu Kriegen, die schon Mohammed beabsichtiget hatte, die durch frühere Verhältnisse auch politisch gerechtfertiget wurden, und die nothwendig waren, um die, beim Tode des Propheten wankenden, Gemüther zu stärken und zu befestigen, um die falschen Propheten zu vernichten, und

um den, unter Zwist und Widerspruch gewählten, Chalifen ihre Würde zu sichern. Mit dem kühnsten Vertrauen in der Seele, glühend vom Eifer für die Ausbreitung des Glaubens und gestachelt von der [illegible] Raublust bei dem Anblick unermeßlicher Reichthümer, strömete die Jugend Arabiens aus ihren [illegible] unaufhaltsam über die alternden und [illegible] Reiche dahin, Schrecken ging vor ihr her, und Verderben bezeichnete ihre Schritte; aber in der [illegible] war Rettung, und gleiches Glück und [illegible] mit den Siegern sicherte der Glaube an [illegible]

[illegible] zeigten die ersten Chalifen im [illegible] Größe der Seele, einen so [illegible] erhabene Einfachheit der [illegible] in der Geschichte gefunden wird, [illegible] Brust des Menschen, als [illegible] der Wüste. Aber die [illegible] der kühne Aufschwung, [illegible] seine Kraft versuchte; [illegible] aufgeregt waren durch die neue Lehre und ihre wundervolle Einführung in die Welt, das Glück der Sieger endlich, und die reiche Beute, welche der Sieg gab: dieses Alles trieb die Menschen zu Entwürfen und Thaten, die gegen einander stießen, regte furchtbare Leidenschaften auf, und erzeugete schauderhafte Zerrüttungen und Gräuel, oder bereitete sie vor. Abu-Bekr's kluge Besonnenheit, und Omar's hohe Tugend, Mäßigkeit, Demuth, Mild-

thätigkeit, erhielten noch die Einigkeit unter den Moslemen. Aber schon Othmann's Politik, Verwandten-Begünstigung, Sparsamkeit und Gereiztheit führeten zu Spaltungen und bösen Unruhen, welche der edle, begeisterte und schwärmerische Ali, Mohammed's Schwiegersohn, der heiligen Fatimah Gemal, als er endlich, vier und zwanzig Jahre nach des Propheten Tode (J. 656) zu der Würde gelangte, die ihm, nach Vieler Meinung, längst zu gebühren schien, um so weniger zu stillen vermochte, da zwischen ihm und vielen Arabern des drei und achtzig jährigen Othmann's blutige Leiche stand, und da es ihm überhaupt nicht gegeben war, die Verhältnisse der Menschen verständig aufzufassen und besonnen zu berechnen. Vielmehr führete der schauderhafte Kampf, durch Verrätherein und jegliche Grausamkeit ausgezeichnet, welchen er zuerst mit der nunmehr so schrecklichen als einst schönen Ayescha und dann mit dem verwegenen Moavijah, aus dem Geschlechte der Ommajaden, zu bestehen hatte, ihn selbst zu einem gewaltsamen Tode (J. 660), und brachte über sein Haus, und besonders über seine beiden Söhne Hassan und Hosain, die ihm gleich waren an Heldenmuth und edeler Gesinnung, ein unerhörtes Unglück. Unter solchen Gräßlichkeiten jedoch, mit solcher Besonnenheit benutzet, konnte es wohl dem Moavijah gelingen, seinem Hause ein erbliches Chalifat zu verschaffen; aber die Ströme von Blut, die diese Gründung gekostet hatte, konnten nicht vergessen werden, und der Märtyrer-Tod der Aliden mußte die Treue Aller sichern, die ihre Seele Fatimah's Geschlecht zuge-



mer von Städten und Tempeln; die Verhältnisse des Menschenlebens aber schienen ganz in arabischer Weise und Sitte. Und doch hatten die Moslemen keinesweges solche gewaltsame Mittel gebrauchet, wie von den Römern angewandt waren; sondern die einheimische, verwandte Natur hatte gesieget über die Schöpfungen fremder Willkühr. Selbst die Göttlichkeit des Christenthumes hatte, in seiner damaligen Art, viele Menschen nicht zu bewahren vermocht vor des Islam's sinnlicher Gewalt! In Aegypten kam den Moslemen die Uneinigkeit der Christen zu Hülfe, die ihnen auch Syriens Eroberung erleichtert hatte. Die verfolgte Secte streckte ihnen, aus Haß gegen die Verfolger, die Hände entgegen, und wollte sich lieber dem Eroberer unterwerfen, als, im innersten Wesen gekränket, von den einheimischen Mitchristen eine ungewisse Duldung hoffen. Also wurde Aegypten gewonnen, sobald es angegriffen war (J. 637), und vermehrte, wie Alles, die Kriegsmacht der Araber. Nur Alexandria, durch ihre Lage, durch den Glauben und die Verhältnisse ihrer Bewohner zum Widerstand aufgefordert, hielt sich noch drei Jahre. Uebrigens konnte nur in religioser Rücksicht die Eroberung Aegyptens als ein Unglück angesehen werden: in jeder anderen gewann das unglückliche Land, das seit länger als tausend Jahren die Beute der Eroberer gewesen war.

153. Hierauf erfolgte sogleich die Ausbreitung der Lehre Mohammed's in das Innere Afrika's. Mochten die Brebern immerhin in Sprache und Abstam

mung ganz verschieden sein von den Arabern: sie, die in keinen Städten wohnten, keine Märkte hatten und keine Wegweiser, fühlten sich durch Leben und Sitten den Siegern verwandt und traten gern auf die Seite der Glücklichen. Nun blieb zwar die nördliche Küste Afrika's noch einige Jahrzehend bei dem Namen der Griechen; aber nur weil die Zerrüttungen in Arabien manche Veränderung in den Unternehmungen veranlaßten; nur weil die Kämpfe im Inneren Asiens furchtbar fortdauerten, und keinesweges weil die Griechen jene Küste zu vertheidigen vermocht hätten. Vielmehr wußte das blutige Haus des Heraklius, das nach seinem Tode (J. 641) noch siebenzig Jahre (— J. 711) auf dem immer mehr befleckten Thron in Constantinopel saß, durch Familien-Gezänk entwürdiget und durch unverstandene theologische Sätze in arge kirchliche Parteiungen verwickelt, weder in Europa, noch in Asien oder in Afrika Kraft zu entwickeln und Widerstand zu leisten, obwohl für die Rettung des letzten Landes große Anstrengungen gemacht wurden. Die Araber, seit sie Phönicien und die Küste Syriens überhaupt inne hatten, nicht weniger kühn zur See als zu Lande, jedoch weniger geschickt, wollten, scheinet es, den Baum an der Wurzel fassen; aber ihr Angriff auf Constantinopel, sieben Sommer hindurch (J. 668 — 675) furchtbar wiederholet, mißlang, weil sie dem schrecklichen griechischen Feuer Nichts einzusetzen hatten. In dem letzten Viertheile des siebenten Jahrhundertes unternahmen sie dann die Unterwerfung Afrika's. Der Kampf wurde furchtbar, nicht sowohl wegen des Wi-

verstandes der Griechen, als weil sie, nun schon von den Reizen eines gebildeteren Lebens fortgezogen, die Waldbrüder in der Wüste verliessen, und dieselben, durch Begünstigung der Städte, gegen sich aufbrachten. Selbst als schon Karthago gefallen und zum zweiten Male gänzlich durch Feuer und Schwert zerstöret war (J. 693), dauerte der Kampf noch durch eine Reihe von Jahren mit wechselndem Glücke so schrecklich fort, daß die Thaten der kühnen Mauren, nach ihren Ursachen und in ihrem Gange, fast ein mährchenhaftes Ansehen haben. Endlich jedoch gelang es dem Musa, des Chalifen Walid's Feldherrn, Mauren und Brebern zu bewältigen, und sie zur Annahme des Islam's, zu arabischer Sitte und Sprache zu bewegen, oder zu Sclaven zu machen. Kaum aber war der Kampf geendigt (J. 709), und die arabische Macht neu gestärket und vermehret: so erhielt eben dieser Musa eine gute Veranlassung, auch das Reich der West-Gothen in Spanien zu stürzen.

Viertes Capitel.

Des West-Gothischen Reiches Verwirrung und Untergang.

154. Nach der Schlacht bei Vouglé (J. 507) verliefen sechs Jahrzehend, in welchen sich die Keime des Unglückes, die in den Verhältnissen des West-Gothischen Reiches lagen (101), üppig entwickelten. Durch jene Schlacht war den West-Gothen der schönste Theil ihrer gallischen Besitzungen entrissen, und der Küsten-

[illegible]

[illegible] Eine zwischen beiden Völkern [illegible] Der arianische Glauben der Gothen [illegible] der Römern [illegible] verhaßt, und veran[illegible] Geistlichkeit, sich fest an einan-der [illegible] an den Bischof in Rom zu schließen. Es [illegible] daß die Gothen ihre Könige wählten, und [illegible] dem Bestreben, den besten Mann über sich zu se-zen, selten einig wurden in ihrer Wahl. Dadurch entstanden unaufhörliche Streitigkeiten und ein häufi-ger Thronwechsel, der selten unblutig war. Unter acht Königen, Gesalrich (— J. 511), Amalrich — (J. 531), Theudes (— J. 548), Theudiskl us (— J. 549), Agila (— J. 554), Athanagild (J. 557), Liuva (— J. 567), Leovigild (— J. 586), welche, Alarich II. (— J. 506), in achtzig Jahren auf dem Throne der West-Go-then saßen, starb nur Einer, Athanagild, der Fran-ken-Königin Brunhilde's Vater, eines natürlichen To-des; die Großen des Reiches aber, welche auf die Wahlen den meisten Einfluß hatten, entzogen bei jeder Wahl dem Throne mehr von seiner Würde, machten sich immer unabhängiger und drückten die alten Ein-wohner mit immer größerer Last. Unter solchen Um-

ständen konnte es denn wohl leicht nicht nur den Sueven, deren Geschichte übrigens ganz ungewiß und unbedeutend ist, gelingen, sich noch immer im nordwestlichen Theile der Halb-Insel zu erhalten, sondern auch den Ost-Römern, als sie unter Justinian das Vandalische Reich zerstöret hatten, sich der Küsten-Städte wieder zu bemeistern, schlau die Schwäche benutzend, in welche das unnatürliche Reich immer mehr zu versinken schien (J. 91 u. 100).

155. Leovigild (J. 567), ein kühner und verständiger Mann, dem in der Reihe der westgothischen Könige kaum Einer gleich kommt, schien diesem Zustande, der desto heilloser wurde je länger er dauerte, ein Ende machen zu wollen. Er war siegreich gegen die Sueven und siegreich gegen die Byzantiner. Er reinigte die Gesetze und gab ihnen die verlorene Kraft zurück. Er erschien vor den Großen seines Reiches in der ganzen Pracht königlicher Würde, und seine Worte vom Throne mochten um so stärker wirken, da das Ansehen rühmlicher Thaten ihm nicht fehlte. Er arbeitete mit Glück hin auf die Erblichkeit der Krone in seinem Hause. Auch wollte er, scheinet es, eine Vereinigung der Gothen und Spanier vorbereiten: denn seine beiden Söhne, Hermenegild und Reccared, von einer rechtgläubigen Mutter, einer Griechin, geboren, wurden ungestört in der Rechtgläubigkeit unterrichtet. Aber wenn er auch erreichte, daß die Krone seinem Geschlecht erhalten wurde, so gerieth er doch mit seinem ältesten Sohn in unglückselige Verhältnisse, welche eine Wen-

heit, daß er die völligste Verachtung der Feinde auf sich zog, und sie dadurch zu den übermüthigsten Forderungen reizete. Dahin, scheinet es, hatte er gestrebt; und darum hatte er den Tadel der Welt ertragen. Auf ein Mal, in demselben Jahre, in welchem Mohammed das Schwert nahm (J. 622), erhob er sich, wie ein gewaltiger Riese, und entwickelte, indem er die räuberischen Avaren klug zur Ruhe lockte, einen Geist und eine Kraft, die Alles überraschte, verwirrte und niederwarf. In sechs Feldzügen, kühn bis zum Mährchenhaften, brach er, in Verbindung mit Türken, die persische Gewalt, und bewilligte einen Frieden, der großmüthig schien, weil er nur dem Reiche die alten Gränzen sicherte (J. 628). Aber die Kräfte dieses Reiches waren nicht minder erschöpfet, als die Kräfte Persiens; die Nachwehen blieben, und die Gemüther der Menschen fanden Nichts, woran sie sich hätten halten oder aufrichten können. Der Glaube der Christen hatte durch das Glück der Feuer-Anbetenden Perser einen großen Stoß bekommen. Die heilige Stadt war nicht verschonet geblieben; selbst das heilige Kreuz war hinweg genommen! Ueber die Lehre aber herrscheten längst überall, in Asien, wie in Aegypten oder im Karthagischen Gebiete, die bittersten Streitigkeiten. Diese Streitigkeiten, von grübelnden Mönchen genähret, hatten Secten gebildet, die sich mit grimmigem Hasse verfolgten. Und Kaiser Heraklius, als hätte er sich im Perser-Kriege gänzlich ausgelebt, schien nur noch Sinn zu haben für solche Meinungen und solche Kämpfe. — So das ost-römische Reich!

150. Mohammed hatte schon während des Krieges zwischen den Byzantinern und Persern Briefe an den Kaiser und den König geschrieben, und, im Namen des Allmächtigen und Allgenugsamen Gottes drohend, zum Glauben aufgefordert. Diese Briefe, durch die Verhältnisse Arabiens zu beiden Reichen und besonders zu Persien veranlasset, können schwerlich einen anderen Zweck gehabt haben, als des Propheten Vertrauen zu zeigen, und dieses Vertrauen den Moslemen mitzutheilen. Denn Mecca war noch nicht gewonnen, und Mohammed hatte den Triumph seiner Lehre noch nicht gesehen. Aber er sah ihn! Bei seinem Tode (zu Medinah im Mai des J. 632) hatte sich ganz Arabien zum Islam bekannt, überzeuget von der Wahrheit desselben durch fünfzig, oft gefährliche und immer siegreiche Schlachten. Die Streitigkeiten, die nun sogleich über das Chalifat entstanden, waren, obgleich schrecklich und gräuelvoll in sich selbst und von unübersehbaren Folgen, für den Islam Ein Glück. Sie schärften die Geister und reizeten die Seelen, und erhielten ein Leben unter den Bekennern, das in der Lehre selbst — bald im Koran fest gestellet — durchaus keine Nahrung fand. Diese Streitigkeiten führeten dann auch zu den Kriegen gegen die Ungläubigen außer Arabien; zu Kriegen, die schon Mohammed beabsichtiget hatte, die durch frühere Verhältnisse auch politisch gerechtfertiget wurden, und die nothwendig waren, um die, beim Tode des Propheten wankenden, Gemüther zu stärken und zu befestigen, um die falschen Propheten zu vernichten, und

um den, unter Zwist und Widerspruch gewählten, Chalifen ihre Würde zu sichern. Mit dem kühnsten Vertrauen in der Seele, glühend vom Eifer für die Ausbreitung des Glaubens und gestachelt von der eingeborenen Raublust bei dem Anblick unermeßlicher Reichthümer, strömete die Jugend Arabiens aus der freien Wüste unaufhaltsam über die alternden und gewaltsamen Reiche dahin, Schrecken ging vor ihr her, und Verderben bezeichnete ihre Schritte; aber in der Unterwerfung war Rettung, und gleiches Glück und gleiches Recht mit den Siegern sicherte der Glaube an den Propheten.

151. Inzwischen zeigten die ersten Chalifen in Arabien selbst eine solche Größe der Seele, einen so starken Geist, und eine so erhabene Einfachheit der Sitten, daß Wenig in der Geschichte gefunden wird, was tiefer eingriffe in die Brust des Menschen, als die Tugenden dieser Söhne der Wüste. Aber die Auflösung aller alten Bande; der kühne Aufschwung, in welchem der entfesselte Geist seine Kraft versuchte; das Gähren der Ideen, die aufgeregt waren durch die neue Lehre und ihre wundervolle Einführung in die Welt; das Glück der Sieger endlich, und die reiche Beute, welche der Sieg gab: dieses Alles trieb die Menschen zu Entschlüssen und Thaten, die gegen einander stießen, regte furchtbare Leidenschaften auf, und erzeugete schauderhafte Zerrüttungen und Gräuel, oder bereitete sie vor. Abu-Bekr's kluge Besonnenheit, und Omar's hohe Tugend, Mäßigkeit, Demuth, Mild-

thätigkeit, erhielten noch die Einigkeit unter den Moslemen. Aber schon Othmann's Politik, Verwandten-Begünstigung, Sparsamkeit und Gereiztheit führeten zu Spaltungen und bösen Unruhen, welche der edle, begeisterte und schwärmerische Ali, Mohammed's Schwiegersohn, der heiligen Fatimah Gemal, als er endlich, vier und zwanzig Jahre nach des Propheten Tode (J. 656) zu der Würde gelangte, die ihm, nach Vieler Meinung, längst zu gebühren schien, um so weniger zu stillen vermochte, da zwischen ihm und vielen Arabern des drei und achtzig jährigen Othmann's blutige Leiche stand, und da es ihm überhaupt nicht gegeben war, die Verhältnisse der Menschen verständig aufzufassen und besonnen zu berechnen. Vielmehr führete der schauderhafte Kampf, durch Verrätherein und jegliche Grausamkeit ausgezeichnet, welchen er zuerst mit der nunmehr so schrecklichen als einst schönen Ayescha und dann mit dem verwegenen Moavijah, aus dem Geschlechte der Ommajaden, zu bestehen hatte, ihn selbst zu einem gewaltsamen Tode (J. 660), und brachte über sein Haus, und besonders über seine beiden Söhne Hassan und Hosain, die ihm gleich waren an Heldenmuth und edeler Gesinnung, ein unerhörtes Unglück. Unter solchen Gräßlichkeiten jedoch, mit solcher Besonnenheit benutzet, konnte es wohl dem Moavijah gelingen, seinem Hause ein erbliches Chalifat zu verschaffen; aber die Ströme von Blut, die diese Gründung gekostet hatte, konnten nicht vergessen werden, und der Märtyrer-Tod der Aliden mußte die Treue Aller sichern, die ihre Seele Fatimah's Geschlecht zuge-

wandt hatten. Also war eine Spaltung, politisch und religios, begründet; und diese Spaltung mußte um so mehr bleiben, und zu mannigfaltigen Kämpfen führen, da das Chalifat der Ommajaden, in dem alten, üppigen Damascus verwaltet, bald große Entartung zeigete.

152. Die Zerrüttung Arabiens hat unstreitig auf die Unternehmungen der Moslemen gegen die Ungläubigen eingewirket; aber unterbrochen wurden sie nicht. Ehe zwei Menschen-Alter verlaufen waren, wurde des Propheten Name von den Ufern des Indus bis an die Gestade des atlantischen Meeres verehret, und von den Küsten des südlichen Oceans bis an die Küsten des kaspischen See's. Bei dieser furchtbaren Umwälzung zeigte sich auffallend die Gewalt des Volksthumes und die Macht der Natur in den Ländern der Erde. Das persische Reich zu besiegen, war, obgleich es gänzlich zertrümmert ward, am Schwersten. Es kostete viele blutige Kämpfe, ehe das heilige Feuer vor der Fahne der Bekenner wich. Die Provinzen des ost-römischen Reiches in Asien hingegen, von Heraklius kaum wieder gewonnen, sah dieser Kaiser nach zwei Schlachten schnell verloren gehen. Nur die wichtigsten Städte, Damascus, Jerusalem, Antiochien und Cäsarea, leisteten Widerstand. Sechs Jahre nach des Propheten Tode war alles Land, Klein-Asien kaum ausgenommen, unterworfen; und als zwei oder drei Menschen-Alter verlaufen waren, da zeugeten von der sieben hundertjährigen Herrschaft der Römer fast nur noch die Trüm-

mer von Städten und Tempeln; die Verhältnisse des Menschenlebens aber schienen ganz in arabischer Weise und Sitte. Und doch hatten die Moslemen keinesweges solche gewaltsame Mittel gebrauchet, wie von den Römern angewandt waren; sondern die einheimische, verwandte Natur hatte gesieget über die Schöpfungen fremder Willkühr. Selbst die Göttlichkeit des Christenthumes hatte, in seiner damaligen Art, viele Menschen nicht zu bewahren vermocht vor des Islam's sinnlicher Gewalt! In Aegypten kam den Moslemen die Uneinigkeit der Christen zu Hülfe, die ihnen auch Syriens Eroberung erleichtert hatte. Die verfolgte Secte streckte ihnen, aus Haß gegen die Verfolger, die Hände entgegen, und wollte sich lieber dem Eroberer unterwerfen, als, im innersten Wesen gekränket, von den einheimischen Mitchristen eine ungewisse Duldung hoffen. Also wurde Aegypten gewonnen, sobald es angegriffen war (J. 637), und vermehrte, wie Alles, die Kriegsmacht der Araber. Nur Alexandria, durch ihre Lage, durch den Glauben und die Verhältnisse ihrer Bewohner zum Widerstand aufgefordert, hielt sich noch drei Jahre. Uebrigens konnte nur in religioser Rücksicht die Eroberung Aegyptens als ein Unglück angesehen werden: in jeder anderen gewann das unglückliche Land, das seit länger als tausend Jahren die Beute der Eroberer gewesen war.

153. Hierauf erfolgte sogleich die Ausbreitung der Lehre Mohammed's in das Innere Afrika's. Mochten die Brebern immerhin in Sprache und Abstam

mung ganz verschieden sein von den Arabern: sie, die in keinen Städten wohnten, keine Märkte hatten und keine Wegweiser, fühlten sich durch Leben und Sitten den Siegern verwandt und traten gern auf die Seite der Glücklichen. Nun blieb zwar die nördliche Küste Afrika's noch einige Jahrzehend bei dem Namen der Griechen; aber nur weil die Zerrüttungen in Arabien manche Veränderung in den Unternehmungen veranlaßten; nur weil die Kämpfe im Inneren Asiens furchtbar fortdauerten, und keinesweges weil die Griechen jene Küste zu vertheidigen vermocht hätten. Vielmehr wußte das blutige Haus des Heraklius, das nach seinem Tode (J. 641) noch siebenzig Jahre (— J. 711) auf dem immer mehr befleckten Thron in Constantinopel saß, durch Familien-Gezänk entwürdiget und durch unverstandene theologische Sätze in arge kirchliche Parteiungen verwickelt, weder in Europa, noch in Asien oder in Afrika Kraft zu entwickeln und Widerstand zu leisten, obwohl für die Rettung des letzten Landes große Anstrengungen gemacht wurden. Die Araber, seit sie Phönicien und die Küste Syriens überhaupt inne hatten, nicht weniger kühn zur See als zu Lande, jedoch weniger geschickt, wollten, scheinet es, den Baum an der Wurzel fassen; aber ihr Angriff auf Constantinopel, sieben Sommer hindurch (J. 668 — 675) furchtbar wiederholet, mißlang, weil sie dem schrecklichen griechischen Feuer Nichts einzusetzen hatten. In dem letzten Viertheile des siebenten Jahrhundertes unternahmen sie dann die Unterwerfung Afrika's. Der Kampf wurde furchtbar, nicht sowohl wegen des Wi-

verstandes der Griechen, als weil sie, nun schon von den Reizen eines gebildeteren Lebens fortgezogen, die Halbbrüder in der Wüste verliessen, und dieselben, durch Begünstigung der Städte, gegen sich aufbrachten. Selbst als schon Karthago gefallen und zum zweiten Male gänzlich durch Feuer und Schwert zerstöret war (J. 693), dauerte der Kampf noch durch eine Reihe von Jahren mit wechselndem Glücke so schrecklich fort, daß die Thaten der kühnen Mauren, nach ihren Ursachen und in ihrem Gange, fast ein mährchenhaftes Ansehen haben. Endlich jedoch gelang es dem Musa, des Chalifen Walid's Feldherrn, Mauren und Brebern zu bewältigen, und sie zur Annahme des Islam's, zu arabischer Sitte und Sprache zu bewegen, oder zu Sclaven zu machen. Kaum aber war der Kampf geendigt (J. 709), und die arabische Macht neu gestärket und vermehret: so erhielt eben dieser Musa eine gute Veranlassung, auch das Reich der West-Gothen in Spanien zu stürzen.

Viertes Capitel.

Des West-Gothischen Reiches Verwirrung und Untergang.

154. Nach der Schlacht bei Vouglé (J. 507) verliefen sechs Jahrzehend, in welchen sich die Keime des Unglückes, die in den Verhältnissen des West-Gothischen Reiches lagen (101), üppig entwickelten. Durch jene Schlacht war den West-Gothen der schönste Theil ihrer gallischen Besitzungen entrissen, und der Küsten-

Streif von den Pyrenäen bis zur Rhone war ihnen durch Theodorich, den Ost-Gothen, nur darum erhalten, damit er die Hand in ihren Angelegenheiten behielte. Durch diesen unnatürlichen Besitz blieben sie mit den Franken in einer verderblichen Berührung. Den Sitz des Königes, bisher in Gallien, verlegte zwar Theudes (J. 531 — 548) nach Toledo. Zwischen den Gothen und den s. g. Römern aber bestand die alte Absonderung. Ehen zwischen beiden Völkern waren untersagt. Die arianische Ketzerei der Gothen machte diese den Römern doppelt verhaßt, und veranlaßte die rechtgläubige Geistlichkeit, sich fest an einander und an den Bischof in Rom zu schließen. Es kam hinzu, daß die Gothen ihre Könige wählten, und in dem Bestreben, den besten Mann über sich zu setzen, selten einig wurden in ihrer Wahl. Dadurch entstanden unaufhörliche Streitigkeiten und ein häufiger Thronwechsel, der selten unblutig war. Unter acht Königen, Gesalrich (— J. 511), Amalrich — (J. 531), Theudes (— J. 548), Theudisklus (— J. 549), Agila (— J. 554), Athanagild (J. 557), Liuva (— J. 567), Leovigild (— J. 586), welche, Alarich II. (— J. 506), in achtzig Jahren auf dem Throne der West-Gothen saßen, starb nur Einer, Athanagild, der Franken-Königin Brunhilde's Vater, eines natürlichen Todes; die Großen des Reiches aber, welche auf die Wahlen den meisten Einfluß hatten, entzogen bei jeder Wahl dem Throne mehr von seiner Würde, machten sich immer unabhängiger und drückten die alten Einwohner mit immer größerer Last. Unter solchen Um-

ständen konnte es denn wohl leicht nicht nur den Sueven, deren Geschichte übrigens ganz ungewiß und unbedeutend ist, gelingen, sich noch immer im nordwestlichen Theile der Halb-Insel zu erhalten, sondern auch den Ost-Römern, als sie unter Justinian das Vandalische Reich zerstöret hatten, sich der Küsten-Städte wieder zu bemeistern, schlau die Schwäche benutzend, in welche das unnatürliche Reich immer mehr zu versinken schien (J. 91 u. 100).

155. Leovigild (J. 567), ein kühner und verständiger Mann, dem in der Reihe der westgothischen Könige kaum Einer gleich kommt, schien diesem Zustande, der desto heilloser wurde je länger er dauerte, ein Ende machen zu wollen. Er war siegreich gegen die Sueven und siegreich gegen die Byzantiner. Er reinigte die Gesetze und gab ihnen die verlorene Kraft zurück. Er erschien vor den Großen seines Reiches in der ganzen Pracht königlicher Würde, und seine Worte vom Throne mochten um so stärker wirken, da das Ansehen rühmlicher Thaten ihm nicht fehlte. Er arbeitete mit Glück hin auf die Erblichkeit der Krone in seinem Hause. Auch wollte er, scheinet es, eine Vereinigung der Gothen und Spanier vorbereiten: denn seine beiden Söhne, Hermenegild und Reccared, von einer rechtgläubigen Mutter, einer Griechin, geboren, wurden ungestört in der Rechtgläubigkeit unterrichtet. Aber wenn er auch erreichte, daß die Krone seinem Geschlecht erhalten wurde, so gerieth er doch mit seinem ältesten Sohn in unglückselige Verhältnisse, welche eine Wen-

[illegible] in dieser Weise ge-
[illegible] Die Vermählung Hermenes
[illegible] Ingundis. Brunhilde's
[illegible] Hauses gewiß
[illegible] war sie auch nicht un-
[illegible] Spaltung zwischen den Sie-
[illegible] Die Entfernung Hermes
[illegible] Stolz ihrer Mut-
[illegible] durch weibliche
[illegible] Uebertritt desselben zur
[illegible] und dieser unerwar-
[illegible] machte einen Krieg
[illegible] nothwendig, weil er nicht
[illegible] Heiligkeit in gefährliche
[illegible] auch die Griechen, die
[illegible] zur Einmischung in die Ver-
[illegible] veranlassete. Solche Umstände zwan-
[illegible] der alten Ketzerei festzuhalten, um
[illegible] und ihm nicht der Großmuth
[illegible] verdanken. Und seinem Geiste gin-
[illegible] Verlegenheit die Mittel nicht
[illegible] wurden getäuschet; die Byzantiner
[illegible] Reich gänzlich unterworfen
[illegible] Schrecklichste jedoch war: der un-
[illegible] wurde von den verwirreten Verhält-
[illegible] umschlungen, daß er keinen Ausweg
[illegible] der Hinrichtung seines eigenen Sohnes,
[illegible] gefangen geworden und zum Zurück-
[illegible] nicht zu bewegen war. Auf solche
[illegible] allerdings, daß die Ruhe äu-

herlich bis zu seinem Tod (J. 586) erhalten ward; aber die Bewegung blieb in den Seelen der Menschen. Hermenegild's Märtyrer-Tod regte auch die Theilnahme Vieler auf, die vielleicht früher anders gedacht hatten, und vermehrte die Verwirrung. Reccared, der seinem Vater auf dem Throne folgte, hielt daher für gut, im vierten Jahre seiner Regierung, auf dringende Vorstellung des heiligen Leander's, öffentlich zum Nicäischen Glauben überzutreten (J. 589), der von Römern, Griechen, Spaniern und Barbaren bekannt ward, und für dessen Wahrheit Himmel und Erde zu zeugen schienen. Ihm folgeten die Gothischen Bischöfe; den Bischöfen folgeten nach und nach Geistliche und Laien.

156. Dieses Ereigniß schien nicht ohne große und heilsame Folgen bleiben zu können. In der That verschwand auch sogleich der verderbliche Unterschied von Gothen und Spaniern. Ein Recht galt fortan für beide Völker. Das Gesetz, welches die gemischten Heirathen untersagte, wurde durch Recesuinth, den Ordner und Ergänzer des westgothischen Gesetzes (J. 649 bis 672), aufgehoben. Sitten und Sprache schmolzen in einander; auf der ganzen Pyrenäischen Halb-Insel entstand ein einiges Volk. Aber von der anderen Seite lag es auch in der Natur der Dinge, daß die Geistlichkeit einen großen und entscheidenden Einfluß erhielt auf die Angelegenheiten des Staates. König Reccared konnte, als er sein eigenes Volk verließ, nur bei der rechtgläubigen Geistlichkeit Halt und Hülfe finden; also mußte er sich wohl vor ihr beugen, damit

sie für ihn zeugete. Verschwörungen und Empörungen, durch die gekränkten Arianer veranlaßt, oder durch ehrgeizige Menschen, auf jene Arianer rechnend, mußten den König immer mehr in die Gewalt der Geistlichkeit führen. Am Entscheidendsten aber wirkte wohl der Umstand, daß die katholische Geistlichkeit in Spanien in dem früheren Kampfe gegen den Arianismus eine Einheit gewonnen hatte, wie kaum in einem anderen Lande, und daß sie mit dem Papst in eine enge Verbindung getreten war, die jetzt diese Einheit erhielt. Dabei wurde die alte Weise, daß die Krone durch Wahl ertheilet ward, ungeachtet der Demuth, die schon Reccared auch dem Haupte der Gläubigen in Rom bewies, um so mehr erhalten, da der Vortheil der Geistlichkeit diese Wahl zu fordern schien. Also geschah, daß die Geistlichkeit im Verlaufe des siebenten Jahrhundertes fast alle Gewalt an sich riß; daß die königliche Würde mehr und mehr hinschwand; daß die Könige, welche diese Würde zu heben suchten, nur in die übelsten Händel verwickelt wurden; daß die Synoden an die Stelle der Reichstage traten, und daß höchstens die hohen Hofbeamten mit einigen eitelen Vorzügen abgefunden wurden. Aber es geschah auch, daß von den Geistlichen — sei es absichtlich, sei es in wachsender Befangenheit — ein Geist der Frömmelei, der Eiferung und der Unduldsamkeit erregt, genährt und verbreitet wurde, der ihre Herrschaft immer mehr befestigte. Die Juden, deren Anzahl in Spanien freilich sehr groß war, die aber auch bedeutende und gelehrte Männer in ihrer Mitte sahen, mußten darüber wieder-

holt die grausamsten Verfolgungen erdulden. Bei denselben weiß man kaum, ob sie aus Fanatismus hervorgingen, oder den Fanatismus erregen und mehren sollten!

157. Der Zustand Spaniens wurde durch alle diese Verhältnisse höchst seltsam und traurig, und wohl möchte es schwer sein zu sagen, auf welche Weise sich derselbe bei dieser Entfernung des spanischen Volkes von den Reibungen der übrigen Völker Europa's, in sich selbst gedeihlich und heilsam für Geist und Kraft hätte entwickeln können. Mit dem Anfange des achten Jahrhundertes aber, als die Moslemen die Eroberung Afrika's vollendet hatten, kam Witiza auf den spanischen Thron, der sechszehnte König nach Leovigild, ein kraftvoller Mann, der die Geistlichkeit gegen sich aufreizte, weil er ihnen die Herrschaft zu entwinden und an die Krone, freilich nicht ohne ein heftiges Durchgreifen, zurück zu bringen strebte. Als daher Roderich, Recesuinth's Enkel, der eine Gewaltthat Witiza's gegen seinen Vater zu rächen hatte, sich gegen diesen empörete, so erklärte sich die Geistlichkeit leicht für ihn, und wohl nur durch sie gelang ihm (J. 710) den Thron zu besteigen. Aber Roderich verstand nicht, die Gunst seines Volkes zu erwerben. Dieses war um so gefährlicher, da er Witiza's Söhne weder zu gewinnen wußte, noch unschädlich zu machen wagte, obgleich er am Beßten wissen konnte, wie die Beleidigung des Vaters den Sohn zur Rache treibet. In blinder Leidenschaftlichkeit verbanden sich diese Söhne mit Ande-

ren, die vom Könige beleidiget sein mochten. Unter diesen war ihr Oheim Oppas, Erzbischof von Sevilla, und ein Graf Julianus, der Ceuta und das Land verwaltete, welches den Gothen auf der Küste Afrika's gehörete. Hierauf riefen die Verbundenen die Moslemen herbei, oder sehneten sich doch nach den Moslemen, um Roderich zu stürzen!

158. Schon der erste Moslem, welcher den westlichen Ocean erblickte, Akbah, hatte es bejammert, daß ihm das Meer in der Verbreitung des Islam hindernd entgegenstand. Um so mehr war ihr Sinn auf jene Küste gerichtet, die sich ihnen zur Seite zeigte, und die sie längst mit ihren Schiffen berühret hatten. Unter Witiza hatte noch (J. 708) eine spanische Flotte die arabische geschlagen. Graf Julianus hatte die Moslemen von Ceuta zurück gewiesen. Jetzt aber war weder Zeit zu verlieren, noch Vieles zu wagen. Also schickte Walid's Ober-Befehlhaber in Afrika (99), Musa, seinen Feldherrn Tarik mit wenigen Tausend Mann über die Meer-Enge, mehr, wie es scheinet, um die Natur des Einverständnisses zu erprüfen, als um etwas Entscheidendes zu versuchen. Roderich indeß eilete den Feinden entgegen, und wagte, vielleicht weil ihre Zahl so gering war, ohne gehörige Rüstung den Kampf in den Gefilden von Xeres de la Frontera; und dieser Kampf, der sieben Tage hindurch erneuert sein soll (19. bis 26. Jul. J. 711), wurde, was man weder hier noch dort vorauszusehen vermocht hatte, entscheidend! Die Verräther gingen zu den Feinden über.

Roderich verlor als Flüchtling sein Leben. Musa eilete mit neuen Tausenden herbei, durch das neue Glück neu begeistert. Spanien, alle Bande der Ordnung gelöset, alles Ansehen verschwunden, nirgends Sicherheit und nirgends Vertrauen, ward überschwemmt. Selbst die Städte wurden, mit wenigen Ausnahmen, in Verblendung und durch Verrätherei geöffnet, oder durch Feigheit übergeben. Die Masse des Volkes, die in ihrer Religion keinen Schutz fand, und den Druck der gothischen Herrschaft schwer empfunden hatte, zeigete sich auch bald einem Feinde geneigt, der Alles gleich machte, der sich billig bewies gegen Ueberwundene, großmüthig gegen Ergebene, brüderlich gegen Gläubige, und der bei diesem Allen das Glück auf seiner Seite hatte. Und Schaaren vertriebener Juden, die aus Afrika zurück kehrten, und an ihren zum Christenthume gezwungenen Brüdern überall Genossen fanden, traten ein als Vermittler. Also geschah, daß auch in Europa Mohammed's Fahne, ehe ein Jahr verlief, von dem Ausflusse des Tajo bis zu den Pyrenäen, und bald bis zur Mündung der Rhone wehete, und daß auf der Pyrenäischen Halb-Insel das freie Christenthum nur in den Gebirgen Asturiens, Galliciens und Biscaya's einen Halt behielt, von welchem aus es in späterer Zeit seine Kraft kämpfend und siegreich entwickeln konnte.

Fünftes Capitel.

Europa's Rettung. Untergang der Merovinger im Reiche der Franken. (Byzantiner.)

159. Als die Moslemen die Länder jenseits der Pyrenäen einnahmen, führete noch Pippin (von Heristall) die öffentlichen Angelegenheiten im Reiche der Franken; aber er war alt, und die frühere Kraft war dahin. Nach einem Paar Jahren starb er (J. 714), und nach seinem Tode erfolgte die lange Reihe von Unruhen, welche das fränkische Reich aus einander zu werfen droheten, welche Pippin's Sohn Karl erhoben, welche aber erst zwei Jahrzehend nach Ankunft der Saracenen gänzlich gestillet wurden (141). Hätten also die Moslemen die Pyrenäen sogleich überstiegen, und sich, mit der Schnelligkeit, die sie so furchtbar machte, über die Länder des fränkischen Reiches hingegossen: so würden sie, nie der Gesammt-Macht begegnend, auch hier vielleicht Alles vor sich niedergeworfen oder zur Unterwerfung geschreckt haben. Sie aber — so wollte es der Geist der Menschheit! — ließen Karl'n Zeit, die Feinde seines Hauses zu bewältigen, die Unruhigen zum Gehorsam zurück zu bringen, Alles zu vereinen, die Feinde des Reiches, welche gefährlich hätten werden mögen, Friesen und Sachsen, zu züchtigen, und auf solche Weise die Kraft zu gewinnen, die zur Rettung des Christenthumes und aller germanischen Bildung erforderlich war.

160. Die Ursachen, welche die Saracenen zurückhielten, lassen sich nur zum Theil aus dem Zusammenhange der Verhältnisse vermuthen. Der erste Umstand, der sie veranlassete, sich auf Spanien zu beschränken, mag ihre Schwäche gewesen sein. Sie kamen in geringer Zahl, und nur nach und nach mehrete sich die Masse. Blieben ja doch sogar die nördlichen Gebirgsländer unbezwungen! Zugleich mögen sie wahrgenommen haben, daß sie sich auf einem anderen Boden als bisher bewegten. Denn Spanien war ihnen allerdings näher verwandt, als irgend ein europäisches Land, sowohl was die Natur betrifft, als das menschliche Leben; aber Spanien war doch auch ein europäisches Land, das in Afrika und Asien seines Gleichen nicht hat. Was von Phöniciern und Karthagern in die Menschen gebracht sein mochte, das war von den Römern zerstört oder aufgelöset und hatte sein asiatisch-afrikanisches Wesen verloren; und wie verwirrt auch das Reich der West-Gothen sein mochte: es bot doch immer noch Einrichtungen und gesellschaftliche Verhältnisse dar, welche die Moslemen in den Provinzen des römischen Reiches noch nicht gefunden hatten, und welche um so mehr Bedenklichkeiten bei ihnen erregen mußten, da Unruhen in der That nicht lange ausblieben; Unruhen, die wegen der unbezwungenen Gebirge, der Zuflucht vieler tapferen Männer, doppelt gefährlich waren. Es kam hinzu, daß zwischen Tarik und Musa große Uneinigkeiten entstanden, die ihren Grund in Musa's Eifersucht auf seines Unter-Feldherrn Glück, und in Tarik's Ingrimm darüber gehabt zu haben schei-

[illegible]

... muuten und Neigungen

...

... dem schon im ... ein Plan gefasset zu ... Spanien aus zu ... natürlich, daß ... genommen mit sehr ... des mittels ... hoffte, ... da man nun ... aber ...

[illegible]

sonderen Umstand unterstützet, daß Constantinopel, die Schutzwehr Europa's von dieser Seite, gerade jetzt leichter als je erobert werden zu können schien. Das Haus des Heraklius (149) ging in demselben Jahr, in welchem Spanien von den Saracenen erobert ward (J. 711), mit dem blutigen Tyrannen Justinian II. zu Grunde. Die Grausamkeit dieses unsinnigen Menschen hatte einen schrecklichen Eindruck zurück gelassen. Es entstanden so heftige und widrige Streitigkeiten um den Thron, daß ein ernsthafter Angriff auf die Stadt kaum mißlingen zu können schien. Aber der tapfere Feldherr des Ostens, Leo der Isaurier, täuschte die Moslemen. Er setzte sich selbst auf den Thron, auf welchem er, mit ihrer Zustimmung, nur für einen Anderen Raum machen zu wollen versprochen hatte (J. 717). Nun ließ zwar der Chalif Soliman den neuen Kaiser sogleich, ehe er die Verwirrung endigen konnte, mit einer ungeheueren Macht zu See und Land angreifen; aber Leo vertheidigte Constantinopel mit so vieler Einsicht und Tapferkeit, daß die freche Hartnäckigkeit, mit welcher der stolze Chalif, (vielleicht von einer besonderen Leidenschaft gegen den Anführer der Unternehmung, seinen Bruder Moslemah, beseelt), auf die Eroberung bestand, über das schönste Heer, wie über die stärkste Flotte, die je von Arabern ausgerüstet waren, eine schreckliche Vernichtung brachte. Dieser Verlust wirkte dann weiter und hinderte die Vermehrung der Streitkräfte in Spanien. Die Unternehmungen von hier aus mußten daher nothwendig um so mehr einen langsameren Gang nehmen, da die Moslemen um diese Zeit

Sitten,
der
in
Erschei
Seyische
Ganz

Constan

Constantinopel
(S. 719).
anwachs
ein
Land
Hauptstadt
Chalif
sei
durch
ver
lan
immer
und
gen
langs
und
auf
des
Küste
Jes
hatten!

Zu verwundern scheinet es jedoch, daß die Christen im fränkischen Reiche durch diese Züge nicht aufgeschreckt und bewogen wurden, sich fest an einander zu stellen, und fest zu einander zu halten. Aber im eigentlichen Teutschland herrschte noch das Heidenthum. Baiern, Allemannen und Thüringer suchten die alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, und in der Liebe zur Freiheit fand die Liebe zu den alten Göttern Nahrung. Friesen und Sachsen sahen die Gefahr, welche die Saracenen den gefürchteten und verhaßten Franken brachten, mit Lust, und strebten sie zu vermehren. Eudes von Aquitanien war Karl's, des Major Domus, grimmiger Feind. Austrasier und Neustrier hatten zu einander kein Herz. Der Major Domus stand dem königlichen Hause und allen Anhängern desselben gegenüber. Die Sitten waren in den christlichen Theilen des Reiches verfallen. Das Leben war verwildert und eine wahre Begeisterung für die Religion wurde schwerlich bei Denen gefunden, welche das Schwert zu führen verstanden. Karl mag die Gefahr wohl nicht verkannt haben; aber blieb ihm eine bessere Vorbereitung, sie zu bestehen übrig, als durch stete Heerfahrten zur Bekämpfung von Feinden, die unmittelbar gefährlicher waren, zur Erhaltung oder Herstellung der Ordnung und zur Bildung von Kriegern für den Tag der Entscheidung?

163. Diese Entscheidung aber wurde, scheinet es, herbei geführet durch die Verlegenheit, in welche Eudes gerieth, als er, aus Feindschaft gegen den Major

Domus, Karl, die Freundschaft eines Maurischen Führers, Munuza, durch die Vermälung desselben mit seiner Tochter schmählich erkaufet und dadurch den Zorn des arabischen Statthalters Abd-er-Rhaman's gereizet hatte. Mit einem furchtbaren Heere zog Abd-er-Rhaman, nachdem er den unruhigen Munuza überwunden hatte, gegen Eudes (J. 732), und setzte diesen durch die schrecklichste Verwüstung seines Landes in die Nothwendigkeit, zu Karl'n, um Rettung und Hülfe, seine Zuflucht zu nehmen. Diesen Augenblick hatte Karl erwartet. Also versammelte er sogleich die Streitkräfte des fränkischen Reiches, und weil er die alten Feinde, Friesen und Sachsen, hinter sich wußte, so eilete er rasch zur Schlacht. Sie wurden geschlagen, diese Schlacht, bei Poitiers (im October 732). Mag immerhin der Sieg, den Karl in derselben mit der eisernen Kraft teutscher Männer erfocht, im Fortgange der Zeit durch Dichter und Geschichtschreiber vergrößert sein: Karl der Hammer hat die Feier verdienet, die ihm geworden ist; und die Vergrößerung seiner Thaten beweiset nur, daß man in späterer Zeit die Wichtigkeit derselben tiefer erkannt habe, als in dem Augenblicke, da sie geschehen. Der Tag bei Poitiers war ein großer Tag, und der Sieg einer der allerschönsten Siege in der Geschichte der Menschen. Die Moslemen wurden zum ersten Mal im offenen Feld überwunden, und erkannten, auch von den Mauern Constantinopel's zurück gewiesen, daß ihr Ziel ereichet war. Ihre späteren Züge (J. 735 u. 737), veranlasset durch die Feindschaft der Herzoge in Aquitanien

und Burgund gegen Karl'n, hatten mehr Abwehr zum Zweck als Eroberung, und gaben nur Veranlassung, daß Karl (in Verbindung mit Longobarden) seine Macht an den Ufern des mittelländischen Meeres und an dem Fuße der Pyrenäen befestigte, so wie zu der Erhebung christlicher Waffen in den Gebirgen Spaniens. Die christlich-germanische Welt war gesichert und konnte sich, jenem furchtbaren Feinde gegenüber, durch Streben und Gegen-Streben volksthümlich ausbilden. Spanien behielt in seinem Schooße den befruchtenden Keim, den es von der Moslemen Leben und Kraft empfangen hatte, und fand in demselben ein Mittel, durch welches es sich, in seiner Entfernung von den Reibungen der Völker, vor dem Zurückbleiben bewahren konnte. Das arabische Reich aber war in eine Lage gebracht, in welcher die Zerstörung, die in seinem Wesen lag, schneller um sich greifen mußte.

164. Durch seine Heldenthaten, die jährlich, auch nach den Siegen über die Saracenen, auf den Kriegs-Zügen, bald zur Beruhigung des Reiches, bald zur Züchtigung der Feinde desselben, vermehret wurden, gewann Karl Martell mehr und mehr die Seelen der Leute und jedes kräftigen und kriegslustigen Mannes. Er gewöhnte seine Waffen-Genossen mehr und mehr ans Gehorchen; aber er verstand auch die Gewonnenen durch Belohnung in ihrer Treue zu befestigen. Als Major Domus kannte er die Mittel, und als Feldherr wagte er sie zu gebrauchen. Durch seine Siege vergrößerte er die Masse der fiscalischen

[illegible] an der Rhone, an der Ga- [illegible] konnte er nur [illegible]licher [illegible] seiner Getreuen vertrauen. Da er ja diese [illegible] der [illegible] entrissen hatte. [illegible] einen Theil der geistlichen Güter [illegible], aber nicht sel- [illegible] Kriegern zu werden, um sie [illegible] auf deren Schwert er sich verlas- [illegible] Die kirchliche Ordnung und christ- [illegible] glaubte er vielleicht durch den kräftigen [illegible] welchen die Siege über die Moslemen [illegible] Vor dem Rufe der Gottlosigkeit [illegible] theils durch eben jene Siege, theils durch [illegible] Frömmigkeit, mit welcher er das hei- [illegible] der Mönche Willibrod, Winfrid u. a. zur [illegible] und Befestigung des Christenthumes unter den deutschen Völkern in aller Weise unterstützte. Da- durch gelang ihm in der That, daß er die Freund- schaft dieser begeisterten Männer und das Vertrauen des Hauptes der Gläubigen in Rom gewann, und bei dieser Freundschaft und diesem Vertrauen neben der Anhänglichkeit seiner Getreuen brauchte er das Geschrei vieler Geistlichen in Gallien über seine Gewaltthätig- keit und Tyrannei nicht zu beachten. Vielmehr er- kannte er sein Ansehen dergestalt befestiget, daß er, als der König Theodorich III. (IV.) (J. 737) starb, es nicht mehr für zu gewaget hielt, den Thron leer zu lassen. Den königlichen Titel zwar nahm auch er noch nicht an, um nicht Erinnerungen aufzuwecken, die vielleicht zu Ungewißheiten und zu nachtheiligen Bewegungen ge-

führet hätten; aber er waltete mit einer größeren Macht, als jemals ein fränkischer König, weil er mit dem alten Ansehen der Könige das Amt des Major Domus vereinigte. Und als sein Ende heran nahete, trug er kein Bedenken, das Reich unter seine Söhne als Majores Domus zu theilen, und die Leute stimmten auch dieser Anordnung des gefürchteten Helden bei.

165. Kaum aber war er gestorben (J. 741), so zeigten sich doch die Bewegungen, die Karl früher gefürchtet haben mochte! Allerdings wurden diese Unruhen zum Theil durch das übele Verhältniß vermehrt, in welches Karlmann und Pippin, oft der Kurze zugenannt, zu ihrem Halb-Bruder Grippo und zu ihrer Schwester Chiltrudis geriethen; aber den eigentlichen Sinn derselben kann man nicht verkennen, da beide Brüder, ihrer Einigkeit, ihrer Stärke und ihres Glückes ungeachtet, sich doch genöthiget sahen, noch ein Mal einen Merovinger, obgleich einen schwachen Knaben, Childerich III., aus dem Kloster zu holen und auf den Thron zu setzen. Erst als nach fünf sturmvollen Jahren Karlmann, des verworrenen Treibens müde, und aus dem Kriegs-Getümmel sich hinaussehnend zu einer Ruhe, welche ihm die Sorge für das Heil seiner Seele verstattete, in das Kloster auf Monte Cassino gegangen war; erst als Pippin noch andere fünf Jahre auf mannigfaltige Weise gezeiget hatte, daß der Heldengeist seines Vaters neben einem eigenthümlichen milden Sinn in ihm wohne; erst als der unversöhnliche Grippo um Ehre und Ansehen gebracht und durch That

Fünftes Capitel.

Europa's Rettung. Untergang der Merovinger im Reiche der Franken. (Byzantiner.)

159. Als die Moslemen die Länder jenseits der Pyrenäen einnahmen, führete noch Pippin (von Heristall) die öffentlichen Angelegenheiten im Reiche der Franken; aber er war alt, und die frühere Kraft war dahin. Nach einem Paar Jahren starb er (J. 714), und nach seinem Tode erfolgte die lange Reihe von Unruhen, welche das fränkische Reich aus einander zu werfen droheten, welche Pippin's Sohn Karl erhoben, welche aber erst zwei Jahrzehend nach Ankunft der Saracenen gänzlich gestillet wurden (141). Hätten also die Moslemen die Pyrenäen sogleich überstiegen, und sich, mit der Schnelligkeit, die sie so furchtbar machte, über die Länder des fränkischen Reiches hingegossen: so würden sie, nie der Gesammt-Macht begegnend, auch hier vielleicht Alles vor sich niedergeworfen oder zur Unterwerfung geschreckt haben. Sie aber — so wollte es der Geist der Menschheit! — ließen Karl'n Zeit, die Feinde seines Hauses zu bewältigen, die Unruhigen zum Gehorsam zurück zu bringen, Alles zu vereinen, die Feinde des Reiches, welche gefährlich hätten werden mögen, Friesen und Sachsen, zu züchtigen, und auf solche Weise die Kraft zu gewinnen, die zur Rettung des Christenthumes und aller germanischen Bildung erforderlich war.

160. Die Ursachen, welche die Saracenen zurückhielten, lassen sich nur zum Theil aus dem Zusammenhange der Verhältnisse vermuthen. Der erste Umstand, der sie veranlassete, sich auf Spanien zu beschränken, mag ihre Schwäche gewesen sein. Sie kamen in geringer Zahl, und nur nach und nach mehrete sich die Masse. Blieben ja doch sogar die nördlichen Gebirgsländer unbezwungen! Zugleich mögen sie wahrgenommen haben, daß sie sich auf einem anderen Boden als bisher bewegten. Denn Spanien war ihnen allerdings näher verwandt, als irgend ein europäisches Land, sowohl was die Natur betrifft, als das menschliche Leben; aber Spanien war doch auch ein europäisches Land, das in Afrika und Asien seines Gleichen nicht hat. Was von Phöniciern und Karthagern in die Menschen gebracht sein mochte, das war von den Römern zerstört oder aufgelöset und hatte sein asiatisch-afrikanisches Wesen verloren; und wie verwirrt auch das Reich der West-Gothen sein mochte: es bot doch immer noch Einrichtungen und gesellschaftliche Verhältnisse dar, welche die Moslemen in den Provinzen des römischen Reiches noch nicht gefunden hatten, und welche um so mehr Bedenklichkeiten bei ihnen erregen mußten, da Unruhen in der That nicht lange ausblieben; Unruhen, die wegen der unbezwungenen Gebirge, der Zuflucht vieler tapferen Männer, doppelt gefährlich waren. Es kam hinzu, daß zwischen Tarik und Musa große Uneinigkeiten entstanden, die ihren Grund in Musa's Eifersucht auf seines Unter-Feldherrn Glück, und in Tarik's Ingrimm darüber gehabt zu haben schei-

nen, daß der Ober-Feldherr ihm einen Theil des Ruhmes zu entreißen suchte, der ihm, wie er glaubte, ganz und allein gebührete. Beide Feldherren hatten bald einen traurigen Ausgang, der mit dieser Uneinigkeit eben so sehr zusammenhing, als mit dem gleich traurigen Schicksale der Verräther Spaniens. Die neuen Statthalter, die rasch auf einander folgten, hatten alsdann immer Rücksichten zu nehmen, weil nicht bloß Uneinigkeiten unter den Moslemen selbst entstanden, (hervorgehend aus der Verschiedenheit der Abstammung, des Lebens und der Sitten), sondern weil auch das Chalifat rasch wechselte und an Männer kam, die an Ansichten, Entwürfen und Neigungen wenig mit einander gemein hatten.

161. Aber noch unter Walids I., dem (schon im J. 716) Soliman folgte, scheinet ein Plan gefasset zu sein, welcher Unternehmungen von Spanien aus zurückhalten mußte. Es war nämlich sehr natürlich, daß man in Damascus, mehr und mehr gewohnet mit sehr großen Stäben zu messen, die rechte Seite des mittelländischen Meeres eben so gewiß zu gewinnen hoffte, als man die linke gewonnen hatte, zumal da man nun schon im Besitze von Spanien war. Vielleicht aber hielt man es für leichter und den Grundsätzen des Krieges gemäßer, gleichfalls, von dem Sitze der Herrschaft aus, von Osten nach Westen diese Unternehmung zu wagen, als auf dem großen Umwege von Westen nach Osten. Und dieser, gleichfalls, wie es scheinet, sehr nahe liegende Gedanke, wurde noch durch den be-

sonderen Umstand unterstützet, daß Constantinopel, die Schutzwehr Europa's von dieser Seite, gerade jetzt leichter als je erobert werden zu können schien. Das Haus des Heraklius (149) ging in demselben Jahr, in welchem Spanien von den Saracenen erobert ward (J. 711), mit dem blutigen Tyrannen Justinian II. zu Grunde. Die Grausamkeit dieses unsinnigen Menschen hatte einen schrecklichen Eindruck zurück gelassen. Es entstanden so heftige und widrige Streitigkeiten um den Thron, daß ein ernsthafter Angriff auf die Stadt kaum mißlingen zu können schien. Aber der tapfere Feldherr des Ostens, Leo der Isaurier, täuschte die Moslemen. Er setzte sich selbst auf den Thron, auf welchem er, mit ihrer Zustimmung, nur für einen Anderen Raum machen zu wollen versprochen hatte (J. 717). Nun ließ zwar der Chalif Soliman den neuen Kaiser sogleich, ehe er die Verwirrung endigen konnte, mit einer ungeheueren Macht zu See und Land angreifen; aber Leo vertheidigte Constantinopel mit so vieler Einsicht und Tapferkeit, daß die freche Hartnäckigkeit, mit welcher der stolze Chalif, (vielleicht von einer besonderen Leidenschaft gegen den Anführer der Unternehmung, seinen Bruder Moslemah, beseelt), auf die Eroberung bestand, über das schönste Heer, wie über die stärkste Flotte, die je von Arabern ausgerüstet waren, eine schreckliche Vernichtung brachte. Dieser Verlust wirkte dann weiter und hinderte die Vermehrung der Streitkräfte in Spanien. Die Unternehmungen von hier aus mußten daher nothwendig um so mehr einen langsameren Gang nehmen, da die Moslemen um diese Zeit

(seit J. 717) an Omar II. einen Chalifen erhalten hatten, der, durch Frömmigkeit, Wahrheit und Einfalt der Sitten an die ersten Zeiten des Islam erinnernd, in dem prachtvollen Damascus eine erschütternde Erscheinung war, dem aber jede Begeisterung für kriegerische Unternehmungen fremd blieb, und dem auch jede kriegerische Unternehmung durch das Unglück vor Constantinopel verleidet sein mochte.

162. Ein Jahr nach den Unfällen vor Constantinopel siegen die Moslemen über die Pyrenäen (J. 719). Wenn aber auch Narbonne erobert wurde: so vermochte doch Herzog Eudes von Aquitanien, welcher, ein Sprößling des Merovingischen Hauses, dieses Land mit völliger Unabhängigkeit besaß, in seiner Hauptstadt Toulouse sich allein gegen sie vertheidigen. Der Chalif Yezid II., welcher damals (J. 720—724) durch seinen Leichtsinn, durch seine Genußgierde und durch seine Prachtliebe die Folgen von Omar's Strenge vernichtete, bekümmerte sich weit mehr um die Lieder üppiger Dichter an seinem Hof und um die Küsse seiner Sängerinnen, als um die Ausbreitung des Islam und um die Erhaltung des alten Ruhmes. Selbst die zerstörenden Züge, mit welchen sie (J. 725) Burgund ängstigten, waren mehr Wagnisse, durch Raubluft und Waffen-Freude veranlaßt, als Unternehmungen auf Eroberung und Gründung gerichtet: des Chalifen Hescham's häßlicher Geiz wirkte vielleicht in einer Reihe von Jahren (J. 724—743) noch zerstörender, als Yezid's Wollust und Verschwendung gewirket hatten!

Zu verwundern scheinet es jedoch, daß die Christen im fränkischen Reiche durch diese Züge nicht aufgeschreckt und bewogen wurden, sich fest an einander zu stellen, und fest zu einander zu halten. Aber im eigentlichen Teutschland herrschte noch das Heidenthum. Baiern, Allemannen und Thüringer suchten die alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, und in der Liebe zur Freiheit fand die Liebe zu den alten Göttern Nahrung. Friesen und Sachsen sahen die Gefahr, welche die Saracenen den gefürchteten und verhaßten Franken brachten, mit Lust, und strebten sie zu vermehren. Eudes von Aquitanien war Karl's, des Major Domus, grimmiger Feind. Austrasier und Neustrier hatten zu einander kein Herz. Der Major Domus stand dem königlichen Hause und allen Anhängern desselben gegenüber. Die Sitten waren in den christlichen Theilen des Reiches verfallen. Das Leben war verwildert und eine wahre Begeisterung für die Religion wurde schwerlich bei Denen gefunden, welche das Schwert zu führen verstanden. Karl mag die Gefahr wohl nicht verkannt haben; aber blieb ihm eine bessere Vorbereitung, sie zu bestehen übrig, als durch stete Heerfahrten zur Bekämpfung von Feinden, die unmittelbar gefährlicher waren, zur Erhaltung oder Herstellung der Ordnung und zur Bildung von Kriegern für den Tag der Entscheidung?

163. Diese Entscheidung aber wurde, scheinet es, herbei geführet durch die Verlegenheit, in welche Eudes gerieth, als er, aus Feindschaft gegen den Major

Domus, Karl, die Freundschaft eines Maurischen Führers, Munuza, durch die Vermälung desselben mit seiner Tochter schmählich erkaufet und dadurch den Zorn des arabischen Statthalters Abd-er-Rhaman's gereizet hatte. Mit einem furchtbaren Heere zog Abd-er-Rhaman, nachdem er den unruhigen Munuza überwunden hatte, gegen Eudes (J. 732), und setzte diesen durch die schrecklichste Verwüstung seines Landes in die Nothwendigkeit, zu Karl'n, um Rettung und Hülfe, seine Zuflucht zu nehmen. Diesen Augenblick hatte Karl erwartet. Also versammelte er sogleich die Streitkräfte des fränkischen Reiches, und weil er die alten Feinde, Friesen und Sachsen, hinter sich wußte, so eilete er rasch zur Schlacht. Sie wurden geschlagen, diese Schlacht, bei Poitiers (im October 732). Mag immerhin der Sieg, den Karl in derselben mit der eisernen Kraft teutscher Männer erfocht, im Fortgange der Zeit durch Dichter und Geschichtschreiber vergrößert sein: Karl der Hammer hat die Feier verdienet, die ihm geworden ist; und die Vergrößerung seiner Thaten beweiset nur, daß man in späterer Zeit die Wichtigkeit derselben tiefer erkannt habe, als in dem Augenblicke, da sie geschehen. Der Tag bei Poitiers war ein großer Tag, und der Sieg einer der allerschönsten Siege in der Geschichte der Menschen. Die Moslemen wurden zum ersten Mal im offenen Feld überwunden, und erkannten, auch von den Mauern Constantinopel's zurück gewiesen, daß ihr Ziel ereichet war. Ihre späteren Züge (J. 735 u. 737), veranlasset durch die Feindschaft der Herzoge in Aquitanien

und Burgund gegen Karl'n, hatten mehr Abwehr zum Zweck als Eroberung, und gaben nur Veranlassung, daß Karl (in Verbindung mit Longobarden) seine Macht an den Ufern des mittelländischen Meeres und an dem Fuße der Pyrenäen befestigte, so wie zu der Erhebung christlicher Waffen in den Gebirgen Spaniens. Die christlich-germanische Welt war gesichert und konnte sich, jenem furchtbaren Feinde gegenüber, durch Streben und Gegen-Streben volksthümlich ausbilden. Spanien behielt in seinem Schooße den befruchtenden Keim, den es von der Moslemen Leben und Kraft empfangen hatte, und fand in demselben ein Mittel, durch welches es sich, in seiner Entfernung von den Reibungen der Völker, vor dem Zurückbleiben bewahren konnte. Das arabische Reich aber war in eine Lage gebracht, in welcher die Zerstörung, die in seinem Wesen lag, schneller um sich greifen mußte.

164. Durch seine Heldenthaten, die jährlich, auch nach den Siegen über die Saracenen, auf den Kriegs-Zügen, bald zur Beruhigung des Reiches, bald zur Züchtigung der Feinde desselben, vermehret wurden, gewann Karl Martell mehr und mehr die Seelen der Leute und jedes kräftigen und kriegslustigen Mannes. Er gewöhnte seine Waffen-Genossen mehr und mehr ans Gehorchen; aber er verstand auch die Gewonnenen durch Belohnung in ihrer Treue zu befestigen. Als Major Domus kannte er die Mittel, und als Feldherr wagte er sie zu gebrauchen. Durch seine Siege vergrößerte er die Masse der fiscalischen

Güter. In den Ländern an der Rhone, an der Garonne und dem Meere, konnte er um so unbedenklicher zu Gunsten seiner Getreuen verfügen, da er ja diese Länder der Gewalt der Ungläubigen entrissen hatte. Auch nahm er keinen Anstand die fiscalischen Güter der Kirche aus den Händen wehrloser, aber nicht selten widerspänstiger Geistlichen zu winden, um sie Männern zu geben, auf deren Schwert er sich verlassen konnte. Die zerstörete Kirchen-Ordnung und christliche Sitte glaubte er vielleicht durch den kräftigen Sinn zu ersetzen, welchen die Siege über die Moslemen aufgeregt hatten. Vor dem Rufe der Gottlosigkeit sicherte er sich theils durch eben jene Siege, theils durch die verständige Frömmigkeit, mit welcher er das heilige Werk der Mönche Willibrod, Winfrid u. a. zur Begründung und Befestigung des Christenthumes unter den teutschen Völkern in aller Weise unterstützete. Dadurch gelang ihm in der That, daß er die Freundschaft dieser begeisterten Männer und das Vertrauen des Hauptes der Gläubigen in Rom gewann, und bei dieser Freundschaft und diesem Vertrauen neben der Anhänglichkeit seiner Getreuen brauchte er das Geschrei vieler Geistlichen in Gallien über seine Gewaltthätigkeit und Tyrannei nicht zu beachten. Vielmehr erkannte er sein Ansehen dergestalt befestiget, daß er, als der König Theodorich III. (IV.)(J. 737) starb, es nicht mehr für zu gewaget hielt, den Thron leer zu lassen. Den königlichen Titel zwar nahm auch er noch nicht an, um nicht Erinnerungen aufzuwecken, die vielleicht zu Ungewißheiten und zu nachtheiligen Bewegungen ge-

führet hätten; aber er waltete mit einer größeren Macht, als jemals ein fränkischer König, weil er mit dem alten Ansehen der Könige das Amt des Major Domus vereinigte. Und als sein Ende heran nahete, trug er kein Bedenken, das Reich unter seine Söhne als Majores Domus zu theilen, und die Leute stimmten auch dieser Anordnung des gefürchteten Helden bei.

165. Kaum aber war er gestorben (J. 741), so zeigten sich doch die Bewegungen, die Karl früher gefürchtet haben mochte! Allerdings wurden diese Unruhen zum Theil durch das übele Verhältniß vermehrt, in welches Karlmann und Pippin, oft der Kurze zugenannt, zu ihrem Halb-Bruder Grippo und zu ihrer Schwester Chiltrudis geriethen; aber den eigentlichen Sinn derselben kann man nicht verkennen, da beide Brüder, ihrer Einigkeit, ihrer Stärke und ihres Glückes ungeachtet, sich doch genöthiget sahen, noch ein Mal einen Merovinger, obgleich einen schwachen Knaben, Childerich III., aus dem Kloster zu holen und auf den Thron zu setzen. Erst als nach fünf sturmvollen Jahren Karlmann, des verworrenen Treibens müde, und aus dem Kriegs-Getümmel sich hinaussehnend zu einer Ruhe, welche ihm die Sorge für das Heil seiner Seele verstattete, in das Kloster auf Monte Cassino gegangen war; erst als Pippin noch andere fünf Jahre auf mannigfaltige Weise gezeiget hatte, daß der Heldengeist seines Vaters neben einem eigenthümlichen milden Sinn in ihm wohne; erst als der unversöhnliche Grippo um Ehre und Ansehen gebracht und durch That

[illegible] Pippin, der Erbe und [illegible], auch das alte Glück [illegible] die Geistlichkeit, durch [illegible]ung, durch Erneuerung [illegible] Rückgabe der entrissenen Gü[illegible] Begünstigung, ausgesöhnet [illegible] Sohn eines stolzen [illegible] zugewandt hatte: erst dann glaubte [illegible] Band des Merovingischen Hauses [illegible], vor welcher seine und seines [illegible] bisher in vollem Glanz erschie[illegible]

[illegible] Das, was bei der Entfernung des kö[illegible] eigentlich das Wichtigste sein mußte, [illegible] Vereinigung der Feldherrn-Würde mit dem [illegible] Major Domus, hatte man sich seit vier [illegible] Altern nach und nach gewöhnet. Der Neid [illegible] das Geschlecht Pippin's war unter den Franken [illegible] Ruhm und vor dem Glücke desselben verstum[illegible] Die Hoffnung der Völker, die mehr in abhän[illegible] Bundes-Genossenschaft als in Unterwürfigkeit [illegible] auf die alte Freiheit war sehr geschwächt. [illegible] eine Rücksicht auf die Legitimität des königli[illegible] Hauses durfte um so weniger bei den Franken [illegible] werden, da sie ja der ärgsten Entwürdigung [illegible] Hauses mit Gleichgültigkeit zugesehen hatten. [illegible] Einzige, was der Major Domus Pippin unter [illegible] Umständen noch zu fürchten haben konnte, und [illegible] er eben deßwegen zu entfernen suchen mußte, ehe

er sich auf den goldenen Stuhl setzte, war die Bedenklichkeit, die etwa in den Franken wegen des Eides aufsteigen oder aufgeregt werden konnte, den sie dem Merovinger geschworen hatten. Die Geistlichkeit im Franken-Reiche war allerdings für ihn gestimmt; aber jeder einzelne Bischof konnte höchstens in seinem Sprengel wirken. Es war daher gewiß nicht rathsam, diese Sache der förmlichen Verhandlung einer Synode zu unterwerfen; vielmehr mußte Pippin wünschen, die Frage durch eine genügende Entscheidung abzuschneiden. Diese Entscheidung aber: wo hätte er sie anders finden können als bei dem Papste, dem Haupte der christlichen Kirchen? Wie Pippin selbst von dem Papste dachte, das scheinet aus der fast spöttischen Anrede zu erhellen, mit welcher er (J. 743) den Priester Sergius, den Legaten des Papstes Zacharias, nach dem Siege über die Baiern abfertigte; aber er würdigte das Ansehen des Papstes unter den Franken richtig, und suchte eben diesen Zacharias auf seine Seite zu ziehen. Er gewann denselben durch den Bischof Burchard von Würzburg und den Caplan Fulrad, die er (J. 751) angeblich mit einer so wichtigen als einfachen Frage, in der That aber mit großen Aufträgen nach Rom sandte. Und als er ihn gewonnen und von ihm die gewünschte Entscheidung jener Frage erhalten hatte: da schickte er ohne Bedenken den unglücklichen Childerich III. mit seinem Sohn in ein Kloster, ließ sich (J. 752) auf demselben Felde, auf welchem vor zwei hundert und sechs und sechszig Jahren Chlodwig den Syagrius besieget hatte, in der Versammlung der Leute als Kö-

nig begrüßen, und empfing dann, in der Kirche St. Medardi zu Soissons, von des apostolischen Bonifacius, des Erzbischofes von Mainz, geweiheten Händen die heilige Salbung.

Sechstes Capitel.

Anfang der Karolinger. Das Reich der Longobarden. Zerfall des Chalifats.

167. Das Haus der Karolinger, in Pippin auf solche Weise zu dem Throne des Reiches der Franken gelanget, befand sich in einer ganz anderen Stellung zu diesem Reich, als in welcher die Merovinger gewesen waren. Diese Stellung mußte nothwendig auf alle Verhältnisse des Reiches zurückwirken. Die Merovinger mochten allerdings die königliche Würde ursprünglich auch ihrer Kraft, ihrer Kühnheit und Tüchtigkeit verdankt haben; aber sie waren zu dieser Würde in einer Zeit gelanget, die dem Gedächtnisse der Menschen entschwunden, und die schon vor dem Lichte des Christenthumes in unerforschliches Dunkel zurück getreten war. Mit der Macht der Franken war das Merovingische Haus empor gewachsen, und mit dieser Macht stand es da, ein Erzeugniß unbekannter Umstände, eine Erscheinung unbezweckter Erfolge, in demselben Boden wurzelnd, aus welchem der Stamm der Franken selbst Kraft und Nahrung sog. Die Größe der Karolinger hingegen war ein menschliches Werk,

auf That und Tugend gegründet, verständig ausgebildet und geschützet von Gottes Gnade in der Segnung des Priesters! Vor dieser Größe konnte Nichts bestehen, es konnte wenigstens Nichts gelten, als Tugend und That, in Treue geübet; und Alles, was die Zeit geboren hatte, und was etwa in alter, aber untüchtiger Herrlichkeit dastand, schwand nothwendig dahin vor dem neuen Grundsatze, welcher, auf den Thron gehoben, das Leben bewegen und bestimmen mußte. Wie die Karolinger über das Höchste willkührlich verfüget hatten, so schien Nichts Anderes, das sie mit gleicher Kraft und Umsicht wie Jenes zu ergreifen wußten, sich ihrer Willkühr entziehen zu können. Da nun überdieß der Hausmaier verschwunden, und das Amt desselben in ihrer Hand war; da sie mithin über das Mittel, welches die Menschen am Sichersten zu verbinden pfleget, nach Gefallen verfügen konnten: so schienen sie in der Mitte ihrer Leute, Getreuen oder Vasallen, eine Herrschaft üben zu können, gegen welche auch das Ansehen der früheren Merovinger Nichts bedeutet hatte. Aber Zweierlei war nothwendig, wenn diese Herrschaft bestehen und gedeihen sollte. Zuerst mußten im Hause der Karolinger Geist, Tugend und That sich vererben, und zweitens mußte das fiscalische Gut (die Lehen) mit Verstand und Klugheit verwaltet werden. Mangelte, früher oder später, das Erste: so konnte die Segnung des Priesters schwerlich retten; denn sie war nur eine Stütze und setzte den Boden voraus, auf welchen die Größe des Hauses gegründet war! Mangelte das Andere: so mußte die Leidenschaft erwachen,

und die Treue fand keinen Halt. Mangelte aber Beides zugleich: so mußte der Sturz des Karolingischen Hauses um so schneller erfolgen, weil in dem Grundsatze, von welchem die Größe desselben abhing, in diesem Falle seine Vernichtung lag und Jeder durch denselben an sich selbst verwiesen war. Endlich mußte in dieser Voraussetzung der Umstand von Bedeutung werden, daß die Karolinger durch die Künste, durch welche sie den Thron gewonnen, und durch welche sie denselben sichern mußten, die Regungen der Volksthümlichkeit, die längst erwacht waren, verachtet und ihr Vasallenthum über sie hinweggerissen, aber diese Regungen keinesweges vernichtet hatten.

168. Pippin saß kaum ein Jahr auf dem Thron, als sich zeigte, daß der Papst sich nicht verrechnet, da er sich für ihn erkläret und ihn auf diesen Thron zu heben mitgewirket hatte. Denn der heilige Stuhl in Rom gerieth um diese Zeit in eine Gefahr, aus welcher er nur durch den König der Franken gerettet werden zu können schien, aus welcher er wenigstens durch Pippin auf eine Weise gerettet wurde, die für die Größe und die Macht des Papstes unendlich wichtig geworden ist. Diese Gefahr kam von den Longobarden oder Lombarden. Vor fast zwei hundert Jahren nämlich hatten die Lombarden ihre Herrschaft in Italien gegründet, aber die ganze Halb-Insel hatten sie nicht unterworfen (128). Vielmehr hatte der unselige Krieg, unterbrochen, fortgedauert, und dauerte noch immer fort. Von Seiten der Ost-Römer kann

es kaum auffallen, daß sie Diejenigen nicht wieder zu vertreiben vermochten, die sie abzuhalten außer Stande gewesen waren. Die Zerrüttung ihres Reiches war zu arg, und die Menge ihrer Feinde zu groß (124, 148, 153). Der Kaiser mußte Italien fast gänzlich sich selbst überlassen. Der Exarch zu Ravenna aber erschöpfte sich in der Vertheidigung einiger Städte, denen ihre Lage zum Vortheile war; und hätte nicht das arme, verlassene, erödete, durch Unglück jeglicher Art heimgesuchte Rom an Gregor dem Großen einen Mann erhalten, welcher, außerordentlich an Geist und Art, durch seine Frömmigkeit, seine Demuth, seine Strenge, seine Aufopferung und seine Gewandtheit in den Geschäften dieser Welt Trost, Vergessenheit und Ausdauer in die Seelen der Menschen gebracht und auf Freund und Feind wohlthätig gewirket hätte: so würde Rom schon im sechsten Jahrhunderte, nach menschlicher Einsicht, gezwungen gewesen sein, den Longobarden die Thore zu öffnen, um dem inneren Elende zu entgehen, und wenigstens einige frische Kraft zu gewinnen zum Widerstande gegen das inwohnende Uebel. Wenn aber auch die Kaiser von Zeit zu Zeit Etwas unternehmen zu wollen schienen, um den Longobarden Einhalt zu thun: so mehreten sie nur das Verderben. Constans erschien selbst in Italien (J. 660 — 668), aber seine Erscheinung kostete dem Lande nur große Schätze alter Kunst und brachte nicht die geringste Erleichterung! Die Lombarden hingegen hatten in die Einrichtungen ihres Reiches die Unmöglichkeit gelegt, in späterer Zeit mit vereinter Kraft

Domus, Karl, die Freundschaft eines Maurischen Führers, Munuza, durch die Vermälung desselben mit seiner Tochter schmählich erkaufet und dadurch den Zorn des arabischen Statthalters Abd-er-Rhaman's gereizet hatte. Mit einem furchtbaren Heere zog Abd-er-Rhaman, nachdem er den unruhigen Munuza überwunden hatte, gegen Eudes (J. 732), und setzte diesen durch die schrecklichste Verwüstung seines Landes in die Nothwendigkeit, zu Karl'n, um Rettung und Hülfe, seine Zuflucht zu nehmen. Diesen Augenblick hatte Karl erwartet. Also versammelte er sogleich die Streitkräfte des fränkischen Reiches, und weil er die alten Feinde, Friesen und Sachsen, hinter sich wußte, so eilete er rasch zur Schlacht. Sie wurden geschlagen, diese Schlacht, bei Poitiers (im October 732). Mag immerhin der Sieg, den Karl in derselben mit der eisernen Kraft teutscher Männer erfocht, im Fortgange der Zeit durch Dichter und Geschichtschreiber vergrößert sein: Karl der Hammer hat die Feier verdienet, die ihm geworden ist; und die Vergrößerung seiner Thaten beweiset nur, daß man in späterer Zeit die Wichtigkeit derselben tiefer erkannt habe, als in dem Augenblicke, da sie geschehen. Der Tag bei Poitiers war ein großer Tag, und der Sieg einer der allerschönsten Siege in der Geschichte der Menschen. Die Moslemen wurden zum ersten Mal im offenen Feld überwunden, und erkannten, auch von den Mauern Constantinopel's zurück gewiesen, daß ihr Ziel ereichet war. Ihre späteren Züge (J. 735 u. 737), veranlasset durch die Feindschaft der Herzoge in Aquitanien

und Burgund gegen Karl'n, hatten mehr Abwehr zum Zweck als Eroberung, und gaben nur Veranlassung, daß Karl (in Verbindung mit Longobarden) seine Macht an den Ufern des mittelländischen Meeres und an dem Fuße der Pyrenäen befestigte, so wie zu der Erhebung christlicher Waffen in den Gebirgen Spaniens. Die christlich-germanische Welt war gesichert und konnte sich, jenem furchtbaren Feinde gegenüber, durch Streben und Gegen-Streben volksthümlich ausbilden. Spanien behielt in seinem Schooße den befruchtenden Keim, den es von der Moslemen Leben und Kraft empfangen hatte, und fand in demselben ein Mittel, durch welches es sich, in seiner Entfernung von den Reibungen der Völker, vor dem Zurückbleiben bewahren konnte. Das arabische Reich aber war in eine Lage gebracht, in welcher die Zerstörung, die in seinem Wesen lag, schneller um sich greifen mußte.

164. Durch seine Heldenthaten, die jährlich, auch nach den Siegen über die Saracenen, auf den Kriegs-Zügen, bald zur Beruhigung des Reiches, bald zur Züchtigung der Feinde desselben, vermehret wurden, gewann Karl Martell mehr und mehr die Seelen der Leute und jedes kräftigen und kriegslustigen Mannes. Er gewöhnte seine Waffen-Genossen mehr und mehr ans Gehorchen; aber er verstand auch die Gewonnenen durch Belohnung in ihrer Treue zu befestigen. Als Major Domus kannte er die Mittel, und als Feldherr wagte er sie zu gebrauchen. Durch seine Siege vergrößerte er die Masse der fiscalischen

Güter. In den Ländern an der Rhone, an der Garonne und dem Meere, konnte er um so unbedenklicher zu Gunsten seiner Getreuen verfügen, da er ja diese Länder der Gewalt der Ungläubigen entrissen hatte. Auch nahm er keinen Anstand die fiscalischen Güter der Kirche aus den Händen wehrloser, aber nicht selten widerspänstiger Geistlichen zu winden, um sie Männern zu geben, auf deren Schwert er sich verlassen konnte. Die zerstörete Kirchen-Ordnung und christliche Sitte glaubte er vielleicht durch den kräftigen Sinn zu ersetzen, welchen die Siege über die Moslemen aufgeregt hatten. Vor dem Rufe der Gottlosigkeit sicherte er sich theils durch eben jene Siege, theils durch die verständige Frömmigkeit, mit welcher er das heilige Werk der Mönche Willibrod, Winfrid u. a. zur Begründung und Befestigung des Christenthumes unter den teutschen Völkern in aller Weise unterstützete. Dadurch gelang ihm in der That, daß er die Freundschaft dieser begeisterten Männer und das Vertrauen des Hauptes der Gläubigen in Rom gewann, und bei dieser Freundschaft und diesem Vertrauen neben der Anhänglichkeit seiner Getreuen brauchte er das Geschrei vieler Geistlichen in Gallien über seine Gewaltthätigkeit und Tyrannei nicht zu beachten. Vielmehr erkannte er sein Ansehen dergestalt befestiget, daß er, als der König Theodorich III. (IV.)(J. 737) starb, es nicht mehr für zu gewaget hielt, den Thron leer zu lassen. Den königlichen Titel zwar nahm auch er noch nicht an, um nicht Erinnerungen aufzuwecken, die vielleicht zu Ungewißheiten und zu nachtheiligen Bewegungen ge-

führet hätten; aber er waltete mit einer größeren Macht, als jemals ein fränkischer König, weil er mit dem alten Ansehen der Könige das Amt des Major Domus vereinigte. Und als sein Ende heran nahete, trug er kein Bedenken, das Reich unter seine Söhne als Majores Domus zu theilen, und die Leute stimmten auch dieser Anordnung des gefürchteten Helden bei.

165. Kaum aber war er gestorben (J. 741), so zeigten sich doch die Bewegungen, die Karl früher gefürchtet haben mochte! Allerdings wurden diese Unruhen zum Theil durch das übele Verhältniß vermehrt, in welches Karlmann und Pippin, oft der Kurze zugenannt, zu ihrem Halb-Bruder Grippo und zu ihrer Schwester Chiltrudis geriethen; aber den eigentlichen Sinn derselben kann man nicht verkennen, da beide Brüder, ihrer Einigkeit, ihrer Stärke und ihres Glückes ungeachtet, sich doch genöthiget sahen, noch ein Mal einen Merovinger, obgleich einen schwachen Knaben, Childerich III., aus dem Kloster zu holen und auf den Thron zu setzen. Erst als nach fünf sturmvollen Jahren Karlmann, des verworrenen Treibens müde, und aus dem Kriegs-Getümmel sich hinaussehnend zu einer Ruhe, welche ihm die Sorge für das Heil seiner Seele verstattete, in das Kloster auf Monte Cassino gegangen war; erst als Pippin noch andere fünf Jahre auf mannigfaltige Weise gezeiget hatte, daß der Heldengeist seines Vaters neben einem eigenthümlichen milden Sinn in ihm wohne; erst als der unversöhnliche Grippo um Ehre und Ansehen gebracht und durch That

und Erfolg bewiesen war, daß Pippin, der Erbe und Mehrer hundertjähriges Ruhmes, auch das alte Glück auf seiner Seite hatte; erst als die Geistlichkeit, durch Herstellung der Kirchen-Ordnung, durch Erneuerung ihres Ansehens, durch Zurückgabe der entrissenen Güter, und durch vielfältige Begünstigung, ausgesöhnet schien und sich dem demüthigen Sohn eines stolzen und trotzigen Vaters zugewandt hatte: erst dann glaubte Pippin die dunkele Wand des Merovingischen Hauses niederwerfen zu können, vor welcher seine und seines Geschlechtes Herrlichkeit bisher in vollem Glanz erschienen war.

166. An Das, was bei der Entfernung des königlichen Hauses eigentlich das Wichtigste sein mußte, an die Vereinigung der Feldherrn-Würde mit dem Amte des Major Domus, hatte man sich seit vier Menschen-Altern nach und nach gewöhnet. Der Neid gegen das Geschlecht Pippin's war unter den Franken vor dem Ruhm und vor dem Glücke desselben verstummet. Die Hoffnung der Völker, die mehr in abhängiger Bundes-Genossenschaft als in Unterwürfigkeit standen, auf die alte Freiheit war sehr geschwächt. Irgend eine Rücksicht auf die Legitimität des königlichen Hauses durfte um so weniger bei den Franken vermuthet werden, da sie ja der ärgsten Entwürdigung dieses Hauses mit Gleichgültigkeit zugesehen hatten. Das Einzige, was der Major Domus Pippin unter solchen Umständen noch zu fürchten haben konnte, und was er eben deßwegen zu entfernen suchen mußte, ehe

er sich auf den goldenen Stuhl setzte, war die Bedenklichkeit, die etwa in den Franken wegen des Eides aufsteigen oder aufgeregt werden konnte, den sie dem Merovinger geschworen hatten. Die Geistlichkeit im Franken-Reiche war allerdings für ihn gestimmt; aber jeder einzelne Bischof konnte höchstens in seinem Sprengel wirken. Es war daher gewiß nicht rathsam, diese Sache der förmlichen Verhandlung einer Synode zu unterwerfen; vielmehr mußte Pippin wünschen, die Frage durch eine genügende Entscheidung abzuschneiden. Diese Entscheidung aber: wo hätte er sie anders finden können als bei dem Papste, dem Haupte der christlichen Kirchen? Wie Pippin selbst von dem Papste dachte, das scheinet aus der fast spöttischen Anrede zu erhellen, mit welcher er (J. 743) den Priester Sergius, den Legaten des Papstes Zacharias, nach dem Siege über die Baiern abfertigte; aber er würdigte das Ansehen des Papstes unter den Franken richtig, und suchte eben diesen Zacharias auf seine Seite zu ziehen. Er gewann denselben durch den Bischof Burchard von Würzburg und den Caplan Fulrad, die er (J. 751) angeblich mit einer so wichtigen als einfachen Frage, in der That aber mit großen Aufträgen nach Rom sandte. Und als er ihn gewonnen und von ihm die gewünschte Entscheidung jener Frage erhalten hatte: da schickte er ohne Bedenken den unglücklichen Childerich III. mit seinem Sohn in ein Kloster, ließ sich (J. 752) auf demselben Felde, auf welchem vor zwei hundert und sechs und sechszig Jahren Chlodwig den Syagrius besieget hatte, in der Versammlung der Leute als Kö-

nig begrüßen, und empfing dann, in der Kirche St. Medardi zu Soissons, von des angelsächsischen Bonifacius, des Erzbischofes von Mainz, geweiheten Händen die heilige Salbung.

Sechstes Capitel.

Anfang der Karolinger. Das Reich der Longobarden. Zerfall des Chalifats.

167. Das Haus der Karolinger, in Pippin auf solche Weise zu dem Throne des Reiches der Franken gelanget, befand sich in einer ganz anderen Stellung zu diesem Reich, als in welcher die Merovinger gewesen waren. Diese Stellung mußte nothwendig auf alle Verhältnisse des Reiches zurückwirken. Die Merovinger mochten allerdings die königliche Würde ursprünglich auch ihrer Kraft, ihrer Kühnheit und Tüchtigkeit verdankt haben; aber sie waren zu dieser Würde in einer Zeit gelanget, die dem Gedächtnisse der Menschen entschwunden, und die schon vor dem Lichte des Christenthumes in unerforschliches Dunkel zurück getreten war. Mit der Macht der Franken war das Merovingische Haus empor gewachsen, und mit dieser Macht stand es da, ein Erzeugniß unbekannter Umstände, eine Erscheinung unbezweckter Erfolge, in demselben Boden wurzelnd, aus welchem der Stamm der Franken selbst Kraft und Nahrung sog. Die Größe der Karolinger hingegen war ein menschliches Werk,

auf That und Tugend gegründet, verständig ausgebildet und geschützet von Gottes Gnade in der Segnung des Priesters! Vor dieser Größe konnte Nichts bestehen, es konnte wenigstens Nichts gelten, als Tugend und That, in Treue geübet; und Alles, was die Zeit geboren hatte, und was etwa in alter, aber untüchtiger Herrlichkeit dastand, schwand nothwendig dahin vor dem neuen Grundsatze, welcher, auf den Thron gehoben, das Leben bewegen und bestimmen mußte. Wie die Karolinger über das Höchste willkührlich verfüget hatten, so schien Nichts Anderes, das sie mit gleicher Kraft und Umsicht wie Jenes zu ergreifen wußten, sich ihrer Willkühr entziehen zu können. Da nun überdieß der Hausmaier verschwunden, und das Amt desselben in ihrer Hand war; da sie mithin über das Mittel, welches die Menschen am Sichersten zu verbinden pfleget, nach Gefallen verfügen konnten: so schienen sie in der Mitte ihrer Leute, Getreuen oder Vasallen, eine Herrschaft üben zu können, gegen welche auch das Ansehen der früheren Merovinger Nichts bedeutet hatte. Aber Zweierlei war nothwendig, wenn diese Herrschaft bestehen und gedeihen sollte. Zuerst mußten im Hause der Karolinger Geist, Tugend und That sich vererben, und zweitens mußte das fiscalische Gut (die Lehen) mit Verstand und Klugheit verwaltet werden. Mangelte, früher oder später, das Erste: so konnte die Segnung des Priesters schwerlich retten; denn sie war nur eine Stütze und setzte den Boden voraus, auf welchen die Größe des Hauses gegründet war! Mangelte das Andere: so mußte die Leidenschaft erwachen,

und die Treue fand keinen Halt. Mangelte aber Beides zugleich: so mußte der Sturz des Karolingischen Hauses um so schneller erfolgen, weil in dem Grundsatze, von welchem die Größe desselben abhing, in diesem Falle seine Vernichtung lag und Jeder durch denselben an sich selbst verwiesen war. Endlich mußte in dieser Voraussetzung der Umstand von Bedeutung werden, daß die Karolinger durch die Künste, durch welche sie den Thron gewonnen, und durch welche sie denselben sichern mußten, die Regungen der Volksthümlichkeit, die längst erwacht waren, verachtet und ihr Vasallenthum über sie hinweggerissen, aber diese Regungen keinesweges vernichtet hatten.

168. Pippin saß kaum ein Jahr auf dem Thron, als sich zeigte, daß der Papst sich nicht verrechnet, da er sich für ihn erkläret und ihn auf diesen Thron zu heben mitgewirket hatte. Denn der heilige Stuhl in Rom gerieth um diese Zeit in eine Gefahr, aus welcher er nur durch den König der Franken gerettet werden zu können schien, aus welcher er wenigstens durch Pippin auf eine Weise gerettet wurde, die für die Größe und die Macht des Papstes unendlich wichtig geworden ist. Diese Gefahr kam von den Longobarden oder Lombarden. Vor fast zwei hundert Jahren nämlich hatten die Lombarden ihre Herrschaft in Italien gegründet, aber die ganze Halb-Insel hatten sie nicht unterworfen (128). Vielmehr hatte der unselige Krieg, unterbrochen, fortgedauert, und dauerte noch immer fort. Von Seiten der Ost-Römer kann

es kaum auffallen, daß sie Diejenigen nicht wieder zu vertreiben vermochten, die sie abzuhalten außer Stande gewesen waren. Die Zerrüttung ihres Reiches war zu arg, und die Menge ihrer Feinde zu groß (124, 148, 153). Der Kaiser mußte Italien fast gänzlich sich selbst überlassen. Der Exarch zu Ravenna aber erschöpfte sich in der Vertheidigung einiger Städte, denen ihre Lage zum Vortheile war; und hätte nicht das arme, verlassene, erödete, durch Unglück jeglicher Art heimgesuchte Rom an Gregor dem Großen einen Mann erhalten, welcher, außerordentlich an Geist und Art, durch seine Frömmigkeit, seine Demuth, seine Strenge, seine Aufopferung und seine Gewandtheit in den Geschäften dieser Welt Trost, Vergessenheit und Ausdauer in die Seelen der Menschen gebracht und auf Freund und Feind wohlthätig gewirket hätte: so würde Rom schon im sechsten Jahrhunderte, nach menschlicher Einsicht, gezwungen gewesen sein, den Longobarden die Thore zu öffnen, um dem inneren Elende zu entgehen, und wenigstens einige frische Kraft zu gewinnen zum Widerstande gegen das inwohnende Uebel. Wenn aber auch die Kaiser von Zeit zu Zeit Etwas unternehmen zu wollen schienen, um den Longobarden Einhalt zu thun: so mehreten sie nur das Verderben. Constans erschien selbst in Italien (J. 660 — 668), aber seine Erscheinung kostete dem Lande nur große Schätze alter Kunst und brachte nicht die geringste Erleichterung! Die Lombarden hingegen hatten in die Einrichtungen ihres Reiches die Unmöglichkeit gelegt, in späterer Zeit mit vereinter Kraft

ändern, was bei ihrem Eindringen in Italien übrig geblieben war. Es ist freilich schwer über diese Einrichtungen etwas Bestimmtes auszusprechen, und ganz verschiedene Ansichten von ihnen sind möglich, zwischen welchen die Gelehrten, die klug zu sein gestrebet, bisher vorsichtig die Mitte gehalten und Alles ungewiß gelassen haben. Folgendes jedoch scheinet mit den Gesetzen der Lombarden, mit den Erzählungen ihres Geschichtschreibers, mit einzelnen Erscheinungen so wie mit dem ganzen Gang ihrer Geschichten wenigstens vereinbarlich.

169. Die Lombarden waren unter allen teutschen Völkern, welche dauernde Reiche auf den Trümmern der römischen Herrschaft gegründet haben, vielleicht das roheste. Ihre Zahl scheinet nicht groß gewesen zu sein, im Verhältnisse zu ihrer Unternehmung; auch waren die Schaaren, die Alboin führete, mit Menschen aus anderen teutschen Völkern sehr gemischet, namentlich befanden sich 20,000 Sachsen in seinem Heer. Italien war bei ihrer Ankunft längst verwüstet; es war schwach bevölkert; die Reichen waren größtes Theiles zu Grunde gegangen, Andere flüchteten nun vor den wilden Horden nach Sicilien, oder wo sie sonst eine Zuflucht zu finden hofften, noch Andere schenkten ihre Güter der Kirche, und schlossen sich selbst der Geistlichkeit an, um in der Heiligkeit der Religion Schutz zu finden für Leben und Habe. Nur ein armes und kümmerliches Volk blieb im Allgemeinen zurück, das keine große Beachtung verdienet. Also nahmen, scheinet es,

die Lombarden das Herrenlose Land nach Zufall und Belieben an sich; und legten, den verständigen Brauch der Gothen roh benutzend, den alten Einwohnern die Verpflichtung auf, einen Drittheil von dem Ertrag ihres Eigenthumes an einzelne, ihnen bestimmt zugewiesene lombardische Gäste zu entrichten. Diesen Einzelnen wurden sie dann gänzlich überlassen, und das gemeine Wesen, oder der Staat bekümmerte sich um sie ganz und gar nicht. Wenigstens ist in den Gesetzen für sie nicht gesorget.

170. Vielleicht kamen die Lombarden durch diese Umstände auf den Gedanken, ihre Gesetze als die allein geltenden oder als ein allgemeines Landrecht im Umfang ihrer Herrschaft hinzustellen; ein Gedanke, welcher den übrigen teutschen Völkern fremd geblieben war. Zwar scheinen auch noch andere Gesetze angewendet zu sein, aber nur bei besonderen Veranlassungen und auf ausdrückliche Erlaubniß des Königes. Selbst den Sachsen, die mit ihnen nach Italien gegangen waren, deren Hülfe ihnen sehr nöthig schien, erlaubten sie lieber, in ihre Heimath zurück zu kehren, als daß sie ihnen verstattet hätten, nach ihrem Volks-Rechte zu leben. Und in Rücksicht der Fremden, welche dem Kriege nachgingen (Wargangi, die mit den Vargi in den fränkischen Gesetzen nicht verwechselt werden dürfen), und welche sie häufig an sich zogen, verordnete das Gesetz, daß sie nach lombardischem Rechte leben sollten. In den Städten blieb allerdings Vieles von der alten römischen Municipal-Verfassung übrig, und römisches

Recht wurde von den Bewohnern derselben in ihren Verhältnissen zu einander in Anwendung gebracht. Die Lombarden duldeten Dieses, weil sie es nicht ändern konnten ohne die Städte gänzlich zu vernichten, aber sie erkannten es nicht an; und eben deßwegen waren die Städte ohne alle Bedeutung im Reiche, und der Willkühr der Lombarden so weit bloß gestellt, als ihre Macht reichte, oder ihr Vortheil berechnet wurde. Nun ist freilich wahr: der schöne Himmel Italiens und die Genüsse des herrlichen Landes milderten in einigen Menschen-Altern die harte Natur der Eroberer. In dieser Milderung waren sie auch gar nicht abgeneigt, ihre Gesetze und Einrichtungen zu verbessern; aber auf einer so übelen Grundlage ließ sich kein haltbares Gebäude aufführen. Das Verhältniß zu den alten Einwohnern mußte, wegen der vielen Städte Italiens, immer störend bleiben, und die Willkühr der Lombarden war schwer zu besiegen. Nur der beständige Krieg hielt das lose Reich noch zusammen, sonst würde es in sich selbst hinein gestürzet sein. Auch blieben zwei Ansichten in Rücksicht des Thrones herrschend, die allein im Stande waren, durch Aufregung der Leidenschaften, immer wieder zu trennen, was etwa durch die gemeinsame Gefahr des Krieges verbunden war. Zuerst gestand man dem Könige willkührliche Gewalt über Freiheit und Leben zu, weil man, wahrscheinlich durch Mißverständniß einiger Ausdrücke der Bibel, den Glauben hatte: das Herz der Könige sei vorzugsweise und dergestalt in Gottes Hand, daß Alles von Gott ausgehe, was durch sie gewollt, erstrebt

gewirket werde. Zweitens hielt man fest an dem alten Grundsatze: der König müsse gewählet werden; einem Grundsatze, der nicht nur mit jenem Glauben im Widerspruche zu stehen scheinet, sondern der auch für das Leben gefährlich und verderblich war.

171. Unter solchen Umständen kann es nicht auffallen, daß der Krieg mit den Ost-Römern kein Ende nahm, und daß es diesen gelang, die Lombarden von solchen Städten abzuhalten, welche Lebens-Mittel von der See her beziehen konnten. In einem Reiche, wie das Lombardische, konnte wohl von Zeit zu Zeit große Ruhe herrschen und Manches mochte gedeihen; aber ein Werk, das Einigkeit forderte und gemeinsame Kraft, konnte höchstens zu Stande gebracht werden, wenn Dasjenige in Gefahr zu kommen schien, was man schon besaß. Die Fortschritte zu neuem Erwerbe geschahen meistens nur durch einzelne Herzoge, und darum so langsam. Aus der Reihe der Könige aber mögen folgende ausgehoben werden, weil sich an ihnen der Gang der Geschichte zu halten scheinet. Als Alboin, der Eroberer, den gewaltsamen Tod gefunden, wurde Clephis (J. 573) zum König erwählet. Nach anderthalb Jahren ward er ermordet. Hierauf blieben die Lombarden zehn Jahre lang ohne König. Ueberall, nach Lage und Bedürfniß, zu Wehr oder Angriff sich vereinend, stellten sie sich unter Herzoge, die, fünf und dreißig an der Zahl, in den bedeutendsten Städten, gewiß zum großen Nachtheile der alten städtischen Verfassung, ihre Sitze hatten. Die Theilnahme der, vielfach ge-

reizten, Franken an dem Kriege gegen sie, so wie innere Uneinigkeit unter so vielen Häuptern, mag dann (J. 584) Veranlassung zur Wahl eines neuen Königes gegeben haben; aber das Opfer, welches die Herzoge dem neuen Könige Autharis gebracht haben sollen, um ihn würdig auszustatten, hat etwas so Hochsinniges, daß man kaum daran glauben mag. Indeß war Autharis der neue Gründer des Lombardischen Reiches; seine Gemalin Theodelinde hingegen, die Tochter eines Herzoges oder Königes der Baiern, ist eine merkwürdige Erscheinung, man mag sie in dem Verhältnisse zu ihm betrachten, oder in der Art, wie Agilulf (J. 591) durch sie den Thron erhielt, oder in ihrer Stellung zum Papste Gregor dem Großen und in dem Festhalten an der katholischen Lehre unter den Lombarden, oder endlich in der Gewalt, mit welcher sie, so lange sie lebte, auch ihren Sohn, den verhaßten und unfähigen Adaluald auf dem Throne zu erhalten wußte: selbst die eiserne Krone verdienet eine Erwähnung. Arioald (J. 625) ziehet den Blick nicht auf sich; desto mehr sein Nachfolger Rotharis (J. 636), theils als Erweiterer des Reiches, theils und besonders weil er im achten Jahre seiner Regierung die Rechte seines Volkes, (auf welche der Einfluß des römischen Rechtes jedoch nicht zu verkennen ist), schriftlich zusammenstellen ließ, und dadurch den Grund zu einem Gesetz-Buche legte, welches, an sich und durch die Vergleichung mit den Rechten anderer teutschen Völker, sehr merkwürdig ist, und das Lombardische Reich, wenn auch in anderer Gestalt, lange überlebt hat. Gri-

moald hat nachmals (J. 662—671) Einiges zur Verbeſſerung dieſer Rechte gethan. Das größte Verdienſt jedoch hat ſich König Luitprand (J. 712—743) erworben. Sechs Male ſind auf ſeine Veranlaſſung die Geſetze vorgenommen und theils verbeſſert, theils erweitert, theils genauer beſtimmet worden.

172. Zu derſelbigen Zeit ſaß auf dem Thron in Conſtantinopel Kaiſer Leo der Iſaurier (161). Dieſer fing an das Reich, nachdem er daſſelbe durch Tugend und Glück gerettet hatte, durch einen unglückſeligen Eifer gegen einen frommen Brauch in der Kirche, nämlich gegen die Verehrung religioſer Bilder, auf eine jammervolle Weiſe zu zerrütten. Es iſt allerdings wahr: dieſer Brauch war an ſich bedenklich und gefährlich und war, ſeit ſeiner Entſtehung, von vielen vortrefflichen Männern geiſtliches und weltliches Standes mißbilliget und als bedenklich und gefährlich anerkannt worden. Auch mag es ungewiß bleiben, ob Leo bloß von der Gewalt des Glaubens fortgeriſſen ſei, oder ob er nicht vielmehr, die innere Auflöſung des Reiches und die ungeheuere Gefahr von außen mit Schmerz und Jammer gewahrend, einen großen Zweck vor Augen gehabt habe. Dieſe Gewaltthätigkeit jedoch, dieſe Bilderſtürmerei, dieſes Fauſtrecht in Glaubensſachen, iſt in jedem Falle zu verwerfen, und konnte keine andere als blutige Folgen haben. Die Theile Italiens, die bisher noch dem oſt-römiſchen Reiche geblieben waren, wurden in die Zerrüttung hinein gezogen, und traten, zum Papſt als allgemeinen Mittel-

[illegible] Kaiser. [illegible]

[illegible] S. 24[illegible]—249 [illegible]

[illegible] und mehr [illegible]

[illegible] Erinnerung [illegible]

[illegible] alten [illegible]

[illegible] selbständiges [illegible] in [illegible] eben weil sie [illegible] durften. Deswegen [illegible] Alles zu [illegible] eine fremde Hülfe [illegible] durch welche noch [illegible] und [illegible] zu ent[illegible] Karl's des Ham[illegible]

mers von seinem Vorgänger Gregor III. umsonst erflehet war, scheiterten an Aistulphes festem Entschlusse. Wenn aber Stephan II. irgendwo Hülfe suchen wollte, so konnte er sich — da der Kaiser Constantin III. (Kopronymos) theils an den Grundsätzen seines Vaters, Leo's des Isauriers, dem er (J. 741) gefolget war, festhielt, theils durch Unruhen und Bürgerkriege und feindliche Anfälle dergestalt beschäftiget wurde, daß er an Italien nicht denken durfte — nur an Pippin wenden; und der Drang der Umstände machte es nothwendig, daß er selbst hinreisete zu dem mächtigen Freunde. Zu verwundern ist aber, daß Aistulph ihm die Reise erlaubte, da es in seiner Hand war sie zu verhindern. Aus Besorgniß vor den Franken kann es nicht geschehen sein. Hielt er es etwa für einen Frevel, den heiligen Vater festzuhalten? oder glaubte er, früherer Verhältnisse eingedenk, die Franken würden nicht kommen, und wollte er vielleicht den Römern durch die Entfernung des Papstes die Seele entziehen?

174. Pippin mag durch die Erscheinung des Papstes in seinem Reiche (im Anfange des Jahres 754) in nicht geringe Verlegenheit gekommen sein. Als neuer König, dessen Thron noch nicht befestiget war, mußte es ihm bedenklich scheinen, den Franken eine Heerfahrt über die Alpen anzumuthen. Und wenn er nach dem Herzoge von Aquitanien sah, nach Baiern, Allemannien und Thüringen, und wenn er die Verhältnisse seines Reiches mit den Sachsen und Friesen erwog: so mußte die Bedenklichkeit sehr groß werden.

[illegible] wenn der heilige Vater an ihm nicht nur [illegible] wiederholte, sondern auch seine Söhne zu [illegible] der Franken salbte, und es diesen Franken bei [illegible] der Kirche untersagte, jemals einen anderen König zu erwählen, als aus seinem Geschlechte? Der Papst that dieses Alles zu St. Denis und schien dadurch eine von den Gefahren zu entfernen, welche dem Karolingischen Hause drohten [illegible] zugleich ernannte er den König zum Patricius von Rom. Da hierauf Aistulph keiner Vorstellung Gehör geben wollte, so konnte Pippin den Zug über die Alpen nicht vermeiden. Seine Franken folgten ihm, obwohl ungern (J. 754), und sie folgten ihm auch zum zweiten Male (J. 755), als er sich das erste Mal hatte

täuschen lassen. Großmüthig aber, und zugleich, jedoch nur in den Verhältnissen des Augenblickes, sehr klug war es unstreitig, daß er dem Papste den Exarchat Ravenna (mit der Pentapolis) schenkte, den Aistulph herauszugeben gezwungen ward! Ueber das, was Pippin dem Papste wirklich gab, kann keine Ungewißheit obwalten. Er gab ihm, was die Kaiser besessen und Aistulph an sich gebracht hatte, die Landeshoheit. Aber unverkennbar wurde die Sache, für mögliche Fälle, in einem gewissen Dunkel gehalten. Dafür spricht das Spiel mit dem Patriciat, in welchem Pippin in Ansehung Ravenna's (fast spöttisch) nur zurück zu geben schien, was er in Ansehung Rom's erhalten hatte. Selbst die Erwähnung der Republik, welche die Römer nothdürftig herzustellen versucht hatten, vermehrete die Zweideutigkeit der Schenkung. Das ist in späterer Zeit nicht ohne Folgen geblieben!

175. Diese Vorgänge waren, wegen ihrer, fast geheimnißvollen Natur und wegen der Folgen, welche diese Natur ahnen lässet, bei Weitem das Wichtigste in Pippin's königlichem Leben. Eine besondere Auszeichnung verdienen aber noch die Züge Pippin's gegen die Saracenen in Spanien und der neunjährige schreckliche Krieg, den er mit Waifar, dem tapferen Herzog von Aquitanien, Hunold's Sohne, zu bestehen hatte. Jene Züge hingen mit diesem Kriege, der übrigens aus den früheren Händeln mit diesem Zweige des Merovingischen Stammes, mit Eudes und dessen Söhnen Hunold und Hatto hervorging, aufs Genaueste zusam-

men; und zu ihnen wurde Pippin nicht allein durch das natürliche Verlangen bewogen, die Gränzscheide zwischen Gallien und Spanien zu gewinnen, sondern er ward auch zu ihnen gereizet durch die Zerrüttung, in welcher um diese Zeit das Chalifat sich befand. Die Art nämlich, wie die Ommajaden zu der Gewalt des Propheten gelanget waren (131), hatte einen Stachel in den Seelen vieler Menschen zurück gelassen, die an Fatimah's Geschlecht und an den Haschemiten überhaupt hingen. Auch hatte ihre Herrschaft, abgesehen von der unnatürlichen Ausdehnung des Reiches, die jedes Bestehen unmöglich machte, vom Anfang an etwas Widersprechendes gehabt, welches den einfältigen Menschen verwirrete. Die Trennung des Schwertes von dem Lehrstuhle des Propheten war eine Abweichung von der ursprünglichen Weise, welche die Araber so groß gemacht, und wenn das Auge zwischen Mecca und Damascus hin und her irrete, so mußten wohl bittere Gefühle in der Brust erwachen. Als nun das Haus des Ommajah mehr und mehr die Künste verlernete, durch welche eine große willkührliche Herrschaft allein zusammen gehalten werden kann; als es die Begeisterung für den Islam verlor und sich der Weise gemeiner Despoten zuwandte; als es mit sich selbst in Streit gerieth und die Chalifen nach Leidenschaften handelten, die bald das Edelste im Menschen empöreten, bald das Gemeinste aufreizeten, während Einer von ihnen selbst an der Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft zweifelte; und als zu gleicher Zeit der Sieg von Mohammed's Fahne wich, die bisher, wie es schien, bestimmet war, von einem

Ende der Welt bis zum anderen zu wehen: da mußte die bittere Saat ja wohl aufgehen, die Moaviyah in die Herzen der Menschen gesäet hatte. Aber die Entwickelung war schauderhaft und unglückselig und legte zu weiterer Auflösung und neuem Unglücke den Grund!

176. Nachdem auf den Chalifen Haschem (162) noch der Verschwender Walid II. (J. 743) und bald, auf einige Monate, der Knauser Jesid III. (J. 744) gefolget war, wurde endlich der Chalif Merwan (J. 750) unter seltsamen Zufällen, nach hartem Kampfe von dem Throne hinab gestürzet, zu welchem er den Weg nur durch vieles Blut gefunden hatte. Sein ganzes Haus fand einen scheuslichen und jammervollen Untergang, der für die brennenden Leidenschaften dieser Araber, stolz auf ihre Thaten und hart durch ihren Glauben, ein schreckliches Zeugniß giebt. Das Chalifat, dessen Sitz von Damascus nach Hira verlegt wurde, kam, gegen den Wunsch vieler Menschen, unter diesen Gräßlichkeiten an die Abbasiden, die Nachkommen von Mohammed's Oheim. Ein einiger Mann jedoch aus dem Geschlechte Ommajah's rettete sich unter tausend Fährlichkeiten und Abenteuern und brachte endlich Spanien, durch Lage und Natur fern und fremd, unter sich und beherrschte es als Chalif. Aber dieses Ziel erreichte er erst in einer Reihe von Jahren, nach einem langen Kampf. Als Pippin aus Italien zurück kehrete, war in Spanien noch Alles in der größten Verwirrung. Also ist wohl zu begreifen, daß ihm jetzt gelingen konnte, die Städte Galliens, die noch in der Hand

men; und zu ihnen wurde Pippin nicht allein durch das natürliche Verlangen bewogen, die Gränzscheide zwischen Gallien und Spanien zu gewinnen, sondern er ward auch zu ihnen gereizet durch die Zerrüttung, in welcher um diese Zeit das Chalifat sich befand. Die Art nämlich, wie die Ommajaden zu der Gewalt des Propheten gelanget waren (151), hatte einen Stachel in den Seelen vieler Menschen zurück gelassen, die an Fatimah's Geschlecht und an den Haschemiten überhaupt hingen. Auch hatte ihre Herrschaft, abgesehen von der unnatürlichen Ausdehnung des Reiches, die jedes Bestehen unmöglich machte, vom Anfang an etwas Widersprechendes gehabt, welches den einfältigen Menschen verwirrete. Die Trennung des Schwertes von dem Lehrstuhle des Propheten war eine Abweichung von der ursprünglichen Weise, welche die Araber so groß gemacht, und wenn das Auge zwischen Mecca und Damascus hin und her irrete, so mußten wohl bittere Gefühle in der Brust erwachen. Als nun das Haus des Ommajah mehr und mehr die Künste verlernete, durch welche eine große willkührliche Herrschaft allein zusammen gehalten werden kann; als es die Begeisterung für den Islam verlor und sich der Weise gemeiner Despoten zuwandte; als es mit sich selbst in Streit gerieth und die Chalifen nach Leidenschaften handelten, die bald das Edelste im Menschen empöreten, bald das Gemeinste aufreizeten, während Einer von ihnen selbst an der Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft zweifelte; und als zu gleicher Zeit der Sieg von Mohammed's Fahne wich, die bisher, wie es schien, bestimmet war, von einem

Ende der Welt bis zum anderen zu wehen: da mußte die bittere Saat ja wohl aufgehen, die Moaviyah in die Herzen der Menschen gesäet hatte. Aber die Entwickelung war schauderhaft und unglückselig und legte zu weiterer Auflösung und neuem Unglücke den Grund!

176. Nachdem auf den Chalifen Haschem (162) noch der Verschwender Walid II. (J. 743) und bald, auf einige Monate, der Knauser Yesid III. (J. 744) gefolget war, wurde endlich der Chalif Merwan (J. 750) unter seltsamen Zufällen, nach hartem Kampfe von dem Throne hinab gestürzet, zu welchem er den Weg nur durch vieles Blut gefunden hatte. Sein ganzes Haus fand einen scheuslichen und jammervollen Untergang, der für die brennenden Leidenschaften dieser Araber, stolz auf ihre Thaten und hart durch ihren Glauben, ein schreckliches Zeugniß giebt. Das Chalifat, dessen Sitz von Damascus nach Hira verlegt wurde, kam, gegen den Wunsch vieler Menschen, unter diesen Gräßlichkeiten an die Abbasiden, die Nachkommen von Mohammed's Oheim. Ein einiger Mann jedoch aus dem Geschlechte Ommajah's rettete sich unter tausend Fährlichkeiten und Abenteuern und brachte endlich Spanien, durch Lage und Natur fern und fremd, unter sich und beherrschte es als Chalif. Aber dieses Ziel erreichte er erst in einer Reihe von Jahren, nach einem langen Kampf. Als Pippin aus Italien zurück kehrete, war in Spanien noch Alles in der größten Verwirrung. Also ist wohl zu begreifen, daß ihm jetzt gelingen konnte, die Städte Galliens, die noch in der Hand

der Saracenen waren, unter sich zu bringen, und über die Pyrenäen vorzudringen. Aber es ist nicht weniger zu begreifen, daß Herzog Waifar von Aquitanien bei dieser Lage der Dinge besorgt ward, und, wenn er sich der Ober-Herrschaft erwehren wollte, den Krieg für nothwendig hielt. Der neunjährige schreckliche Kampf jedoch, der fast bis zu Pippin's Tode (J. 768) fortdauerte, brachte nur ihm den Untergang, und seinem Lande fürchterliche Leiden; die Unabhängigkeit aber wurde nicht gewonnen, obgleich auch die Hoffnung noch nicht vernichtet!

Siebentes Capitel.

Karl der Große, der Eroberer. Unterwerfung der Sachsen, Baiern und Lombarden.

177. Die Theilung des Reiches zwischen Karl und Karlmann, Pippin's Söhnen, ist in keiner Hinsicht auffallend. Wohl warnete die Geschichte der Merovinger; aber es warnte auch die eigene Erfahrung, die Pippin mit einem seiner Brüder gemacht hatte; und da die Salbung durch den Papst an beiden Söhnen, aus guten Gründen, vollzogen war, so konnte, ohne Gefahr für die Ruhe des Reiches und für die Sicherheit des neuen Geschlechtes, Keiner von denselben zurückgesetzet werden. Dennoch waren die Brüder sogleich uneinig. Diese Uneinigkeit möchte, nach dem Kampf, in welchem Karl allein den Herzog Hunold

von Aquitanien besiegte, Waifar's Vater, der noch ein Mal aus dem Kloster zum Schwerte zurückgekehret war, um den Zwist der königlichen Brüder zu benutzen und seines Volkes und seines Hauses Unglück zu rächen — diese Uneinigkeit möchte zu einem verderblichen Kriege geführet haben, wäre nicht die Mutter beider Fürsten vermittelnd zwischen sie getreten. Aber die Mittel, die sie anwandte, führeten zu anderen Verwirrungen, und schlichteten den Bruderzwist nur auf kurze Zeit. Der Tod Karlmann's jedoch, der schon nach drei Jahren dem Vater folgte (J. 771), gab Karl'n die Gelegenheit, einiger König im ganzen Reiche der Franken zu werden, und als solcher vor Welt und Nachwelt zu zeigen, was in ihm war. Es war aber in ihm ein so mächtiger Geist, wie selten unter den Menschen erschienen ist, ein tiefer Sinn für jedes rühmliche Werk im Kriege, wie im Frieden, und eine Thätigkeit, die überall selbst eingriff und nicht zu ermüden war. Durch dieses Alles und durch ein seltenes Glück, das entweder seine Unternehmungen im Beginne verherrlichte, oder das durch seine Beharrlichkeit gewonnen wurde, hat Karl eine solche Masse von Licht und Ruhm um sich verbreitet, daß er durch das ganze Mittel-Alter herdurch glänzet, wie ein glühender einsamer Stern durch das Dunkel der Nacht, und daß er wie ein riesenhafter Träger von Allem dasteht, was man Großes, Gewaltiges, Außerordentliches und Seltsames zu denken und auszusinnen gewußt hat. Und in der That: wer gerecht zu sein vermag und billig; wer es ertragen kann, daß ein außerordentlicher Mann ein Mensch

bleibet, der sich irrt und verzählt und verrechnet, und in Leidenschaften geräth, desto furchtbarer, je ungeheurer seine Kraft ist; wer bei einem Könige zu sondern vermag, was ihm zu Last fällt und was seinen Dienern; wer endlich zu unterscheiden weiß, was aus der Seele des Mannes hervorgegangen ist, und wozu seine Zeit ihn fortgestoßen, und wozu die Schmeichelei ihn verlockt und fremde Leidenschaft ihn betrügerisch verreizet hat: der wahrhaftig wird sich nicht geneigt fühlen, an dem Gewölbe des Ruhmes zu rütteln, das sich nun schon seit tausend Jahren wohlgegründet über Karl's Leben hinbreitet! Bei williger Anerkennung mancher Fehler und Verirrungen wird er ihm den Beinamen des Großen mit einer Freudigkeit geben, wie wenigen Anderen in der Geschichte.

178. Wenn wir überhaupt über Karl's häusliche Verhältnisse, die so manches Erfreuliche und so viel Widerwärtiges darbieten, hinweg sehen und uns hier zuerst auf seine kriegerischen Thaten beschränken: so scheinet der Vorwurf, den man Karl'n dem Großen zu machen pfleget, daß er ein muthwilliger Eroberer gewesen, nur in großer Einschränkung gerechtfertiget werden zu können. Die Grundsätze der Politik, die gegenwärtig, nachdem seit Jahrhunderten eigenthümliche Völker unabhängig neben einander bestanden sind, sich jedem denkenden Menschen aufdrängen, sind allerdings in allen Zeiten an die Handlungen der Fürsten und Staaten zu legen, aber nicht an die Absichten der Menschen, welche die Handlungen vollbrachten oder zu

ihnen trieben. Jede Eroberung ist bedenklich; selten ist eine zu loben. Muthwillig aber ist eine Eroberung nur dann, wenn die Uebermacht mißbrauchet wird zur Unterdrückung der Eigenthümlichkeit, in welcher ein Volk lebt und bestehet. Zur Zeit Karl's des Großen aber gab es keine unabhängigen Völker; er konnte kaum einen Begriff haben von der Bedeutung der Volksthümlichkeit. Ueberdieß war sein Reich auf Eroberung gegründet; er fand es stehen auf diesem Boden. Es war in mannigfache Verhältnisse verflochten, die er nicht eingeleitet hatte und die er nicht ändern konnte, in welchen er vielmehr fortzugehen genöthiget war. Sein Haus war kaum zum Throne gelangt, und bedurfte glänzender Thaten als Stütze und Befestigung. Die Religion, die seine Seele durchdrang, hatte an beiden Seiten seines Reiches gefährliche und grimmige Feinde. Endlich konnte das Gottes-Urtheil eines glücklichen Ausganges wohl unstreitig von einer Unternehmung in gutem Glauben zu einer anderen treiben, so wie gewöhnlich ein Erfolg einen anderen nöthig zu machen pfleget. — Was aber auch für oder gegen Karl'n gesagt werden mag: unter seinen Kriegen, die sich nur in der letzten Zeit seiner, mehr als vierzigjährigen Regierung, verminderten, sind unstreitig die Kämpfe gegen die Sachsen und der Zug gegen das Lombardische Reich die wichtigsten Ereignisse. Jene bilden gewisser Maßen die stehende Ordnung seines Feldherrn-Lebens, die nur durch die übrigen unterbrochen und mannigfaltig gemacht wurde; dieser war an sich unbedeutend, aber er hatte Folgen, die Keiner

übersehen konnte, und die fortgewirket haben von Geschlecht zu Geschlecht.

179. Was die Kriege mit den Sachsen betrifft: so waren dieselben in ihrem Ursprunge nur eine Fortsetzung alter Händel. Man kann den Anfang der Sächsischen Streitigkeiten in Zeiten setzen, die lange vor der Fränkischen Herrschaft fallen, als noch die alte teutsche Freiheit überall bestand. Auch hatte sich der Sachsen-Bund wahrscheinlich auf Kosten des Franken-Bundes erweitert. Seit aber Thüringen, nicht ohne thörichte Theilnahme der Sachsen (72), von den Franken erobert war, mithin seit drittehalb hundert Jahren, hatten beständig Kriege zwischen Franken und Sachsen Statt gefunden, und die Feindschaft war ununterbrochen gewachsen. Die Sachsen hatten diese Kriege gewöhnlich angefangen — sei es, daß sie die Gefährlichkeit ihrer Lage erkannten, sei es, daß sie sich, in ihrer Feindschaft, durch die Geleite fortreißen ließen, die nach alter Art (30) noch bei ihnen bestanden; — fast immer wurden die Franken von ihnen bei ihren Unternehmungen geneckt oder gehindert. Und wenn sie sich dann zu einem Zuge gegen die Sachsen entschlossen, und diese durch Verheerungen ihres Landes oder durch Auflegung eines Tributes züchtigten: so nähreten sie nur dadurch die Feindschaft und reizeten zu neuer Rache. In solcher Lage hatte Karl der Große die Verhältnisse gefunden; und in solchen Verhältnissen unternahm er seine erste Heerfahrt gegen die Sachsen. Offenbar geschah diese Heerfahrt in alter Weise, und be-

zweckte, was Karl's Vater, Großvater und Urgroßvater gegen die Sachsen bezwecket hatten: Abwehr, Züchtigung, Schrecken. Erst nach und nach, als die Sachsen sich immer wieder erhoben und das fränkische Reich anfielen, und Karl'n lästig wurden bei anderen Unternehmungen, entstand in ihm, scheinet es, der Gedanke an Unterwerfung, und setzte sich um so fester, je mehr ihn ihr Widerstand, bei seinem anderen Glück, in Leidenschaft bringen mochte, und je weniger er nunmehr mit Ehre und Sicherheit zurück treten konnte. Und in der That wird kein Verständiger leugnen, daß die Unterwerfung der Sachsen sowohl aus politischen, als aus religiosen und aus volksthümlichen Gründen nothwendig gewesen sei, wenn gleich Karl der Große vielleicht nur die religiosen, kaum die politischen und gewiß nicht die volksthümlichen Gründe eingesehen hat.

180. Nachdem nämlich alles Land am linken Ufer des Rheines und das südliche Teutschland nebst ganz Thüringen zum Reiche der Franken gehörete, forderte es die Natur der Dinge, daß die Sachsen in dem Winkel, den dieses Gebiet und das Meer einschloß, ihre Unabhängigkeit nicht dauernd behalten konnten. Sie mußten das Franken-Reich zerstören, oder demselben unterliegen. Die Franken konnten nicht umhin, zu dem Lande das Meer, zu den Bergen die Flüsse, und zu den Quellen die Mündungen zu erstreben. Sie konnten die Sachsen um so weniger neben sich bestehen lassen, da diese, alte nationale Einrichtungen pflegend, die mit den Einrichtungen des fränkischen Reiches im

vollkommensten Widerspruche fanden, den zugewandten teutschen Volks-Stämmen, Thüringern, Baiern, Allemannen, immer Reize zur Empörung geben und Hülfe im Aufstande. Dasselbe fand in religiöser Hinsicht Statt. Das Christenthum wurde im südlichen und mittleren Teutschlande verkündigt, aber es fand noch nicht überall Glauben. Bisthümer waren gegründet; aber die Entrichtung des Zehnten an die Geistlichen schien Vielen eine lästige Zugabe. Kirchen wurden erbauet, aber die Wodans-Eichen waren noch nicht lange gefallen, und an heiligen Hainen hingen verführerische Erinnerungen aus dem Leben der Väter. Klöster, welche dem Christenthum im Morgenlande zum Verderben gereichet, welche in den Ländern, die zum römischen Reiche gehöret hatten, vielleicht ein überflüssiger Anhang waren, wurden in dem rauhen, ungeselligen, Städteleeren Teutschland ein wahrer Segen, und fingen an, Kenntnisse jeglicher Art zu verbreiten und die Menschen zu verbinden und zu vereinen, während sie Apostel zu weiterer Verbreitung der Religion erzogen, bildeten und begeisterten: aber alte Gewohnheit und angestammte Rohheit setzte sich dem Einflusse derselben entgegen. Konnte man nun, auch abgesehen von dem gerechten, frommen und heiligen Eifer begeisterter Männer für die Wahrheiten und Segnungen des Christenthumes, dulden, daß ein teutschredendes Volk, welches durch seine Waffen ohnehin vielen Einfluß hatte, im alten Heidenthume fortlebte, und von den Höhen des Harzes herab, wie an die alte Freiheit, so an die alten Götter mahnte? Endlich dränget sich auch die

Frage hervor: was würde aus dem teutschen Volke geworden sein, wenn die Glieder des großen Leibes länger aus einander gehalten, und hier, schwach durch die Trennung, der Gewalt fremder überlegener Bildung und verführerischer Reizungen ausgesetzet, dort aber, zwar in großer Unschuld und Einfachheit, aber auch in großer Beschränktheit, Armseligkeit und Rohheit geblieben wären? Wohl möchte sich späterhin auch das Volksthümliche geregt und das Verwandte zusammen gefunden haben: wenn aber die Glieder verkrüppelt sind, wie kann der Leib gesund sein?

181. Bei diesen Verhältnissen kann man sich allerdings wohl über den Widerstand freuen, welchen die Sachsen zwei und dreißig Jahre lang leisteten, ehe sie sich von der Uebermacht den geforderten Gehorsam abzwingen ließen. Sie zeigten, daß sie von dem Sinne der Väter nicht entartet waren, drückten den alten Geschichten der Teutschen das Siegel der Bestätigung auf, ehrten ihr Volk und hinterließen demselben eine große Erinnerung! Eben so ist es menschlich und gut, die ungeheuere Verwüstung zu bejammern, welche der lange Kampf zur Folge hatte, und die Grausamkeiten, welche denselben begleiteten. So wie man aber von der einen Seite, bei Erwägung beiderseitiger Verhältnisse, den Ausgang des Krieges als durchaus nothwendig erkennet, so kann man auch einen anderen Ausgang, als die Vereinigung der Sachsen mit dem Reiche der Franken, gar nicht wünschen. Und die Frage, die einige Schwierigkeit haben zu können scheinet: wie es

möglich gewesen, daß ein so armes Volk, wie die Sachsen, dem gewaltigen König eines mächtigen Reiches so lange widerstanden habe, ohne von ihm, wenn nicht besieget, doch zertreten zu werden? ist nicht schwer zu beantworten. Karl der Große konnte nie die ganze Macht des Fränkischen Reiches gegen die Sachsen aufbieten; auch konnte er sich nie ausschließlich mit ihnen beschäftigen. Er führete gegen sie einen regelmäßigen Krieg mit seinen Dienstpflichtigen, und verfolgte in diesem Kriege Zwecke, die nicht eben einem Jeden in seinem Heer am Herzen lagen. Die Sachsen hingegen, mit den Friesen verbunden, waren in ihrem Heiligsten angegriffen, in ihrem Glauben, in der väterlichen Sitte, in ihrer Freiheit; sie führeten den Krieg volksmäßig und ein Jeder nahm Theil, wenn die Gefahr sich ihm nahete. Wittekind war keinesweges Führer eines Geleites, wiewohl durch Geleite das Feuer des Kampfes unterhalten und die Reihe der Aufstände verknüpfet sein mag, sondern er war lange das Haupt des Volkes, weil er die Seelen zu vereinigen verstand. Dabei kam endlich den Sachsen ihr, durch Wald, Morast und Wüstenei unwegsames Land zu Hülfe, durch welches ein geordnetes Heer nur mit äußerster Anstrengung einher zog. Von dieser Verschiedenheit in Art und Lage war denn die Folge, daß Karl immer siegte, wo er die Sachsen fand, daß sie sich aber stets wieder erhoben, wo er nicht war, da sie hingegen ihm in kleinen Kämpfen immer entwanden, was er ihnen durch große Schläge entrissen hatte, und nicht selten zerstörende Einfälle mit ihren Geleiten in sein Reich unternahmen.

Wittekind, wie Andere, die ihm glichen, suchte zugleich gegen die christlichen Franken, überall, im Osten und Norden die heidnischen Völker aufzuregen. Er verschwand vor der drohenden Macht, und erschien wieder, wenn diese entfernet war, bis er endlich das Schicksal seines Volkes erkannt hatte.

182. Im Allgemeinen blieb sich der Krieg gleich; folgende Ereignisse mögen aber zu einiger Feststellung der Zeit heraus gehoben werden. Die Natur des Krieges wurde schon im Beginne desselben (J. 772) bezeichnet durch die Eroberung der Heerburg und durch die Zerstörung der vielbefabelten Irminsäule, deren Gestalt und Bedeutung Niemand kennet, bei der man aber unwillkührlich an Hermann und seine Thaten erinnert wird. Die Erbitterung scheinet auf beiden Seiten zur Grausamkeit geworden zu sein, als Soraben sich in den Krieg einmischten, und nun ein Sächsisches Heer, Karl's Glauben an seine Treue betrügend, ein Fränkisches Heer, mit welchem es gegen jene Slaven ziehen sollte, am Suntel (J. 782) überfiel und vernichtete. Dieses schwere, obwohl vielleicht verzeihliche Vergehen, glaubte Karl schrecklich rächen zu müssen; durch das Niederhauen von 4,500 Mann indeß, die für jenen Frevel büßen sollten, trieb er die Sachsen, im heiligen Schmerz über dieses gräuelhafte Gewürge, nur zu neuen Versuchen der Rache und Rettung. Aber das Glück blieb dem Könige treu. Zu derselben Zeit, als eine Verschwörung gegen sein Leben — die übrigens einen Blick auf die Stellung Karl's

mögl[illegible] wurde, gelang ihm, den Wit-
sen, [illegible] [illegible]nes Volkes hinweg zu locken
lan[illegible] Taufe und zur Unterwerfung zu
be[illegible] jedoch auch dieser Stoß für die
be[illegible] er konnte sie nicht einmal auf
[illegible] ängstigen. In ihrer Seele blieb
bl[illegible] Gedanke war lediglich auf neuen
b[illegible] und Alles, was Karl durch die
[illegible]'s und Alboin's von ihrem Volk
b[illegible] daß sie, die an den aufge-
[illegible] eine Stütze erhielten, ihm
[illegible] Kraft zu großen Niederlagen
[illegible]dern daß sie, überall angreifend,
[illegible] Macht zu theilen und ihnen mehr
[illegible], Schaden und Verderben über
[illegible]. Und wie hätte Dieses anders
[illegible] vielen Bisthümer, die Karl im
[illegible] errichtete, sind in späterer Zeit ge-
[illegible] ein Segen des Volkes ge-
[illegible] konnten die Sachsen in
[illegible] weltlichen Zwingherrn und
[illegible] Tyrannei erblicken. Sie
[illegible] Gewißheit erhalten, daß
[illegible], die in seiner un-
[illegible] Sachsen betreffend — ein
[illegible] Verirrung eines gro-
[illegible] aufgereizeten Man-
[illegible] in Erfüllung bringen werde.
[illegible] Abfalle sah sich
[illegible] gegen die Sach-

sen zu unternehmen, und sich selbst mit den alten Feinden derselben, den slavischen Obotriten, zu verbünden; und er bezwang sie endlich (J. 804) nur dadurch, daß er das schreckliche Mittel der Versetzung gegen sie anwandte, daß er Sachsen aus ihrer Heimath hinweg schleppen und durch sein Reich zerstreuen ließ, daß er dagegen Franken unter den Sachsen ansiedelte, daß er seinen Bundes-Genossen, den slavischen Obotriten, einen Theil der Beute gab, und auf solche Weise das ermüdete, seiner Häupter und des Markes seiner Knochen beraubte Volk mit schrecklichem Zwang aus einander hielt und lähmete. Da gehorchten die Sachsen, ließen sich taufen, gaben den Zehnten, leisteten die Heerfolge, erhielten das Lehen-Wesen, und wurden überhaupt als ein Theil des großen fränkischen Reiches behandelt. Nun mochten sie immerhin in ihren Verhältnissen unter einander nach eigenen Rechten leben!

183. Ganz anders war der Krieg gegen das lombardische Reich in Ursprung, Art und Gang. Auf Aistulph war (J. 756) Desiderius als König gefolget. Dieser hatte, um sich gegen den Mönch Rachis zu halten, Anfangs die Freundschaft des Papstes gesucht, und deßwegen Verpflichtungen gern erfüllet, die Aistulph eingegangen war. Nachmals waren aber die alten Händel erneuert. Ein ärgerlicher Streit über die Besetzung des heiligen Stuhles hatte diese Händel bedenklicher gemacht; und Rom war abermals in Gefahr gerathen, in die Gewalt der Longobarden zu fal-

len. Damals lebte Karl der Große noch im Streite mit seinem Bruder Karlmann (116). Eben deßwegen war an einen Kriegszug gegen die Longobarden nicht zu denken. Die Mutter beider Könige suchte daher, in gutmüthiger Thorheit, durch Heirathen zwischen ihren Kindern und den Kindern des Königes Desiderius zu helfen; und Karl der Große und Karlmann, sein Bruder, vermäleten sich mit Töchtern des lombardischen Königes. Aber das mütterliche Werk blieb unvollendet, und Karl konnte wirklich wohl glauben, in eine sehr unangenehme, ja, weil er sie nicht zu übersehen vermochte, in eine schwierige Lage gekommen zu sein. Der Beschwörungs-Brief des Papstes mochte als Abmahnung zu spät kommen: als Erklärung kam er immer zu rechter Zeit, und als Drohung schien er mit großen Folgen schwanger zu sein. Der Tod Karlmann's hob vielleicht einen Theil der Besorgnisse, die in Karl'n entstehen mußten; er hatte indeß für gut gehalten, durch Verstoßung der lombardischen Gemalin das Verhältniß mit dem heiligen Vater in alter Reinheit herzustellen. Aber er beleidigte dadurch geliebte Anverwandte, und die Feindschaft zwischen ihm und Desiderius würde durch die nunmehr bewährte Freundschaft mit dem Papst unversöhnlich gewesen sein, wenn auch nicht Karlmann's Wittwe mit ihren Kindern das Reich aufgegeben hätte und zu diesem Könige gleichsam geflüchtet wäre. Als nun hierauf Desiderius den Papst, welchem er längst den Boden unter seinem Herrscher-Stuhle hinweg zu ziehen gesuchet hatte, zwingen wollte, Karlmann's Kinder zu salben: so war Karl

allerdings an der empfindlichsten Seite angegriffen, und wohl mag er nun beschlossen haben, dem Könige Desiderius das Schicksal zu bereiten, welches dieser ihm (und seinem Freunde, dem Papste) zugedacht zu haben schien. Die Erinnerung an den leichten Sieg seines Vaters über Aistulph, der es klar gezeiget hatte, wie gering die Macht eines lombardischen Königes war, hat denn auch vielleicht mitgewirket. Also zog er schnell, als er kaum seinen ersten Versuch gegen die Sachsen gemacht hatte, (J. 773) nach Italien, nicht weniger in Verfolgung eigener Zwecke, als dem heiligen Vater in Rom, Hadrian I., zu Hülfe. Die Longobarden wurden allerdings überrascht; aber dieses unerwartet schnelle Aufgeben der Herrschaft ist ein trauriger Beweis für den trostlosen Zustand ihres Reiches. Die Zuversicht, mit welcher Karl sich den Namen des Königes der Lombarden gab, ehe Desiderius in seiner Gewalt war, scheinet sie um die Besinnung gebracht, und sie auch des Gebrauches der Kräfte beraubet zu haben, die ihnen noch geblieben waren. Uebrigens machte des Desiderius Sohn, Adalgis, welcher dem Verderben entflohen war, noch vergebliche Versuche, wieder zum Throne zu gelangen. Aber die Verbindung mit den Griechen half Nichts; und selbst die Herzoge von Spoleto und Benevento, die immer widerspänstig gewesen waren, sahen sich endlich (J. 787) genöthiget, ihre Entwürfe aufzugeben und die Hoheit Karl's des Großen anzuerkennen.

184. Von der Unterwerfung Italiens war Baierns

[illegible] wegen [illegible] des Landes. [illegible] der [illegible] mit [illegible] die Entwicklung [illegible] Ver- [illegible] Die [illegible] zum [illegible] und [illegible] klar [illegible]. [illegible] der [illegible] und [illegible] dem [illegible] Bildes in der Geschichte [illegible]. Durch die [illegible] des Königes Dagobert (630) an der [illegible] Abfassung ihrer Gesetze hindurch, bis zu den Zeiten Karl's des Hammers und Pipin's, mit [illegible] verglichen: so ergiebt sich das wahre Verhältniß klar genug. Die Baiern waren, scheint es, ursprünglich in eine allgemeine Bundes-Genossenschaft mit den Franken getreten, bei welcher sie an Schutz, die Franken aber an Abhängigkeit gedacht hatten. Dadurch wurde Alles ungewiß. Wenn das Reich Ruhe hatte: so machten die Franken ihre Uebermacht geltend; bei den Zerrüttungen des Reiches hingegen bekümmerten sich die Baiern nicht um die Franken und lebten wie ein freies Volk. Ihre Fürsten, aus dem Geschlechte der Agilolfingen, nannten sich Könige, in solcher Freiheit; sie wurden von den Franken Herzoge genannt und mußten sich bestätigen lassen, wenn die Franken ihnen ihre Macht fühlbar zu machen im Stande waren. Nachdem aber durch die Karolinger mehr Einheit in das Reich gekommen war, mögen die Herzoge von Baiern die Gefahr ihrer Lage mehr erkannt haben.

Am Meisten war ihnen die Heerfolge zur Last, welche die Franken von ihnen, vielleicht ohne eigentliche Berechtigung, forderten, und zu welchen die Baiern als freie Bundes-Genossen nicht pflichtig zu sein glaubten. Ueberhaupt sahen die Könige der Franken eben so ungern einen großen erblichen Herzog in Baiern, als sie ihn in Aquitanien gesehen hatten. Die Verbindung der Baiern mit den Longobarden, die zunächst aus ihrem Verhältnisse zu den Franken hervor ging, machte die Lage immer bedenklicher, und wirkliche Feindseligkeiten nährten die Erbitterung. Bei dem jetzigen Herzoge Thassilo, der übrigens schon mit Pippin in böse Zwiste verwickelt gewesen war, kam noch hinzu, daß er, ein Verwandter Karl's des Großen, auch mit einer Tochter des lombardischen Königes Desiderius vermälet war, und deßwegen den Untergang des lombardischen Reiches und das Schicksal seines Schwiegervaters mit doppeltem Schmerze gesehen haben mag; der Stolz aber, der in seiner Seele war, scheinet, bei dem Gefühle seiner Schwäche gegen den furchtbaren König, manchen trotzigen Ausbruch des verhaltenen Ingrimmes veranlasset zu haben, durch welchen Karl um so mehr gereizet ward, je weniger seine Sache in sittlicher Rücksicht rein war. Aus diesem Allen erkläret sich das Verfahren Karl's gegen Thassilo, von der ersten päpstlichen Vermittelung (J. 781) an, die Karl'n sehr zu Statten kam, bis zur wirklichen Vernichtung des verhaßten Gegners. Die Erscheinung des alten stolzen Herzoges vor dem übermächtigen und übermüthigen Könige zu Ingelheim (J. 788); seine Verurthei-

lung ihrer Verbrechen, seine Begnadigung, sein Uebertritt in ein Kloster und endlich die unerwartete Befreiung aus dem Kloster (J. [illegible]). Die Ursachen nicht angegeben waren: dieses Schicksal eines solchen Mannes und seines Hauses ergreift die Gemüther. Man bemerkt, daß man die Ursachen der Veränderung in Baiern selten gehörig gewürdigt hat.

185. Die übrigen Kriege und Unternehmungen Karl's des Großen, obwohl an sich und in Beziehung auf Thaten und Ereignisse mehr weniger ruhmvoll, und überhaupt mehr unbedeutend für die Erinnerung des Lebens und im Zusammenhange der Geschichte, haben die Wichtigkeit nicht, welche die bisher berührten und beurtheilten auszeichnet. Es genügt daher eine kurze Anführung. Zuerst aber gedenken wir des Zuges über die Pyrenäen nach Spanien, an welchen sich so viele Erinnerungen geknüpft haben. Vor zwanzig Jahren nämlich (J. 756) war Abd-er-Rhaman, welcher als allein dem Verderben des Hauses Ommaijah entgangen war ([illegible]), nach Spanien gekommen, und hatte den Thron eines eigenen Chalifats in Cordova aufgeschlagen. Aber auch in Spanien suchten Manche in dem Unglücke seines Hauses einen Gewinn für sich selbst; die Abbassiden, die sogar mit den Franken als natürlichen Feinden der Saracenen in Spanien freundschaftlichen Verkehr unterhielten, fanden Anhang, und selbst für die Feindseligkeiten untereinander, angeblich wenigstens, Bewegungen. Diese Verhältnisse, die schon früher Pippin nach Spanien geführt hatten, bestimmten

ten auch Karl'n zu seinem Zuge, zu welchem er freilich noch eine besondere Veranlassung erhielt. Auf zwei Wegen drang Karl (J. 778) über die Pyrenäen vor und bemächtigte sich, mit gewöhnlichem Glücke, des Landes jenseits derselben bis zum Ebro. Auf dem Rückzuge, zu welchem die Sachsen zwangen, ging zwar die Beute verloren und mancher tapfere Mann, wie Roland, die Säule vieler Mährchen, fand seinen Tod, weil die armen und gequälten Bewohner des Gebirges in Verzweiflung und um Rache sich erhoben; aber die Gründung Karl's jenseits der Pyrenäen blieb; den Christen in Spanien und besonders den Christen in den nördlichen Gebirgen (158) war ein Halt und ihrem Kampfe gegen den Islam eine Grundlage gegeben; auch erhielt Karl einen Vorwand, den letzten Rest des Herzogthumes Aquitanien, auf eine freilich nicht edele Art, zu vernichten. Und wenn auch späterhin (J. 793) Abd-er-Rhaman's Nachfolger, Haschem I., noch einen Einfall in Gallien wagen durfte: so konnte er dadurch wohl großes Unglück über Einzelne bringen, aber das Verlorene vermochte er nicht wieder zu gewinnen.

186. Die Kriegs-Züge gegen die slavischen Völker, im östlichen Teutschland, die zu verschiedenen Zeiten unternommen wurden, waren eine Folge des Kampfes gegen die Sachsen. Die Sicherung einer Erwerbung machte neue Erwerbungen nothwendig. Die slavischen Völker wurden zur Ruhe, auch wohl mehr oder minder in Abhängigkeit gebracht. Es wurde der

Grund zu Teutschlands Sicherheit von dieser Seite geleget. Die Aussicht auf die Wiedergewinnung des alten Besitzes der Teutschen und eines größeren Raumes für die Entwickelung des teutschen Geistes wurde eröffnet. — Endlich verdienet die große Unternehmung gegen die Avaren das größte Lob. Dieses furchtbare Volk saß nun seit zwei hundert Jahren an den Gränzen Teutschlands, und die Cacane desselben, der Schrecken Constantinopels und die Geißel der Völker, hatten, zwischen dem Inn, dem schwarzen und dem baltischen Meer, ein weites Reich beherrschet, dessen Gränzen keiner kennet. Von Teutschland scheinen die Avaren nur durch die Kraft der Baiern zurückgehalten zu sein, gegen welche sie, bei anderen und leichteren Raubzügen, ihre Macht zu versuchen um so weniger räthlich finden mochten, da sie in des langen Raubes Genuß ihre angestammte wilde Tapferkeit verloren und sich mannigfach getrennet hatten. Der Fall Thassilo's, den man wohl mit Unrecht einer Verbindung mit ihnen beschuldiget hat, scheinet sie zu dem Glauben gebracht zu haben, die teutsche Kraft ihnen gegenüber sei gebrochen, und ein Versuch könne gelingen. Dieser Versuch aber, den sie (J. 788) wirklich wagten, gab wohl die nächste Veranlassung, daß Karl der Große beschloß, ihre Herrschaft zu vernichten, um das Reich auf ein Mal vor ihren Plünderungen sicher zu stellen. Bei der schwierigen Lage des Reiches jedoch, das an allen Gränzen Feinde hatte, und aus Völkern bestand, die Nichts mit einander vereinigte als der Geist des gefürchteten Königes, war dieses Unterneh-

men nicht leicht. Sieben Feldzüge waren nöthig, ehe es gelang, die großen Ringe zu zerbrechen und den Ertrag zweihundertjähriges Raubes zu gewinnen, den diese Ringe einschlossen. Aber freilich wurden die Schwierigkeiten auch hier durch das Streben vermehret, die christliche Religion mit Gewalt zu begründen und der Geistlichkeit den Zehnten zu verschaffen! — Im Uebrigen erstreckte sich nunmehr das Reich Karl's des Großen vom Ebro in Spanien bis zum Raab in Ungarn, und von der Eider (seit J. 811) im Norden bis zum Italischen Meer im Süden!

Achtes Capitel.

Karl der Große, Ordner, Gesetzgeber und Pfleger.

187. Wenn nun die Betrachtung aller dieser Kämpfe, Siege und Eroberungen die Seele mit Erstaunen über den Geist des Mannes erfüllet, der mit solchen Mitteln als ihm zu Gebote standen, so Großes gewagt und erreichet hat: so muß das Erstaunen in Bewunderung übergehen, wenn man auf Das siehet, was durch Karl den Großen im Inneren des Reiches für Ordnung, Gesetz und jede menschliche Bildung geschehen ist. Um aber diesen Theil der Wirksamkeit Karl's des Großen gehörig zu würdigen; um das Große, das aus ihm selbst hervorging, nicht gering zu achten und um das Zufällige oder Abgenöthigte nicht zu überschätzen, darf man zwei Dinge nicht ver-

len. Damals lebte Karl der Große noch im Streite mit seinem Bruder Karlmann (116). Eben deßwegen war an einen Kriegszug gegen die Longobarden nicht zu denken. Die Mutter beider Könige suchte daher, in gutmüthiger Thorheit, durch Heirathen zwischen ihren Kindern und den Kindern des Königes Desiderius zu helfen; und Karl der Große und Karlmann, sein Bruder, vermäleten sich mit Töchtern des lombardischen Königes. Aber das mütterliche Werk blieb unvollendet, und Karl konnte wirklich wohl glauben, in eine sehr unangenehme, ja, weil er sie nicht zu übersehen vermochte, in eine schwierige Lage gekommen zu sein. Der Beschwörungs-Brief des Papstes mochte als Abmahnung zu spät kommen: als Erklärung kam er immer zu rechter Zeit, und als Drohung schien er mit großen Folgen schwanger zu sein. Der Tod Karlmann's hob vielleicht einen Theil der Besorgnisse, die in Karl'n entstehen mußten; er hatte indeß für gut gehalten, durch Verstoßung der lombardischen Gemalin das Verhältniß mit dem heiligen Vater in alter Reinheit herzustellen. Aber er beleidigte dadurch geliebte Anverwandte, und die Feindschaft zwischen ihm und Desiderius würde durch die nunmehr bewährte Freundschaft mit dem Papst unversöhnlich gewesen sein, wenn auch nicht Karlmann's Wittwe mit ihren Kindern das Reich aufgegeben hätte und zu diesem Könige gleichsam geflüchtet wäre. Als nun hierauf Desiderius den Papst, welchem er längst den Boden unter seinem Herrscher-Stuhle hinweg zu ziehen gesuchet hatte, zwingen wollte, Karlmann's Kinder zu salben: so war Karl

allerdings an der empfindlichsten Seite angegriffen, und wohl mag er nun beschlossen haben, dem Könige Desiderius das Schicksal zu bereiten, welches dieser ihm (und seinem Freunde, dem Papste) zugedacht zu haben schien. Die Erinnerung an den leichten Sieg seines Vaters über Aistulph, der es klar gezeiget hatte, wie gering die Macht eines lombardischen Königes war, hat denn auch vielleicht mitgewirket. Also zog er schnell, als er kaum seinen ersten Versuch gegen die Sachsen gemacht hatte, (J. 773) nach Italien, nicht weniger in Verfolgung eigener Zwecke, als dem heiligen Vater in Rom, Hadrian I., zu Hülfe. Die Longobarden wurden allerdings überrascht; aber dieses unerwartet schnelle Aufgeben der Herrschaft ist ein trauriger Beweis für den trostlosen Zustand ihres Reiches. Die Zuversicht, mit welcher Karl sich den Namen des Königes der Lombarden gab, ehe Desiderius in seiner Gewalt war, scheinet sie um die Besinnung gebracht, und sie auch des Gebrauches der Kräfte beraubet zu haben, die ihnen noch geblieben waren. Uebrigens machte des Desiderius Sohn, Adalgis, welcher dem Verderben entflohen war, noch vergebliche Versuche, wieder zum Throne zu gelangen. Aber die Verbindung mit den Griechen half Nichts; und selbst die Herzoge von Spoleto und Benevento, die immer widerspänstig gewesen waren, sahen sich endlich (J. 787) genöthiget, ihre Entwürfe aufzugeben und die Hoheit Karl's des Großen anzuerkennen.

184. Von der Unterwerfung Italiens war Baierns

Unterwerfung eine nothwendige Folge, sowohl wegen der Lage des Landes, als wegen des Ganges der Geschichte. Nur aus den mannigfaltigen und verwickelten Verhältnissen, in welchen sich Karl befand, ist es zu erklären, daß die Entscheidung noch fünfzehn Jahre lang verzögert wurde. Die Stellung Baierns zum Reiche der Franken wird nirgends klar ausgesprochen. Wenn man aber die einzelnen Angaben von den Berührungen der Franken und Baiern, seit dem Auftritte dieses tapferen Volkes in der Geschichte (107), durch die Theilnahme des Königes Dagobert (136) an der schriftlichen Abfassung ihrer Gesetze hindurch, bis zu den Zeiten Karl's des Hammers und Pippin's, mit einander vergleichet: so ergiebt sich das wahre Verhältniß klar genug. Die Baiern waren, scheinet es, ursprünglich in eine allgemeine Bundes-Genossenschaft mit den Franken getreten, bei welcher sie an Schutz, die Franken aber an Abhängigkeit gedacht hatten. Dadurch wurde Alles ungewiß. Wenn das Reich Ruhe hatte: so machten die Franken ihre Uebermacht geltend; bei den Zerrüttungen des Reiches hingegen bekümmerten sich die Baiern nicht um die Franken und lebten wie ein freies Volk. Ihre Fürsten, aus dem Geschlechte der Agilolfingen, nannten sich Könige, in solcher Freiheit; sie wurden von den Franken Herzoge genannt und mußten sich bestätigen lassen, wenn die Franken ihnen ihre Macht fühlbar zu machen im Stande waren. Nachdem aber durch die Karolinger mehr Einheit in das Reich gekommen war, mögen die Herzoge von Baiern die Gefahr ihrer Lage mehr erkannt haben.

Am Meisten war ihnen die Heerfolge zur Last, welche die Franken von ihnen, vielleicht ohne eigentliche Berechtigung, forderten, und zu welchen die Baiern als freie Bundes-Genossen nicht pflichtig zu sein glaubten. Ueberhaupt sahen die Könige der Franken eben so ungern einen großen erblichen Herzog in Baiern, als sie ihn in Aquitanien gesehen hatten. Die Verbindung der Baiern mit den Longobarden, die zunächst aus ihrem Verhältnisse zu den Franken hervor ging, machte die Lage immer bedenklicher, und wirkliche Feindseligkeiten nährten die Erbitterung. Bei dem jetzigen Herzoge Thassilo, der übrigens schon mit Pippin in böse Zwiste verwickelt gewesen war, kam noch hinzu, daß er, ein Verwandter Karl's des Großen, auch mit einer Tochter des lombardischen Königes Desiderius vermälet war, und deßwegen den Untergang des lombardischen Reiches und das Schicksal seines Schwiegervaters mit doppeltem Schmerze gesehen haben mag; der Stolz aber, der in seiner Seele war, scheinet, bei dem Gefühle seiner Schwäche gegen den furchtbaren König, manchen trotzigen Ausbruch des verhaltenen Ingrimmes veranlasset zu haben, durch welchen Karl um so mehr gereizet ward, je weniger seine Sache in sittlicher Rücksicht rein war. Aus diesem Allen erkläret sich das Verfahren Karl's gegen Thassilo, von der ersten päpstlichen Vermittelung (J. 781) an, die Karl'n sehr zu Statten kam, bis zur wirklichen Vernichtung des verhaßten Gegners. Die Erscheinung des alten stolzen Herzoges vor dem übermächtigen und übermüthigen Könige zu Ingelheim (J. 788); seine Verurthei-

lung ohne Verbrechen, seine Begnadigung, sein Uebertritt in ein Kloster und endlich das abgepreßte Bekenntniß von Sünden (J. 794), die vielleicht nicht begangen waren: dieses Schicksal eines einigen Mannes und seines Hauses ergreifet die menschliche Seele dergestalt, daß man die Wichtigkeit der Veränderung in Baiern selten gehörig gewürdiget hat.

185. Die übrigen Kriege und Heerfahrten Karl's des Großen, obwohl an sich und in Beziehung auf Thaten und Ereignisse nicht weniger ruhmvoll, und obwohl nicht unbedeutend für die Entwickelung des Lebens und im Zusammenhange der Geschichte, haben die Wichtigkeit nicht, welche die bisher berührten und beurtheilten auszeichnet. Es genüget daher eine kurze Anführung. Zuerst aber gedenken wir des Zuges über die Pyrenäen nach Spanien, an welchen sich so viele Erinnerungen geknüpfet haben. Seit zwanzig Jahren nämlich (J. 756) war Abd-er-Rhaman, welcher allein dem Verderben des Hauses Ommajah entgangen war (176), nach Spanien gekommen, und hatte den Thron eines eigenen Chalifats in Cordova aufgeschlagen. Aber auch in Spanien suchten Manche in dem Unglücke seines Hauses einen Gewinn für sich selbst; die Abbasiden, die sogar mit den Franken als natürlichen Feinden der Saracenen in Spanien freundschaftlichen Verkehr anknüpfeten, fanden Anhang, und selbst für die Fatimiden entstanden, angeblich wenigstens, Bewegungen. Diese Verhältnisse, die schon früher Pippin nach Spanien geführet hatten, bestimm-

ten auch Karl'n zu seinem Zuge, zu welchem er freilich noch eine besondere Veranlassung erhielt. Auf zwei Wegen drang Karl (J. 778) über die Pyrenäen vor und bemächtigte sich, mit gewöhnlichem Glücke, des Landes jenseits derselben bis zum Ebro. Auf dem Rückzuge, zu welchem die Sachsen zwangen, ging zwar die Beute verloren und mancher tapfere Mann, wie Roland, die Säule vieler Mährchen, fand seinen Tod, weil die armen und gequälten Bewohner des Gebirges in Verzweiflung und um Rache sich erhoben; aber die Gründung Karl's jenseits der Pyrenäen blieb; den Christen in Spanien und besonders den Christen in den nördlichen Gebirgen (158) war ein Halt und ihrem Kampfe gegen den Islam eine Grundlage gegeben; auch erhielt Karl einen Vorwand, den letzten Rest des Herzogthumes Aquitanien, auf eine freilich nicht edele Art, zu vernichten. Und wenn auch späterhin (J. 793) Abd-er-Rhaman's Nachfolger, Haschem I., noch einen Einfall in Gallien wagen durfte: so konnte er dadurch wohl großes Unglück über Einzelne bringen, aber das Verlorene vermochte er nicht wieder zu gewinnen.

186. Die Kriegs-Züge gegen die slavischen Völker, im östlichen Teutschland, die zu verschiedenen Zeiten unternommen wurden, waren eine Folge des Kampfes gegen die Sachsen. Die Sicherung einer Erwerbung machte neue Erwerbungen nothwendig. Die slavischen Völker wurden zur Ruhe, auch wohl mehr oder minder in Abhängigkeit gebracht. Es wurde der

Grund zu Teutschlands Sicherheit von dieser Seite geleget. Die Aussicht auf die Wiedergewinnung des alten Besitzes der Teutschen und eines grösseren Raumes für die Entwickelung des teutschen Geistes wurde eröffnet. — Endlich verdienet die große Unternehmung gegen die Avaren das größte Lob. Dieses furchtbare Volk saß nun seit zwei hundert Jahren an den Gränzen Teutschlands, und die Cacane desselben, der Schrecken Constantinopels und die Geißel der Völker, hatten, zwischen dem Inn, dem schwarzen und dem baltischen Meer, ein weites Reich beherrschet, dessen Gränzen keiner kennet. Von Teutschland scheinen die Avaren nur durch die Kraft der Baiern zurückgehalten zu sein, gegen welche sie, bei anderen und leichteren Raubzügen, ihre Macht zu versuchen um so weniger räthlich finden mochten, da sie in des langen Raubes Genuß ihre angestammte wilde Tapferkeit verloren und sich mannigfach getrennet hatten. Der Fall Thassilo's, den man wohl mit Unrecht einer Verbindung mit ihnen beschuldiget hat, scheinet sie zu dem Glauben gebracht zu haben, die teutsche Kraft ihnen gegenüber sei gebrochen, und ein Versuch könne gelingen. Dieser Versuch aber, den sie (J. 788) wirklich wagten, gab wohl die nächste Veranlassung, daß Karl der Große beschloß, ihre Herrschaft zu vernichten, um das Reich auf ein Mal vor ihren Plünderungen sicher zu stellen. Bei der schwierigen Lage des Reiches jedoch, das an allen Gränzen Feinde hatte, und aus Völkern bestand, die Nichts mit einander vereinigte als der Geist des gefürchteten Königes, war dieses Unterneh-

men nicht leicht. Sieben Feldzüge waren nöthig, ehe es gelang, die großen Ringe zu zerbrechen und den Ertrag zweihundertjähriges Raubes zu gewinnen, den diese Ringe einschlossen. Aber freilich wurden die Schwierigkeiten auch hier durch das Streben vermehret, die christliche Religion mit Gewalt zu begründen und der Geistlichkeit den Zehnten zu verschaffen! — Im Uebrigen erstreckte sich nunmehr das Reich Karl's des Großen vom Ebro in Spanien bis zum Raab in Ungarn, und von der Eider (seit J. 811) im Norden bis zum Italischen Meer im Süden!

Achtes Capitel.

Karl der Große, Ordner, Gesetzgeber und Pfleger.

187. Wenn nun die Betrachtung aller dieser Kämpfe, Siege und Eroberungen die Seele mit Erstaunen über den Geist des Mannes erfüllet, der mit solchen Mitteln als ihm zu Gebote standen, so Großes gewagt und erreichet hat: so muß das Erstaunen in Bewunderung übergehen, wenn man auf Das siehet, was durch Karl den Großen im Inneren des Reiches für Ordnung, Gesetz und jede menschliche Bildung geschehen ist. Um aber diesen Theil der Wirksamkeit Karl's des Großen gehörig zu würdigen; um das Große, das aus ihm selbst hervorging, nicht gering zu achten und um das Zufällige oder Abgenöthigte nicht zu überschätzen, darf man zwei Dinge nicht ver-

gessen und ein Drittes muß man verzeihen. Vergessen darf man zuvörderst nicht, wie das Reich der Franken entstanden und auf welche Grundlage es gebauet war. Es war kein Erzeugniß eines Lebens, das sich eigenthümlich und selbständig entwickelte, sondern es war das Werk der Eroberung und Unterjochung; es war kein gemeines Wesen der Freiheit, sondern ein gemeines Wesen des Dienstes und der Herrschaft. Aus dem Kreise des Vasallenthumes konnte Niemand hinaus; die edelste Wirksamkeit konnte nur darauf gerichtet sein, mit diesem gewaltsamen Verhältnisse die ewigen Ansprüche des menschlichen Geistes, nach Möglichkeit, in Einklang zu bringen. Nur eine Revolution, die Niemand und am Wenigsten der König wünschen konnte, vermochte hier zu ändern, oder ein allmäliges Ausleben, welches allein durch die Zeit möglich ward. Eben so wenig darf man zweitens vergessen, daß durch den Sturz des Merovingischen Hauses ein ganz neues Verhältniß zwischen dem König und seinen Vasallen eingetreten, und daß jener viel mächtiger geworden war; aber nur in sofern, als er durch Ueberlegenheit des Geistes und der That dieses neue Verhältniß geltend zu machen verstand. Endlich scheinet es in der Natur der Dinge zu liegen, daß ein Fürst, der als Feldherr groß ist und sein ganzes Leben hindurch Kriege führet oder führen muß, und in diesen Kriegen fast immer seinen Zweck erreichet, Alles, was er schaffet und ordnet, mit dem Geist und Blicke des Feldherrn schaffet und ordnet, daß er es beziehet auf Abwehr und Angriff, und überhaupt auf eine kriege-

rische Stellung. Dieses muß man um so mehr verzeihen, je größer das Reich ist, das durch Eroberung zusammen gebracht und mit dem Schwerte zusammen gehalten wird. Hat man diese Verhältnisse lebendig vor Augen, so wird man gewiß Bedenken tragen, irgend einen Tadel gegen Karl's des Großen Waltung im Inneren seines Reiches auszusprechen.

188. Es ist allerdings wahr: Karl der Große zerstörete die alte teutsche Freiheit gänzlich; aber das, was sich noch von dieser Freiheit vorfand, war des Erhaltens nicht werth, und konnte am Wenigsten seine Erhaltung von Karl'n, einem Sohne des Lehen-Wesens, fordern; auch konnte eine neue Freiheit nur im Drucke des Lehen-Wesens, durch die Erhebung des Geistes gegen die Gewalt der Umstände, entstehen und gedeihen. Es ist ferner wahr: Karl der Große hat nicht selten gebauet, ohne den Boden zu untersuchen, auf welchem er sein Werk errichtete; er hat das Gebäude nicht selten über die Grundlage hinaus erweitert; er hat der Zeit vorgegriffen, und durch künstliche Treibung zur Reife bringen wollen, was nur im Ablaufe der Jahre, in Reibungen, Stürmen und Ruhe seine Kraft erhält und seine Fülle. Wenn sich aber ein Volk allmälig bildet, so ist einem Kriegs-Fürsten nicht zu verargen, daß er die Vollendung selbst zu sehen wünschet, und wenn die Weisheit am Meisten gepriesen zu werden verdienet, die sich den Umständen am Vorsichtigsten anschließet, so soll doch das Verfahren eines Königes nicht verworfen werden, das sich auf den schönen

Glauben füget, einst werde der Helm dem Knaben nicht zu schwer sein; auch ist wahrhaftig einem Könige der Franken wohl zu verzeihen, daß er die Herrlichkeit im Süden seines Reiches dem Norden aufzupfropfen versuchet hat. Es ist eben so wahr: Karl der Große hat durch seine Unternehmungen seine eigenen Anordnungen selbst zerstöret oder doch durch sie den Samen der Zerstörung gelegt. Aber nur die Anordnung eines Königes mag für seinen Willen zeugen; die That gehet nicht selten aus dem Zwange der Verhältnisse hervor. Es ist auch wahr: Karl der Große ist oft wenig schonend zu Werke gegangen; er hat gebieterisch, strenge und hart erzwungen, was nur aus freier Uebereinstimmung der Menschen hervorgehen kann, wenn es gedeihen soll. Aber ein gewaltiger Geist wird durch das stete Knie-Beugen der Schwachen leicht verwöhnt; ein Feldher kennet nur Befehlen und Gehorchen; in einem Reiche, das so ganz verschiedene Stoffe vereinigte, und in einer Zeit arger Barbarei möchte Härte auch vielleicht eher zu entschuldigen sein. Eben dadurch, daß Karl Alles an seine That und Tugend knüpfte, wurde die Veränderung, die durch den Sturz der Merovinger erfolget war, vollendet, und je weiter er Dieses trieb, desto leichter wurde die volksthümliche Entwickelung in späterer Zeit. Dabei kann man übrigens nicht leugnen; den Schein des Rechtes hat Karl meistens zu erhalten gesucht und zu erhalten gewußt. Endlich ist wahr: von den Einrichtungen und Gründungen Karl's des Großen haben ihn nur wenige überlebt; die meisten sind nach seinem Tode zu Grunde

gegangen. Wenn aber Das, was er pflanzte, des Unterganges werth war: wie kann man es beklagen? und war es der Erhaltung werth: so fällt die Schuld nicht auf ihn, sondern auf Diejenigen, die nach ihm für die Erhaltung hätten sorgen sollen!

189. Zur Bestätigung dieser allgemeinen Ansichten weisen wir nur auf Einzelnes hin, das einer Vergleichung mit dem früheren Zustande, zur Erkennung der Entwickelung des Lebens, am Meisten werth sein möchte. — Die Verfassung des Reiches blieb, dem Anscheine nach, wie sie unter den Merovingern gewesen war; aber der Geist war wesentlich verändert, oder vielmehr das Wesen dieser Verfassung, weiter ausgebildet, zeigte das Verderben, das in ihr lag. Die große Ausdehnung des Reiches über so viele Länder und Völker förderte diese Ausbildung. Die entschiedene Erblichkeit der königlichen Würde hatte keinen großen Einfluß auf die Verhältnisse der Menschen im Reiche; aber von großer Bedeutung war die Stellung des Königes zu dem Reiche. Karl der Große versäumete nicht die öffentlichen Tage zu halten: theils vielleicht um den Schein zu beobachten, als handele er nur mit Beirath und Zustimmung seiner Völker, theils, und gewiß, weil er in diesen Tagen das beste Mittel hatte, sich von dem Zustande seines Reiches zu unterrichten und seine Anordnungen und Befehle in den einzelnen Theilen desselben zur Ausführung zu bringen. Wenn aber auch zu den Maifeldern vielleicht alle Vasallen kommen durften, oder selbst

kommen mußten, und wenn auch die freien teut-schen Männer, die noch in seinem Reichs-Verbande standen, nicht ausgeschlossen waren: so waren sie doch nur dann willkommen, wenn sie ins Feld rücken soll-ten; so hatten sie doch nur die Beschlüsse (Capitularien) zu vernehmen, welche Karl in abgesonderter, von ihm beliebter Sitzung (placito) mit den Reichs-Beamte-ten und den hohen Geistlichen berathen hatte. Mit die-sen pflegte er auch im Herbste nach willkührlicher Aus-wahl, die Lage und Verhältnisse des Reiches in Bera-thung zu nehmen. Sie aber, diese Männer Alle, wa-ren von ihm abhängig. Die Reichs-Beamteten, oh-nehin als Vasallen von einem solchen Könige für ihre Lehen besorget, wurden willkührlich von ihm angestellt; und seit ihm gelungen, die erblichen Herzoge zu ver-nichten, ließ er das Reich durch Grafen verwalten, die nur zum Behufe des Krieges unter einen Herzog ge-stellt wurden. Und wenn auch die Geistlichen in Kir-chen- und Glaubens-Sachen die Entscheidung anspra-chen; und wenn auch die Wahlen derselben von den Gemeinen und Sprengeln ungehindert unternommen werden sollten: so waren doch auch sie in vielfacher Rücksicht in der Hand des Königes. Ihr Anspruch war noch nicht anerkannt; die Wahlen der Gemeinen unter-lagen der Bestätigung des Königes; durch ihre Güter standen sie im Lehens-Verbande mit dem Thron; auch mußten sie noch immer am Meisten durch Nachgiebig-keit zu gewinnen hoffen. Auf den Reichstagen ent-schied daher des Königes Wille, und zugleich wurde durch sie eine Absonderung Derer, die auf ihnen stimm-

ten, und Derer, die nicht gefragt wurden, erwirkt, so wie, theils wegen der Bequemlichkeit der Berathung, theils wegen der kirchlichen Sachen, die Geistlichen wohl getrennt von den Weltlichen zu berathschlagen pflegten. Durch Beides wurde der Grund zum ständischen Wesen gelegt, das sich in der Folge so merkwürdig, so heilsam und so verderblich ausgebildet hat. Von einem eigentlichen Adel jedoch kann in dieser Zeit noch eben so wenig die Rede sein als in der früheren. —

190. Das Gerichts-Wesen ward in eine gegliederte Ordnung gebracht, deren letzter Ring der König war. Die alten Rechte der Völker blieben noch in Kraft, und wurden nur durch Zusätze aus den Capitularien vermehrt oder nach besonderen Bedürfnissen abgeändert. Die Rechtspflege fand mit alter Oeffentlichkeit Statt, jedoch unter des Königes Bann. Auch hat der König, in Leidenschaft, sich wohl Eingriffe in das Recht erlaubt und selbst gefährliche Strafen verhängt. In Rücksicht der Einkünfte des Königes wurden Einrichtungen getroffen, welche die Keime großer Folgen zu enthalten schienen. Die Hauptquelle waren allerdings die Domainen; aber früher freiwillig dargebrachte Geschenke wurden als eine pflichtmäßige Abgabe von den Vasallen gefordert. Sogar diejenigen Franken, welche keine fiscalischen Güter hatten, scheinen ein Kopfgeld entrichtet zu haben; und für den Krieg und im Kriege wurden Leistungen angesonnen und Lieferungen gefordert, die besonders in unterwor-

[illegible] oder äußerst willkührlich gewesen sein mö-
[illegible] Das Kriegswesen endlich ward auf eine Weise
[illegible] die man, den Ursprung und die Natur des
[illegible] Staaten, nicht anders als furchtbar nennen
[illegible] nicht bloß Vasallen und After-Vasallen waren
[illegible]: sondern Alle, die Etwas besaßen, gleich-
[illegible] Lehen und After-Lehen oder als Eigen-
[illegible] wurden ohne Unterschied dem Heerbann unter-
[illegible] zur Landwehr mußte auch der Aermste sei-
[illegible] Heerfahrten und Angriffskriegen mußte
[illegible] so viele Unvermögende vereinigen, bis Ei-
[illegible] ausgerüstet werden konnte. Nur die
[illegible] waren persönlich von der Heerfolge frei.
[illegible] stellte sich zum Grafen; der After-Vasall
[illegible] der freie Eigenthümer folgte
[illegible] die After-Vasallen der Kirche
[illegible] hatte es jenes stehende Ge-
[illegible] durch die fiscalischen Gü-
[illegible] Von der Zeit an verschwindet
[illegible] ist in Ehren und die
[illegible] Das Lehn-Wesen hat ob-
[illegible] Verfassungen, was irgend von
[illegible] Herrschaft erreicht werden konnte.

91. Durch alle diese Einrichtungen schien al-
[illegible] der Grund zu einer despotischen Gewalt im
[illegible] der Franken gelegt; und doch hatte Karl der
[illegible] noch eine Anordnung getroffen, durch welche
[illegible]ungen erst recht wirksam zu werden schie-
[illegible]genug, daß die Bischöfe und Grafen in

eine solche Stellung zu einander gebracht waren, in welcher sie über einander die Aufsicht führen mußten, ließ Karl besondere Gesandte (Missi), einen Geistlichen und einen Weltlichen, in bestimmten Kreisen Alles untersuchen, um sicher zu sein, daß die Gesetze gehandhabt würden, und um aus ihren Berichten immer mit dem Zustande des Reiches bekannt zu bleiben. Diese Gesandte, die öffentliche Tage hielten, hatten eine große Gewalt sowohl in Angelegenheiten des Heerbannes als der Rechtspflege. Sie waren wechselsweise die Furcht und die Zuflucht des Armen und Bedrängten, und schwerlich waren sie den Großen jemals willkommen. Aber so streng geordnet auch Alles sein mochte: das ganze stolze Gebäude ruhete doch zuletzt nur auf der Persönlichkeit des Königes (167), und konnte sich unmöglich halten, sobald ihm diese Grundlage entzogen wurde. Diejenigen, die auf den Reichs-Tagen vor Karl's überlegenem Geiste verstummten, mußten die Sprache wieder erhalten, sobald sie sich der Schwäche gegenüber sahen. Durch eine Menge Befreiungen, Bewilligungen und Ausnahmen, theils aus der Achtung für die Kirche hervor gegangen, theils sogar durch die strenge Allgemeinheit nothwendig geworden, welche in den Einrichtungen erstrebet ward, hatte Karl selbst gefährliche Risse in sein System gemacht, sowohl in Rücksicht der königlichen Einkünfte, als in Rücksicht der Dienstpflicht, die er nur mit Mühe auszufüllen vermochte. Und alle Untersuchungen und alle Aufsicht: konnten sie Etwas helfen, sobald Derjenige fehlete, welcher das Ergebniß zu benutzen verstand? Selbst die

[illegible] Gesandten (Missi) konnten leicht ihre Gewalt mißbrauchen, wenn die Furcht vor einem strengen [illegible] verschwunden war; und sie mochten sich um so [illegible] mit Denen verständigen, über welche sie wachen [illegible], da man ihnen die Gemeinschaft mit gemeinem Volke verboten hatte. Daher kann man wohl behaupten, daß in Karl's des Großen Einrichtungen das Lehens-Wesen, mit allen seinen unglückseligen Folgen, einen äußerst fruchtbaren Boden gewonnen habe; daß aber aus demselben eine despotische Herrschaft so wenig habe hervorgehen können, als die Vernichtung des volksthümlichen Strebens und die Erhaltung des unnatürlichen Reiches möglich gewesen sei. Je gewaltsamer die Vereinigung, desto schneller mußte die Auflösung erfolgen.

192. Was endlich Karl's des Großen Bestrebungen für Ackerbau, Gewerbe, Verkehr, Kunst, Wissenschaft, Religion und jegliche menschliche Bildung betrifft: so kann man dieselben unmöglich betrachten, ohne eine reine und fromme Empfindung und ohne eine große Verehrung für den gewaltigen König. Alles zeuget für Karl's Sinn und Empfänglichkeit. Ueber der Freude am Glänzenden ist das Nützliche nicht vergessen; über dem Erhabenen nicht das Gemeine. Einiges scheinet einer hochgebildeten Zeit anzugehören. Wären seine Zwecke erreicht, wäre der Same aufgegangen und gepflegt, den er ausstreuete: die Sitten der Menschen hätten gemildert werden und die Rohheit aus dem Leben verschwinden müssen. Aber der Verderber ging

einher neben dem Gründer. Das Lehen-Wesen war vermälet mit der Sclaverei und schwanger mit dem Faustrechte; und die gewaltsame Vereinigung verschiedenartiger Länder und Völker machte Erschütterungen nothwendig. Durch dieses Alles konnte wohl der Geist gereizt und gestärket werden; Das jedoch konnte nicht gedeihen, was Karl der Große gegründet hatte. Unter Allem aber, was Karl in dieser Hinsicht gewollt und unternommen hat, spricht Nichts die menschliche Seele so an, als sein Verhältniß zu Alcuin; als die Art, wie er diesen ausgezeichneten Mann gewann, achtete, ehrte und von ihm gerade Wahrheit vernahm!

Neuntes Capitel.

Das Papstthum und das Kaiserthum.

193. Die Freundschaft, die Karl mit dem heiligen Stuhl in Rom unterhielt und pflegte, die Dienste, die er, in dieser Freundschaft, dem heiligen Stuhle geleistet, die großen Thaten, die er zur Vertheidigung und Erweiterung der christlichen Welt gegen Moslemen und Heiden vollbracht, und die Anstalten, die er zur Gründung oder Befestigung des christlichen Glaubens getroffen hatte, mußten die Päpste um so mehr mit unermeßlicher Dankbarkeit gegen den großen König erfüllen, je mehr sie mit allen kirchlichen Verhältnissen im Reiche der Franken in Verbindung gebracht wurden und je mehr sie aus allen Anstalten Karl's für

[illegible] in ihre Stel-
[illegible] sie ihre
[illegible] sie zu
[illegible] angewollt war.
[illegible] Aber es
[illegible] III., den
[illegible] Gewalt ein
[illegible] Anwendung.
[illegible] nur bein-
[illegible] durch
[illegible] und wei
[illegible] daß er wegen
[illegible] ihn müß-
[illegible] Er nahm
[illegible] Mal, be-
[illegible] er,
[illegible] über dem
[illegible] war.
[illegible] Keins
[illegible] verfü-
[illegible] alten Ver-
[illegible] und
[illegible] Darauf
[illegible] vor dem
[illegible] Volk,
[illegible] Hals
[illegible] Darauf
[illegible] — Diese
[illegible] war, und
man unter den [illegible] Umständen, auch über

sie urtheilen mag, ist der Anfang großer Verhältnisse gewesen. Sie hat neue Begriffe in die Welt eingeführet, durch welche im Fortgange der Zeit das Leben der Menschen gutes Theiles bestimmt worden ist; und indem sie eine neue Würde, das Kaiserthum, schuf oder, wie behauptet wurde, wieder erweckte, hat sie eine andere, das Papstthum, erst in die Stellung gebracht, zu welcher es bisher unbewußt hingestrebt hatte, und aus welcher er nachmals die Welt zu beherrschen suchte und zum Theile beherrschet hat. Es ist also wohl nothwendig, und hier am rechten Orte, diese beiden Erscheinungen, nach ihrer Entstehung und nach ihrer geschichtlichen Bedeutung, etwas näher zu betrachten.

194. Das Papstthum ist als Erscheinung leicht zu begreifen. Es war ein Werk der Umstände und der Verhältnisse und ging mit Nothwendigkeit aus dem Zusammenhange der Begebenheiten hervor. Kein Mensch hat den Plan entworfen, keiner ihn entwerfen können. Der Gedanke ist der That meistens gefolgt, und selten voraus gegangen. Der heilige Stuhl bestand aus keinem gemeinen Holze; er war zusammen gesetzt aus Glauben, Sehnsucht und Bedürfniß. Selten haben Die, welche auf ihm gesessen, an ihm gebauet; Mehrere haben ihn befleckt und geschändet; Wenige haben die Faden, die ihnen dargeboten wurden, in einander zu flechten verstanden; Alle haben sich empor getragen gesehen von einer, durch Frömmigkeit, Verirrung und mannigfaltiges Bedrängniß schwerbewegten Zeit. Am

...n aber möchten drei Ursachen zur Begründung ...lichen Herrschaft und zur Erhebung des Einen ... über Alle beigetragen haben: die göttliche ... Jesu selbst in ihrem Verhältnisse zur Weisheit ... Welt; die verfolgte Gesellschaft der Anhänger ... Lehre, gegenüber den Großen und Gewaltigen ... Erde; endlich die Veränderungen in der Lage der Völker und Staaten mit ihrem Einfluß auf das Christenthum und seine Bekenner.

105. Dem denkenden Menschen — und das wäre das Erste! — der die heiligen Wahrheiten des Evangeliums in der Einfachheit, in welcher der Heiland sie verkündigte, vor Augen und im Herzen hat, und der zugleich diese Berge von Büchern gewahret, welche über jene einfachen Wahrheiten geschrieben sind, und dieses stete Geschrei und Gezänk bemerket, das unter Frömmelei, Verketzerung und Heuchelei fortwähret bis diesen Tag, dem wird dieses Alles auf den ersten Blick so unbegreiflich als schmerzlich sein. Aber die Eitelkeit menschlicher Schwäche ist groß und ihre Selbstsucht hat kein Ende. Daraus erkläret sich die seltsame Erscheinung. Den Vornehmen und Weisen dieser Welt mußte die Lehre Christi eine Thorheit sein, des Aufmerkens nicht werth. Aber die Völker, ermüdet und gebrochen durch große Leiden von Jahrhunderten, schmachteten nach einer Labung, die sie in den eitelen Lehren des Heidenthumes vergeblich gesucht hatten, fielen begierig der christlichen Religion zu, weil ihnen in der Wahrheit derselben die ersehnte Labung dargereicht

wurde (I, 407). Da sahen sich Jene genöthiget zu folgen, um nicht Alles zu verlieren. Indem sie aber dem Volke nachgingen, blieben sie die Alten, und gaben weder ihre Weisheit auf, noch ihr irdisches Interesse. Deßwegen klügelten sie in die einfache Lehre Christi einen verwickelten Sinn hinein; den Sinn, der in ihnen war, die Ansicht, die sie gewonnen hatten. Damit entwanden sie dem Volke das heilige Vermächtniß, erstickten die lebendige Religion mit der Last einer gelehrten Theologie, verwirrten Alles durch Streit und Verfolgung, schufen Irrgänge, rissen sich als Klerus vom Volke als Laien los und drängten sich ihm dann wieder zu Leitern, Führern und Herrschern auf. Ein verwickelter, prachtvoller Gottesdienst war, sobald er gewagt werden konnte, eine nothwendige Folge von diesem Allen, und vom Juden- und Heidenthume konnte gerettet werden, was man zu retten der Mühe werth hielt.

196. Die Christen — und dieses wäre das Zweite! — waren Anfangs eine Zeit lang unbemerkt geblieben, und darum ungestöret. Sobald sich aber ihre Zahl vermehrte und sie zu Gemeinden zusammen traten, wurden gesellschaftliche Einrichtungen Bedürfniß, deren Aufrechthaltung den Händen Einzelner anvertrauet werden mußte. Sie hatten Ordner nöthig und Sprecher, Pfleger und Aufseher. Sie waren um so mehr gezwungen, solche Männer zu wählen, da sie den Ansprüchen der Welt Nichts anzubieten hatten als reine Sitten und ein frommes Leben. Später, als die

kommen mußten, und wenn auch die freien teut- schen Männer, die noch in keinem Lehens-Verbande standen, nicht ausgeschlossen waren: so waren sie doch nur dann willkommen, wenn sie ins Feld rücken soll- ten; so hatten sie doch nur die Beschlüsse (Capitularien) zu vernehmen, welche Karl in abgesonderter, von ihm beliebter Sitzung (placito) mit den Reichs-Beamte- ten und den hohen Geistlichen berathen hatte. Mit die- sen pflegte er auch im Herbste, nach willkührlicher Aus- wahl, die Lage und Verhältnisse des Reiches in Bera- thung zu nehmen. Sie aber, diese Männer Alle, wa- ren von ihm abhängig. Die Reichs-Beamteten, oh- nehin als Vasallen von einem solchen Könige für ihre Lehen besorget, wurden willkührlich von ihm angestellt; und seit ihm gelungen, die erblichen Herzoge zu ver- nichten, ließ er das Reich durch Grafen verwalten, die nur zum Behufe des Krieges unter einen Herzog ge- stellt wurden. Und wenn auch die Geistlichen in Kir- chen- und Glaubens-Sachen die Entscheidung anspra- chen; und wenn auch die Wahlen derselben von den Gemeinen und Sprengeln ungehindert unternommen werden sollten: so waren doch auch sie in vielfacher Rücksicht in der Hand des Königes. Ihr Anspruch war noch nicht anerkannt; die Wahlen der Gemeinen unter- lagen der Bestätigung des Königes; durch ihre Güter standen sie im Lehens-Verbande mit dem Thron; auch mußten sie noch immer am Meisten durch Nachgiebig- keit zu gewinnen hoffen. Auf den Reichstagen ent- schied daher des Königes Wille, und zugleich wurde durch sie eine Absonderung Derer, die auf ihnen stimm-

ten, und Derer, die nicht gefragt wurden, erwirkt, so wie, theils wegen der Bequemlichkeit der Berathung, theils wegen der kirchlichen Sachen, die Geistlichen wohl getrennt von den Weltlichen zu berathschlagen pflegten. Durch Beides wurde der Grund zum ständischen Wesen gelegt, das sich in der Folge so merkwürdig, so heilsam und so verderblich ausgebildet hat. Von einem eigentlichen Adel jedoch kann in dieser Zeit noch eben so wenig die Rede sein als in der früheren. —

190. Das Gerichts-Wesen ward in eine gegliederte Ordnung gebracht, deren letzter Ring der König war. Die alten Rechte der Völker blieben noch in Kraft, und wurden nur durch Zusätze aus den Capitularien vermehrt oder nach besonderen Bedürfnissen abgeändert. Die Rechtspflege fand mit alter Oeffentlichkeit Statt, jedoch unter des Königes Bann. Auch hat der König, in Leidenschaft, sich wohl Eingriffe in das Recht erlaubt und selbst gefährliche Strafen verhängt. In Rücksicht der Einkünfte des Königes wurden Einrichtungen getroffen, welche die Keime großer Folgen zu enthalten schienen. Die Hauptquelle waren allerdings die Domainen; aber früher freiwillig dargebrachte Geschenke wurden als eine pflichtmäßige Abgabe von den Vasallen gefordert. Sogar diejenigen Franken, welche keine fiscalischen Güter hatten, scheinen ein Kopfgeld entrichtet zu haben; und für den Krieg und im Kriege wurden Leistungen angesonnen und Lieferungen gefordert, die besonders in unterwor-

fenen Ländern äußerst willkührlich gewesen sein mögen. — Das Kriegswesen endlich ward auf eine Weise geordnet, die man, den Ursprung und die Natur des Reiches vor Augen, nicht anders als furchtbar nennen kann. Nicht bloß Vasallen und After-Vasallen waren dienstpflichtig; sondern Alle, die Etwas besaßen, gleichviel ob als Lehen und After-Lehen oder als Eigenthum, wurden ohne Unterschied dem Heerbann unterworfen. Zur Landwehr mußte auch der Aermste stehen; zu fernen Heerfahrten und Angriffskriegen mußte man freilich so viele Unvermögende vereinigen, bis Einer von ihnen ausgerüstet werden konnte. Nur die Geistlichen waren persönlich von der Heerfolge frei. Der Vasall stellte sich zum Grafen; der After-Vasall kam mit seinem Herrn; der freie Eigenthümer folgte der Fahne des Grafen, die After-Vasallen der Kirche führte der Vogt. So weit hatte es jenes stehende Geleit (111) gebracht, das sich durch die fiscalischen Güter zusammen hielt! Von der Zeit an verschwindet der Name Leute; der Dienst ist in Ehren und die Freiheit hat keinen Werth. Das Lehen-Wesen hat obgesiegt und mußte Alles verschlingen, was irgend von der fränkischen Herrschaft erreicht werden konnte.

191. Durch alle diese Einrichtungen schien allerdings der Grund zu einer despotischen Gewalt im Reiche der Franken gelegt; und doch hatte Karl der Große noch eine Anordnung getroffen, durch welche diese Einrichtungen erst recht wirksam zu werden schienen. Nicht genug, daß die Bischöfe und Grafen in

eine solche Stellung zu einander gebracht waren, in welcher sie über einander die Aufsicht führen mußten, ließ Karl besondere Gesandte (Missi), einen Geistlichen und einen Weltlichen, in bestimmten Kreisen Alles untersuchen, um sicher zu sein, daß die Gesetze gehandhabt würden, und um aus ihren Berichten immer mit dem Zustande des Reiches bekannt zu bleiben. Diese Gesandte, die öffentliche Tage hielten, hatten eine große Gewalt sowohl in Angelegenheiten des Heerbannes als der Rechtspflege. Sie waren wechselsweise die Furcht und die Zuflucht des Armen und Bedrängten, und schwerlich waren sie den Großen jemals willkommen. Aber so streng geordnet auch Alles sein mochte: das ganze stolze Gebäude ruhete doch zuletzt nur auf der Persönlichkeit des Königes (167), und konnte sich unmöglich halten, sobald ihm diese Grundlage entzogen wurde. Diejenigen, die auf den Reichs-Tagen vor Karl's überlegenem Geiste verstummten, mußten die Sprache wieder erhalten, sobald sie sich der Schwäche gegenüber sahen. Durch eine Menge Befreiungen, Bewilligungen und Ausnahmen, theils aus der Achtung für die Kirche hervor gegangen, theils sogar durch die strenge Allgemeinheit nothwendig geworden, welche in den Einrichtungen erstrebet ward, hatte Karl selbst gefährliche Risse in sein System gemacht, sowohl in Rücksicht der königlichen Einkünfte, als in Rücksicht der Dienstpflicht, die er nur mit Mühe auszufüllen vermochte. Und alle Untersuchungen und alle Aufsicht: konnten sie Etwas helfen, sobald Derjenige fehlete, welcher das Ergebniß zu benutzen verstand? Selbst die

königlichen Gesandten (Missi) konnten leicht ihre Gewalt mißbrauchen, wenn die Furcht vor einem strengen Herrn verschwunden war; und sie mochten sich um so eher mit Denen verständigen, über welche sie wachen sollten, da man ihnen die Gemeinschaft mit gemeinem Volke verboten hatte. Daher kann man wohl behaupten, daß in Karl's des Großen Einrichtungen das Lehen-Wesen, mit allen seinen unglückseligen Folgen, einen äußerst fruchtbaren Boden gewonnen habe; daß aber aus demselben eine despotische Herrschaft so wenig habe hervorgehen können, als die Vernichtung des volksthümlichen Strebens und die Erhaltung des unnatürlichen Reiches möglich gewesen sei. Je gewaltsamer die Vereinigung, desto schneller mußte die Auflösung erfolgen.

192. Was endlich Karl's des Großen Bestrebungen für Ackerbau, Gewerbe, Verkehr, Kunst, Wissenschaft, Religion und jegliche menschliche Bildung betrifft: so kann man dieselben unmöglich betrachten, ohne eine reine und fromme Empfindung und ohne eine große Verehrung für den gewaltigen König. Alles zeuget für Karl's Sinn und Empfänglichkeit. Ueber der Freude am Glänzenden ist das Nützliche nicht vergessen; über dem Erhabenen nicht das Gemeine. Einiges scheinet einer hochgebildeten Zeit anzugehören. Wären seine Zwecke erreicht, wäre der Same aufgegangen und gepflegt, den er ausstreuete: die Sitten der Menschen hätten gemildert werden und die Rohheit aus dem Leben verschwinden müssen. Aber der Verderber ging

einher neben dem Gründer. Das Lehen-Wesen war vermälet mit der Sclaverei und schwanger mit dem Faustrechte; und die gewaltsame Vereinigung verschiedenartiger Länder und Völker machte Erschütterungen nothwendig. Durch dieses Alles konnte wohl der Geist gereizt und gestärket werden; Das jedoch konnte nicht gedeihen, was Karl der Große gegründet hatte. Unter Allem aber, was Karl in dieser Hinsicht gewollt und unternommen hat, spricht Nichts die menschliche Seele so an, als sein Verhältniß zu Alcuin; als die Art, wie er diesen ausgezeichneten Mann gewann, achtete, ehrte und von ihm gerade Wahrheit vernahm!

Neuntes Capitel.

Das Papstthum und das Kaiserthum.

193. Die Freundschaft, die Karl mit dem heiligen Stuhl in Rom unterhielt und pflegte, die Dienste, die er, in dieser Freundschaft, dem heiligen Stuhle geleistet, die großen Thaten, die er zur Vertheidigung und Erweiterung der christlichen Welt gegen Moslemen und Heiden vollbracht, und die Anstalten, die er zur Gründung oder Befestigung des christlichen Glaubens getroffen hatte, mußten die Päpste um so mehr mit unermeßlicher Dankbarkeit gegen den großen König erfüllen, je mehr sie mit allen kirchlichen Verhältnissen im Reiche der Franken in Verbindung gebracht wurden und je mehr sie aus allen Anstalten Karl's für

Meisten aber möchten drei Ursachen zur Begründung der päpstlichen Herrschaft und zur Erhebung des Einen Bischofs über Alle beigetragen haben: die göttliche Lehre Jesu selbst in ihrem Verhältnisse zur Weisheit dieser Welt; die verfolgte Gesellschaft der Anhänger dieser Lehre, gegenüber den Großen und Gewaltigen der Erde; endlich die Veränderungen in der Lage der Völker und Staaten mit ihrem Einfluß auf das Christenthum und seine Bekenner.

195. Dem denkenden Menschen — und das wäre das Erste! — der die heiligen Wahrheiten des Evangeliums in der Einfachheit, in welcher der Heiland sie verkündigte, vor Augen und im Herzen hat, und der zugleich diese Berge von Büchern gewahret, welche über jene einfachen Wahrheiten geschrieben sind, und dieses stete Geschrei und Gezänk bemerket, das unter Frömmelei, Verketzerung und Heuchelei fortwähret bis diesen Tag, dem wird dieses Alles auf den ersten Blick so unbegreiflich als schmerzlich sein. Aber die Eitelkeit menschlicher Schwäche ist groß und ihre Selbstsucht hat kein Ende. Daraus erkläret sich die seltsame Erscheinung. Den Vornehmen und Weisen dieser Welt mußte die Lehre Christi eine Thorheit sein, des Aufmerkens nicht werth. Aber die Völker, ermüdet und gebrochen durch große Leiden von Jahrhunderten, schmachteten nach einer Labung, die sie in den eitelen Lehren des Heidenthumes vergeblich gesucht hatten, fielen begierig der christlichen Religion zu, weil ihnen in der Wahrheit derselben die ersehnte Labung dargereicht

wurde (I. 407). Da sahen sich Jene genöthiget zu folgen, um nicht Alles zu verlieren. Indem sie aber dem Volke nachgingen, blieben sie die Alten, und gaben weder ihre Weisheit auf, noch ihr irdisches Interesse. Deßwegen klügelten sie in die einfache Lehre Christi einen verwickelten Sinn hinein; den Sinn, der in ihnen war, die Ansicht, die sie gewonnen hatten. Damit entwanden sie dem Volke das heilige Vermächtniß, erstickten die lebendige Religion mit der Last einer gelehrten Theologie, verwirrten Alles durch Streit und Verfolgung, schufen Irrgänge, rissen sich als Klerus vom Volke als Laien los und drängten sich ihm dann wieder zu Leitern, Führern und Herrschern auf. Ein verwickelter, prachtvoller Gottesdienst war, sobald er gewagt werden konnte, eine nothwendige Folge von diesem Allen, und vom Juden- und Heidenthume konnte gerettet werden, was man zu retten der Mühe werth hielt.

196. Die Christen — und dieses wäre das Zweite! — waren Anfangs eine Zeit lang unbemerkt geblieben, und darum ungestöret. Sobald sich aber ihre Zahl vermehrte und sie zu Gemeinden zusammen traten, wurden gesellschaftliche Einrichtungen Bedürfniß, deren Aufrechthaltung den Händen Einzelner anvertrauet werden mußte. Sie hatten Ordner nöthig und Sprecher, Pfleger und Aufseher. Sie waren um so mehr gezwungen, solche Männer zu wählen, da sie den Ansprüchen der Welt Nichts anzubieten hatten als reine Sitten und ein frommes Leben. Später, als die

Aufmerksamkeit des Staates erregt war; als die Gewalt, mit Recht besorgt vor einer Verbindung, die sich so reißend schnell erweiterte und durch ihren Glauben, ihre Hoffnung und ihr Leben dem Bestehenden, so Heiligem als Gemeinem, Vernichtung drohete, gegen sie thätig wurde: da waren sie genöthiget, sich auch äußerlich fester an einander zu schließen, um sich zu warnen und zu helfen, und die Verfolgungen abzuwenden, zu brechen oder zu überwinden. Sie bedurften eines Verkehres der Gemeinden mit einander, und die Haltpuncte dieses Verkehres wurden nach der Natur der Dinge die großen Städte, in welchen Etwas zu erfahren, von welchen aus Etwas zu erreichen war. Den Mittelpunct aber konnte nur Rom bilden! Der Gewalt gegenüber mußte man überdieß alle Anhänger Christi als Eine Gesammtheit von Menschen ansehen, die durch Glauben und Bestrebung nach Möglichkeit gemeinsam handeln und wirken sollte, und eben deßwegen mußte man sie auch äußerlich um so fester zu verbinden suchen, je geheimer die Verbindung zu halten war. In dieses Alles mischten sich die Folgen ein, welche aus dem berührten Verhältnisse der christlichen Lehre zu der Weisheit und der Bildung dieser Welt hervor gingen. Die Bestrebungen der Vornehmen und Weisen; die Streitigkeit und Ausgleichungs-Versuche trieben immer zu mehrerem Verkehr aller christlichen Gemeinden. Und dieser Verkehr, bald für irdische bald für himmlische Zwecke Bedürfniß, führete zu einer ausgebildeten Gliederung der Gesellschaft, welche dem Klerus zu Leitung und Herrschaft nöthig war. Als aber,

nach Verlauf von dreihundert Jahren, die christliche Religion öffentlich im römischen Reiche bekannt werden durfte, und die Kaiser ihre Macht noch eifriger zur Verherrlichung des Kreuzes anwandten, als sie dieselbe früher zur Vernichtung desselben gebraucht hatten: da konnten sich alle diese Elemente einer gegliederten, zum Leiten und Folgen, zum Herrschen und Dienen geordneten Gesellschaft um so rascher und vollständiger entwickeln. Der Bischof von Rom mußte, nicht etwa, weil der heilige Petrus in Rom geblutet hatte, sondern weil er Bischof von Rom war, im Abendlande ein großes Ansehen gewinnen.

197. Endlich erfolgten die großen Veränderungen, die in diesem Werke dargestellt sind. Die Eroberung des römischen Reiches durch heidnische und ketzerische Barbaren brachte die alten Einwohner in eine Lage, in welcher sie sich fester als zuvor an den Bischof in Rom anschließen mußten. Dieses Anschließen war an sich schon sehr bedeutend, weil das Kirchenwesen nunmehr stark ausgebildet war. Dann aber wirkte noch eine Reihe besonderer Ereignisse darauf hin, den Bischof in Rom groß zu machen. Dahin gehöret der allmälige Uebergang aller erobernden und herrschenden Völker zur katholischen Kirche, die nun eben so, aber zu größerem Gewinne für den Papst, nach Rom blickten, als die unterworfenen gethan hatten; besonders der lange Kampf in Spanien zwischen dem Arianismus und dem Katholicismus und der endliche Ausgang desselben (155); die Ansicht der teutschen Erobe-

rer von den Geistlichen, ihre Unkunde in aller Wissenschaft, welche sie zwang, Geistliche in Staats-Aemtern anzustellen; ihre Belohnungen in Landgütern (73, 117); die Eroberung der Araber, welche alle Bischöfe in den großen Städten des Morgenlandes, die sich dem römischen gleich achteten oder höher, unterwarfen, und dadurch der Welt den römischen Bischof in einer Größe zeigten, die ihres Gleichen nicht hatte; die Gründung des Christenthumes in den heidnischen Ländern des Nordens, in England, in Irland, in Teutschland, und die enge Verbindung, welche die Apostel des Glaubens zwischen ihren Gründungen und dem heiligen Stuhl anknüpften, um einen festen Halt zu haben, um Unterstützung zu finden, um im Verkehre mit der gesammten christlichen Welt zu stehen; die Entfernung des Landesherrn von Rom, welche, bei der Gefahr vor den Longobarden, die Angelegenheiten Rom's fast ganz in die Hände des Papstes brachte; endlich der unsinnige Bilder-Sturm, der von Constantinopel her erhoben ward, den Papst gewisser Maßen zum Herrn von Rom machte, und ihn an die Spitze einer Empörung aller Unterthanen des Kaisers in Italien, ja, man möchte sagen, an die Spitze der christlich-abendländischen Welt brachte.

198. Unter solchen Umständen kamen die Päpste empor; und je weniger sie selbst dabei thaten und thun konnten, desto mehr mußten sie an ihre eigene hohe Bestimmung glauben. Unter solchen Umständen mußte der Gedanke an die Einheit aller christlichen Gemein-

den, oder an Eine katholische Kirche entstehen, und als den Mittelpunct und den Träger dieser Einheit konnte man nur den Papst betrachten. Sobald man ihn aber als solchen ansah, mußte man ihn auch als solchen thätig zu sehen verlangen; und das Befehlen, im Sinne der Einheit, von Seiten des Papstes, und das Gehorchen, im Sinne der Einheit, von Seiten der christlichen Welt, war eine natürliche Folge dieser Ansicht. Und eben so natürlich war, daß man zu der That, zum Befehlen wie zum Gehorchen, Gründe des Rechtes und der Pflicht aufzufinden sich bemühete, bald in der Natur der Sache, bald in der Lehre Christi, bald in dem Gange der Geschichte. In der That galt der Bischof von Rom im Abendlande schon im fünften Jahrhunderte für den ersten Bischof; im siebenten wurde er als Haupt der christlichen Kirche angesehen; und wie hoch er im achten stand: das geht am Besten aus der Wichtigkeit hervor, die Pippin und Karl der Große auf die Entscheidung des Papstes setzten. Es war gewiß dem Hausmaier Pippin, als er dem Papste Zacharias die Frage vorlegte: wer König zu sein berechtigt wäre, nicht um die Meinung eines vornehmen Theologen zu thun: an Meinungen fehlte es auch nicht im Frankenreiche; sondern es war ihm zu thun um das Ansehen, um den Befehl des Papstes. Eginhard's Meinung, daß die Merovinger durch dieses Ansehen und diesen Befehl des Papstes gestürzt und die Karolinger auf den Thron der Franken gehoben seien, ist den Umständen ganz gemäß, und hat in dem Fluche, mit welchem Papst Stephan II. die Franken auf im-

mer an das karolingische Haus bannte, einen starken Beweis. Karl der Große aber: empfing denn selbst dieser gewaltige König nicht die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes? Es mag immerhin ungewiß gelassen werden: ob Karl, schon in Paderborn, wo der Papst seine Hülfe anflehete, die Krönung zur Bedingung gemacht, oder ob der Papst ihn mit der Krone überrascht habe. Das Erste ist kaum zu bezweifeln; das Andere gab Karl vor. In der Hauptsache ist es völlig einerlei! Karl hat in beiden Fällen die Kaiser-Krone vom Papst angenommen, und im ersten Falle den Papst nicht übergehen, im anderen die Krone als ein freiwilliges Geschenk empfangen, in dem einen aber wie in dem anderen große Wirkungen aus dieser Handlung herleiten zu dürfen geglaubt. Von der anderen Seite wurde dem Papste durch beide Ereignisse gleichsam der letzte Stein in dem Gebäude seiner Größe dargeboten. Er wurde nicht bloß selbst, durch Pippin's Schenkung, was kein anderer Bischof war, regierender Herr, sondern er mußte auch dadurch, sittlich und geistig, auf eine unermeßliche Weise gewinnen, daß es, wenn auch seine Wahl der Bestätigung des weltlichen Herrn von Rom bedurfte, vor der Welt und von der Welt anerkannt war: er könne Kaiser und Könige machen. Karl der Kahle, der Dieses fünf und siebenzig Jahre später ausdrücklich eingestehen mußte, sprach nur aus, was in der That jetzt schon vorhanden war. Von diesem Augenblick an war nur noch Zweierlei nöthig: zuerst die Aufstellung von Grundsätzen für die päpstliche Macht,

und dann die Gelegenheit zu ihrer Anwendung. Und weder das Eine noch das Andere konnte ausbleiben.

199. Wenn aber, aus diesen und anderen Verhältnissen, die Entstehung der päpstlichen Gewalt leicht zu erklären und ihre Nothwendigkeit, als Erscheinung, zu begreifen ist, so dränget sich nur um so stärker die Frage auf: welche Bedeutung eine solche Erscheinung gehabt habe für die Entwickelung des Geistes und für die Bildung des Menschen-Lebens? Es ist leicht zu erkennen, daß eine so große, so tief greifende, das Heiligste wie das Gemeinste berührende Gewalt nicht ohne den entscheidendsten Einfluß auf die Gestaltung des Lebens und aller Verhältnisse desselben geblieben sein kann. Aber das ist es nicht, worauf jene Frage gehet. Sie erwartet vielmehr die Nachweisung, daß diese Gewalt nothwendig gewesen sei zur Förderung des Lebens und zur Entwickelung des Geistes. Und ist denn diese Nachweisung nicht zu geben? Nach dem bisherigen Gange der Geschichte (I, 38 f.) und nach der Natur und der Beschaffenheit der Länder Europa's (15) mußte sich ein Gemein-Wesen volksthümlicher Staaten, mit republikanisch-monarchischer Verfassung, unter der Herrschaft des Christenthumes, gestalten. Dieses lag, wenn so zu sagen erlaubt ist, als Aufgabe vor der Menschheit. Und nun, wie sollte es — um von dem Letzten anzufangen — zum Christenthume kommen unter den Geschlechtern dieser Zeit? Die alten, abgelebten Völker hatten die Labung und Stärkung begierig empfangen, welche der christliche Glaube ihnen, in ih-

rer Verzweifelung, darbot: sie hatten sich mit Sehnsucht der Ewigkeit zugewandt, da sie für das Glück der Erde keine Kraft und keinen Sinn mehr in sich gewahreten. Die neuen Völker, die mit jugendlicher Frische hervortraten, hatten sich die Taufe gefallen lassen, aus Nachahmungssucht, aus Unbehülflichkeit, aus Gleichgültigkeit. Rohheit und Barbarei war bei Alten und Neuen; Unwissenheit und Aberglaube war das gemeinsame Loos. Wenig Gelehrtheit, noch weniger Wissenschaft, keine Reibungen, kein Geistes-Verkehr; nur Verketzerung und Verfolgung! Selbst Diejenigen, welche Leiter und Führer sein wollten, tappten in der Finsterniß und hatten kein Licht und sahen keine Wahrheit. Dabei alle Schranken gebrochen, die Leidenschaften entfesselt, wilde Begierden aufgeregt, Himmlisches und Irdisches vermischet, Gräuel ohne Maß und Zahl: konnte da etwas Anderes helfen als äußere Zucht und innerer Zwang? war Ordnung zu schaffen und Raum zu gewinnen für den freien Geist ohne blinden Gehorsam und blinden Glauben, von den Schrecknissen der Kirche erzwungen? Es leidet keinen Zweifel: manche Seele, die sich über ihre Zeit erhob, ist geknickt und mit Jammer und Entsetzen zu Grunde gegangen durch diese kirchliche Gewalt; aber hätte die allgemeine Rohheit anders bewältiget werden können? Es leidet eben so wenig Zweifel; die Geistlichkeit selbst ist verwildert und das Pfaffenthum ist roh gewesen; aber diese Verwilderung und diese Rohheit war nicht im Systeme der Hierarchie und ging nicht aus ihr hervor, sondern sie fand Statt (117) ungeachtet dieser Hierarchie.

Man erschrickt, wenn man sich vorstellet, was geworden sein würde ohne sie, da mit ihr so Abscheuliches möglich war.

200. Kommen wir auf das Zweite, auf die Bildung republikanischer oder verfassungsmäßiger Monarchien: so hatte allerdings das Lehen-Wesen den Keim der Auflösung in sich selbst (120) und mußte im Besonderen die Städte aufreizen zum Widerstand gegen unerträglichen Druck. Aber die Auflösung führte nicht nothwendig zu einer solchen Monarchie, und der Widerstand der Städte, wenn er auch eintrat, gab eben so wenig die Grundlage zu einem solchen Verhältnisse; vielmehr schien er eher zu einem Kampf auf Leben und Tod treiben zu müssen. Und wie sollte es nur zu einem Widerstande kommen? In einem großen Theile der christlichen Welt gab es keine Städte; da, wo sie sich aus alten Zeiten erhalten hatten, bestanden sie aus Mauern und Massen, die einen Haufen lang gequälter, entwürdigter, armer und kümmerlicher Menschen in sich schlossen. Jener trotzige Verein stolzer Sieger aber, der entschied, der auch die einzigen Vertreter der Unterdrückten, die Geistlichen, mit sich verbunden hatte, der städtisches Leben nicht kannte und darum haßte, der Nichts höher achtete als das Schwert und den Mißbrauch des Schwertes: war er denn nicht im Stande, jede Regung des Geistes, in den Städten wie in der übrigen Masse der Unterworfenen, leicht so lange zu unterdrücken, bis Alles in allgemeiner Verwirrung reif war für die Unterwerfung durch fremde

...igen Lage der Dinge
...e ein und brachte die
...ten konnte. Sie entzog
...igen Verbindung mit den
... sie dieselbe zu Einem Kör-
... ein unabhängiges Haupt stellte.
...mpf möglich zwischen den geist-
...gen Herren; ein Kampf des Wor-
..., des Geistes mit der Gewalt;
... weltlichen Barone wurde gehemmet,
... und Siege wurden erkämpfet, un-
... Aufgabe der Menschheit gelöset ward.
... wurden die hohen Geistlichen, Erzbi-
... und Aebte, Gründer, Schirmer und
... Städten und städtischem Leben; sie nähr-
... Städten Geist und Betrieb, zwangen die
... Barone mit sittlichem Zwange zur Nachah-
... zogen die Städte in ihr Interesse hinein und
... sie mit Ordnung erstreben, was die menschliche
... zu suchen nicht aufhöret, Freiheit und Recht.
... aber, was die Städte errangen, mußte, früher
... später, allen Unterdrückten zu Theil werden. Ue-
... bot die päpstliche Hierarchie dem unterdrückten
Theile des menschlichen Geschlechtes die Möglichkeit
dar, sich geltend zu machen in den Verhältnissen des
Lebens und Rache zu üben an den Unterdrückern. Sie
öffnete dem Geiste, der Tugend und der Gelehrsamkeit
das Thor zu Größe, Glanz und Macht, und demü-
thigte dadurch nicht bloß die Gewaltigen der Erde,
sondern gab auch dem Kampfe gegen dieselben einen

eigenen Reiz, der manchen Sieg erleichterte, weil er den Streit erfreulich machte. — Sehen wir endlich auf das Gemein-Wesen volksthümlicher Staaten, auf welches die Länder Europa's hinweisen, so stellet sich auch hier das Papstthum in vielfacher Rücksicht als vermittelnd und fördernd dar. Die Natur trieb allerdings überall, nach der Zerbrechung aller Gränzen und der Verwirrung aller Länder, zu neuen Volksthümlichkeiten; aber über der Bildung derselben liefen Jahrhunderte hin. Und was konnte diese rohen Geschlechter, in die Länder Europa's verstreuet, ohne Gewerbe und Handel, ohne Kenntnisse und Gelehrsamkeit, zu einander bringen, und sie veranlassen, in gemeinsamem Streben und Gegen-Streben den Geist zu reizen und zu schärfen? was konnte ein Gemein-Wesen erzeugen? Die Kirche that es, die sie alle vereinte, und die Christenheit als Ein großes Ganze ansehen lehrte! Das Papstthum that es, das dieser Ansicht Leben gab und einen Verkehr von Land zu Land, von Volk zu Volk einleitete, dessen Folgen unübersehbar waren!

201. Es wäre thöricht, die Schatten-Seite des Papstthumes verkennen zu wollen; oder die Mißbräuche, die schrecklichen Mißbräuche abzuleugnen, zu welchen viele Menschen in der päpstlichen Gewalt Gelegenheit und Mittel gefunden haben. Ja, es mag zugegeben werden, daß das Papstthum, in sofern es das Bestreben gehabt hat, die Geister, und damit die Welt zu beherrschen, in sich selbst böse gewesen sei. Aber jene Mißbräuche, dem Papstthume mit Allem, was in mensch-

zu versöhnen, der keinesweges Gedanken an Freiheit und Gerechtigkeit aufrufet, sondern nur Gedanken an Herrschaft, Gewaltthätigkeit, Untertretung, Laster, Verbrechen und Gräuel jeglicher Art. Wendet man sich alsdann zu den Männern, welche die Herstellung des Kaiserthumes unternahmen, zum Papst Leo III. und zum Könige Karl dem Großen, und erwäget man, was sie beabsichtiget haben und beabsichtiget haben können: so entstehen neue Ungewißheiten und Unbegreiflichkeiten. Entweder ist der Gedanke in dem Papst entstanden oder in Karl dem Großen: denn mit der Zuziehung des römischen Volkes ist Nichts gewonnen. Im ersten Falle würde es wohl begreiflich sein, wie Leo III. seinem Retter aus Schmach und Schande jeglichen Dank darzubringen, begierig gewesen; auch wohl, wie er den großen König zu angenehmen Schenkungen durch solchen Eifer zu veranlassen gehofft, und wie er den Kaiser in Constantinopel zu kränken gewünschet haben könnte. Aber unbegreiflich würde es bleiben, wie der Papst bei diesen gemeinen und persönlichen Bestrebungen die großen und bleibenden Interessen des heiligen Stuhles so unverantwortlich in unübersehbare Gefahr zu bringen über sich und seine Geistlichkeit vermocht habe. Konnte er denn wissen, welchen Gebrauch Karl von dem neuen Titel machen würde? Wie, wenn er seinen Sitz in Rom genommen hätte oder in Mailand? War denn die Lage des Bischofs in Constantinopel etwa so reizend und erbaulich? Hatten die früheren Päpste nicht mit großer Besorgniß den König der Lombarden vor Rom's Thoren gesehen? und war

Karl der Große nicht auch König der Lombarden? Karl indeß konnte sich den Titel wohl gefallen lassen, wie er ja früher den Namen eines römischen Patricius getragen hatte, wenn nicht mit Gewinne, doch ohne Beschwerde! Im anderen Falle hingegen, der in aller Weise der wahrscheinlichste ist, kann man nur annehmen, daß Karl der Große entweder etwas Bestimmtes, etwa die Erwerbung von ganz Italien, durch den kaiserlichen Namen zu erreichen gestrebt, oder daß er, durchdrungen von dem Geiste, der ihn schon zwei Male (J. 774 u. 781) aus Rom's Mauern angesprochen hatte, aus bloßer Liebe zu einem eitelen Glanze, den kaiserlichen Titel gewünschet, oder daß er wirklich das römische Reich herzustellen, wenigstens Kaiser im alten Sinne zu werden gestrebet habe. Aber Karl hatte, was das Erste betrifft, zu viele Erfahrung, als daß er gehoffet haben könnte, Italien anders zu gewinnen und zu behaupten, als durch das Recht der Eroberung und mit der Schärfe des Schwertes. Für das Andere scheinen zwei Dinge zu sprechen: der Umstand, daß Karl sich hinter dem Papste verbarg, und die Wichtigkeit, die er auf die neue Würde zu legen schien; aber etwas Großes ist kaum in diesem Allen zu entdecken. Das Dritte endlich, für welches allerdings die Verbindung, die Karl mit Constantinopel anknüpfte, und die Heirath, die zwischen ihm und der Kaiserin Irene in Vorschlag gebracht sein soll, gegen welches jedoch die Theilung des Reiches, die Karl traf, zu zeugen scheinet, wäre wenigstens eine Verirrung gewesen, die vielleicht bewiese, daß selbst Karl seine Lage nicht hin-

das Kaiserthum im Mittel-Alter als Etwas sehr Bedeutendes angesehen worden ist, und daß man nicht selten große Gedanken damit verknüpfet hat. Je weniger man wußte, was es eigentlich war, desto größeren Spielraum hatten Einbildungskraft und Scharfsinn, um Etwas hinein zu legen. Der alte Schrecken vor Rom's furchtbarer Herrschaft hing noch an dem kaiserlichen Namen und machte Eindruck. Die Krönung durch den Papst verfehlte auch ihre Wirkung nicht; und die Achtung, welche die Teutschen durch That, Tugend und Macht unter den Völkern Europa's behaupteten, verstärkte diesen Eindruck. Der Kaiser galt daher allgemein für den ersten Herrn der Welt, dem kein Anderer sich vergleichen, neben dem kein Anderer genannt werden durfte; nicht selten ward er angesehen als das weltliche Haupt der Christenheit, wie der Papst als das geistliche, so daß alle weltliche Macht in ihm ruhe und von ihm ausgehe, wie alle geistliche ruhe und ausgehe im Papst und vom Papste. Dadurch bekam der Kampf zwischen Thron und Altar, zwischen Wort und Schwert, eine bestimmte Richtung. Viele Verhandlungen in Wort und That führeten den Geist weiter, und schärften ihn und stärkten ihn. Was der Papst gegen den Kaiser gewann, das war gegen alle weltliche Macht gewonnen. In sofern ist das Papstthum in seiner weltgeschichtlichen Bestimmung durch das Kaiserthum wesentlich unterstützet; und hierin liegt vielleicht die geschichtliche Bedeutung des Letzten. Als die christliche Welt dem Gängelband entwachsen war, an welchem der Papst sie geführet hatte, um sich durch

den eigenen Geist zu bestimmen: da war auch dieses Kaiserthum, das den Gegensatz gegen das Papstthum gebildet hatte, nicht mehr nöthig. Der Kaiser hörte auf, sich durch den Papst krönen zu lassen, und die Täuschung war verschwunden. Die Namen blieben, das Wesen war dahin.

Zehntes Capitel.

Auflösung des Karolingischen Reiches.

205. Karl der Große starb (im Anfange des Jahres 814), gefeiert in der Ferne und in der Nähe. Schon im neunten Jahre seiner Regierung im gesammten Reiche der Franken, als seine Söhne noch sehr jung waren, hatte er für ihre Versorgung eine Einrichtung getroffen, die wenigstens dem Gedanken, die Einheit des Reiches zu erhalten, gemäß zu sein schien. Nachdem nun das Kaiserthum hinzu gekommen war, hätte, scheinet es, dieser Gedanke mit doppelter Stärke Karl's Seele beschäftigen müssen. Dennoch soll er acht Jahre vor seinem Tode eine wirkliche Theilung des Reiches unter seine drei, von Hildegarde geborene, Söhne, Karl, Pippin und Ludwig vorgenommen haben! Wenn die Urkunde, welche diese Theilung enthält, ächt ist: so mag Karl durch dieselben Gründe zu derselben bewogen sein, die seinen Vater zur Theilung des Reiches bestimmet hatten (177); aber mit seiner Idee vom Kaiserthume kommt man in neue Ver-

legenheit. Und wenn man auch vielleicht zugeben muß, daß diese Vertheilung der Länder einige militärische Vortheile gewährte, so findet man doch auch kaum irgend etwas Anderes an ihr zu loben. Indeß hat sie auch nur Wichtigkeit in Beziehung auf Karl's Ansicht; in Ausführung ist sie nicht gekommen. Die beiden ältesten Söhne Karl's starben vor ihm (J. 810 u. 811); der dritte, Ludwig, schon seit zwei und dreißig Jahren, unter dem Namen eines Königes, sein Statthalter in Aquitanien, wurde daher von ihm, auf einem Reichstage zu Aachen (J. 813) zu seinem Nachfolger als Kaiser erkläret. Bernard jedoch, Pippin's Sohn, behielt Italien oder Lombardien als König, unter dem Kaiser Ludwig. Die eigene Krönung Ludwig's, auf Karl's Befehl, vor diesem und vor allem Volke, ist gleichfalls nicht unmerkwürdig wegen Karl's Idee vom Kaiserthum. Offenbar dachte er dasselbe gerade so erblich wie seinen königlichen Thron. Papst Stephan IV. jedoch hat später (J. 817) durch die Krönung Ludwig's den Schaden abgewandt, welcher dem heiligen Stuhl aus diesem Vorgange hätte erwachsen können, wenn er Beispiel geworden wäre.

206. Ludwig folgte seinem Vater in einem Alter von sechs und dreißig Jahren. Wegen seiner Demuth gegen Gott, wegen seiner Ergebenheit gegen die Geistlichen und wegen seiner Schenkungen an die Kirchen, ist er der Fromme genannt worden, und hat diesen Namen vollkommen verdienet. Aber die Eigenschaften, die ihm denselben erwarben, waren nicht

hinreichend, ihn zu schützen vor großem Unglück. Er war ein Mann, der dazu gemacht schien, auf das unnatürliche Reich die Stöße zu lenken, durch welche es, nach der Forderung der Länder und der Volksthümlichkeiten, zerbrechen, und in demselben die Bewegungen zu veranlassen, durch welche seinem Hause die Gewalt und das Ansehen entschwinden mußte, das durch seiner Vorfahren Kraft, That und Tugend gewonnen war (109 u. 127). Bei vielen schönen Eigenschaften, Fertigkeiten und Kenntnissen fehlete Ludwig dem Frommen gerade Das, wodurch sein Vater das Reich erworben, beruhiget und geordnet hatte, und wodurch es allein in seiner Größe, Ruhe und Ordnung erhalten werden konnte: Klarheit des Blickes, Stärke des Geistes und, vor Allem, Entschiedenheit des Willens. Als kleines Kind zum Könige von Aquitanien erkläret, hatte er sich gewöhnet, scheu vor Denen zurück zu treten, welche während seiner Minderjährigkeit das Reich in seinem Namen verwaltet hatten, und sich von Denen gängeln zu lassen, durch welche seine Jugend geleitet, durch welche vielleicht auch seine Seele zusammengeknickt war. Stolz in dem Gefühl, auf Karl's des Großen glanzvollem Throne zu sitzen, mißtrauisch gegen sich selbst und deßwegen argwöhnisch gegen Andere, dabei zur Trägheit und zum behaglichen Leben geneigt, war Ludwig im schnellen Wechsel jähzornig und auffahrend, verlegen, reuevoll und nachgiebig. Wohlwollend gegen Alle, Vielen geneigt, war er Keinem gewiß, und darum durfte er auf Niemand rechnen. Er war ein großer Freund der Jagd, aber er

[illegible] und Gesetz und Strafe glaubte er [illegible] Ermahnung ersetzen zu können. Durch [illegible] wurden die Feinde des Reiches, [illegible] des Großen Heldensinne zurück gewichen [illegible] aufgereizet; und im Inneren erhob sich [illegible] Geist der Unordnung und der Barbarei von [illegible], den Karl's des Großen Allgewalt kaum gebän[illegible] hatte. Drei große Mißgriffe aber scheinen besonders das Verderben des unglücklichen Fürsten gewesen zu sein, weil sie ihn bloß stellten, ihn allein ließen, und bei allen anderen Handlungen und Erscheinungen dergestalt mitwirkten, daß nun auch das Schönste und Gerechteste, das er that, gegen ihn gekehret werden konnte. Zuerst, das strenge Verfahren gegen seine Schwestern und seine Halbbrüder. Zu diesem Verfahren mag er freilich wohl durch ein löbliches Gefühl für Sittlichkeit und Recht und für das Wohl des Reiches bestimmt sein: aber er reizte seine eigene Familie gegen sich auf, machte sich bittere Feinde und gab allen anderen Feinden einen Halt und Gelegenheit, an ihn zu kommen. Zweitens, die Beibehaltung seiner aquitanischen Minister und Räthe und die Vernachlässigung der Minister und Räthe seines Vaters. Auch hier mögen Gutmüthigkeit, Gewohnheit, Dankbarkeit den Kaiser geleitet haben; aber er beleidigte mächtige Männer, die alle Verhältnisse kannten und in großen Verbindungen standen, und brachte Menschen zu den Geschäften des ungeheueren Reiches, welche für die Größe derselben gar keinen Maßstab hatten. Drittens, die unverständige Verschwendung der

Haus- und Staats-Güter an die Geistlichkeit, und dabei die eben so unverständige Einmischung in die Kirchenzucht und in die Glaubenslehren. Das Letzte mochte sehr gut gemeinet sein: es brachte aber die Geistlichen gegen Ludwig auf, und durch das Erste hatte er sich der Mittel beraubt, alte Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen.

207. Die Keime dieser Saat gingen auf. Ludwig gab dazu die nächste Veranlassung durch die Theilung seines Reiches (J. 817) unter seine Söhne, Lothar, Pippin und Ludwig. Zu dieser Theilung scheinet er allerdings durch eine übel angebrachte Zärtlichkeit bewogen zu sein: aber er hatte das Beispiel seines Vaters für sich; die Theilung war an sich nicht unverständiger, als Karl's des Großen Anordnung, und auch ohne dieselbe würde Ludwig keine ruhige Regierung gehabt haben. Bernard's von Italien Erhebung gegen dieses Verfahren scheinet ein Werk solcher Menschen gewesen zu sein, welche ihre Unzufriedenheit mit dem Kaiser geltend machen wollten; vielleicht auch solcher, welche das schöne Italien erstrebten. Wichtig war sie jedoch, weil der Gedanke des Kaiserthumes eine Veränderung durch sie erlitt, weil der volksthümliche Sinn angeregt ward, und weil der unglückliche Ausgang Bernard's (J. 818) einen Eindruck zurück ließ, der tief nachwirkte. Lothar erhielt, was er gewollt, nämlich Italien; Kaiser Ludwig aber wurde zu neuen Fehlern geängstiget. Als ihm nun in zweiter Ehe von der schönen Judith ein Sohn, Karl,

späterhin der Kahle zugenannt, geboren ward (J. 823); und als er diesem Lieblinge, nach dem Wunsche seiner Mutter, mit Unterstützung des Günstlinges derselben, des Herzoges Bernard von Septimanien, einen Erbtheil auszuwerfen wünschte, der nur auf Kosten seiner drei Söhne erster Ehe gewonnen werden konnte: so entstand eine Reihe von Ereignissen, die reich waren an seltsamer Abwechselung, und verwickelt wurden durch das Toben der Leidenschaft, durch die Regung heiliger Gefühle, durch die Bestrebungen einzelner Menschen, durch Betrug und Verrath, durch die Einmischung des Papstes und durch die Gewalt, die man ihm von allen Seiten über Kaiser und Könige einräumte, endlich durch die Kraft der Verhältnisse, die in der Natur der Länder und in der Nothwendigkeit von Völkern begründet sind. Es ist nicht möglich, diese Reihe von Ereignissen ohne ein mannigfaltiges Interesse zu verfolgen. Ein Vater, mit seinen Söhnen in einem Streite zu sehen, den er selbst durch sein Wohlwollen veranlaßt hat, in welchem er bis zum Aeußersten getrieben wird, ergreifet die menschliche Seele, und man kann nicht umhin, auf seine Seite zu treten. Bei ruhiger Prüfung aber wird man gestehen müssen, daß bei Ludwig's beständigem Schwanken zwischen Wollen und Unvermögen, in steten Halbheiten, in argen Gegensätzen, an keine Ausgleichung zu denken war. Seine Persönlichkeit stand mit den Verhältnissen, durch seine Stellung als Kaiser, in einem unauflöslichen Widerspruch. Also starb er (J. 840) mitten im Streite, nachdem sein Sohn Pippin ihm

(837) voran gegangen war. Während dieses Streites aber war Alles wankend geworden, was Karl der Große gegründet oder befestiget hatte; Manches war zusammen gestürzet; die Großen gehorchten nicht mehr; die Grafen machten sich zu eigenen Herren; einzelne Theile des Reiches schienen wie abgelöset, während die Gränzen von verwegenen Feinden angefallen wurden, und die alte Rohheit, die auf einen Augenblick bewältiget geschienen, von Neuem wild und verworren überall hervorbrach.

208. Eine eigene Erscheinung, welche in die Regierung Ludwig's des Frommen (und zwar zwischen die Jahre 833 und 836) fallen möchte, verdienet einer besonderen Erwähnung, weil sie Vielen so seltsam vorgekommen ist und eine so große Wichtigkeit erhalten hat; wir meinen die Decretalen des falschen Isidor's. Die Unächtheit vieler Stücke in dieser Sammlung ist unleugbar, in sofern Personen, Zeiten und Oerter unrichtig angegeben, und in sofern in ächte Urkunden Stellen eingeschoben sind, von welchen Keiner weiß, woher sie kommen. Aber daraus folget keinesweges, daß alle diese Stücke von Einer Hand und zu Einer Zeit und für Einen Zweck geschmiedet wären; ja, es folget nicht einmal, daß Derjenige den Betrug übersehen habe, von welchem die Sammlung und Zusammenstellung des Falschen mit dem Wahren herrühret. Und wenn diese Sammlung in Beziehung auf frühere Zeiten auch voll ist von Lug und Trug: so enthält sie doch, als eine Erscheinung der Zeit, in welcher sie ent-

land, und in Beziehung auf dieselbe, sogar in ihren [illegible] [illegible], vorzugs eine Wahrheit, welche manchen [illegible], in denen Zeit, Ort und Person wichtig angesehen sind, abgehen. Sie ist mehr ein Zeugniß über ihre Zeit und aus ihrer Zeit heraus, als ein Ausdruck für diese Zeit und in dieselbe hinein. Sie ist wegen ihrer Würde und ihrer Folgen oft auch zu hoch gestellt, und in Hinsicht ihrer Erinnerung und geschichtlichen Bedeutung einer gewissen [illegible] gen. Sie hat kein neues [illegible] gegründet, [illegible] denn sie hat nur ausgesprochen, was schon in der Seele der der Menschen gegründet war. Darum fand sie auch so allgemeinen Beifall und wurde so schnell verbreitet. Man kann behaupten, daß ein [illegible] [illegible]

[illegible]

nicht zu leugnen: als der Thron sogleich nach des großen Kaisers Tode seinen Glanz verlor; als Alles, was Karl geschaffen hatte, verfiel und zusammensank, und als wilde Leidenschaften das Reich zerrütteten, während der päpstliche Stuhl nicht bloß in aller Weise zu bleiben schien, was er gewesen war, sondern auch eine neue und unerhörte Gewalt so eben gegen Ludwig den Frommen (J. 833) ausgeübt hatte: da konnte es wohl geschehen, daß vielen Menschen der Gedanke gefiel: nicht mit dem Schwerte sei die Welt zu regieren, sondern mit dem Worte, und das Schicksal der Menschen sei nicht abhängig zu machen von der Einsicht und der Kraft eines einigen Mannes, sondern von der Weisheit der Jahrhunderte, und dem Werke, das aus Gott ist. Es konnte geschehen, daß man den Papst und den päpstlichen Stuhl, den päpstlichen Stuhl und die christliche Religion verwechselte, ohne die Gefahr des ungeheueren Mißgriffes zu ahnen. Von der anderen Seite wird man auch bei der Erscheinung dieser Decretalen um so mehr gestehen müssen, daß die Päpste die Gewalt nicht an sich gerissen haben, sondern daß sie ihnen entgegen getragen ist, je mehr Wichtigkeit man diesen Decretalen beilegt, und je größere Folgen man aus ihnen herleitet.

209. Ludwig's des Frommen Tod hatte die Söhne desselben, Lothar, Ludwig und Karl den Kahlen, in einer solchen Feindseligkeit der Gesinnung und der Stellung gelassen, daß ohne Krieg eine Auskunft unmöglich schien. Lothar fand in dieser Stellung einen Halt

[illegible] Titel und an Italien, Ludwig an der [illegible] Kraft, und Karl der Kahle an dem [illegible] des südlichen Galliens, das ihm von sei[illegible] bestimmt war; alle drei aber hatten schon [illegible] mit ihrem Vater die Vasallen durch [illegible] Bewilligungen und Verlockungs-Mittel [illegible] einander zu entziehen und in ihrer eig[illegible] zu vereinigen gesuchet. Die Vasallen hätten [illegible] in der Fortdauer der Verwirrung ih[illegible] [illegible] finden müssen. Dennoch konnten sie den [illegible] nicht entgehen, die im Wesen der Länder [illegible] begründet sind. Und wie stark sie waren, [illegible] Forderungen, das zeigte sich in der Schlacht, [illegible] man die Schlacht von Fontenai nennet. Denn [illegible] Erbitterung, mit welcher sie, zwischen Lothar auf [illegible] einen Seite, und Ludwig und Karl dem Kahlen [illegible] der anderen, von solchen Vasallen geschlagen wurde [illegible] 841), ohne eine Entscheidung herbei zu führen, [illegible] sich wohl nur aus dem Gefühl erklären lassen, [illegible] welchem man sich nach der Ausscheidung aus der [illegible] Verbindung und damit nach ruhiger [illegible] eigenthümlicher Entwickelung sehnete. Die Er[illegible] des Bündnisses zwischen Ludwig und Karl, [illegible] des nicht entscheidenden Ausganges der Schlacht [illegible]wendig (J. 842), ist, in mehr als einer Hinsicht, [illegible]würdig durch die Eidschwüre, mit welchen Könige [illegible] Heere sich gegenseitig in teutscher und romanischer [illegible] Treue gelobern. Aber es war nicht die er[illegible] Verbindung, die Lothar zur Unterhandlung mit [illegible] geneigt machte; sondern es war der

Unwille aller Herren geistliches und weltliches Standes über die stete blutige Verwirrung. Manche dieser Herren mochten allerdings wohl nur darum diese Verwirrung zu beendigen wünschen, weil sie Das, was sie durch dieselbe gewonnen hatten, sichern und in Ruhe genießen wollten; im Allgemeinen aber möchte die Sehnsucht nach einer volksthümlichen Sonderung des Reiches die feindlichen Brüder am Meisten genöthiget haben, ihre alte Kampflust zu besiegen und zu einer endlichen Ausgleichung zusammen zu treten. Diese Ausgleichung wurde wirklich zu Stande gebracht durch den merkwürdigen Vertrag von Verdün (J. 843), durch welchen Karl's des Großen Reich in drei unabhängige Reiche gesondert wurde, gemäß der Stellung der Brüder und den Verhältnissen des Augenblickes.

Eilftes Capitel.

Volksthümliche Trennung des Karolingischen Reiches. Die Nordmannen.

210. Der Theilungs-Vertrag von Verdün, welchen die drei Brüder durch wiederholte Zusammenkünfte (J. 844, 847, 851) aufrecht zu erhalten und zu befestigen suchten, ist unstreitig äußerst wichtig. Je weniger man einer aufgeklärten Politik dabei zuschreiben darf, desto merkwürdiger muß er Jedem erscheinen, der in dem Wechsel menschlicher Verhältnisse das Gesetz zu erkennen, der Dasjenige aufzufinden sucht,

was zu allen Zeiten von den Deutschen erstrebt und ersehnt ist, und was darum als Bedürfniß der Menschheit erscheinet. Durch ihn wurde das Ziel erreicht, nach welchem man im Reiche der Franken seit den Zeiten Pepin's (von Heristall) hingearbeitet hatte (1.51), wenn man auch zuweilen, wie durch Karl den Großen, von dem Wege hinweg gedränget war. Es war der Natur gemäß, daß Lothar, mit dem Kaiser-Titel, Franken, Ludwig alles Land östlich vom Rheine und Karl der Kahle alles Land westlich von der Rhone, der Saone, der Maas und Schelde erhielt; nur die eine Bestimmung ist auffallend, nach welcher Lothar'n zu Italien der schmale Strich bewilliget wurde, der sich zwischen den Ländern seiner Brüder von den Alpen bis zum Meere hin ausbreitete. Was die drei Brüder mit ihren Räthen bewogen hat, diese Bestimmungen einzugehen, ist allerdings ungewiß. Es ist kaum zu glauben, daß sie die Absicht gehabt, Ost-Franken und West-Franken durch ein Zwischenland aus einander zu halten und dadurch großen Erschütterungen zuvor zu kommen. Hätten sie sich zu dieser Höhe der Ansicht erhoben, so würden sie auch wohl die Unhaltbarkeit ihrer Einrichtung erkannt und andere Veranstaltungen zur Sicherung des Zweckes getroffen haben. Vielmehr ist wahrscheinlich, daß man zu dieser Anordnung durch den kaiserlichen Titel bestimmt wurde, welcher den Blick bald nach Aachen hinzog, wo Karl's des Großen Thron gestanden, und bald nach Rom, wo der kaiserliche Titel seinen Ursprung genommen hatte. Aber ohne Bedeutung war diese Einrichtung nicht. Sie hat zuerst

mitgewirkt, das Kaiserthum in der Vorstellung der Menschen nach Italien zu versetzen, dasselbe mit diesem Land in dauernde Verbindung zu bringen, und dadurch Grund und Veranlassung zu manchen Ereignissen gegeben. Sie hat aber auch zweitens Ost-Franken und West-Franken wirklich eine Zeitlang aus einander gehalten und dadurch den Bewohnern beider Länder, freilich hier wie dort unter den Fesseln des Lehen-Wesens, die während des Kampfes der Brüder noch tiefer eingeschnitten hatten, Gelegenheit verschafft, sich so weit eigenthümlich auszubilden, daß eine unmittelbare Berührung fortan keine Gefahr mehr bringen konnte. Denn das Land, östlich vom Rheine, nunmehr vom fremden Einflusse befreit, und durch Karl's des Großen Eroberung seiner alten trennenden Schranken ledig, war ein wahrhaftig teutsches Reich; Ludwig der Baier wurde König der Teutschen, und führet mit Recht den Namen des Teutschen; das Volk wurde ein teutsches Volk und das Wort Teutsch klingt in allen Verhältnissen wieder. Eben so verschwand in dem Lande westlich von der Rhone und der Maas der Einfluß der Teutschen mehr und mehr; das Gallisch-Römische Wesen siegte ob; teutsche Kraft und Leben wurde nur noch in den Einrichtungen des Staates erkannt und erhalten; die Franken wurden Franzosen, und Frankreich wird mit Recht ihr Staat genannt. Das Zwischenland aber (Lotharingen) behielt für alle Zeit die Erinnerung an seine Selbständigkeit; und beiden eigenthümlichen Völkern zur Rechten und zur Linken verwandt, bald hierhin gezogen bald dorthin,

bald von Diesem begehrt und bald von Jenem, mußte es Veranlassung zu mancher Berührung geben. Hierdurch mochte es an eigenthümlicher Ausbildung verlieren; bei der Lage des Landes indeß an Flüssen und Meeren, und bei dem Erbtheile mannigfaltiger Kenntnisse für Kunst und Gewerbe aus alten Zeiten, mußte es in diesem Verhältnisse eine große Bedeutung erhalten. Es konnte großen Gewinn durch Handel und Thätigkeit ziehen, und der Geist konnte sich vielseitig, wenn auch kaum eigenthümlich, entwickeln.

211. Aber wie sehr die Sonderung des Reiches dem Wesen des Geistes der Menschheit gemäß sein mochte: die Macht der Geschichte trat auch hier ein, und veranlassete noch manche Bewegung, welche auf die Wieder-Vereinigung der getrennten Theile gerichtet war. Der Gedanke an die Einheit des Reiches, das Karl der Große gegründet hatte, lebte fort mit der Erinnerung an ihn selbst bei den Fürsten und bei den Völkern. Viele Denkwürdigkeiten knüpfeten sich an; die Interessen einzelner Menschen und Familien im Süden und Norden waren mit einander verschlungen; das geheimnißvolle Kaiserthum reizte und verlockte durch seine eigene Natur und durch seine Stellung zum Papst. Und wenn die Sehnsucht nach Eigenthümlichkeit bei den Völkern Alles zu besiegen vermocht hätte: so lange auf allen Thronen Könige aus dem Geschlechte Karl's des Großen saßen, so lange konnten dieselben nicht aufhören, die Einheit des Reiches im Auge zu behalten. Denn die Karolinger fan-

ken zwar unaufhaltsam, seit sie sich, während der Streitigkeiten unter Ludwig dem Frommen, in die Hand ihrer Vasallen geistliches und weltliches Standes gegeben hatten; sie gingen mit schauderhafter Schnelligkeit ihrem Untergang entgegen, weil sie auf einer viel steileren Höhe, als die Merovinger, standen, und nothwendig stürzen mußten, sobald sie außer Stande waren, diese Höhe durch dieselben Mittel zu behaupten, durch welche sie dieselbe erreicht hatten. Aber die Throne des Reiches betrachteten sie als ihr Erbe, und wurden in dieser Ansicht durch die Eifersucht, wie durch den Vortheil der Vasallen bestärkt, der es forderte, daß sie die Freiheit behielten, ihren Lehnherrn aus Karl's Geschlechte willkührlich zu wählen: denn diese Wahl innerhalb des Geschlechtes der Karolinger hatte der Fluch des Papstes, der die Franken auf dieses Geschlecht beschränkte, keinesweges ausgeschlossen. Indem man zugleich die drei Brüder, Lothar, Ludwig den Teutschen und Karl den Kahlen als die Gründer von drei Karolingischen Häusern ansah, mußte man den, für Viele gewinnreichen, Gedanken festhalten, daß jedes dieser Häuser seinen Theil unter seine Glieder wiederum theilen könnte, daß aber bei dem Aussterben Eines Hauses die beiden anderen Häuser, ohne Rücksicht auf die Zahl ihrer Glieder, zu gleichen Theilen erben müßten, und daß bei dem Aussterben von zwei Häusern Alles an das dritte fiele. In der That wurde bei diesen Ansichten und Verhältnissen das ganze Reich Karl's des Großen (mit geringer, obgleich bedeutungsvoller Ausnahme) noch ein Mal wieder zusammen ge-

bracht, als kaum einige Jahrzehende verlaufen waren. Dieses geschah jedoch nur auf einen Augenblick, als hätte den Völkern gezeiget werden sollen, daß in einer solchen Vereinigung von Ländern und Völkern weder Glück noch Stärke liegt, damit sie einen bleibenden Widerwillen gegen dieselbe behielten! Aber ehe es geschah, machte sich das Lehen-Wesen überall auf eine furchtbare Weise geltend. Die königliche Macht sank ganz dahin, und verlor Ansehen und Werth. Die Vasallen geistliches und weltliches Standes brachten Alles unter sich und ehrten nur ihre Willkühr und beugten sich nur vor der päpstlichen Gewalt. Wegen der Zerrüttungen, die hieraus, neben jenen Bestrebungen nach Wieder-Vereinigung, entstanden, litten die Reiche von auswärtigen Feinden die schmachvollsten und verderblichsten Mißhandlungen, die eben so auf das Innere der Reiche zurück wirkten und die Zerrüttung derselben vermehrten, als sie durch diese Zerrüttung herbei geführet wurden. Teutschland wurde von den Slaven angefallen oder bedrohet, die nach Freiheit strebten und nach Rache. Italien litt durch die Araber. Kein Feind aber war für alle Reiche zugleich verderblicher, wenn auch am Verderblichsten für Frankreich, als die Nordmannen!

212. Nordmannen nämlich nannte man im Allgemeinen die Bewohner der unbekannten, von Teutschland nördlich liegenden, Länder Europa's, welche, mit Ausnahme der finnischen Stämme im äußersten Norden, alle Teutsches Stammes waren. Ursprünglich

waren es die Bewohner der Länder über den Sachsen hinaus, Holstein's, Schleswig's, Jütland's, welche man mit diesem Namen belegte. Als man aber im Fortgange der Zeit bekannter mit diesen Ländern wurde, da zog sich der Name weiter zurück. Allein auch dann, als man schon längst Dänen und Schweden und Norweger zu unterscheiden wußte, blieb er noch für die Völker der Scandinavischen Halbinsel, der Eilande und der benachbarten Länder umher gemeinsamer Name. Bis auf die Zeit Karl's des Großen waren alle diese Länder eine verschlossene Welt, aus welcher die Römer kaum einige schwache Klänge vernommen hatten. Seit dem Auftritte der Germanen waren diese Klänge gleichfalls ziemlich verhallt. Erst durch das Christenthum wurde die uralte Verborgenheit derselben einiger Maßen aufgehellt; aber der Zustand früherer Jahrhunderte blieb in der Verborgenheit und kann von uns nicht mehr erkannt werden.

213. Ueber die finnischen Stämme kommt man höchstens zu einigen Ahnungen, die mehr aus dem Schmerze hervorgehen, welchen der Gedanke erzeuget: sie seien niemals Etwas gewesen und hätten niemals Etwas bedeutet, als aus bestimmten geschichtlichen Angaben und geographischen Vergleichungen. In Rücksicht der germanischen Stämme hingegen stößt man auf so viele bedeutende Erscheinungen, daß man klar erkennt: in diesen kalten und rauhen Ländern hat der menschliche Geist, in der Sonne der Freiheit, durch den Kampf mit einer großen und starren Natur, eine

[illegible] Kraft genommen, und sich zu einer Höhe der Aussicht empor geschwungen. [illegible] kann sich ihm nur in [illegible] der Menschheit und des Gemüths entfalten. [illegible] Jugend und [illegible] einen Erfolg [illegible] der Wissenschaft. Dann wenn man auch zugeben mag, daß in den Sachen und [illegible] [illegible] [illegible] machen. Manches Menschenalter [illegible] [illegible] hat, durch welche das Land [illegible] und der allgemeine [illegible] [illegible] Zusammenhang zu finden ist. Gewiß möchte indeß sein: schon lange vor Karl dem Großen hatten die Bewohner des Nordens sich kriegerisch ausgebildet, weil sie, nach [illegible] Art, in kleinen freien Gemeinen lebend, sich wahrscheinlich häufig unter einander befehdet, und in diesen Befehdungen ihr Kriegs-Wesen geübt hatten; auch hatten sie mit kleinen elenden Fahrzeugen eine kühne Fertigkeit auf dem Meer erlangt, und sich, durch Lage und Bedürfnisse getrieben, bis zu den benachbarten Küsten [illegible] gewagt. Indeß sind alle ihre Unternehmungen

gen bis auf Karl's des Großen Zeit ganz ungewiß; die Sage von Regnar Lodbrok nicht weniger, als die von Ivar, und von anderen Königen. Durch Karl's des Großen Unternehmungen gegen die Sachsen ward aber, scheinet es, der Gedanke in ihnen aufgeregt, von ihrer Fertigkeit zur See größeren und bestimmten Gebrauch zu machen, und für That und Raub um Rettung und Rache ferne Fahrten zu unternehmen. Aufgeschreckt durch den furchtbaren Eroberer, von den Sachsen, ihren Halbbrüdern, um Hülfe angerufen, durch Flüchtlinge gedränget, für ihre eigene Freiheit und für ihre Religion gleich besorgt, war das Erste, was der Augenblick forderte, daß sie mit gemeinsamer Kraft die Fremden von den Gränzen abwehreten; das Zweite aber war, daß sie dieselben in ihrem eigenen Land angriffen. Also zeigten Nordmannen, unter dem Könige Gottfried, Regnar Lodbrok's Sohn, in den Ländern jenseits der Elbe eine bedeutende Macht, und zugleich erschienen Nordmannen räuberisch kühn und verwegen an den Küsten des Franken-Reiches, und bedroheten den Feind in seinem Inneren.

214. Ludwig's des Frommen Bemühungen, das Christenthum bei Dänen und Schweden zu gründen, die zusammen hingen mit inneren Streitigkeiten zwischen Gottfried's Bruder und Söhnen, und die nicht immer so edel in den Mitteln waren als im Zwecke, gaben zu dergleichen Unternehmungen manchen neuen und starken Reiz. Nach der Natur der Sache konnten diese Unternehmungen nur durch freiwillige Aben-

[illegible]

[illegible] Dinge, an den [illegible] der [illegible] und [illegible], [illegible] sie ihre [illegible] desto [illegible] [illegible]. [illegible] daher nicht mehr [illegible], und in der [illegible] der [illegible] zu großen [illegible]. [illegible] sie mehr und mehr die [illegible] des [illegible], von welchem ihnen nur ein [illegible] hatte, wurden immer [illegible] und immer mehr [illegible], je eher sie [illegible] und je größer die [illegible] wurden, so [illegible] sie sich noch und noch [illegible]! Also wurden sie der [illegible] und die Geißel aller

Länder vom Ausflusse der Elbe an bis nach Italien hin, die britischen Eilande eingeschlossen. Die Hauptbühne ihrer Räuberreien und Zerstörungen jedoch blieben, fast durch drei Menschen-Alter hindurch, die Gestade des Meeres und die Ufer der Flüsse von der Mündung des Rheines bis zu dem Fuße der Pyrenäen. Von ihrer Verwegenheit aber standen sie nicht eher ab, als bis ihnen in Frankreich ein schönes Land überlassen war, in welchem ihre überflüssige Kraft ein Unterkommen fand, in welchem sie den Grund zu neuen Eroberungen legten, und von welchem aus sie die Verbindung der Länder unterhalten konnten, die durch ihre kriegerischen Fahrten angeknüpfet war.

215. Aus der verwickelten und verworrenen Geschichte der drei Karolingischen Reiche und der Theile, in welche sie sich zersplitterten, mag, wie früher bei ähnlichen Verhältnissen, auch hier auf Einiges hingewiesen werden, das den Gang der Entwickelung und Gestaltung etwas näher bezeichnen zu können scheinet. — Kaiser Lothar wußte sich, scheinet es, in seinem seltsamen Reich, einer wahren Mißgestalt, nicht zurecht zu finden. Vielleicht fiel ihm auch sein Verfahren gegen seinen unglücklichen Vater doppelt schwer auf das Gewissen, wenn er dieses Reich betrachtete, und erwog, was er gewonnen hatte. Italien (dessen unterer Theil durch die longobardischen, aber schon seit Karl's des Großen Zeit unabhängigen, Fürsten von Benevento, durch die, von Jenen bekriegten griechischen Städte, die sich selbst überlassen waren, durch afrikanische Sa-

[illegible]nen, die über Sicilien (seit J. 827) nach Bari ge[illegible]men, und durch Saracenen aus Spanien, die sich [illegible] Tarent fest gesetzt hatten, auf das Schrecklichste zer[illegible] ward) gab Lothar (schon im J. 844) zwar sei[illegible] Sohne Ludwig, den er zuerst zum Könige von [illegible]bardien krönen ließ, dann zum Mit-Regenten (J. 850) [illegible]nahm, und dem er endlich (J. 852) den Kaisertitel [illegible]schaffte. Aber er selbst: was hatte er zu Aachen, [illegible] Palaste Karl's des Großen anders, als Schmach [illegible] den Nordmannen, Aerger von seinen Brüdern, [illegible] mit seinen Vasallen, und Angst in der eigenen [illegible]milie! Bei seinem Tod (J. 855) im Kloster zu Prüm, [illegible] welchem er Zuflucht gesucht hatte vor seinem Jam[illegible], erbten seine drei Söhne wie seine Länder, so [illegible] Leiden. Die Kaiserwürde ruhete von nun an auf [illegible]lien, da Kaiser Ludwig II. nur Italien erhielt. In [illegible] Leben dieser drei Söhne kommt aber Nichts vor, [illegible] merkwürdiger wäre, als die Verhältnisse Lothar's II., [illegible] von Lothringen, zu seiner Gemalin, der un[illegible]lichen Theutberga, und zu seiner Buhlin, der [illegible] Walrade. Denn diese unselige Sache zeigt uns [illegible]stand des Karolingischen Hauses, dessen Unsitt[illegible] zu wachsen schien mit der Abnahme seiner Kraft, [illegible] der Großen geistliches und weltliches Standes [illegible] eine solche Weise, daß man sich mit Unwillen hin[illegible]. Man kann dem Gefühle nicht entgehen: es [illegible] Zeit sei die päpstliche Gewalt nothwendig [illegible]. Man freuet sich, den Papst Nicolaus I. [illegible] überhaupt die Macht des heiligen [illegible] zu mehren und zu fördern, und nach den

Sinn und den Worten des falschen Isidor's zu gebrauchen verstand, eben so klug als, im Bewußtsein gerechter Sache, kräftig auf die Seite der Unschuld treten, und der lüderlichen Lüsternheit und der frechen Gewaltthätigkeit die Stirn bieten zu sehen. Man mag immerhin die Art, wie der Papst verfuhr, unerhört und die Anmaßung, die er sich erlaubte, unerträglich finden; aber man kann nicht umhin zu gestehen, daß die Gelehrsamkeit, mit welcher Hincmar sich widersetzte, wenig bedeutete gegen den Drang der Umstände, und muß den Sieg des Papstes so natürlich als wünschenswerth finden. Man muß endlich auch hier wieder gestehen: die Päpste haben ihre Herrschaft nicht durch schlechte Künste erschlichen, sondern man hat sie ihnen entgegen getragen, und die Noth der Zeit hat zu ihr hingedrängt. — Uebrigens wurde Lothringen, als Lothar II., dem sein Bruder Karl (J. 863) schon voran gegangen war, starb (J. 869), ohne eheliche Kinder zu hinterlassen, dem Kaiser Ludwig II. durch seine Oheime entrissen; er erhielt es zwar zum Theile zurück, starb indeß auch ohne Kinder zu hinterlassen (J. 874), nachdem er die ärgste Zerrüttung Italiens gesehen, für die Vertreibung der Saracenen umsonst gekämpft, und böse Händel mit dem Herzoge von Benevent unrühmlich bestanden hatte.

216. Aber auf dem Hause Karl's des Großen lag überhaupt ein furchtbares Geschick. Die beiden anderen Söhne Ludwig's des Frommen fühlten sich von demselben nicht minder gedrückt, als Lothar. Am

[illegible]

[illegible] von welchen die Kinder bisher so [illegible] gehabt hatten. Auf [illegible] mußte [illegible] er sich nicht geneigt fühlen zu einem großen Unternehmen, da Ludwig's eigener Sohn, der tapfere Kriegsmann, sich in kühner Leidenschaft so weit fortreißen ließ, daß er sich mit diesem Feinde seines Vaters und seines Vaterlandes verband. Ludwig jedoch, durch den eigenen Zwiespalt belehrt, ernst und milde zugleich, wußte auch diese Gefahr abzuwenden; er wußte seinen Sohn wieder zu gewinnen, und andere Zwiste mit seinen Kindern verständig zu schlichten. In den Ver-

hältnissen endlich zu seinen Brüdern und Neffen, die ihm lockende Aussichten eröffneten, benahm er sich im Ganzen nicht minder verständig; so wie überhaupt seine Regierung, in Rücksicht auf die Zeit und vergleichungsweise, löblich war. Die Fortbildung des Lehen-Wesens war unvermeidlich und kann zu keinem Vorwurfe berechtigen. Im Besonderen war die Anstellung von Herzogen in Thüringen und Sachsen durch die Verhältnisse nothwendig, wenn auch die Gefährlichkeit solcher Aemter nicht verkannt werden konnte. Am Ende seines Lebens mußte er es noch ansehen, daß, nach dem Tode seines Neffen, Ludwig's II. (J. 874), sein Sohn Karlmann, durch seinen Halbbruder Karl den Kahlen, sich wenigstens um die kaiserliche Krone, die Papst Johann VIII. (J. 875) diesem zu einem äußerst hohen Preise verkaufte, betrügen ließ, wenn er auch nicht um das Königreich Italien betrogen wurde. Bei seinem Tod (J. 876) erbten seine drei Söhne sein Reich, nach einer Theilung, die er angeordnet hatte; und sie behaupteten dasselbe gegen die Arglist ihres Oheimes, Karl's des Kahlen, mannhaft. Aber schon vier Jahre nach dem Vater (J. 880) starb der tapfere Karlmann, König von Baiern und Italien; und ein Jahr später folgte ihm sein nicht minder tapferer Bruder, Ludwig; und der stumpfsinnige dritte Sohn Ludwig's des Baiern, Karl der Dicke, dem schon ein wunderliches Glück die Kaiserkrone (J. 881) auf das Haupt geworfen hatte, wurde einiger König in ganz Teutschland und Italien, zu einer Zeit, da für jenes Land Nordmannen und Slaven von Neuem furchtbar

[illegible] zu [illegible] gesuchet hat. Beide [illegible] ihre [illegible]mäßigkeit in Zwei- [illegible] und aus denen Gründe her- [illegible] Diejenigen ihre Wider- [illegible] machten, die sich stark genug [illegible] zu bekämpfen, [illegible] Es ist daher nicht zu ver- [illegible] daß sich das Reich mehr und mehr in große [illegible] Herzogthümer und Grafschaften auflösete. [illegible] kaum ein Schatten königliches An- [illegible] ist eben so wenig zu verwundern, daß [illegible] Vasallen, Herzog Boso, selbst diesen [illegible] Die Art aber, wie Boso, ein [illegible] Ludwig's des Stammelnden, vermählet mit [illegible] Ludwig's II. Tochter, von Karl'n dem [illegible] erhoben und vom Papste Johann VIII., [illegible] die Kaiserkrone zugewandt hätte, begün- [illegible] durch die Bischöfe in den Gegenden an der [illegible] (879) zum Könige von Burgund erhoben [illegible], ist allerdings der Aufmerksamkeit werth. Wem [illegible] Natur des Lehen-Wesens noch nicht hinlänglich bekannt geworden ist, dem kann diese Erscheinung die [illegible] Kenntniß verschaffen, zumal wenn er weder bei der Versammlung zu Mantalla stehen bleibet, noch [illegible] Unvermögen des ganzen Karolingischen Hau- [illegible] kleinen Feind zu unterdrücken, sondern [illegible] zugleich in der Geschichte eine Antwort auf [illegible] suchet: was denn Boso für sich und seine [illegible] außer dem leeren Königstitel eigentlich ge- wonnen habe? — Den beiden jungen Königen, Lud-

wig III. und Karlmann war in diesen Verhältnissen kaum etwas Anderes zu wünschen, als ein früher Tod; und sie fanden diesen Tod, nachdem sie nicht unrühmlich gegen die Nordmannen gekämpfet hatten, Ludwig drei (J. 882), Karlmann fünf Jahre (J. 884) nach dem Tode des Vaters. Hierauf riefen die französischen Vasallen, von einer alten dunkelen Vorstellung geleitet, von Besorgniß vor einander und von Eifersucht gegen einander getrieben, auch durch die Nordmannen, die gerade Paris in Gefahr setzten, geängstiget, Karl'n den Dicken, Ludwig's des Baiern Sohn, König von Teutschland und Italien, herbei. Karl der Einfältige war noch ein kleines Kind, und konnte weder den Absichten, die sie mit ihrem Könige verfolgten, entsprechen, noch konnte er, da sie selbst sich nicht verständigen mochten, Frankreich augenblicklich retten!

219. Ein größeres Unglück hätte dem armen, unbehülflichen und hülflosen Karl, wie er selbst zu fühlen schien, wohl nicht begegnen können, als daß er, mit des großen Karl's Namen und Titel, auf eine Höhe hingestellet ward, auf welcher drei Völker, die in vielfacher Rücksicht verschieden waren, und von denen ein Jedes gequälet wurde durch eigene Noth, zu ihm hinauf schaueten, und von ihm königliche Waltung forderten, ohne daß sie ihm königliche Macht und königliches Ansehen zugestanden. In den siebenzig Jahren, die nach Karl's des Großen Tode verlaufen waren, hatten sich alle Verhältnisse, sowohl in der Stel-

lung der Völker, als in dem inneren Zustande der Reiche, dergestalt geändert, ausgebildet und verschlechtert, daß selbst dieser gewaltige Kaiser schwerlich im Stande gewesen sein würde, die drei Reiche zusammen zu halten, gegen äußere Feinde zu schirmen und vor innerer Unordnung, durch mächtige und übermüthige Vasallen veranlasset, zu wahren. Von Karl des Dicken Eigenschaften aber ist gewiß äußerst wenig Löbliches zu sagen. An dem unglücklichen Gange der Ereignisse jedoch war er wahrhaftig weit weniger Schuld, als Diejenigen, die ihn verließen und verriethen, und in aller Weise nur ihre besonderen Interessen im Auge hatten. Während Italien, durch seine treulosen Großen zerrüttet, um Hülfe schrie; während Teutschland, in frechen Fehden die alten Stammfeindschaften erneuernd, seinen König in Anspruch nahm, verlangte Frankreich von seinem neuen Könige die Vertreibung der Nordmannen und ihres Anhanges, die, in Friesland herrschend und in mannigfacher Verbindung mit Hohen und Niederen stehend, von Raublust und gerechter Rache getrieben, ungeheuere Verwüstungen anrichteten. Karl wollte das Verlangen der Franzosen in der That erfüllen: aber konnte er, der das Unglück hatte, den treuen und kriegskundigen Markgrafen Heinrich zu verlieren, das Ziel erreichen, da man ihm nicht die Mittel gab, die nöthig waren? Da die Franzosen die Heerfolge nicht leisteten, da sie den Krieg, der ihr Land verwüstete, nur als einen Krieg des Königes ansahen und Jeder seinen besonderen Zwecken nachging? Und sollte der wunderliche Vertrag, durch welchen

Karl (J. 886) den Nordmannen nicht nur die Gegend von Paris überließ, sondern ihnen auch Burgund öffnete, nicht im Verdruß über die Franzosen, die er nicht vereinigen, und der Burgunder, die er nicht bezwingen konnte, zur verdienten Züchtigung Beider eingegangen sein? Aber freilich gab dieser Umstand Veranlassung, ihn überall verhaßt zu machen. Die Franzosen wandten sich von ihm hinweg; die Italiäner wurden ihm fremd; den letzten Schritt zu der Trennung aber thaten die Teutschen. Diese sahen in der neuen Verbindung kein Heil. Die Leidenschaft eines einzelnen Mannes aber, des schlauen und stolzen Luitward, Bischofes von Vercelli, gab die Veranlassung. Der schmähliche Auftritt, durch welchen Karl die Entfernung dieses sonst nicht beliebten Mannes erwirkte, zeuget freilich mehr von Blödsinn als von Schwermuth des Kaisers. Durch Luitward wurde Arnulf, Karl's Neffe, Karlmann's unehelicher Sohn, Herzog von Kärnthen, bewogen, die teutsche Krone mit Heeresmacht in Anspruch zu nehmen, um sie einem unehelichen Sohne Karl's des Dicken, Bernhard, zu entziehen, vor welchem Arnulf allerdings, mehr wegen seiner Thaten und Eigenschaften, als wegen seines Vaters, Rechte zu haben schien. Eine Versammlung teutscher Vasallen zu Tribur erklärte hierauf (im Nov. 887) Karl'n der Regierung unfähig und bot Arnulfen die Krone an. Karl der Dicke verlor Muth und Besinnung, hatte jedoch das Glück, seine Schmach nur zwei Monate zu überleben. Teutschland und Frankreich aber waren getrennt auf ewige Zeiten.

Zwölftes Capitel.

E n g l a n d.

220. Als oben (58) von dem Einbruche der Teutschen in das römische Reich gesprochen wurde, da ist auch der Umstände gedacht, unter welchen Hengist und Horsa eine Schaar teutscher Männer, die man gewöhnlich Sachsen nennet, nach Britannien führeten. Seitdem sind fünftehalb hundert Jahre verflossen, und die Zeit ist reich gewesen an mannigfaltigen Erscheinungen. Aber der Strom der Begebenheiten, den wir verfolget haben, ist größtes Theiles an Britannien vorüber gegangen, und es ist nicht möglich gewesen, die Verhältnisse dieser Insel in den Gang unserer Beobachtung herein zu ziehen. Nur von Zeit zu Zeit sind wir an das abgesonderte Land erinnert worden: durch Winfred, durch Alcuin, durch die Nordmannen. Und wenn wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf dasselbe hinwenden, so geschiehet es immer nicht, weil die Begebenheiten auf dem festen Lande mit den Begebenheiten auf jenem Eilande dergestalt verflochten wären, daß man die Einen nur durch die Anderen verstehen könnte, sondern es geschieht, um einen angeknüpften Faden nicht allzu lange in der Luft herum wehen zu lassen. Indem man aber den Blick auf den südlichen Theil der Insel beschränket, tönet aus den nördlichen Hochlanden eine Heldenstimme herüber, so voll, so tief, so schwermüthig, so sehnsüchtig und so liebekräftig, daß

die Seele, von wunderbaren, geheimnißvollen Ahnungen durchdrungen, Mühe hat, sich loszuwinden und sich auszusöhnen mit der rauhen Wirklichkeit. Es mag ungewiß bleiben, wann Ossian oder Oisian gelebt hat, und wo sein Aufenthalt gewesen; es mag auch wahr sein, daß die Gesänge, die seinen Namen tragen, im Ablaufe der Jahrhunderte, durch die wechselnden Geschlechter, die sie bewahrten, durch die Veränderung in religiosen und politischen Verhältnissen, durch Sammler, Ordner und Bearbeiter große Veränderungen erlitten haben. Gewiß ist: das innerste Wesen dieser Welt des Seins und der That, die Oisian vor uns eröffnet, ist nicht die Schöpfung neuerer Zeit und christlicher Bildung, und dieses Wesen setzt ein Leben voraus, das nur nach langem Ringen und Reiben, in vielfachem Wechsel aufwärts strebender Menschengeschlechter zu solcher Höhe gelanget sein kann. Und wo ist dieses Leben geblieben, aus welchem der Sänger und Held hervorging, der so Gewaltiges und so Schönes zu vereinigen wußte? Wie ist diese Erscheinung in Verbindung zu bringen mit Dem, was die Geschichte zeiget, die wohl in den Picten und Scoten wilde Kämpfer, furchtbar wie Fingal, kennet, aber Nichts von der Herrlichkeit weiß, welche den König des Gesanges erzogen hat? — Das Erstaunen, das bei den Völkern Scandinaviens die Seele ergriff, kehret bei den Caledoniern wieder; und die Frage, wie sich der Norden entwickelt haben möchte, wenn nicht durch die Römer in alle Verhältnisse der Völker Europa's eine un-

Zwölftes Capitel.

E n g l a n d.

220. Als oben (58) von dem Einbruche der Teutschen in das römische Reich gesprochen wurde, da ist auch der Umstände gedacht, unter welchen Hengist und Horsa eine Schaar teutscher Männer, die man gewöhnlich Sachsen nennet, nach Britannien führeten. Seitdem sind fünftehalb hundert Jahre verflossen, und die Zeit ist reich gewesen an mannigfaltigen Erscheinungen. Aber der Strom der Begebenheiten, den wir verfolget haben, ist größtes Theiles an Britannien vorüber gegangen, und es ist nicht möglich gewesen, die Verhältnisse dieser Insel in den Gang unserer Beobachtung herein zu ziehen. Nur von Zeit zu Zeit sind wir an das abgesonderte Land erinnert worden: durch Winfred, durch Alcuin, durch die Nordmannen. Und wenn wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf dasselbe hinwenden, so geschiehet es immer nicht, weil die Begebenheiten auf dem festen Lande mit den Begebenheiten auf jenem Eilande dergestalt verflochten wären, daß man die Einen nur durch die Anderen verstehen könnte, sondern es geschieht, um einen angeknüpften Faden nicht allzu lange in der Luft herum wehen zu lassen. Indem man aber den Blick auf den südlichen Theil der Insel beschränket, tönet aus den nördlichen Hochlanden eine Heldenstimme herüber, so voll, so tief, so schwermüthig, so sehnsüchtig und so liebekräftig, daß

die Seele, von wunderbaren, geheimnißvollen Ahnungen durchdrungen, Mühe hat, sich loszuwinden und sich auszusöhnen mit der rauhen Wirklichkeit. Es mag ungewiß bleiben, wann Ossian oder Oisian gelebt hat, und wo sein Aufenthalt gewesen; es mag auch wahr sein, daß die Gesänge, die seinen Namen tragen, im Ablaufe der Jahrhunderte, durch die wechselnden Geschlechter, die sie bewahrten, durch die Veränderung in religiosen und politischen Verhältnissen, durch Sammler, Ordner und Bearbeiter große Veränderungen erlitten haben. Gewiß ist: das innerste Wesen dieser Welt des Seins und der That, die Oisian vor uns eröffnet, ist nicht die Schöpfung neuerer Zeit und christlicher Bildung, und dieses Wesen setzt ein Leben voraus, das nur nach langem Ringen und Reiben, in vielfachem Wechsel aufwärts strebender Menschengeschlechter zu solcher Höhe gelanget sein kann. Und wo ist dieses Leben geblieben, aus welchem der Sänger und Held hervorging, der so Gewaltiges und so Schönes zu vereinigen wußte? Wie ist diese Erscheinung in Verbindung zu bringen mit Dem, was die Geschichte zeiget, die wohl in den Picten und Scoten wilde Kämpfer, furchtbar wie Fingal, kennet, aber Nichts von der Herrlichkeit weiß, welche den König des Gesanges erzogen hat? — Das Erstaunen, das bei den Völkern Scandinaviens die Seele ergriff, kehret bei den Caledoniern wieder; und die Frage, wie sich der Norden entwickelt haben möchte, wenn nicht durch die Römer in alle Verhältnisse der Völker Europa's eine un-

auflösliche Gewaltsamkeit gekommen wäre, mag wohl in ihr aufsteigen!

221. Es hat Nichts Auffallendes, daß die Sachsen auf den Gedanken kamen, die Briten zu unterwerfen, die sich wehrlos gezeiget, die sich nicht zu vertheidigen gewußt hatten, und die es doch vielleicht wagten, ihnen den Lohn zu verkümmern, den sie verlangen zu können glaubten. Bei ihnen, wie bei allen rohen Völkern, galt der Grundsatz, daß tapferen Männern die Welt gehöre. Und da sie von der Heimath aus, und durch Angeln und Jüten und andere Schaaren streitlustiger und beutegieriger Männer unterstützet wurden: so mochten sie die Unterwerfung der Briten um so weniger für schwer halten, da die Picten und Scoten sich gern mit ihnen verglichen oder mit ihnen verbanden. Auffallen hingegen könnte der Widerstand, den sie fanden. Die Briten aber, von Freund und Feind in Gefahr gebracht, erkannten endlich, daß Nichts schützet, als die eigene Kraft. Und sobald sie wagten, sich aus der alten Schlaffheit und über die Genüsse zu erheben, welche die friedlichen Geschäfte eines gebildeten Lebens gewährten, so kehrte auch der verlorene Muth zurück und der Krieg wurde gelernet im Kriege. Hätten sie, nach dem Abzuge der Römer, nur einen kleinen Theil von ihrer gegenwärtigen Aufopferung und Anstrengung eingesetzet: so würden sie selbst ihr Land von Picten und Scoten gereiniget haben, und kein Sachse hätte mit den Waffen den britannischen Boden betreten;

selbst jetzt noch möchte es ihnen gelungen sein, den Feind zu vertreiben, hätten sie die wiedergefundenen Kräfte zu vereinigen und zur Macht zu erheben verstanden. Aber was wäre gewonnen, wenn in diesem abgerissenen Gliede das Leben der alten Zeit noch fortgezucket hätte, nachdem das römische Reich, der Leib, zu welchem Britannien einst gehörte, die Seele ausgehauchet hatte? Es wäre vielleicht weniger Blut geflossen und viele Thränen wären nicht geweinet, aber in der neuen germanischen Welt hätte ein solcher Rest alter Bildung die Seelen knicken und verkrüppeln müssen; und dieser Jammer ohne That und Tugend möchte größer gewesen sein, als das Unglück, welches der Krieg brachte. Dieser gründete, indem er zerstörte. Die Zerstörung aber war vielleicht nothwendig in einem Lande, das, außer dem Bereiche des Völker-Gedränges, durch seine Lage und Verhältnisse unter und zu den Ländern der Erde, eine große Bestimmung in der neuen Welt erfüllen konnte und im Fortgange der Zeit erfüllet hat.

222. Die alte Meinung, daß die s. g. Angel-Sachsen in dem südöstlichen Theile Britanniens, den sie in einem anderthalbhundert jährigen Kampfe nach und nach unterworfen, die Briten, welche sich nicht durch die Flucht in die südwestlichen Gebirge, Cornwales, Wales, Cumberland, oder nach der gallischen Küste zu retten vermochten, gänzlich ausgerottet haben, ist gewiß übertrieben. Es liegt in der Nothwendigkeit menschlicher Verhältnisse, daß ein großer Theil der

alten Einwohner sich unterworfen, und daß man, von Seiten der Sieger, wenn auch nicht ihrer Freiheit und ihres Eigenthumes, doch ihres Lebens geschonet habe. Das aber scheinet auch keinen Zweifel zu leiden, daß die Verwüstung groß und allgemein gewesen sei. Zwei Umstände scheinen Dieses zu beweisen. Zuerst die Unterdrückung der christlichen Religion, und zweitens die Vernichtung der lateinischen Sprache in Britannien. Das christliche Kirchen-Wesen bestand in diesem Lande vor der Ankunft der Sachsen, wie im übrigen römischen Reiche. Britannien soll acht und zwanzig Bischöfe gehabt haben. Und gegen den Anfang des siebenten Jahrhundertes mußte die Kirche von Neuem gegründet werden! Bei dieser Gründung müssen drei Dinge auffallen: die Unternehmung von Rom aus; das schnelle Gelingen der Unternehmung und das frühe Gedeihen der neuen Lehre. Indeß sind auch sie leicht zu begreifen bei näherer Erwägung der Umstände. Am Merkwürdigsten ist das Erste. Es zeuget gewiß für Gregor's des Großen (168) Geist und Sinn, daß er bei dem Bedrängnisse Rom's und Italiens ein so fernes Land nicht vergaß, welches die benachbarten Bischöfe und selbst die Gaelischen Klöster zu versäumen schienen, die sich doch durch eine schöne Begeisterung, durch hohe Strenge und große Zucht auszeichneten. Dem römischen Stuhl aber wurde dadurch ein Gewinn verschafft, den Gregor selbst gewiß nicht erstreben konnte! — Was das Zweite betrifft, so ist wahr, daß dieselben Sachsen, die in der Heimath sich dem Christenthume so hartnäckig widersetzten, in Britannien

leicht für dasselbe gewonnen wurden. Wenn sich auch, nachdem König Aethelbirt von Kent für dasselbe gestimmet war, noch ein ganzes Jahrhundert lang manche Widerspänstigkeit zeigte, weil die neue Lehre Forderungen machte, deren Erfüllung dem rohen, raub- und genußgierigen Sieger unbequem vorkam, so ist doch unleugbar, daß das Christenthum festen Fuß gefaßt hatte, sobald es von den römischen Boten verkündiget war, und daß der Sieg desselben kaum jemals zweifelhaft ward. Aber die Sachsen in ihrer Heimath waren auch in ganz anderen Verhältnissen. Die christliche Religion war auf dem Boden Britanniens schon heimisch; es blieben Kirchen und Altäre, hin und wieder auch christlicher Gottesdienst. Priester und Mönche in dem welschen Theile des Landes wirkten mit zur Herstellung des zerstörten Kirchen-Wesens. Auch wirkte Aethelbirt's Gemalin, Bertha, in ähnlicher Weise, in welcher Chlotildis bei den Franken gewirket hatte. — Endlich gedieh das Christenthum in Britannien so schnell, daß dasselbe bald von diesem Land aus wieder zu anderen Völkern von begeisterten Männern getragen werden konnte. Aber diese begeisterten Männer gehörten nicht zu Denen, welchen die heilige Lehre erst jetzt verkündiget ward, sondern sie gingen hervor aus älteren Pflanzschulen und wurden nur durch den neuen Sieg zu neuer Begeisterung getrieben! — Was hingegen die Vernichtung der lateinischen Sprache anlanget: so zeiget eine Vergleichung der Englischen mit der Französischen und den anderen romanischen Sprachen, daß diese im Wesentlichen römisch sind, jene hingegen im

Wesentlichen teutsch ist. Und wie ist diese Erscheinung anders zu erklären, als aus dem Verschwinden der alten Einwohner, deren größere Zahl bei höherer Bildung sonst ja wohl denselben Einfluß behauptet haben würde, welchen die römischen Unterthanen überall behauptet haben?

223. Der Kampf selbst bietet im Einzelnen Wenig dar, das wegen seiner Eigenthümlichkeit ausgezeichnet werden müßte. Was Wallisische Barden als Heldenthat und Abenteuer verherrlichet haben, das gehöret der Welt des Gesanges an. Wie viel aber auch König Arthur, mit seiner Tafelrunde, mit seinem Schilde, seiner Lanze und seinem Schwerte, der Dichtkunst und der Sage von dem Ruhme verdanken mag, mit welchem er in dem Andenken späterer Zeit glänzet, so scheinet er doch, wie Ambrosius früher, in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhundertes, wirklich ein Feldherr der Briten gewesen zu sein, das sinkende Vaterland getragen, den gebrochenen Muth seines Volkes gestählet, und die Angel-Sachsen in ihren Unternehmungen so lange aufgehalten zu haben, bis die Vollendung ihres Werkes unmöglich geworden war. Diese gründeten inzwischen nach und nach sieben Herrschaften, oder Königreiche, weil jeder Führer sich unabhängig neben den anderen stellte, und von Denen, die ihm folgten, als König angesehen wurde. Diese Trennung schwächte der Teutschen Kraft und machte sie den Briten, in den Gebirgen, gleich. Durch das Gefühl, daß ihnen Einheit der Kräfte nöthig sei, geriethen sie stets in

Zwiste mit einander, und erleichterten nicht nur den Briten den Widerstand, sondern reizten auch Picten und Scoten zu Angriffen. Ihr Streben gegen einander gab bald dem einen Staate die Ueberhand, bald dem anderen. Die Königreiche Kent, Northumberland, Wessex, Mercia hatten nach einander die Vormacht in der so genannten Heptarchie, und sie gewannen diese Vormacht durch einzelne Könige, Aethelbirt, Edwin, Ina und Offa, welche die Umstände zu benutzen verstanden. Endlich gelang es Egbert, der als Flüchtling bei Karl dem Großen gelebt und deßwegen ein erhabenes Muster vor Augen hatte, sein Reich Wessex über alle dergestalt zu erheben, daß er sich als den König aller sieben Reiche, als den König von England (J. 827) ansehen durfte. Aber zu einer wahren Vereinigung kam es nicht; mehrere der kleinen Reiche behielten ihre Könige und ihr abgesondertes Gemeinwesen, wenn gleich untergeordnet. Dieses war bei der Erinnerung an frühere Unabhängigkeit um so nachtheiliger, da um diese Zeit die Nordmannen auch in England die verderblichen Einfälle wagten, mit welchen sie fortan Frankreich in Angst und Schrecken setzten.

224. Dem König Egbert zwar gelang es meistens, die Nordmannen von seinen Küsten zu entfernen; als aber nach seinem Tode (J. 837) sein Sohn Ethelwulf, schwaches und stumpfes Geistes, mehr frommen Uebungen zugewandt, als den öffentlichen Verhältnissen, das Reich regieren und schützen sollte, da gerieth Alles in Verwirrung, und die Verwegen-

heit der Nordmannen, hier Dänen genannt, wurde desto größer, je mehr die Lage England's ihnen Gelegenheit zu unerwarteten Anfällen gab. Ueberall setzten sie sich fest auf den Küsten der Insel, hielten sich in Mercia, und trieben ihre Verheerungen und Räubereien weit in das Land hinein. Die Uneinigkeit von Ethelwulf's Söhnen, die dieser selbst veranlasset hatte, brachte nach seinem Tode (J. 858), einen solchen Zustand der Dinge hervor, daß nun auch jeder Widerstand vergeblich zu sein schien. Als aber endlich der jüngste Sohn Ethelwulf's, Alfred, zur Regierung kam (J. 871); als Alles verloren schien, und als Alfred selbst, wenigstens scheinbar, Alles aufgab: da wurde plötzlich und fast wunderbar, durch Alfred's Klugheit und Feldherrngeist, durch der Sachsen Verzweifelung, durch der Dänen Uebermuth, und durch die Natur der Dinge, England gerettet aus der Gewalt der räuberischen Fremden, und geschützet vor ihrer Wiederkehr. Er aber, König Alfred, ist eine der schönsten Erscheinungen im Mittel-Alter, welche die Seele mit reiner Freude erfüllet und den Geist mannigfaltig beschäftiget. Bei dem Verfahren gegen die Dänen mag man sein Verdienst vielleicht zu hoch angeschlagen, und, weil sein Name mit der Rettung wie mit der Noth gleich fest verknüpfet war, den zufälligen Ausgang seiner weisen Berechnung allzu freigebig zugeschrieben haben. Auch mag es wahr sein, daß durch Sage und Dichtung Vieles in seinem Leben ausgeschmücket sei, welches viel einfacher in der Wirklichkeit erschien. Das aber leidet keinen Zweifel, daß Alfred ein Fürst gewe-

sen von höchst ausgezeichnetem Geist und von der edelsten Gesinnung, fromm und klug, tapfer und gerecht, jeder Kunst geneigt, jeder Kenntniß hold, und für alle menschliche Bildung empfänglich und fördernd. Eine Vergleichung zweier Männer in ganz verschiedenen Verhältnissen ist nicht zulässig; aber man wird durch Alfred unwillkührlich an den König erinnert, der hundert Jahre früher den Thron der Franken bestieg, und es dringet sich der Gedanke auf, als habe es dem abgesonderten England nicht fehlen sollen an seinem Karl dem Großen. Wenn aber Alfred vielleicht reiner und menschlicher und schöner da zu stehen scheinen möchte als Karl, so soll das ungeheuere Frankenreich vor dem kleinen England ja nicht übersehen, es soll nicht vergessen werden, daß Alfred den goldenen Faden des Gesanges, der Wissenschaft und menschlicher Bildung, der durch die Verwirrungen in Britannien hindurch gehet, nur aufzunehmen brauchte, und daß Karl diesen Faden anzuknüpfen genöthiget war!

225. Was die inneren Verhältnisse zuerst der Angelsächsischen Reiche und alsdann des vereinten Englands betrifft: so sind dieselben im Allgemeinen, aus den teutschen Bräuchen und den Verhältnissen in diesem Lande wohl zu erkennen; im Einzelnen aber, wenn die urkundlich vorkommenden Namen und die Aeußerungen der Geschichtschreiber in Zusammenhang unter sich und mit jenen Bräuchen und Verhältnissen gebracht werden sollen, bieten sich auch hier mannigfaltige Schwierigkeiten dar. Vielleicht mögen folgende Bemerkungen

dienen, die einzelnen Erscheinungen in einigen Zusammenhang zu bringen. Zuvörderst fällt in die Augen, daß die Eroberung Britanniens nur durch Geleite gemacht worden sein kann. In so fern waren die Sachsen wie den Franken, die Gallien eroberten, in gleicher Lage. Aber in zwei wichtigen Beziehungen war diese Lage der Eroberer verschieden. Zuerst wurden die Sachsen von ihrer Heimath gänzlich abgeschnitten, mit welcher die Franken immer in Verbindung blieben, und hatten in ihrem Volke keine Stütze; zweitens mußten sie die Einwohner Britanniens selbst bekämpfen und zur Unterwerfung zwingen, während die Franken lediglich römische Legionen gegen sich erblickten. Nun dauerte der Kampf anderthalb hundert Jahre, und hörte mehr auf, als daß er geendiget wäre. Aus diesen Umständen mußten sich Einrichtungen entwickeln, die eine gewisse Festigkeit und dadurch eine bleibende geschichtliche Wichtigkeit erhielten. Vor Allem konnten die Eroberer das ganze gewonnene Land nur ansehen, als einen Besitz, der ihnen eigenthümlich und erblich zustand, so lange sie denselben zu vertheidigen wußten. Dabei blieben sie immer in dem Geleit, und waren den Gesetzen des Geleites (30) unterworfen. Es ist daher begreiflich, daß das Land unter die Eroberer in dem Maße vertheilet worden sei, nach welchem sie im Geleit als Führer oder Folger gestanden hatten. Es ist nicht minder begreiflich, daß die Ordnung des Geleites, nach Zehenden, Hunderten und Schaaren, auf das Landgebiet, welches den Kriegern zugetheilet ward, übertragen wurde, weil das Geleit

blieb und die Ordnung erhalten werden mußte. Die Eintheilung des Landes in Zehntschaften, Hundertschaften und Shires, oder Grafschaften mit einem Aerl oder Alderman (Grav) an der Spitze, ist daher natürlich genug zu erklären. Es ist endlich eben so begreiflich, daß der König ein Ansehen erhalten konte, das man, bei Vergleichung der Angelsächsischen Gesetze mit den Gesetzen anderer teutschen Völker, nicht ohne Verwunderung gewahret, bis man diese Verschiedenheit der Umstände in Erwägung gezogen hat. Sein Ansehen als Herzog im Geleite ging auf das neue Bürgerthum über, das man gründete, und als man dann durch die christliche Religion mit den orientalischen Begriffen der Bibel bekannt wurde, so fand das königliche Ansehen an diesen Begriffen eine große Rechtfertigung.

226. Als aber der fortdauernde Krieg es nothwendig machte, daß immer neue Schaaren aus Teutschland herangezogen wurden; als mit der christlichen Religion die Geistlichkeit sich geltend machte; als man zugleich durch den Verkehr mit dem Frankenreiche die Einrichtungen des Lehen-Wesens kennen lernete, die hier bestanden: da mußte die ursprüngliche Anordnung manche Veränderung erleiden. In das alte Fachwerk wurde ein neuer Stoff gepresset. Die Benennungen erhielten eine verschiedene Bedeutung, und neue Wörter, in der Fremde gewonnen, wurden auf Verhältnisse angewandt, für welche sie einiger Maßen geeignet schienen. Die ersten Eroberer, welche das große Werk gewaget, mit Erfolg angefangen, und Rühmliches ge-

[illegible] später
[illegible] deren
[illegible] vermehrt als
[illegible] Zeit
[illegible] aßen.
[illegible] Ingesamt
[illegible] Krieger
[illegible]
[illegible] die Kriegsleute
[illegible] Sie anderen mit
[illegible] und unteren Dienstleuten, welche
[illegible] Dienste hinein traten,
[illegible] ihre Vasallen und
[illegible] Kaufleute, die Haus
[illegible] mussten durch diese Ein
[illegible] Sinn verlieren. Es
[illegible] Beziehung auf
[illegible] auf den Frieden. Lös
[illegible] Die wahren
[illegible] Dame waren die spä
[illegible] persöns
[illegible] Krieger, des
[illegible] gesetzet
[illegible] Die Kriegsdienste, welche der [illegible] sich bes
hielt, bildeten sein Lehnland [illegible]);
[illegible], die er [illegible] hinweg gab,
[illegible] Folge-Land [illegible]. Der königliche

Than, in aller Weise höher gestellet, sah sich in aller Weise als edler an; aber der königliche Vasall mochte bei dem Ansehen des Königes manche Begünstigung finden, und die Geistlichkeit trat nicht selten in die Reibung hinein, bald mehrend, bald mildernd. — Das Land aber, welches die Thane selbst nicht bearbeiten lassen konnten, gaben sie gegen Zins und Dienst an Hintersassen, Kerle (Ceorl, Cearl, Churl) genannt. Diese Kerle mögen gewöhnlich Briten gewesen sein, welchen Lage, Zufall, Mitleid ein besseres Loos bereiteten; vielleicht auch armes und gemeines Volk, das von den teutschen Küsten herüber kam. Die Bearbeitung des Landes aber, welches die Thane unmittelbar im Besitze behielten, wurde durch Leibeigene betrieben. — Endlich wurden für gemeine Angelegenheiten, nach teutscher Weise, öffentliche Tage gehalten. Wenn aber der Name dieser Tage, Wittena-Gemote, wirklich, wie man glaubet, eine Versammlung der Weisen heißet, so scheinen sie in anderer Art gebildet gewesen zu sein, als die öffentlichen Tage bei anderen teutschen Völkern. Zum Theile möchte diese Verschiedenheit wohl zu erklären sein aus den Verhältnissen, in welchen die Thane standen; Zweifel bleiben indeß zurück, und fast scheinet es, als hätten Diejenigen nicht ganz Unrecht, welche die Wittena-Gemote während der Heptarchie für gemeinsame Versammlungen aller oder doch mehrerer Reiche halten. — Im Uebrigen gründete Alfred auf diese Verfassung seine Waltung, und traf Einrichtungen für Sicherheit, Ordnung, Ruhe und Gerech-

[illegible], sondern nur [illegible] Umstande [illegible] und von [illegible] des Landes [illegible] und welche eben [illegible] durch die [illegible] [illegible] diesen nicht [illegible] müßten.

Drittes Buch.

Von der Trennung Teutschlands und Frankreichs bis zur Wahl Rudolf's von Habsburg.

Erstes Capitel.

Die getrennten Reiche unter den letzten Karolingern. Die Ungern.

227. Ungeachtet der neuen und dauernden Trennung des Karolingischen Reiches behielt Teutschland in öffentlichen Verhandlungen noch lange den Namen Ost-Franken, und Frankreich den Namen West-Franken. — Die Macht der Geschichte war nicht zu vernichten, und der Eindruck, welchen die Herrschaft der Franken auf die Seelen der Menschen gemacht hatte, hielt nach! So lange noch Karolinger vorhanden waren, konnte auch der Gedanke an die Einheit nicht aufhören; er kündigte sich bald an als Wunsch und Streben, bald als Besorgniß, auch wohl bloß als Erinnerung. Die allmälige Entfernung von diesem Hause führte vielleicht an einer gefährlichen Klippe vorbei, an welcher Derjenige, der dieses Haus auf einmal zu stürzen

versuchet hätte, gescheitert sein würde. Durch dieselbe wurde der Fluch, den einst der Papst auf die Abweichung von diesem Hause gelegt hatte (174), in Vergessenheit gebracht, die schon längst durch den Verfall innerer Kraft, der sich bei den Karolingern selbst zeigte, vorbereitet war. Indem aber die Karolinger nach und nach abtraten oder auf die Seite geschoben wurden, gewann das Lehen-Wesen zu seiner gänzlichen Ausbildung eine neue Kraft. Denn mit dem Aufhören der Erblichkeit der Krone entging man zwar auf der einen Seite einem Uebel, das bisher die Verhältnisse des Reiches mannigfach verwirret hatte, nämlich dem Uebel der Theilungen und der Kriege, die aus den Theilungen zwischen den Söhnen der Könige hervorgingen; von der anderen Seite aber wurde auch das letzte irdische Band gesprenget, das unter den Karolingern wie unter den Merovingern die freche Willkühr des Vasallenthumes noch einiger Maßen gefesselt hatte.

228. Von nun an mußte selbst der Grundsatz, auf welchem die Größe des Karolingischen Hauses gegründet war, zur allgemeinen Auflösung der Reiche führen. Jeder mußte ja wohl streben, so hoch zu steigen als möglich, und sich seinen Kreis so weit zu stecken, als er mit seinem Arme reichen konnte. Er mußte streben, was er besaß, zu mehren, was er gewann, zu sichern, und zu herrschen, so weit er vermochte, um desto gewisser dem Beherrschtwerden zu entgehen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß von Neuem eine Verwilderung in das Leben kam, desto

gräßlicher, je größer schon die Bedürfnisse geworden, und daß der Arme und Wehrlose, durch die freche Gewaltthat verwilderter Herren, in einen Zustand der Entwürdigung, des Elendes und des Jammers hinabgedrückt wurde, der zu schauderhaft war, als daß wir uns, in Zeiten gesetzmäßiger Ordnung, einen Begriff davon zu machen vermöchten. Wundern könnte man sich hingegen, daß bei dieser Zügellosigkeit des Vasallenthumes überhaupt noch an Thron und Krone gedacht, daß noch Könige gewählet und anerkannt worden. Aber diese Verwunderung höret auf, wenn man nur Folgendes bedenket. Zuerst trieb die alte Gewohnheit, welcher Keiner zu entgehen vermochte. Mehr that die äußere Gefahr, in welche man gerieth, und der volksthümliche Sinn, der sich dabei rührte, so wie die Eifersucht, mit welcher man sich gegenseitig beobachtete. Eben so viel wirkte der Kampf zwischen dem Schwert und dem Worte, den weltlichen und den geistlichen Vasallen, die sich gegenseitig dulden mußten, weil sie sich nicht bewältigen konnten. Am Meisten aber geschah im Allgemeinen von dem Geiste der Menschheit, der sich geltend machte, und sich nach Ordnung sehnte, um zu Licht und Bildung zu kommen. Wenn man aber einmal einen König hatte, so kam es auf die Macht an, die er als Vasall besaß, es kam an auf seine Persönlichkeit, wie viel er gelten sollte! — Im Uebrigen konnte in dem ersten Jahrhunderte der Entfesselung des Vasallenthumes selbst das Papstthum sich nicht geltend machen; theils ward es bei einem verirrten volksthümlichen Streben mißbraucht, und

than hatten, konnten nicht zugeben, daß die später Ankommenden ihnen gleich gestellet wurden; sie, deren Zahl freilich Niemand kennet, sahen sich vielmehr als die Herren des Landes an, die nur von ihrem Besitz Etwas wieder verleihen konnten; und nur bei neuen Eroberungen mochten sie diesen Anspruch fallen lassen. Dennoch bedurfte man der Hülfe der Neu-Angekommenen, und wünschte sie in die Reihen der Krieger zu stellen. Also gaben die Könige, es gaben die übrigen Führer, deren Besitzungen groß waren, ihnen einzelne Theile ihres Eigenthumes gegen die Verpflichtung, ihnen zum Kriege zu folgen. Sie bildeten mithin besondere Geleite und konnten Diejenigen, welche in diese neuen und besonderen Geleite hinein traten, nach fränkischem Sprachgebrauche, ihre Vasallen und ihre Getreuen nennen. Die Zehntschaften, die Hundertschaften und die Shires mußten durch diese Einschiebungen ihren ursprünglichen Sinn verlieren. Es entstand ein Unterschied sowohl in Beziehung auf die Personen als in Beziehung auf den Besitz. Königliche Thane waren die ersten Sieger, die wahren Grundeigenthümer; gemeine Thane waren die später Eingetretenen und in einem abhängigen, persönlich verpflichtenden Verhältnisse stehenden Krieger, deren Wehrgeld begreiflicher Weise viel geringer gesetzet ward. Die Besitzungen, welche der Than für sich behielt, bildeten sein Leibland (Booc-land, Bauchland); die Besitzung, die er bedingungsweise hinweg gab, waren das Folg-Land (Folk-land). Der königliche

Than, in aller Weise höher gestellet, sah sich in aller Weise als edler an; aber der königliche Vasall mochte bei dem Ansehen des Königes manche Begünstigung finden, und die Geistlichkeit trat nicht selten in die Reibung hinein, bald mehrend, bald mildernd. — Das Land aber, welches die Thane selbst nicht bearbeiten lassen konnten, gaben sie gegen Zins und Dienst an Hintersassen, Kerle (Ceorl, Cearl, Churl) genannt. Diese Kerle mögen gewöhnlich Briten gewesen sein, welchen Lage, Zufall, Mitleid ein besseres Loos bereiteten; vielleicht auch armes und gemeines Volk, das von den teutschen Küsten herüber kam. Die Bearbeitung des Landes aber, welches die Thane unmittelbar im Besitze behielten, wurde durch Leibeigene betrieben. — Endlich wurden für gemeine Angelegenheiten, nach teutscher Weise, öffentliche Tage gehalten. Wenn aber der Name dieser Tage, Wittena-Gemote, wirklich, wie man glaubet, eine Versammlung der Weisen heißet, so scheinen sie in anderer Art gebildet gewesen zu sein, als die öffentlichen Tage bei anderen teutschen Völkern. Zum Theile möchte diese Verschiedenheit wohl zu erklären sein aus den Verhältnissen, in welchen die Thane standen; Zweifel bleiben indeß zurück, und fast scheinet es, als hätten Diejenigen nicht ganz Unrecht, welche die Wittena-Gemote während der Heptarchie für gemeinsame Versammlungen aller oder doch mehrerer Reiche halten. — Im Uebrigen gründete Alfred auf diese Verfassung seine Waltung, und traf Einrichtungen für Sicherheit, Ordnung, Ruhe und Gerech-

tigkeit, welche mit tiefem Verstande seinem Volk und den Verhältnissen des Landes angepasset waren, und welche eben deßwegen auch durch die schrecklichsten Stürme späterer Zeiten nicht vernichtet worden sind.

Drittes Buch.

Von der Trennung Teutschlands und Frankreichs bis zur Wahl Rudolf's von Habsburg.

Erstes Capitel.

Die getrennten Reiche unter den letzten Karolingern. Die Ungern.

227. Ungeachtet der neuen und dauernden Trennung des Karolingischen Reiches behielt Teutschland in öffentlichen Verhandlungen noch lange den Namen Ost-Franken, und Frankreich den Namen West-Franken. — Die Macht der Geschichte war nicht zu vernichten, und der Eindruck, welchen die Herrschaft der Franken auf die Seelen der Menschen gemacht hatte, hielt nach! So lange noch Karolinger vorhanden waren, konnte auch der Gedanke an die Einheit nicht aufhören; er kündigte sich bald an als Wunsch und Streben, bald als Besorgniß, auch wohl bloß als Erinnerung. Die allmälige Entfernung von diesem Hause führte vielleicht an einer gefährlichen Klippe vorbei, an welcher Derjenige, der dieses Haus auf einmal zu stürzen

versuchet hätte, gescheitert sein würde. Durch dieselbe wurde der Fluch, den einst der Papst auf die Abweichung von diesem Hause gelegt hatte (174), in Vergessenheit gebracht, die schon längst durch den Verfall innerer Kraft, der sich bei den Karolingern selbst zeigte, vorbereitet war. Indem aber die Karolinger nach und nach abtraten oder auf die Seite gestoßen wurden, gewann das Lehen-Wesen zu seiner gänzlichen Ausbildung eine neue Kraft. Denn mit dem Aufhören der Erblichkeit der Krone entging man zwar auf der einen Seite einem Uebel, das bisher die Verhältnisse des Reiches mannigfach verwirret hatte, nämlich dem Uebel der Theilungen und der Kriege, die aus den Theilungen zwischen den Söhnen der Könige hervorgingen; von der anderen Seite aber wurde auch das letzte irdische Band gesprenget, das unter den Karolingern wie unter den Merovingern die freche Willkühr des Vasallenthumes noch einiger Maßen gefesselt hatte.

228. Von nun an mußte selbst der Grundsatz, auf welchem die Größe des Karolingischen Hauses gegründet war, zur allgemeinen Auflösung der Reiche führen. Jeder mußte ja wohl streben, so hoch zu steigen als möglich, und sich seinen Kreis so weit zu stecken, als er mit seinem Arme reichen konnte. Er mußte streben, was er besaß, zu mehren, was er gewann, zu sichern, und zu herrschen, so weit er vermochte, um desto gewisser dem Beherrschtwerden zu entgehen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß von Neuem eine Verwilderung in das Leben kam, desto

gräßlicher, je größer schon die Bedürfnisse geworden, und daß der Arme und Wehrlose, durch die freche Gewaltthat verwilderter Herren, in einen Zustand der Entwürdigung, des Elendes und des Jammers hinabgedrückt wurde, der zu schauderhaft war, als daß wir uns, in Zeiten gesetzmäßiger Ordnung, einen Begriff davon zu machen vermöchten. Wundern könnte man sich hingegen, daß bei dieser Zügellosigkeit des Vasallenthumes überhaupt noch an Thron und Krone gedacht, daß noch Könige gewählet und anerkannt worden. Aber diese Verwunderung höret auf, wenn man nur Folgendes bedenket. Zuerst trieb die alte Gewohnheit, welcher Keiner zu entgehen vermochte. Mehr that die äußere Gefahr, in welche man gerieth, und der volksthümliche Sinn, der sich dabei rührte, so wie die Eifersucht, mit welcher man sich gegenseitig beobachtete. Eben so viel wirkte der Kampf zwischen dem Schwert und dem Worte, den weltlichen und den geistlichen Vasallen, die sich gegenseitig dulden mußten, weil sie sich nicht bewältigen konnten. Am Meisten aber geschah im Allgemeinen von dem Geiste der Menschheit, der sich geltend machte, und sich nach Ordnung sehnte, um zu Licht und Bildung zu kommen. Wenn man aber einmal einen König hatte, so kam es auf die Macht an, die er als Vasall besaß, es kam an auf seine Persönlichkeit, wie viel er gelten sollte! — Im Uebrigen konnte in dem ersten Jahrhunderte der Entfesselung des Vasallenthumes selbst das Papstthum sich nicht geltend machen; theils ward es bei einem verirrten volksthümlichen Streben mißbraucht, und

in die Parteiung der Zeit hinein gerissen, theils war die Verwirrung zu groß, als daß irgend ein Sieg, in dem Sinn, in welchem das Papstthum den Geist förderte, hätte gewonnen werden können. Und das mochte für die Entwickelung der Verhältnisse gut sein! Hätte das Papstthum jetzt schon die Gewalt geübet, die es zwei hundert Jahre später üben durfte, so würde es vielleicht später unmöglich geworden sein, auch diese Gewalt zu überwinden!

229. Arnulf war von den Teutschen allein, ohne Zustimmung der Franzosen und der Italiäner, gewählet worden. Es blieb daher den Franzosen, als Karl der Dicke gestorben war, kaum etwas Anderes übrig, als daß sie den Mann für ihren König anerkannten, der ihnen gewähret hatte, was vergeblich von Karl'n erwartet war. Sie wählten den tapferen Grafen Odo von Paris zunächst aus demselben Grunde, durch welchen sie früher zu Karl dem Dicken getrieben waren. Indeß war die Uebergehung eines Karolingischen Fürsten, der in Frankreich lebte, Karl's, den man den Einfältigen nennet, eine übele Sache, welche, in den Verhältnissen des Lehen-Wesens, nicht ohne gefährliche Folgen für den neuen König sein konnte. In Italien hingegen mochte, bei der Erinnerung an alte Zeiten, längst darüber ein schmerzliches Gefühl entstanden sein, daß gerade das Land, in welchem einst die Herrschaft der Welt gewesen war, nun von der Fremde aus beherrschet werden sollte. Die Wieder-Erweckung des kaiserlichen Namens mag diesen Schmerz vermehret ha-

ben. Durch den Umstand aber, daß der Papst in allen Ländern einen so großen Einfluß hatte, und zugleich anerkannt über die kaiserliche Krone verfügen durfte, mögen Gedanken erzeuget sein, diesem Uebel abzuhelfen, und Karl's des Dicken Schwäche und Verächtlichkeit war recht dazu geeignet gewesen, solche Gedanken zu nähren, zu verbreiten und auszubilden. Es war daher sehr natürlich, daß man in Italien die Unabhängigkeit erstrebte; daß man die kaiserliche Würde, an deren Besitz man vielleicht Gedanken von Eroberungen und Herrschaft knüpfte, auf einen Italiäner zu bringen suchte, und daß man dieses Ziel durch den Papst, dessen Stuhl eben deßwegen in diese Bestrebungen hinein gezogen wurde, zu erreichen hoffte. Dieser Plan aber konnte nicht gelingen, weil Diejenigen, die ihn verfolgten, Keinen aufzustellen wußten, der Alle zum Gehorchen zu zwingen vermocht hätte. Also wurden sie als eine Partei angesehen, welcher andere Parteien gegenüber traten, und die Leidenschaft wucherte empor und brachte Alle ins Unglück.

230. Arnulf, dessen Geist und Kraft noch ein Mal an die ersten Karolinger erinnert, dachte wohl an die Vereinigung der Reiche, die seinen Oheim und Vorgänger als gemeinsamen König anerkannt hatten; aber er hatte weder Recht noch Macht für solchen Anspruch. Eben deßwegen war es verständig, daß er sich mit Odo verglich, zumal da Dieses auf eine ehrenvolle Weise geschehen konnte. Es war nicht minder verständig, daß er sich auch mit Ludwig von Burgund ab-

fand; denn er war ja nicht einmal im Stande, den Herzog Rudolf, der sich in den Hochlanden Burgund's zum König erklärte, zu bezwingen. Und wie sehr würde er zu loben sein, wenn er auch Italien sich selbst überlassen hätte, und fortgefahren wäre, wie er angefangen hatte, den furchtbaren Zwentebold oder Swiatopolk von Mähren in der Zucht zu halten, die Nordmannen, die ihre alten Räubereien fortsetzten, immer zu schlagen, wie er sie (J. 891) bei Löwen schlug, und alle seine Kraft auf die inneren Verhältnisse seines Reiches zu richten! Aber der Gedanke an das unglückselige Kaiserthum war gar zu reizend, und der Zustand Italiens gar zu verführerisch, als daß er seinen Blick von diesem schönen Lande hinweg zu wenden vermocht hätte. Auch mochte seine Einmischung in dem Zusammenhange der Verhältnisse für die Ausbildung des Papstthumes wohl heilsam sein, da dasselbe, ohne diese Einmischung, dem volksthümlichen Streben der Italiäner vielleicht untergeordnet geblieben wäre, und mithin seine Natur und seine Bedeutung verloren hätte. Als er aber einmal den Entschluß, eine Heerfahrt nach Italien zu wagen, gefaßt hatte, da konnte er auch kein Bedenken tragen, gegen den Feind, der, in seiner Abwesenheit, neben den Nordmannen doppelt gefährlich werden konnte, den Fürsten von Mähren, einen anderen Feind aufzuregen, und ihn durch die eigene Noth von Teutschland abzuhalten. Und wenn nachmals die Magyaren, die er aufrief, großes Unheil über Teutschland gebracht haben, so kann ihm dies

ses um so weniger zur Last gelegt werden, da er den Gang der Ereignisse unmöglich voraussehen konnte.

231. Die Verhältnisse Italiens, unter Karl dem Dicken und in der ersten Zeit nach dem Falle desselben sind, (die schreckliche Zerrüttung nicht erwogen, welche durch den Zustand der griechischen Städte im unteren Theile des Landes, und durch die furchtbaren Saracenen, die Sicilien unterworfen hatten, bewirket ward,) schwer aufzuklären. Zwischen Wido, Herzog von Spoleto, und Berengar, Herzog von Friaul, scheiner verschiedene Unterhandlungen Statt gefunden zu haben; denn Jener wurde von der volksthümlichen Partei, welche auch den Papst Stephan V. auf ihrer Seite hatte, begünstiget, für Diesen hingegen sprach, neben seiner Macht, seine Verwandtschaft mit dem Karolingischen Hause. Gewiß aber ist, daß Beide um die Italiänische Krone in Streit geriethen. Berengar, seine Lage benutzend, hatte den königlichen Titel angenommen; aber er war für die Freunde eines gemeinsamen Vaterlandes nicht der rechte Mann, wegen seiner Persönlichkeit. Von Wido besieget, wandte er sich sogleich um Hülfe an Arnulf (J. 889); und Arnulf sandte Hülfe; aber gerade dieser Umstand mußte ihm die Seelen noch mehr entfremden. Also erhielt Wido vom Papst Stephan VI. (J. 891) die Kaiserkrone, und Viele von Denen, die früher den Berengar als König anerkannt hatten, wandten sich dem neuen Kaiser zu. Zwei Dinge aber änderten den Lauf dieser Ereignisse und vermehrten die Verwirrung des unglück-

lichen Landes. Zuerst die Gelangung des Papstes Formosus zum heiligen Stuhl, und zweitens die Erscheinung Arnulf's in Italien. Formosus hatte früher unter den Bulgaren gelebt und hatte hier, scheinet es, in den Streitigkeiten zwischen den Patriarchen Ignatius und Photius, bei welchen seit Nicolaus I. die römischen Päpste ihr Ansehen geltend zu machen gesuchet hatten, gelernet, das Papstthum in einem höheren Sinn aufzufassen. Später war er durch Bann und Verfolgung hindurch zu dem päpstlichen Stuhle gelanget (J. 891), und sah sich auf demselben mit Feinden umgeben, deren Erbitterung um so größer war, je schroffer ihr Wollen und Streben seinem Wollen und Streben gegenüber stand. Er wollte die Kirche, sie ihr Volk. Vielleicht ward er bei diesem Zustande der Kirche doppelt besorgt, wenn er die Gräuel im unteren Italien ansah und die Gefahr erwog, mit welcher selbst Rom von den Saracenen bedrohet ward. Also mochte er wohl keine Rettung sehen für Rom, für sich selbst und für das Papstthum, wenn nicht ein mächtiger fremder Fürst Ruhe und Sicherheit gewährte, und den Päpsten den Weg wieder eröffnete, auf welchem sie bisher zu so großer Höhe gelanget waren. Seiner geheimen Einladung aber an Arnulf kam noch das Drängen zu Hülfe, mit welchem Berengar in seiner Noth um Unterstützung bat.

232. Arnulf's erster Zug nach Italien jedoch (J. 894) konnte, wenn auch von seiner Seite mit nicht gemeiner Klugheit unternommen, um so weniger zu ei-

nem Ziele führen, da er mehr das neue, von Rudolf gegründete Königreich Burgund im Auge hatte, als Italien selbst. Aber seine Erscheinung mußte die Leidenschaft höher treiben, und es ist nicht zu verwundern, daß Wido den Papst Formosus zwang, auch seinen Sohn Lambert, obgleich er noch unmündig war, zu krönen, damit wenigstens das Kaiserthum gesichert bliebe und jeder Anspruch offen gehalten würde. Denn das mochte Wido für undenkbar halten, daß der Papst seine eigene Handlung vernichten könnte. Aber er that es! Als Wido bald nachher, zur Unzeit, starb und Arnulf nun eine zweite Heerfahrt unternahm, und, gewarnet durch die erste, seinen Blick auf Rom richtete, und Rom wirklich einnahm (J. 895): da trug der Papst Formosus kein Bedenken, dem König Arnulf die Kaiserkrone zu ertheilen, wie wenn Lambert's Krönung gar nicht geschehen wäre. Dieser seltsame Auftritt aber konnte von den Italiänern, welchen die fremde Herrschaft ein Gräuel war, nur als eine Schändlichkeit betrachtet werden, und eine Bedeutung hätte sie nur erhalten können, wenn der neue Kaiser Arnulf im Stande gewesen wäre, Alles vor sich nieder zu werfen, und seine Herrschaft mit der Gewalt der Waffen unerschütterlich zu begründen. Aber Arnulf konnte wohl in Rom an seinen Gegnern einen strengen Herrn bewähren, aber er vermochte nicht, die entschlossene Ingeltrude, Wido's Wittwe, des jungen Kaisers Lambert's Mutter, zu bezwingen, die auf ihren Anhang darum mit der größten Sicherheit rechnen konnte, da sie durch ein heiliges Band mit demselben vereinet war.

Arnulf sah sich genöthiget, aus Italien zurück zu gehen; Papst Formosus entging (J. 896) durch seinen Tod, wie das Gericht beweiset, das über seinen Leichnam gehalten ward, einem härteren Schicksal, und Berengar, erkennend, daß Fremde immer Feinde sind, und daß er in dieser Verbindung sein Ziel nicht erreichen werde, verband sich mit Lambert, und gestand diesem die kaiserliche Würde zu. Aber der Same zu neuer Zwietracht war in Italien so dicht gesäet, und der Boden war in der alten Verirrung so üppig gedünget, daß die Einigkeit nicht von Bestand sein konnte, und nicht von Bestand sein durfte, wenn der Gang der europäischen Entwickelung nicht unterbrochen werden sollte.

233. Inzwischen hatten die Magyaren, einem Rufe Arnulf's, der eigentlich nicht an sie gerichtet war, folgend, die Gefahr abgewandt, mit welcher das Mährische Reich gedrohet hatte; aber sie selbst waren, zumal da Sviatopolk, sogar in eines solchen Feindes Nähe, sein Reich bei seinem Tod (J. 894) unter seine drei Söhne theilte und dadurch kraftlos machte, Teutschland und der ganzen gebildeten Welt so nahe gekommen, daß der Gewinn sich bald in ein großes Unglück verwandelte. Die Geschichte dieser Magyaren (Magyarok), die wir, kaum wissend warum, Ungern nennen, vor ihrer Berührung mit den Teutschen, würde gewiß auch dann nur wenig Interesse haben, wenn wir besser über sie unterrichtet wären. Der alte Streit über ihre Abkunft ist einer weiteren Fort-

setzung nicht werth. Man kann mit Zuversicht behaupten, daß sie keine Finnen sind; wollte man sie aber den Mongolen oder den Türken zuweisen: so würde man vielleicht in neuen Streit gerathen über die Gränzen und die Kennzeichen der Stämme, die man mit diesen Namen bezeichnet, und über die Frage: ob diese Kennzeichen sich bei den Ungern gefunden haben oder nicht? Bei der Stellung, welche die Ungern bis auf diesen Tag in der Reihe der Völker inne gehabt haben, ist es ziemlich gleichgültig, welchem Stamme sie ursprünglich angehöret haben, und es ist nicht wohl einzusehen, welche Aufklärung der Theil ihrer Geschichte, der wirklich erforschet zu werden verdienet, durch die Entscheidung über ihre Urväter erhalten könnte. Drei Dinge aber darf man als unbestritten und unbestreitbar hinstellen; und mit ihnen scheinet das ganze Interesse ihrer früheren Geschichte erschöpfet zu sein.

234. Zuerst: die Ungern sind ein asiatisches Volk; sie kamen auf dem gewöhnlichen Weg asiatischer Horden herangezogen, und waren arge Barbaren, ein Scheusal für den Anblick, ein Grausen für den Gedanken, ein Ungethüm im Kampfe. Wenn auch ihre Gestalt und Art in früheren Beschreibungen weniger häßlich erscheinet, als in späteren, so ist die Wildheit ihrer Sitten und die Rohheit ihres Lebens weder von Früheren noch von Späteren geleugnet worden, und die Völker, welche das Unglück hatten, mit ihnen in Berührung zu kommen, haben Beides schwer empfunden. Die Sage aber von ihrem Aufbruch aus der

Gegend am Fuße des Urals (S. 334), von dem Vertrage der sieben Stämme, von der Wahl Almo's (Almus), der Ugek's Sohn, Arpad's Vater war, zum gemeinsamen Herzoge, von ihrem Uebergang über die Wolga, von ihrer Erscheinung vor Kiew, von ihrem Zug über die Karpathen und von ihrer Lagerung bei Munkacs, ist nicht ohne Reiz. Während ihres Kampfes mit den Bulgaren, durch byzantinische Gaben unterhalten, wurden sie durch Arnulf's Einladung zu einem Raubzuge gegen die Mähren bestimmet, und bald durch Bulgaren und Petschenegen, ihre Halbbrüder, genöthiget, in dieser Richtung fortzustreben. Auch lockte bald Swiatopolk's Theilung des Reiches. — Zweitens: die Ungern trugen in sich eine starke Kraft, eine große Empfänglichkeit für alle menschliche Bildung und eine gewisse Hoheit der Gesinnung. Aber sie waren ein fremdartiges Element im europäischen Leben, und es bedurfte einiger Menschen-Alter, ehe es ihnen gelang, ihre asiatische Natur einiger Maßen zu besiegen, ihre alte rohe Sitte zu überwinden, sich anzuheimen in dem neuen schönen Lande, das sie unter sich brachten, und die gewaltsamen Verhältnisse, in welche sie sich zu den alten Einwohnern, meist slavisches Stammes, stellten, so Vieles von ihrer Schroffheit zu nehmen, daß in ihnen ein geordneteres Leben möglich ward. — Drittens: eben wegen dieser Kraft, dieser Bildungs-Fähigkeit und dieser Gesinnung mochten die Ungern, unter allen Völkern, die von Asien aus nach Europa gekommen waren, leicht die würdigsten sein, auch es verdienen, eines der schönsten Länder Euro-

pa's zu behaupten, um endlich den Weg zu schließen, auf welchem die barbarischen Horden gegen die germanische Bildung heranzogen. Bei der Stellung, in welche die Völker gegen einander gekommen waren, machten sie einen guten Uebergang zwischen den Teutschen, den Slaven und den Asiaten, wenn gleich nicht ohne Unterwerfung und Herrschaft. Hieraus erkläret sich vielleicht die seltsame Erscheinung, daß die Ungern sich bis jetzt, in einem Zeitraume von neun hundert Jahren voll wechselnder Ereignisse, nicht mit den alten Einwohnern ihres Landes verschmolzen haben, sondern daß sie bis diesen Tag Slaven, wie Teutschen eigenthümlich gegenüber stehen. Sie fühlen das Unglück, das in dieser Trennung zwischen Menschen, die in Einem Lande leben und zu Einem Staate vereinet sind, liegt; sie wissen, wem sie ihre Bildung verdanken; sie könnten auch, rückblickend auf ihre Geschichte, erkennen, daß ihre asiatische Eigenthümlichkeit einst (etwa wenn die ursprüngliche Bestimmung erfüllet ist), untergehen werde in dem europäischen Leben: dennoch ist die alte Abgesondertheit noch vorhanden, und Ungern, Slaven und Teutsche wissen nicht an einander zu kommen! — Uebrigens drangen sie nach Arnulf's Tod in Pannonien ein, während sie östlich Siebenbürgen behaupteten und auf Kosten des Mährischen Reiches sich nördlich ausbreiteten, also daß sie bald das ganze schöne Land beherrschten und unter sich vertheilten, das noch jetzt ihren Namen träget. Aber zugleich fingen sie ihre scheuslichen Raubzüge an, die sich bald über den größten Theil Europa's erstreckten. Teutschland, Italien

und Frankreich zitterten vor ihnen bis zu ihren entfernten Gränzen. Ein luftiges Gesindel, erschienen sie überall, mit gleicher Schnelligkeit kommend und verschwindend. Wie böse Geister wurden sie gefürchtet, da man sie weder fassen noch abhalten konnte; und wie wilde Thiere wütheten sie, und übten Frevel und Muthwillen an Menschen und Dingen.

235. Solcher Gräuel war indeß nur möglich durch die Auflösung, welche das Lehen-Wesen über die Reiche der fränkischen Herrschaft gebracht hatte, und welche sich nach Arnulf's Tod in Teutschland in ihrer ganzen Fülle entwickelte; und solcher Gräuel war wohl nöthig, wenn die verwegenen Vasallen an Reich und Einheit erinnert werden sollten. Arnulf nämlich hatte nach seiner Zurückkunft aus Italien den Gedanken an dieses Reich und an das Kaiserthum aufgegeben, mag er die Unverständigkeit des Unternehmens erkannt haben, oder durch seine Kränklichkeit von der Verfolgung früherer Vorsätze abgehalten sein. Er wandte alsdann dem Reiche seine ganze Sorgfalt zu, mußte aber doch, sowohl durch seinen unächten und stürmischen Sohn Sviatopolk, dem er Lothringen gegeben, als auch im Inneren des Reiches Manches geschehen lassen, was nicht bloß von der Vermessenheit der Vasallen zeuget, sondern was auch den Keim weiterer Verwirrung in sich trug, während die schrecklichen Ungern an der Gränze lauerten, und den Slaven nicht zu trauen war. Auch dauerte seine Wirksamkeit nur ein Paar Jahre. Nach seinem Tode (J. 899) wurde

zwar sein kleiner Sohn, Ludwig, das Kind beigenannt, von allen teutschen Vasallen als König anerkannt; aber wohl aus keinem anderen Grund, als weil man wegen gegenseitiger Eifersucht den Namen eines Königes bedurfte, und den unächten Söhnen Arnulf's, welche dem allgemeinen Streben nach Vergrößerung, Erblichkeit und Herrschaft, kräftiger entgegen zu wirken vermocht hätten, nicht besser zu entgehen wußte. Das ächte Blut Ludwig's wurde zum Vorwande genommen, da man doch bei Arnulf's Wahl keinen Anstand wegen seiner unehelichen Geburt gefunden hatte. Die Uebertragung der Verwaltung des Reiches an Erzbischof Hatto von Mainz und den Herzog (oder Grafen) Otto von Sachsen, an den ersten geistlichen und den mächtigsten weltlichen Fürsten, scheinet für die Eifersucht zu zeugen, mit welcher Geistliche und Weltliche die schöne Gelegenheit zu gegenseitigem Gewinne zu benutzen gedachten. Und wenn diese beiden Männer, welche das Ruder in die Hand nahmen, persönlich tüchtig, auch vielleicht wohlwollend waren, so änderte das in der Sache sehr wenig. Was geschah denn durch sie für die Sicherheit des Reiches gegen das furchtbare Verderben, welches die Ungern über dasselbe brachten? Was für die Erhaltung der Ordnung unter den Vasallen, die mit frechem Uebermuth, ungerührt durch das Leiden wehrloser Menschen, ihre gottlosen Fehden fochten und ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgten? Und was vermochten sie nur zu thun gegen solche Zügellosigkeit, die kein Gesetz kannte und kein Gebot achtete? Der unglückselige Streit, der mit

[illegible] Erstes [illegible]

[illegible] ist, wie [illegible] zu vermeiden, [illegible] den [illegible] zu [illegible] zu [illegible] und das [illegible] an der [illegible] niemals das [illegible] der Erdboden? [illegible] andere [illegible] das Land [illegible] aber [illegible] Das [illegible] aber im [illegible] Aufgabe: [illegible] zu genügen, welches das Land des

Reiches zu endigen und dasselbe vor gänzlichem Untergange zu bewahren im Stande wäre!

236. In Frankreich nämlich war nach dem Falle Karl's des Dicken der Graf Odo von Paris, Robert's des Starken Sohn, König geworden (219). Bei aller Tapferkeit aber, mit welcher dieser König fortwährend gegen die Nordmannen stritt, bei aller Klugheit, die er in seinen Verhältnissen zu Arnulf und zu dem Karolinger, Karl dem Einfältigen, wie gegen die großen Vasallen geistliches und weltliches Standes bewährte, war es ihm nicht möglich, eine solche Macht zu gewinnen, daß er irgend weiter hätte regieren können, als sein Schwert reichte. Als er nach stetem Kampf einen frühen Tod starb (J. 898), da bewilligten die großen Herren, die Frankreich theilten und beherrschten, und kaum von Einem Frankreich wissen wollten, Karl'n dem Einfältigen den königlichen Namen; aber schwerlich meinte es irgend Einer redlich mit diesem unglücklichen Jünglinge, den einzigen Fulco, Erzbischof von Rheims, der ihn schon vor fünf Jahren zum Könige gesalbet hatte, etwa ausgenommen. Und als dieser Fulco (schon im J. 900) ermordet war: was blieb dem König übrig, um die Herzoge und Grafen nur abzuhalten von der offenen Erklärung, daß sie Könige seien im eigenen Land, als ein stetes Nachgeben gegen ihre Ansprüche, ihre Forderungen, ihren Hochmuth? Hatten sie ihn doch schon in der Kindheit seiner angestammten Hausländer beraubet, und ihre Stellen längst erblich, und ihm mithin das Erkaufen ihrer

Arnulf sah sich genöthiget, aus Italien zurück zu gehen; Papst Formosus entging (J. 896) durch seinen Tod, wie das Gericht beweiset, das über seinen Leichnam gehalten ward, einem härteren Schicksal, und Berengar, erkennend, daß Fremde immer Feinde sind, und daß er in dieser Verbindung sein Ziel nicht erreichen werde, verband sich mit Lambert, und gestand diesem die kaiserliche Würde zu. Aber der Same zu neuer Zwietracht war in Italien so dicht gesäet, und der Boden war in der alten Verirrung so üppig gedünget, daß die Einigkeit nicht von Bestand sein konnte, und nicht von Bestand sein durfte, wenn der Gang der europäischen Entwickelung nicht unterbrochen werden sollte.

233. Inzwischen hatten die Magyaren, einem Rufe Arnulf's, der eigentlich nicht an sie gerichtet war, folgend, die Gefahr abgewandt, mit welcher das Mährische Reich gedrohet hatte; aber sie selbst waren, zumal da Sviatopolk, sogar in eines solchen Feindes Nähe, sein Reich bei seinem Tod (J. 894) unter seine drei Söhne theilte und dadurch kraftlos machte, Teutschland und der ganzen gebildeten Welt so nahe gekommen, daß der Gewinn sich bald in ein großes Unglück verwandelte. Die Geschichte dieser Magyaren (Magyarok), die wir, kaum wissend warum, Ungern nennen, vor ihrer Berührung mit den Teutschen, würde gewiß auch dann nur wenig Interesse haben, wenn wir besser über sie unterrichtet wären. Der alte Streit über ihre Abkunft ist einer weiteren Fort-

setzung nicht werth. Man kann mit Zuversicht behaupten, daß sie keine Finnen sind; wollte man sie aber den Mongolen oder den Türken zuweisen: so würde man vielleicht in neuen Streit gerathen über die Gränzen und die Kennzeichen der Stämme, die man mit diesen Namen bezeichnet, und über die Frage: ob diese Kennzeichen sich bei den Ungern gefunden haben oder nicht? Bei der Stellung, welche die Ungern bis auf diesen Tag in der Reihe der Völker inne gehabt haben, ist es ziemlich gleichgültig, welchem Stamme sie ursprünglich angehöret haben, und es ist nicht wohl einzusehen, welche Aufklärung der Theil ihrer Geschichte, der wirklich erforschet zu werden verdienet, durch die Entscheidung über ihre Urväter erhalten könnte. Drei Dinge aber darf man als unbestritten und unbestreitbar hinstellen; und mit ihnen scheinet das ganze Interesse ihrer früheren Geschichte erschöpfet zu sein.

234. Zuerst: die Ungern sind ein asiatisches Volk; sie kamen auf dem gewöhnlichen Weg asiatischer Horden herangezogen, und waren arge Barbaren, ein Scheusal für den Anblick, ein Grausen für den Gedanken, ein Ungethüm im Kampfe. Wenn auch ihre Gestalt und Art in früheren Beschreibungen weniger häßlich erscheinet, als in späteren, so ist die Wildheit ihrer Sitten und die Rohheit ihres Lebens weder von Früheren noch von Späteren geleugnet worden, und die Völker, welche das Unglück hatten, mit ihnen in Berührung zu kommen, haben Beides schwer empfunden. Die Sage aber von ihrem Aufbruch aus der

Gegend am Fuße des Urals (J. 884), von dem Vertrage der sieben Stämme, von der Wahl Alom's (Almus), der Ugyek's Sohn, Arpad's Vater war, zum gemeinsamen Herzoge, von ihrem Uebergang über die Wolga, von ihrer Erscheinung vor Kiew, von ihrem Zug über die Karpathen und von ihrer Lagerung bei Munkacs, ist nicht ohne Reiz. Während ihres Kampfes mit den Bulgaren, durch byzantinische Gaben unterhalten, wurden sie durch Arnulf's Einladung zu einem Raubzuge gegen die Mähren bestimmet, und bald durch Bulgaren und Petschenegen, ihre Halbbrüder, genöthiget, in dieser Richtung fortzustreben. Auch lockte bald Sviatopolk's Theilung des Reiches. — Zweitens: die Ungern trugen in sich eine starke Kraft, eine große Empfänglichkeit für alle menschliche Bildung und eine gewisse Hoheit der Gesinnung. Aber sie waren ein fremdartiges Element im europäischen Leben, und es bedurfte einiger Menschen-Alter, ehe es ihnen gelang, ihre asiatische Natur einiger Maßen zu besiegen, ihre alte rohe Sitte zu überwinden, sich anzuheimen in dem neuen schönen Lande, das sie unter sich brachten, und die gewaltsamen Verhältnisse, in welche sie sich zu den alten Einwohnern, meist slavisches Stammes, stellten, so Vieles von ihrer Schroffheit zu nehmen, daß in ihnen ein geordneteres Leben möglich ward. — Drittens: eben wegen dieser Kraft, dieser Bildungs-Fähigkeit und dieser Gesinnung mochten die Ungern, unter allen Völkern, die von Asien aus nach Europa gekommen waren, leicht die würdigsten sein, und es verdienen, eines der schönsten Länder Euro-

pa's zu behaupten, um endlich den Weg zu schließen, auf welchem die barbarischen Horden gegen die germanische Bildung heranzogen. Bei der Stellung, in welche die Völker gegen einander gekommen waren, machten sie einen guten Uebergang zwischen den Teutschen, den Slaven und den Asiaten, wenn gleich nicht ohne Unterwerfung und Herrschaft. Hieraus erkläret sich vielleicht die seltsame Erscheinung, daß die Ungern sich bis jetzt, in einem Zeitraume von neun hundert Jahren voll wechselnder Ereignisse, nicht mit den alten Einwohnern ihres Landes verschmolzen haben, sondern daß sie bis diesen Tag Slaven, wie Teutschen eigenthümlich gegenüber stehen. Sie fühlen das Unglück, das in dieser Trennung zwischen Menschen, die in Einem Lande leben und zu Einem Staate vereinet sind, liegt; sie wissen, wem sie ihre Bildung verdanken; sie könnten auch, rückblickend auf ihre Geschichte, erkennen, daß ihre asiatische Eigenthümlichkeit einst (etwa wenn die ursprüngliche Bestimmung erfüllet ist), untergehen werde in dem europäischen Leben: dennoch ist die alte Abgesondertheit noch vorhanden, und Ungern, Slaven und Teutsche wissen nicht an einander zu kommen! — Uebrigens drangen sie nach Arnulf's Tod in Pannonien ein, während sie östlich Siebenbürgen behaupteten und auf Kosten des Mährischen Reiches sich nördlich ausbreiteten, also daß sie bald das ganze schöne Land beherrschten und unter sich vertheilten, das noch jetzt ihren Namen träget. Aber zugleich fingen sie ihre scheußlichen Raubzüge an, die sich bald über den größten Theil Europa's erstreckten. Teutschland, Italien

und Frankreich zitterten vor ihnen bis zu ihren entfernten Gränzen. Ein lustiges Gesindel, erschienen sie überall, mit gleicher Schnelligkeit kommend und verschwindend. Wie böse Geister wurden sie gefürchtet, da man sie weder fassen noch abhalten konnte; und wie wilde Thiere wütheten sie, und übten Frevel und Muthwillen an Menschen und Dingen.

235. Solcher Gräuel war indeß nur möglich durch die Auflösung, welche das Lehen-Wesen über die Reiche der fränkischen Herrschaft gebracht hatte, und welche sich nach Arnulf's Tod in Teutschland in ihrer ganzen Fülle entwickelte; und solcher Gräuel war wohl nöthig, wenn die verwegenen Vasallen an Reich und Einheit erinnert werden sollten. Arnulf nämlich hatte nach seiner Zurückkunft aus Italien den Gedanken an dieses Reich und an das Kaiserthum aufgegeben, mag er die Unverständigkeit des Unternehmens erkannt haben, oder durch seine Kränklichkeit von der Verfolgung früherer Vorsätze abgehalten sein. Er wandte alsdann dem Reiche seine ganze Sorgfalt zu, mußte aber doch, sowohl durch seinen unächten und stürmischen Sohn Sviatopolk, dem er Lothringen gegeben, als auch im Inneren des Reiches Manches geschehen lassen, was nicht bloß von der Vermessenheit der Vasallen zeuget, sondern was auch den Keim weiterer Verwirrung in sich trug, während die schrecklichen Ungern an der Gränze lauerten, und den Slaven nicht zu trauen war. Auch dauerte seine Wirksamkeit nur ein Paar Jahre. Nach seinem Tode (J. 899) wurde

zwar sein kleiner Sohn, Ludwig, das Kind beige- nannt, von allen teutschen Vasallen als König aner- kannt; aber wohl aus keinem anderen Grund, als weil man wegen gegenseitiger Eifersucht den Namen eines Königes bedurfte, und den unächten Söhnen Arnulf's, welche dem allgemeinen Streben nach Ver- größerung, Erblichkeit und Herrschaft, kräftiger entge- gegen zu wirken vermocht hätten, nicht besser zu ent- gehen wußte. Das ächte Blut Ludwig's wurde zum Vorwande genommen, da man doch bei Arnulf's Wahl keinen Anstand wegen seiner unehelichen Geburt gefun- den hatte. Die Uebertragung der Verwaltung des Rei- ches an Erzbischof Hatto von Mainz und den Herzog (oder Grafen) Otto von Sachsen, an den ersten geist- lichen und den mächtigsten weltlichen Fürsten, scheinet für die Eifersucht zu zeugen, mit welcher Geistliche und Weltliche die schöne Gelegenheit zu gegenseitigem Ge- winne zu benutzen gedachten. Und wenn diese beiden Männer, welche das Ruder in die Hand nahmen, per- sönlich tüchtig, auch vielleicht wohlwollend waren, so änderte das in der Sache sehr wenig. Was geschah denn durch sie für die Sicherheit des Reiches gegen das furchtbare Verderben, welches die Ungern über dasselbe brachten? Was für die Erhaltung der Ord- nung unter den Vasallen, die mit frechem Uebermuth, ungerührt durch das Leiden wehrloser Menschen, ihre gottlosen Fehden fochten und ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgten? Und was vermochten sie nur zu thun ge- gegen solche Zügellosigkeit, die kein Gesetz kannte und kein Gebot achtete? Der unglückselige Streit, der mit

lichen Landes. Zuerst die Gelangung des Papstes Formosus zum heiligen Stuhl, und zweitens die Erscheinung Arnulf's in Italien. Formosus hatte früher unter den Bulgaren gelebt und hatte hier, scheinet es, in den Streitigkeiten zwischen den Patriarchen Ignatius und Photius, bei welchen seit Nicolaus I. die römischen Päpste ihr Ansehen geltend zu machen gesuchet hatten, gelernet, das Papstthum in einem höheren Sinn aufzufassen. Später war er durch Bann und Verfolgung hindurch zu dem päpstlichen Stuhle gelanget (J. 891), und sah sich auf demselben mit Feinden umgeben, deren Erbitterung um so größer war, je schroffer ihr Wollen und Streben seinem Wollen und Streben gegenüber stand. Er wollte die Kirche, sie ihr Volk. Vielleicht ward er bei diesem Zustande der Kirche doppelt besorgt, wenn er die Gräuel im unteren Italien ansah und die Gefahr erwog, mit welcher selbst Rom von den Saracenen bedrohet ward. Also mochte er wohl keine Rettung sehen für Rom, für sich selbst und für das Papstthum, wenn nicht ein mächtiger fremder Fürst Ruhe und Sicherheit gewährte, und den Päpsten den Weg wieder eröffnete, auf welchem sie bisher zu so großer Höhe gelanget wa[illegible]. Seiner geheimen Einladung aber an Arnulf kam das Drängen zu Hülfe, mit welchem Berengar [illegible]ner Noth um Unterstützung bat.

[illegible]nulf's erster Zug nach Italien jedoch (J. [illegible] wenn auch von seiner Seite mit nicht ge[illegible] [illegible]eit unternommen, um so weniger zu ei-

nem Ziele führen, da er mehr das neue, von Rudolf gegründete Königreich Burgund im Auge hatte, als Italien selbst. Aber seine Erscheinung mußte die Leidenschaft höher treiben, und es ist nicht zu verwundern, daß Wido den Papst Formosus zwang, auch seinen Sohn Lambert, obgleich er noch unmündig war, zu krönen, damit wenigstens das Kaiserthum gesichert bliebe und jeder Anspruch offen gehalten würde. Denn das mochte Wido für undenkbar halten, daß der Papst seine eigene Handlung vernichten könnte. Aber er that es! Als Wido bald nachher, zur Unzeit, starb und Arnulf nun eine zweite Heerfahrt unternahm, und, gewarnet durch die erste, seinen Blick auf Rom richtete, und Rom wirklich einnahm (J. 895): da trug der Papst Formosus kein Bedenken, dem König Arnulf die Kaiserkrone zu ertheilen, wie wenn Lambert's Krönung gar nicht geschehen wäre. Dieser seltsame Auftritt aber konnte von den Italiänern, welchen die fremde Herrschaft ein Gräuel war, nur als eine Schändlichkeit betrachtet werden, und eine Bedeutung hätte sie nur erhalten können, wenn der neue Kaiser Arnulf im Stande gewesen wäre, Alles vor sich nieder zu werfen, und seine Herrschaft mit der Gewalt der Waffen unerschütterlich zu begründen. Aber Arnulf konnte wohl in Rom an seinen Gegnern einen strengen Herrn bewähren, aber er vermochte nicht, die entschlossene Ingeltrude, Wido's Wittwe, des jungen Kaisers Lambert's Mutter, zu bezwingen, die auf ihren [illegible]hang darum mit der größten Sicherheit rechnen [illegible] da sie durch ein heiliges Band mit demselben [illegible]

Arnulf sah sich genöthiget, aus Italien zurück zu gehen; Papst Formosus entging (J. 896) durch seinen Tod, wie das Gericht beweiset, das über seinen Leichnam gehalten ward, einem härteren Schicksal, und Berengar, erkennend, daß Fremde immer Feinde sind, und daß er in dieser Verbindung sein Ziel nicht erreichen werde, verband sich mit Lambert, und gestand diesem die kaiserliche Würde zu. Aber der Same zu neuer Zwietracht war in Italien so dicht gesäet, und der Boden war in der alten Verirrung so üppig gedünget, daß die Einigkeit nicht von Bestand sein konnte, und nicht von Bestand sein durfte, wenn der Gang der europäischen Entwickelung nicht unterbrochen werden sollte.

233. Inzwischen hatten die Magyaren, einem Rufe Arnulf's, der eigentlich nicht an sie gerichtet war, folgend, die Gefahr abgewandt, mit welcher das Mährische Reich gedrohet hatte; aber sie selbst waren, zumal da Sviatopolk, sogar in eines solchen Feindes Nähe, sein Reich bei seinem Tod (J. 894) unter seine drei Söhne theilte und dadurch kraftlos machte, Teutschland und der ganzen gebildeten Welt so nahe gekommen, daß der Gewinn sich bald in ein großes Unglück verwandelte. Die Geschichte dieser Magyaren (Magyarok), die wir, kaum wissend warum, Ungern nennen, vor ihrer Berührung mit den Teutschen, würde gewiß auch dann nur wenig Interesse haben, wenn wir besser über sie unterrichtet wären. Der alte Streit über ihre Abkunft ist einer weiteren Fort-

setzung nicht werth. Man kann mit Zuversicht behaupten, daß sie keine Finnen sind; wollte man sie aber den Mongolen oder den Türken zuweisen: so würde man vielleicht in neuen Streit gerathen über die Gränzen und die Kennzeichen der Stämme, die man mit diesen Namen bezeichnet, und über die Frage: ob diese Kennzeichen sich bei den Ungern gefunden haben oder nicht? Bei der Stellung, welche die Ungern bis auf diesen Tag in der Reihe der Völker inne gehabt haben, ist es ziemlich gleichgültig, welchem Stamme sie ursprünglich angehöret haben, und es ist nicht wohl einzusehen, welche Aufklärung der Theil ihrer Geschichte, der wirklich erforschet zu werden verdienet, durch die Entscheidung über ihre Urväter erhalten könnte. Drei Dinge aber darf man als unbestritten und unbestreitbar hinstellen; und mit ihnen scheinet das ganze Interesse ihrer früheren Geschichte erschöpfet zu sein.

234. Zuerst: die Ungern sind ein asiatisches Volk; sie kamen auf dem gewöhnlichen Weg asiatischer Horden herangezogen, und waren arge Barbaren, ein Scheusal für den Anblick, ein Grausen für den Gedanken, ein Ungethüm im Kampfe. Wenn auch ihre Gestalt und Art in früheren Beschreibungen weniger häßlich erscheinet, als in späteren, so ist die Wildheit ihrer Sitten und die Rohheit ihres Lebens weder von Früheren noch von Späteren geleugnet worden, und die Völker, welche das Unglück hatten, mit ihnen in Berührung zu kommen, haben Beides schwer empfunden. Die Sage aber von ihrem Aufbruch aus der

Gegend am Fuße des Urals (J. 884), von dem Vertrage der sieben Stämme, von der Wahl Alom's (Almus), der Ugyek's Sohn, Arpad's Vater war, zum gemeinsamen Herzoge, von ihrem Uebergang über die Wolga, von ihrer Erscheinung vor Kiew, von ihrem Zug über die Karpathen und von ihrer Lagerung bei Munkacs, ist nicht ohne Reiz. Während ihres Kampfes mit den Bulgaren, durch byzantinische Gaben unterhalten, wurden sie durch Arnulf's Einladung zu einem Raubzuge gegen die Mähren bestimmet, und bald durch Bulgaren und Petschenegen, ihre Halbbrüder, genöthiget, in dieser Richtung fortzustreben. Auch lockte bald Sviatopolk's Theilung des Reiches. — Zweitens: die Ungern trugen in sich eine starke Kraft, eine große Empfänglichkeit für alle menschliche Bildung und eine gewisse Hoheit der Gesinnung. Aber sie waren ein fremdartiges Element im europäischen Leben, und es bedurfte einiger Menschen-Alter, ehe es ihnen gelang, ihre asiatische Natur einiger Maßen zu besiegen, ihre alte rohe Sitte zu überwinden, sich anzuheimen in dem neuen schönen Lande, das sie unter sich brachten, und die gewaltsamen Verhältnisse, in welche sie sich zu den alten Einwohnern, meist slavisches Stammes, stellten, so Vieles von ihrer Schroffheit zu nehmen, daß in ihnen ein geordneteres Leben möglich ward. — Drittens: eben wegen dieser Kraft, dieser Bildungs-Fähigkeit und dieser Gesinnung mochten die Ungern, unter allen Völkern, die von Asien aus nach Europa gekommen waren, leicht die würdigsten sein, und es verdienen, eines der schönsten Länder Euro-

pa's zu behaupten, um endlich den Weg zu schließen, auf welchem die barbarischen Horden gegen die germanische Bildung heranzogen. Bei der Stellung, in welche die Völker gegen einander gekommen waren, machten sie einen guten Uebergang zwischen den Teutschen, den Slaven und den Asiaten, wenn gleich nicht ohne Unterwerfung und Herrschaft. Hieraus erkläret sich vielleicht die seltsame Erscheinung, daß die Ungern sich bis jetzt, in einem Zeitraume von neun hundert Jahren voll wechselnder Ereignisse, nicht mit den alten Einwohnern ihres Landes verschmolzen haben, sondern daß sie bis diesen Tag Slaven, wie Teutschen eigenthümlich gegenüber stehen. Sie fühlen das Unglück, das in dieser Trennung zwischen Menschen, die in Einem Lande leben und zu Einem Staate vereinet sind, liegt; sie wissen, wem sie ihre Bildung verdanken; sie könnten auch, rückblickend auf ihre Geschichte, erkennen, daß ihre asiatische Eigenthümlichkeit einst (etwa wenn die ursprüngliche Bestimmung erfüllet ist), untergehen werde in dem europäischen Leben: dennoch ist die alte Abgesondertheit noch vorhanden, und Ungern, Slaven und Teutsche wissen nicht an einander zu kommen! — Uebrigens drangen sie nach Arnulf's Tod in Pannonien ein, während sie östlich Siebenbürgen behaupteten und auf Kosten des Mährischen Reiches sich nördlich ausbreiteten, also daß sie bald das ganze schöne Land beherrschten und unter sich vertheilten, das noch jetzt ihren Namen träget. Aber zugleich fingen sie ihre scheuslichen Raubzüge an, die sich bald über den größten Theil Europa's erstreckten. Teutschland, Italien

[illegible] ihren [illegible] worden. [illegible] sie [illegible] und [illegible] zerrüttet [illegible] und [illegible] und [illegible]

[illegible] möglich [illegible] Weise [illegible] gebracht hatte. [illegible] Deutschland [illegible] Gräuel war [illegible] an Reich [illegible] nämlich [illegible] dem Sohne [illegible] aufgegeben [illegible] Unternehmens [illegible] von der Verfolgung [illegible] Er wandte [illegible] dem [illegible] seine ganze Sorgfalt zu, [illegible] sowohl durch seinen [illegible] und [illegible] Sohn Zwiatovolk (?), dem er Lothringen gegeben, als auch im Inneren des Reiches Manches geschehen [illegible], was nicht bloß von der Vermessenheit der Vasallen zeugte, sondern was auch den Keim weiterer Verwirrung in sich trug, während die schrecklichen Ungarn an der Gränze lauerten, und den Slaven nicht zu trauen war. Auch dauerte seine Wirksamkeit nur ein Paar Jahre. Nach seinem Tode (J. 899) wurde

zwar sein kleiner Sohn, Ludwig, das Kind beige-nannt, von allen teutschen Vasallen als König aner-kannt; aber wohl aus keinem anderen Grund, als weil man wegen gegenseitiger Eifersucht den Namen eines Königes bedurfte, und den unächten Söhnen Arnulf's, welche dem allgemeinen Streben nach Ver-größerung, Erblichkeit und Herrschaft, kräftiger entge-gegen zu wirken vermocht hätten, nicht besser zu ent-gehen wußte. Das ächte Blut Ludwig's wurde zum Vorwande genommen, da man doch bei Arnulf's Wahl keinen Anstand wegen seiner unehelichen Geburt gefun-den hatte. Die Uebertragung der Verwaltung des Rei-ches an Erzbischof Hatto von Mainz und den Herzog (oder Grafen) Otto von Sachsen, an den ersten geist-lichen und den mächtigsten weltlichen Fürsten, scheinet für die Eifersucht zu zeugen, mit welcher Geistliche und Weltliche die schöne Gelegenheit zu gegenseitigem Ge-winne zu benutzen gedachten. Und wenn diese beiden Männer, welche das Ruder in die Hand nahmen, per-sönlich tüchtig, auch vielleicht wohlwollend waren, so änderte das in der Sache sehr wenig. Was geschah denn durch sie für die Sicherheit des Reiches gegen das furchtbare Verderben, welches die Ungern über dasselbe brachten? Was für die Erhaltung der Ord-nung unter den Vasallen, die mit frechem Uebermuth, ungerührt durch das Leiden wehrloser Menschen, ihre gottlosen Fehden fochten und ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgten? Und was vermochten sie nur zu thun ge-gegen solche Zügellosigkeit, die kein Gesetz kannte und kein Gebot achtete? Der unglückselige Streit, der mit

fand; denn er war ja nicht einmal im Stande, den Herzog Rudolf, der sich in den Hochlanden Burgund's zum König erklärte, zu bezwingen. Und wie sehr würde er zu loben sein, wenn er auch Italien sich selbst überlassen hätte, und fortgefahren wäre, wie er angefangen hatte, den furchtbaren Zwendebolch oder Sviatopolk von Mähren in der Zucht zu halten, die Nordmannen, die ihre alten Räubereien fortsetzten, immer zu schlagen, wie er sie (J. 891) bei Löwen schlug, und alle seine Kraft auf die inneren Verhältnisse seines Reiches zu richten! Aber der Gedanke an das unglückselige Kaiserthum war gar zu reizend, und der Zustand Italiens gar zu verführerisch, als daß er seinen Blick von diesem schönen Lande hinweg zu wenden vermocht hätte. Auch mochte seine Einmischung in dem Zusammenhange der Verhältnisse für die Ausbildung des Papstthumes wohl heilsam sein, da dasselbe, ohne diese Einmischung, dem volksthümlichen Streben der Italiäner vielleicht untergeordnet geblieben wäre, und mithin seine Natur und seine Bedeutung verloren hatte. Als er aber einmal den Entschluß, eine Heerfahrt nach Italien zu wagen, gefaßt hatte, da konnte er auch kein Bedenken tragen, gegen den Feind, der, in seiner Abwesenheit, neben den Nordmannen doppelt gefährlich werden konnte, den Fürsten von Mähren, einen anderen Feind aufzuregen, und ihn durch die eigene Noth von Teutschland abzuhalten. Und wenn nachmals die Magyaren, die er aufrief, großes Unheil über Teutschland gebracht haben, so kann ihm dies

ses um so weniger zur Last gelegt werden, da er den Gang der Ereignisse unmöglich voraussehen konnte.

231. Die Verhältnisse Italiens, unter Karl dem Dicken und in der ersten Zeit nach dem Falle desselben sind, (die schreckliche Zerrüttung nicht erwogen, welche durch den Zustand der griechischen Städte im unteren Theile des Landes, und durch die furchtbaren Saracenen, die Sicilien unterworfen hatten, bewirket ward,) schwer aufzuklären. Zwischen Wido, Herzog von Spoleto, und Berengar, Herzog von Friaul, scheiner verschiedene Unterhandlungen Statt gefunden zu haben; denn Jener wurde von der volksthümlichen Partei, welche auch den Papst Stephan V. auf ihrer Seite hatte, begünstiget, für Diesen hingegen sprach, neben seiner Macht, seine Verwandtschaft mit dem Karolingischen Hause. Gewiß aber ist, daß Beide um die Italiänische Krone in Streit geriethen. Berengar, seine Lage benutzend, hatte den königlichen Titel angenommen; aber er war für die Freunde eines gemeinsamen Vaterlandes nicht der rechte Mann, wegen seiner Persönlichkeit. Von Wido besieget, wandte er sich sogleich um Hülfe an Arnulf (J. 889); und Arnulf sandte Hülfe; aber gerade dieser Umstand mußte ihm die Seelen noch mehr entfremden. Also erhielt Wido vom Papst Stephan VI. (J. 891) die Kaiserkrone, und Viele von Denen, die früher den Berengar als König anerkannt hatten, wandten sich dem neuen Kaiser zu. Zwei Dinge aber änderten den Lauf dieser Ereignisse und vermehrten die Verwirrung des unglück-

... ..andes. Zuerst die Gelangung des Papstes Form.. . . zum heiligen Stuhl, und zweitens die Erschei.. ...g Arnulf's in Italien. Formosus hatte früher ... den Bulgaren gelebt und hatte hier, scheinet es, ..n den Streitigkeiten zwischen den Patriarchen Igna..tius und Photius, bei welchen seit Nicolaus I. die römischen Päpste ihr Ansehen geltend zu machen gesuchet hatten, gelernet, das Papstthum in einem höheren Sinn aufzufassen. Später war er durch Bann und Verfolgung hindurch zu dem päpstlichen Stuhle gelanget (J. 891), und sah sich auf demselben mit Feinden umgeben, deren Erbitterung um so größer war, je schroffer ihr Wollen und Streben seinem Wollen und Streben gegenüber stand. Er wollte die Kirche, sie ihr Volk. Vielleicht ward er bei diesem Zustande der Kirche doppelt besorgt, wenn er die Gräuel im unteren Italien ansah und die Gefahr erwog, mit welcher selbst Rom von den Saracenen bedrohet ward. Also mochte er wohl keine Rettung sehen für Rom, für sich selbst und für das Papstthum, wenn nicht ein mächtiger fremder Fürst Ruhe und Sicherheit gewährte, und den Päpsten den Weg wieder eröffnete, auf welchem sie bisher zu so großer Höhe gelanget waren. Seiner geheimen Einladung aber an Arnulf kam noch das Drängen zu Hülfe, mit welchem Berengar in seiner Noth um Unterstützung bat.

232. Arnulf's erster Zug nach Italien jedoch (J. 894) konnte, wenn auch von seiner Seite mit nicht gemeiner Klugheit unternommen, um so weniger zu ei-

nem Ziele führen, da er mehr das neue, von Rudolf gegründete Königreich Burgund im Auge hatte, als Italien selbst. Aber seine Erscheinung mußte die Leidenschaft höher treiben, und es ist nicht zu verwundern, daß Wido den Papst Formosus zwang, auch seinen Sohn Lambert, obgleich er noch unmündig war, zu krönen, damit wenigstens das Kaiserthum gesichert bliebe und jeder Anspruch offen gehalten würde. Denn das mochte Wido für undenkbar halten, daß der Papst seine eigene Handlung vernichten könnte. Aber er that es! Als Wido bald nachher, zur Unzeit, starb und Arnulf nun eine zweite Heerfahrt unternahm, und, gewarnet durch die erste, seinen Blick auf Rom richtete, und Rom wirklich einnahm (J. 895): da trug der Papst Formosus kein Bedenken, dem König Arnulf die Kaiserkrone zu ertheilen, wie wenn Lambert's Krönung gar nicht geschehen wäre. Dieser seltsame Auftritt aber konnte von den Italiänern, welchen die fremde Herrschaft ein Gräuel war, nur als eine Schändlichkeit betrachtet werden, und eine Bedeutung hätte sie nur erhalten können, wenn der neue Kaiser Arnulf im Stande gewesen wäre, Alles vor sich nieder zu werfen, und seine Herrschaft mit der Gewalt der Waffen unerschütterlich zu begründen. Aber Arnulf konnte wohl in Rom an seinen Gegnern einen strengen Herrn bewähren, aber er vermochte nicht, die entschlossene Ingeltrude, Wido's Wittwe, des jungen Kaisers Lambert's Mutter, zu bezwingen, die auf ihren Anhang darum mit der größten Sicherheit rechnen konnte, da sie durch ein heiliges Band mit demselben vereinet war.

Arnulf sah sich genöthiget, aus Italien zurück zu gehen; Papst Formosus entging (J. 896) durch seinen Tod, wie das Gericht beweiset, das über seinen Leichnam gehalten ward, einem härteren Schicksal, und Berengar, erkennend, daß Fremde immer Feinde sind, und daß er in dieser Verbindung sein Ziel nicht erreichen werde, verband sich mit Lambert, und gestand diesem die kaiserliche Würde zu. Aber der Same zu neuer Zwietracht war in Italien so dicht gesäet, und der Boden war in der alten Verirrung so üppig gedünget, daß die Einigkeit nicht von Bestand sein konnte, und nicht von Bestand sein durfte, wenn der Gang der europäischen Entwickelung nicht unterbrochen werden sollte.

233. Inzwischen hatten die Magyaren, einem Rufe Arnulf's, der eigentlich nicht an sie gerichtet war, folgend, die Gefahr abgewandt, mit welcher das Mährische Reich gedrohet hatte; aber sie selbst waren, zumal da Sviatopolk, sogar in eines solchen Feindes Nähe, sein Reich bei seinem Tod (J. 894) unter seine drei Söhne theilte und dadurch kraftlos machte, Teutschland und der ganzen gebildeten Welt so nahe gekommen, daß der Gewinn sich bald in ein großes Unglück verwandelte. Die Geschichte dieser Magyaren (Magyarok), die wir, kaum wissend warum, Ungern nennen, vor ihrer Berührung mit den Teutschen, würde gewiß auch dann nur wenig Interesse haben, wenn wir besser über sie unterrichtet wären. Der alte Streit über ihre Abkunft ist einer weiteren Fort-

setzung nicht werth. Man kann mit Zuversicht behaupten, daß sie keine Finnen sind; wollte man sie aber den Mongolen oder den Türken zuweisen: so würde man vielleicht in neuen Streit gerathen über die Gränzen und die Kennzeichen der Stämme, die man mit diesen Namen bezeichnet, und über die Frage: ob diese Kennzeichen sich bei den Ungern gefunden haben oder nicht? Bei der Stellung, welche die Ungern bis auf diesen Tag in der Reihe der Völker inne gehabt haben, ist es ziemlich gleichgültig, welchem Stamme sie ursprünglich angehöret haben, und es ist nicht wohl einzusehen, welche Aufklärung der Theil ihrer Geschichte, der wirklich erforschet zu werden verdienet, durch die Entscheidung über ihre Urväter erhalten könnte. Drei Dinge aber darf man als unbestritten und unbestreitbar hinstellen; und mit ihnen scheinet das ganze Interesse ihrer früheren Geschichte erschöpfet zu sein.

234. Zuerst: die Ungern sind ein asiatisches Volk; sie kamen auf dem gewöhnlichen Weg asiatischer Horden herangezogen, und waren arge Barbaren, ein Scheusal für den Anblick, ein Grausen für den Gedanken, ein Ungethüm im Kampfe. Wenn auch ihre Gestalt und Art in früheren Beschreibungen weniger häßlich erscheinet, als in späteren, so ist die Wildheit ihrer Sitten und die Rohheit ihres Lebens weder von Früheren noch von Späteren geleugnet worden, und die Völker, welche das Unglück hatten, mit ihnen in Berührung zu kommen, haben Beides schwer empfunden. Die Sage aber von ihrem Aufbruch aus der

Gegend am Fuße des Urals (J. 884), von dem Vertrage der sieben Stämme, von der Wahl Alom's (Almus), der Ugyek's Sohn, Arpad's Vater war, zum gemeinsamen Herzoge, von ihrem Uebergang über die Wolga, von ihrer Erscheinung vor Kiew, von ihrem Zug über die Karpathen und von ihrer Lagerung bei Munkacs, ist nicht ohne Reiz. Während ihres Kampfes mit den Bulgaren, durch byzantinische Gaben unterhalten, wurden sie durch Arnulf's Einladung zu einem Raubzuge gegen die Mähren bestimmet, und bald durch Bulgaren und Petschenegen, ihre Halbbrüder, genöthiget, in dieser Richtung fortzustreben. Auch lockte bald Sviatopolk's Theilung des Reiches. — Zweitens: die Ungern trugen in sich eine starke Kraft, eine große Empfänglichkeit für alle menschliche Bildung und eine gewisse Hoheit der Gesinnung. Aber sie waren ein fremdartiges Element im europäischen Leben, und es bedurfte einiger Menschen-Alter, ehe es ihnen gelang, ihre asiatische Natur einiger Maßen zu besiegen, ihre alte rohe Sitte zu überwinden, sich anzuheimen in dem neuen schönen Lande, das sie unter sich brachten, und die gewaltsamen Verhältnisse, in welche sie sich zu den alten Einwohnern, meist slavisches Stammes, stellten, so Vieles von ihrer Schroffheit zu nehmen, daß in ihnen ein geordneteres Leben möglich ward. — Drittens: eben wegen dieser Kraft, dieser Bildungs-Fähigkeit und dieser Gesinnung mochten die Ungern, unter allen Völkern, die von Asien aus nach Europa gekommen waren, leicht die würdigsten sein, und es verdienen, eines der schönsten Länder Euro-

pa's zu behaupten, um endlich den Weg zu schließen, auf welchem die barbarischen Horden gegen die germanische Bildung heranzogen. Bei der Stellung, in welche die Völker gegen einander gekommen waren, machten sie einen guten Uebergang zwischen den Teutschen, den Slaven und den Asiaten, wenn gleich nicht ohne Unterwerfung und Herrschaft. Hieraus erkläret sich vielleicht die seltsame Erscheinung, daß die Ungern sich bis jetzt, in einem Zeitraume von neun hundert Jahren voll wechselnder Ereignisse, nicht mit den alten Einwohnern ihres Landes verschmolzen haben, sondern daß sie bis diesen Tag Slaven, wie Teutschen eigenthümlich gegenüber stehen. Sie fühlen das Unglück, das in dieser Trennung zwischen Menschen, die in Einem Lande leben und zu Einem Staate vereinet sind, liegt; sie wissen, wem sie ihre Bildung verdanken; sie könnten auch, rückblickend auf ihre Geschichte, erkennen, daß ihre asiatische Eigenthümlichkeit einst (etwa wenn die ursprüngliche Bestimmung erfüllet ist), untergehen werde in dem europäischen Leben: dennoch ist die alte Abgesondertheit noch vorhanden, und Ungern, Slaven und Teutsche wissen nicht an einander zu kommen! — Uebrigens drangen sie nach Arnulf's Tod in Pannonien ein, während sie östlich Siebenbürgen behaupteten und auf Kosten des Mährischen Reiches sich nördlich ausbreiteten, also daß sie bald das ganze schöne Land beherrschten und unter sich vertheilten, das noch jetzt ihren Namen träget. Aber zugleich fingen sie ihre scheuslichen Raubzüge an, die sich bald über den größten Theil Europa's erstreckten. Teutschland, Italien

und Frankreich zitterten vor ihnen bis zu ihren entfernten Gränzen. Ein lustiges Gesindel, erschienen sie überall, mit gleicher Schnelligkeit kommend und verschwindend. Wie böse Geister wurden sie gefürchtet, da man sie weder fassen noch abhalten konnte; und wie wilde Thiere wütheten sie, und übten Frevel und Muthwillen an Menschen und Dingen.

235. Solcher Gräuel war indeß nur möglich durch die Auflösung, welche das Lehen-Wesen über die Reiche der fränkischen Herrschaft gebracht hatte, und welche sich nach Arnulf's Tod in Teutschland in ihrer ganzen Fülle entwickelte; und solcher Gräuel war wohl nöthig, wenn die verwegenen Vasallen an Reich und Einheit erinnert werden sollten. Arnulf nämlich hatte nach seiner Zurückkunft aus Italien den Gedanken an dieses Reich und an das Kaiserthum aufgegeben, mag er die Unverständigkeit des Unternehmens erkannt haben, oder durch seine Kränklichkeit von der Verfolgung früherer Vorsätze abgehalten sein. Er wandte alsdann dem Reiche seine ganze Sorgfalt zu, mußte aber doch, sowohl durch seinen unächten und stürmischen Sohn Sviatopolk, dem er Lothringen gegeben, als auch im Inneren des Reiches Manches geschehen lassen, was nicht bloß von der Vermessenheit der Vasallen zeuget, sondern was auch den Keim weiterer Verwirrung in sich trug, während die schrecklichen Ungern an der Gränze lauerten, und den Slaven nicht zu trauen war. Auch dauerte seine Wirksamkeit nur ein Paar Jahre. Nach seinem Tode (J. 899) wurde

zwar sein kleiner Sohn, Ludwig, das Kind beigenannt, von allen teutschen Vasallen als König anerkannt; aber wohl aus keinem anderen Grund, als weil man wegen gegenseitiger Eifersucht den Namen eines Königes bedurfte, und den unächten Söhnen Arnulf's, welche dem allgemeinen Streben nach Vergrößerung, Erblichkeit und Herrschaft, kräftiger entgegen zu wirken vermocht hätten, nicht besser zu entgehen wußte. Das ächte Blut Ludwig's wurde zum Vorwande genommen, da man doch bei Arnulf's Wahl keinen Anstand wegen seiner unehelichen Geburt gefunden hatte. Die Uebertragung der Verwaltung des Reiches an Erzbischof Hatto von Mainz und den Herzog (oder Grafen) Otto von Sachsen, an den ersten geistlichen und den mächtigsten weltlichen Fürsten, scheinet für die Eifersucht zu zeugen, mit welcher Geistliche und Weltliche die schöne Gelegenheit zu gegenseitigem Gewinne zu benutzen gedachten. Und wenn diese beiden Männer, welche das Ruder in die Hand nahmen, persönlich tüchtig, auch vielleicht wohlwollend waren, so änderte das in der Sache sehr wenig. Was geschah denn durch sie für die Sicherheit des Reiches gegen das furchtbare Verderben, welches die Ungern über dasselbe brachten? Was für die Erhaltung der Ordnung unter den Vasallen, die mit frechem Uebermuth, ungerührt durch das Leiden wehrloser Menschen, ihre gottlosen Fehden fochten und ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgten? Und was vermochten sie nur zu thun gegen solche Zügellosigkeit, die kein Gesetz kannte und kein Gebot achtete? Der unglückselige Streit, der mit

... Namen der Babenberger Fehde bezeichnet ist, zwi... dem Bischofe Rudolf von Würzburg mit seinen Brüdern und den Söhnen Heinrich's, Herzoges der Franken, ein Streit, der sieben Jahre lang einen großen Theil Teutschlands erschütterte und verwüstete, ehe man nur einen Versuch machte, dem Unwesen zu steuern, kann allerdings vorzugsweise zeigen, bis zu welcher Höhe die Ungebundenheit der Vasallen, und bis zu welcher Tiefe die Ohnmacht des Reiches gekommen war. Aber wiederholte sich denn nicht dieselbe Erscheinung überall? Standen nicht überall, wie bei der Verwaltung, so in Befehdungen, weltliche und geistliche Fürsten gegen einander? War nicht überall das Recht allein in die Faust gesetzt und in das Schwert? Unter solchen Umständen und bei solchem Elende mochte es denn freilich ein Glück sein, daß Ludwig das Kind (J. 911) hinstarb, ehe er zur Regierung gelangen konnte; denn ihm würde es schwerlich gelungen sein, das aufgelösete Reich wieder zu vereinigen und zu einiger Kraft zurück zu führen. Mit ihm starb aber das Haus Karl's des Großen in Teuschland aus. Inzwischen war die volksthümliche Entwickelung zu weit vorgerückt, als daß man sich noch ein Mal hätte entschließen können, sich den Franzosen anzuschließen und den französischen König aus Karolingischem Stamm anzuerkennen, der in Frankreich noch achtzig Jahre lang da stand, nicht ohne Kraft und Saft, aber in ungünstiger Luft, ohne Zierde und Schmuck, ein Jammer dem Anblicke. Daher war nun die große Aufgabe: zu einem Könige zu gelangen, welcher das Elend des

Reiches zu endigen und dasselbe vor gänzlichem Untergange zu bewahren im Stande wäre!

236. In Frankreich nämlich war nach dem Falle Karl's des Dicken der Graf Odo von Paris, Robert's des Starken Sohn, König geworden (219). Bei aller Tapferkeit aber, mit welcher dieser König fortwährend gegen die Nordmannen stritt, bei aller Klugheit, die er in seinen Verhältnissen zu Arnulf und zu dem Karolinger, Karl dem Einfältigen, wie gegen die großen Vasallen geistliches und weltliches Standes bewährte, war es ihm nicht möglich, eine solche Macht zu gewinnen, daß er irgend weiter hätte regieren können, als sein Schwert reichte. Als er nach stetem Kampf einen frühen Tod starb (J. 898), da bewilligten die großen Herren, die Frankreich theilten und beherrschten, und kaum von Einem Frankreich wissen wollten, Karl'n dem Einfältigen den königlichen Namen; aber schwerlich meinte es irgend Einer redlich mit diesem unglücklichen Jünglinge, den einzigen Fulco, Erzbischof von Rheims, der ihn schon vor fünf Jahren zum Könige gesalbet hatte, etwa ausgenommen. Und als dieser Fulco (schon im J. 900) ermordet war: was blieb dem König übrig, um die Herzoge und Grafen nur abzuhalten von der offenen Erklärung, daß sie Könige seien im eigenen Land, als ein stetes Nachgeben gegen ihre Ansprüche, ihre Forderungen, ihren Hochmuth? Hatten sie ihn doch schon in der Kindheit seiner angestammten Hausländer beraubet, und ihre Stellen längst erblich, und ihm mithin das Erkaufen ihrer

Gunst unmöglich gemacht! Der Tod Ludwig's des Kindes (J. 911) wurde zwar vortheilhaft für den verarmten König; denn die Lothringer, die wegen ihrer Lage und ihrer geschichtlichen Verhältnisse (210), nach dem Ausdrucke des Propheten, auf beiden Seiten hinkten, wandten sich, besorgt wegen der Verwirrung, die sie in Teutschland voraussahen, ihm als einem Karolinger zu, und gaben ihm damit einiges Ansehen unter den Großen Frankreichs; aber Vieles und Dauerndes erreichte er nicht. Ein Glück jedoch, das vielleicht mit der Erwerbung Lothringens zusammen hing, war die Gewinnung Rollo's, des Fürsten einer Nordmannischen Raubhorde. Zwar mußte diesem Fürsten (J. 912) ein großes Land, die Normandie, mit großer Unabhängigkeit eingeräumet werden; aber der Name eines Vasallen wurde gerettet, das verwüstete und erödete Land, das er erhielt, war nicht, was es nachmals geworden ist; und das Wichtigste, das erstrebt werden konnte, wurde erreichet: der christliche Nordmann, Robert, Schwager des Königes, schützte Frankreich vor den ärgsten Verheerungen seiner Landsleute! Ueberhaupt war Karl der Einfältige nicht einfältig. Die großen Herren hatten nur ein Interesse ihn einfältig zu machen! In seiner bedrängten Lage indeß war seine Seele zusammengedrückt. Er hatte die Kraft des Willens verloren, weil man ihm das Vertrauen zu sich selbst entrissen hatte. Aber auch mit dem kräftigsten Willen, den einsichtsvollen Hagano zur Seite: was hätte er erreichen können in diesen unnatürlichen Verhältnissen, bei dieser Verrückung aller Macht, die-

sem Untergang aller Freiheit, dieser Verwirrung aller Begriffe? Ist denn nicht die ganze Geschichte Frankreichs bis zur gänzlichen Verdrängung der Karolinger von dem Thron, auf welchem ihre Väter so herrlich geglänzet hatten, eine einzige schreckliche Kette von zügelloser Herrschsucht, frecher Gewaltthat und schändlicher Verrätherei der Getreuen des Königes? Die Lothringer aber griffen hin und wieder in diese Kette ein, und Nordmannen, Teutsche und Ungern schüttelten sie, bald an diesem, bald an jenem Ende, zum Schmerze Derer, die von ihr umschlungen wurden!

237. Zuerst wurde Karl'n in Robert von Paris (J. 922) ein König entgegen gestellet, und er mit den Waffen in Verlegenheit gebracht. Als dieser gefallen und Rudolf von Burgund von den aufrührerischen Vasallen zum König erwählet war (J. 923), wurde er mit gottloser Arglist gefangen genommen und in einem Thurme vier Jahre lang fest gehalten; dann noch ein Mal als Mittel zu neuer Verwirrung schändlich mißbraucht, und mit neuer Gottlosigkeit wieder ins Gefängniß gebracht bis an seinen Tod (J. 929). Aber die Theilung des Raubes entzweiete die Unersättlichen! Um zu größerem Gewinne neue Gelegenheit zu erhalten, ließ Hugo der Große, Graf von Paris, Robert's Sohn, nach Rudolf's Tode (J. 936), den Sohn Karl's des Einfältigen aus England kommen, wohin seine Mutter mit ihm geflüchtet war. Er wurde als König Ludwig IV. auf den Thron gesetzt. Gewiß hatte man ihn nur über das Meer geholt, weil man

ihn als Spielball zu gebrauchen hoffte. Ludwig aber der seine junge Seele in der Fremde besser entwickelt hatte, als man ihm in der Heimath verstattet haben würde, zeigte bald einen Geist und eine Kraft, die sehr Vieles versprach; aber was konnten Geist und Kraft, was konnte selbst die Verbindung mit dem teutschen König Otto I. einem Könige helfen, dessen Haus rein ausgeplündert war? der in ganz Frankreich kaum ein einziges Stück Land sein nennen konnte? dem keine Hülfsquelle floß? der Niemanden hatte, auf welchen er sich verlassen durfte?

238. Sobald man einzusehen anfing, daß in Ludwig IV. nicht die Schwäche war, mit welcher man spielen konnte, sondern daß er selbst in dem einzigen Laon sich ein Ansehen zu geben vermochte, das man keinem Könige mehr zugestehen wollte, verwickelte man ihn in eine Reihe von Händeln und Fehden, die ihn lähmen und entwürdigen mußten, und aus denen er keinen Ausgang wieder gewann. Bei seinem frühen Tode (J. 954) hatte er den Jammer, seine Gemalin und seinen Sohn Lothar in den Händen Hugo's des Großen zurück zu lassen, eines Vasallen, dessen Treulosigkeit, Herrschgierde und unersättliche Habsucht er vielfältig kennen gelernet hatte. Hugo ließ zwar Lothar'n den leeren königlichen Titel; aber er vergaß sich auch bei dieser Gelegenheit nicht, um für den Thron, den er seinem Geschlecht erschleichen und ertrotzen wollte, eine breitere Grundlage zu gewinnen. Zwei Herzogthümer hatte er; ein drittes ließ er sich zusprechen!

Zwei und dreißig Jahre führte Lothar den königlichen Namen; und er zeigte sich dieses Namens nicht unwürdig; unter anderen Verhältnissen, bei mehr Hülfsmitteln und einer besseren Ordnung möchte er ausgezeichnet erschienen. So kraftlos und elend, wie die letzten Merovinger, sind Karl's des Großen Nachkommen nicht! Als er aber starb (J. 986), und sein Sohn Ludwig V., der Faule zugenannt, ihm alsbald im Tode folgte (J. 987): da glaubte Hugo Capet, Hugo's des Großen Sohn, ärndten zu dürfen, was sein Vater gesäet hatte. Lothar hatte einen Bruder, Karl. Diesem hatte man es schon früher zum Verbrechen angerechnet, daß er Nieder-Lothringen als Vasall des teutschen Reiches angenommen, da er doch in Frankreich weder Ehre noch Unterhalt gefunden hatte. Ehe Karl herankommen konnte, den Thron seiner Väter einzunehmen, nöthigte Hugo seine Vasallen, ihn zu Noyon als König anzuerkennen. Und wenn nun auch die großen Vasallen im südlichen und westlichen Frankreich, die im eigentlichsten Sinne Landesherren waren, und deßwegen zwar aus alter Gewohnheit, wegen alter Formen und aus Eifersucht, einen König, aber nur einen König ohne Macht wollten — wenn auch diese Vasallen sich weigerten ihn anzuerkennen: so konnte doch diese Weigerung, einem so mächtigen Fürsten gegenüber, nur so lange dauern, als noch der Karolinger Karl mit seinem alten Rechte dastand. Hugo aber wußte den Kampf, den Karl um sein väterliches Reich begonnen hatte, durch die abscheulichste Verrätherei, die ihm Karl'n in die Hände

... mit seiner Gemalin
... sein ältester Sohn,
... Lothringen, starb im J.
... haben in Teutschland uns
..., ihr Leben geendigt. Auf
... Haus der Karolinger zu Grund;
... wurde der Thron der Capetinger

Zweites Capitel.

... und Italien unter den sächsischen Königen. Byzantiner.

239. Während die großen Vasallen in Frankreich ... dem Hause Karl's des Großen auf diese Weise ... Spiel trieben, dem Niemand ohne schmerzliche Gefühle zusehen kann; während sie in den Verhältnissen desselben immer neue Veranlassungen zu Umgriffen, zu Untertretungen und Verwirrungen zu finden wußten, schien das Schwesterreich, Teutschland, einer schöneren Ordnung und edleren Entwicklung entgegen zu gehen. Auch hier waltete die alte Rohheit, und die bisherige Verworrenheit hatte große Hindernisse herbei geführet. Was Karl der Große angeordnet und eingerichtet hatte, war in Einem Jahrhunderte bis auf die Erinnerung zu Grunde gegangen. Von Rechten und Gesetzen war kaum die Rede. Von der Kraft und dem Willen der Großen hing Alles ab. Nur das ...t galt, und in dem Ausgange der Fehde lag

das Recht. Durch Gottes-Urtheile wurde zwischen den Unterdrückten wiederholt, was die Faust bei den Gewaltigen entschied. Selbst die Gründungen zur Förderung der Bildung und zur Milderung der Sitten waren häufig zerstöret. Vor Nordmannen, Ungern und Slaven waren Kirchen und Schulen zusammen gesunken. Und bei diesem Allen konnte zunächst nur Hülfe vom Lehen-Wesen erwartet werden, welches selbst seiner Natur nach so zerstörend und verderblich war, daß das eigentliche Heil, die gesetzliche Freiheit der Völker und die Bildung der Völker in der gesetzlichen Freiheit, nur durch die Ueberlebung oder Zerstörung des Lehen-Wesens möglich werden konnte. Dieses Alles ist nicht zu vergessen, damit die Forderung an die Menschen dieser Zeit nicht zu hoch gestellet, und damit an die Ereignisse kein Maßstab gelegt werde, der nicht nach der Natur des Lehen-Wesens berechnet worden ist. Ueber diese konnte Niemand hinaus. Der Gedanke war von ihr befangen, wie viel mehr die That!

240. Unter Ludwig dem Kinde hatte die Gefahr vor Nordmannen, Slaven und Ungern, es hatten alte Namen, die Verschiedenheit der Sprache im Munde der teutschen Nationen und die Eifersucht der Vasallen und Beamteten ganz Teutschland unter vier große Herzoge gebracht, von welchen zwei, die Herzoge von Sachsen und Thüringen, schon früher vorhanden gewesen, zwei aber, die Herzoge von Baiern und Franken, erst in dieser Zeit entstanden waren. Allemannien hatte,

[illegible]

[illegible] durch als das [illegible] Volk in Deutschland [illegible] kannt haben. Auch den Umstand aber, daß auf ihr[illegible] und ihren [illegible] die Wünsche aller Deutschen [illegible], [illegible] ihnen diese Ehre um so gewisser für die



Zukunft zugesichert, je gewaltiger ihr Herzog wurde. Für Teutschland endlich ward auf diese Weise die Möglichkeit eines künftigen Königes gewonnen, der durch seine herzogliche Macht Ansehen und Gewalt für die Krone zu erwerben im Stande war. Kunrad I. und die Franken machten die Erfahrung, daß sie die königliche Würde fortan nicht mehr zu wahren vermöchten, und daß nur bei den Sachsen die Entscheidung sein könnte. Sie waren außer Stande, nach Otto's Tode (J. 912.) die Macht Heinrich's, seines Sohnes, zu brechen; und außer Stande, so lange Heinrich's Feindschaft dauerte, irgend einem anderen inneren oder äußeren Feinde die Stirn zu bieten. Selbst als Kunrad sich mit Heinrich verständiget, und ihm alles Land zwischen dem Rhein und der Oder, der Eider und dem Thüringer Walde, das durch seinen Vater auf ihn vererbt war, gelassen hatte, wurde es ihm schwer genug, nur einiges Ansehen zu behaupten. An Lothringen konnte nicht gedacht werden; in Allemannien wurden zwar zwei trotzige Grafen, mit Hülfe geistlicher Herren, gestürzt (J. 917), aber ein nicht minder trotziger Herzog, Burkhard, trat an ihre Stelle und bekümmerte sich nicht um Den, welcher den königlichen Namen führte. Und wenn auch Herzog Arnulf der Böse von Baiern, durch die allemannischen Händel erbittert und lüstern nach der Landeshoheit, vor dem allgemeinen Unwillen der Teutschen, der sich in Acht und Bann aussprach, zu seinen Freunden, den Magyaren, entweichen mußte: so erlitt Teutschland auch durch diese Freunde eine arge Verwüstung, und

[illegible]

[illegible] machte die [illegible] der [illegible] nonen, unter einem kraftvollen Führer [illegible], aller [illegible] Neigung der Schwaben und Baiern zu

bedenklich machen; aber was würde unter dem alten Otto geschehen sein, ohne die lebendige Theilnahme der Franken, deren Ansehen doch immer noch groß, deren Kraft nicht gering war? Und dennoch hätten die Händel verderblich genug werden mögen, wenn nicht Heinrich I. eben so mäßig als stark gewesen wäre, und vor Allem nach der Ruhe und Einheit des Reiches gestrebt hätte! Selbst als Burkhard, Herzog von Schwaben, ohnehin mit Rudolf von Burgund in einem, allerdings rühmlichen, Kriege verwickelt, ihn als König anerkannt hatte, hielt er es nicht unter sich, zu Arnulf dem Bösen wie im Namen des gemeinsamen Vaterlandes zu sprechen, und gegen ihn lieber die Stärke des Wortes, als die Gewalt der Waffen zu versuchen. Und auch Arnulf beugte seine trotzige Seele vor der freundlichen Rede des mächtigen Königes! Auf solche Weise gelang es Heinrich I., von allen Teutschen als König anerkannt zu werden, und selbst in Lothringen, dessen Herzog Giselbert, nachmals Heinrich's Schwiegersohn, mit Karl'n dem Einfältigen in böse Händel gerathen war, die teutsche Lehnshoheit in Erinnerung zu bringen; aber er stand zu den Vasallen des Reiches in einem ganz anderen Verhältnisse, als in welchem die früheren Könige, und im Besonderen Karl der Große gestanden hatte. Die Herzoge von Baiern, Schwaben, Franken waren kaum mehr, als Bundesgenossen des Königes, und die Lehnleute in den Herzogthümern, ursprünglich alle Vasallen des Reiches, wurden, wie in Frankreich, fast nur als Vasallen der Herzoge angesehen. Es war sonach eine Mediatisirung

vorgegangen, wenigstens war der Anfang zu einer Mediatisirung gemacht. Nur in Sachsen hatte Heinrich I. seine Stärke; aber hier war er auch um so mächtiger, da Keiner ihm gleich war an Reichthum, und da sein Haus schon eine Reihe tüchtiger Männer hervorgebracht hatte, die auch ihres Gleichen nicht fand. Durch diese Stellung, von Heinrich's weiser Mäßigung wohl benutzt, ward ihm, dem mächtigen Herzoge, möglich, zu dem königlichen Namen ein Ansehen zurück zu bringen, das längst von demselben entschwunden war, und das die Karolinger in Frankreich ihm nicht wieder verschaffen konnten.

242. Nachdem die Ruhe im Reiche hergestellt war, gelang es dem Könige gleichfalls, das Ansehen des Reiches gegen die äußeren Feinde desselben geltend zu machen. Auch hier verließ ihn die Weisheit, oder vielmehr das richtige Gefühl niemals. Die Anstalten, die Heinrich I. gegen die slavischen Völker traf, und die Art, mit welcher er seine Maßregeln, bis zur Oder und nach Böhmen hinein, in Ausführung zu bringen suchte, und zum Theil in Ausübung zu bringen wußte, mögen allerdings Bedenklichkeiten erregen, welche, bei der Erwägung des endlichen Schicksales dieser unglücklichen Slaven, schwer auf der Brust lasten. Wenn man sich indeß erinnert, daß diese slavischen Völker auf altteutschem Boden lebten, und Teutsche unterdrückt oder vertrieben hatten; daß zwischen ihnen und den Teutschen, neben dieser alten volksthümlichen Feindschaft, auch noch eine religiose Feind-

schaft bestand, die bei dem Anspruch und der Natur des Christenthumes unversöhnlich war; daß das Lehen-Wesen über seine eigene Natur nicht hinaus konnte und sich unter Fremden nicht anders zu zeigen vermochte, als in der eigenen Heimath; daß endlich Heinrich I., um andere und wahrhaftig reine und edle Zwecke zu erreichen, seine Sachsen gegen die Einfälle der Slaven, wie gegen die Dänen, sicher stellen mußte: so wird man seine Züge gegen diese Slaven, seine Ansiedlungen teutscher Menschen in ihren Ländern, seine Gründungen von Bisthümern und Markgrafschaften und andere Veranstaltungen nicht nur begreiflich, sondern auch ihn gerechtfertiget finden.

243. Das hingegen, was Heinrich I. gegen die Ungern, Teutschlands Schmach und Unglück, unternahm und erreichte, muß die Seele mit reiner Freude erfüllen. In seinem Ursprunge war es gut, in seiner Art verständig und Einiges war wohlthätig über alle Berechnung hinaus. Manches mag man dem Glücke zuschreiben; das Meiste war das Werk seines Verstandes. Der neunjährige Waffenstillstand (J. 924), von einem so rohen Volke, wie die Ungern, so ehrlich gehalten, ist kaum zu begreifen, wenn man ihn auch nur auf Sachsen und Thüringen beschränkt. Aber die Ruhe, welche diese Gegenden eine Reihe von Jahren vor den Ungern erhielten, benutzte Heinrich auf eine solche Weise, daß er sie denselben auf immer zu sichern im Stande war. Die Bildung einer geeigneten Reiterei, durch Spiel und Krieg geübt, war nicht bloß für den

ihn als Spielball zu gebrauchen hoffte. Ludwig aber der seine junge Seele in der Fremde besser entwickelt hatte, als man ihm in der Heimath verstattet haben würde, zeigte bald einen Geist und eine Kraft, die sehr Vieles versprach; aber was konnten Geist und Kraft, was konnte selbst die Verbindung mit dem teutschen König Otto I. einem Könige helfen, dessen Haus rein ausgeplündert war? der in ganz Frankreich kaum ein einziges Stück Land sein nennen konnte? dem keine Hülfsquelle floß? der Niemanden hatte, auf welchen er sich verlassen durfte?

238. Sobald man einzusehen anfing, daß in Ludwig IV. nicht die Schwäche war, mit welcher man spielen konnte, sondern daß er selbst in dem einzigen Laon sich ein Ansehen zu geben vermochte, das man keinem Könige mehr zugestehen wollte, verwickelte man ihn in eine Reihe von Händeln und Fehden, die ihn lähmen und entwürdigen mußten, und aus denen er keinen Ausgang wieder gewann. Bei seinem frühen Tode (J. 954) hatte er den Jammer, seine Gemalin und seinen Sohn Lothar in den Händen Hugo's des Großen zurück zu lassen, eines Vasallen, dessen Treulosigkeit, Herrschgierde und unersättliche Habsucht er vielfältig kennen gelernet hatte. Hugo ließ zwar Lothar'n den leeren königlichen Titel; aber er vergaß sich auch bei dieser Gelegenheit nicht, um für den Thron, den er seinem Geschlecht erschleichen und ertrotzen wollte, eine breitere Grundlage zu gewinnen. Zwei Herzogthümer hatte er; ein drittes ließ er sich zusprechen!

Zwei und dreißig Jahre führte Lothar den königlichen Namen; und er zeigte sich dieses Namens nicht unwürdig; unter anderen Verhältnissen, bei mehr Hülfsmitteln und einer besseren Ordnung möchte er ausgezeichnet erscheinen. So kraftlos und elend, wie die letzten Merovinger, sind Karl's des Großen Nachkommen nicht! Als er aber starb (J. 986), und sein Sohn Ludwig V., der Faule zugenannt, ihm alsbald im Tode folgte (J. 987): da glaubte Hugo Capet, Hugo's des Großen Sohn, ärndten zu dürfen, was sein Vater gesäet hatte. Lothar hatte einen Bruder, Karl. Diesem hatte man es schon früher zum Verbrechen angerechnet, daß er Nieder-Lothringen als Vasall des teutschen Reiches angenommen, da er doch in Frankreich weder Ehre noch Unterhalt gefunden hatte. Ehe Karl herankommen konnte, den Thron seiner Väter einzunehmen, nöthigte Hugo seine Vasallen, ihn zu Noyon als König anzuerkennen. Und wenn nun auch die großen Vasallen im südlichen und westlichen Frankreich, die im eigentlichsten Sinne Landesherren waren, und deßwegen zwar aus alter Gewohnheit, wegen alter Formen und aus Eifersucht, einen König, aber nur einen König ohne Macht wollten — wenn auch diese Vasallen sich weigerten ihn anzuerkennen: so konnte doch diese Weigerung, einem so mächtigen Fürsten gegenüber, nur so lange dauern, als noch der Karolinger Karl mit seinem alten Rechte dastand. Hugo aber wußte den Kampf, den Karl um sein väterliches Reich begonnen hatte, durch die abscheulichste Verrätherei, die ihm Karl'n in die Hände

[illegible]

[illegible] Kapitel.

[illegible] unter den karolingischen Königen. [illegible]

[illegible] Während die großen Vasallen in Frankreich [illegible] Karl's des [illegible] auf diese Weise [illegible] dem [illegible] ohne [illegible] Ge- [illegible] hatten: während sie in den Verhältnissen [illegible] immer neue Veranlassungen zu Umgriffen, zu [illegible] und [illegible] zu finden wußten, [illegible] einer schönen [illegible] Ordnung und edlen Entwicklung entgegen zu ge- [illegible] Auch hier [illegible] die [illegible], und die [illegible] Verworrenheit hatte große Hindernisse herbei geführt. Was Karl der Große angeordnet und ein- gerichtet hatte, war in Einem Jahrhunderte bis auf die Erinnerung zu Grunde gegangen. Von Rechten und Gesetzen war kaum die Rede. Von der Kraft [illegible] Willen der Großen hing Alles ab. Nur das [illegible]zale, und in dem Ausgange der Fehde lag

das Recht. Durch Gottes-Urtheile wurde zwischen den Unterdrückten wiederholt, was die Faust bei den Gewaltigen entschied. Selbst die Gründungen zur Förderung der Bildung und zur Milderung der Sitten waren häufig zerstöret. Vor Nordmannen, Ungern und Slaven waren Kirchen und Schulen zusammen gesunken. Und bei diesem Allen konnte zunächst nur Hülfe vom Lehen-Wesen erwartet werden, welches selbst seiner Natur nach so zerstörend und verderblich war, daß das eigentliche Heil, die gesetzliche Freiheit der Völker und die Bildung der Völker in der gesetzlichen Freiheit, nur durch die Ueberlebung oder Zerstörung des Lehen-Wesens möglich werden konnte. Dieses Alles ist nicht zu vergessen, damit die Forderung an die Menschen dieser Zeit nicht zu hoch gestellet, und damit an die Ereignisse kein Maßstab gelegt werde, der nicht nach der Natur des Lehen-Wesens berechnet worden ist. Ueber diese konnte Niemand hinaus. Der Gedanke war von ihr befangen, wie viel mehr die That!

240. Unter Ludwig dem Kinde hatte die Gefahr vor Nordmannen, Slaven und Ungern, es hatten alte Namen, die Verschiedenheit der Sprache im Munde der teutschen Nationen und die Eifersucht der Vasallen und Beamteten ganz Teutschland unter vier große Herzoge gebracht, von welchen zwei, die Herzoge von Sachsen und Thüringen, schon früher vorhanden gewesen, zwei aber, die Herzoge von Baiern und Franken, erst in dieser Zeit entstanden waren. Allemannien hatte,

wegen seiner Lage. Die Vereinigung unter einem Herzoge noch nicht gewohnt, und vollkommen stand im [illegible] Art. Was hieß nun, bey dem Tode Ludwig's (J. 911), den Teutschen übrig, als einen dieser großen Herzoge zum Könige zu machen, wenn man anders ein Reich bilden und ein einiges Volk seyn, und nicht unter den einzelnen Herzogen gesondert, nur sich selbst im Streit und dem Hohne der Fremde ausgesetzt, leben wollte? Die Ordnung aber, mit welcher man zu diesem Ziele zu gelangen suchte, verdienet noch unsre Bewunderung. Vielleicht ging sie aus der [illegible] Verwaltung des Reiches unter Ludwig hervor: sie scheinet Hatto's Werk gewesen zu seyn im Einverständnisse mit Otto, dem erlauchten Herzoge der Sachsen. Von diesem Otto war es sehr verständig, daß er die angebotene Krone ablehnete. Sein Alter mag allerdings zu seiner Weigerung mitgewirkt haben: gewiß aber ist, durch diese Weigerung gewann sein Haus, es gewann Sachsen und das Reich weit mehr, als durch seine Annahme der Königskrone hätte gewonnen werden können. Denn Konrad, Herzog der Franken, den er zum Könige vorschlug, erlaubte ihm, aus Noth und Dankbarkeit, zu nehmen, was er nehmen wollte. Den Sachsen, den letzten Teutschen, die zum Reiche der Franken gekommen waren, würde man schwerlich auf einmal die Krone ruhig zugestanden und sie dadurch als das herrschende Volk in Teutschland anerkannt haben. Durch den Umstand aber, daß auf sie und ihren Herzog die Blicke aller Teutschen gewendet waren, ward ihnen diese Ehre um so gewisser für die

Zukunft zugesichert, je gewaltiger ihr Herzog wurde. Für Teutschland endlich ward auf diese Weise die Möglichkeit eines künftigen Königes gewonnen, der durch seine herzogliche Macht Ansehen und Gewalt für die Krone zu erwerben im Stande war. Kunrad I. und die Franken machten die Erfahrung, daß sie die königliche Würde fortan nicht mehr zu wahren vermöchten, und daß nur bei den Sachsen die Entscheidung sein könnte. Sie waren außer Stande, nach Otto's Tode (J. 912.) die Macht Heinrich's, seines Sohnes, zu brechen; und außer Stande, so lange Heinrich's Feindschaft dauerte, irgend einem anderen inneren oder äußeren Feinde die Stirn zu bieten. Selbst als Kunrad sich mit Heinrich verständiget, und ihm alles Land zwischen dem Rhein und der Oder, der Eider und dem Thüringer Walde, das durch seinen Vater auf ihn vererbt war, gelassen hatte, wurde es ihm schwer genug, nur einiges Ansehen zu behaupten. An Lothringen konnte nicht gedacht werden; in Allemannien wurden zwar zwei trotzige Grafen, mit Hülfe geistlicher Herren, gestürzt (J. 917), aber ein nicht minder trotziger Herzog, Burkhard, trat an ihre Stelle und bekümmerte sich nicht um Den, welcher den königlichen Namen führte. Und wenn auch Herzog Arnulf der Böse von Baiern, durch die allemannischen Händel erbittert und lüstern nach der Landeshoheit, vor dem allgemeinen Unwillen der Teutschen, der sich in Acht und Bann aussprach, zu seinen Freunden, den Magyaren, entweichen mußte: so erlitt Teutschland auch durch diese Freunde eine arge Verwüstung, und

[illegible]

[illegible]

[illegible] und Thüringern [illegible] möchte die [illegible] dieser drei [illegible] der Schwaben und Franken [illegible]

bedenklich machen; aber was würde unter dem alten Otto geschehen sein, ohne die lebendige Theilnahme der Franken, deren Ansehen doch immer noch groß, deren Kraft nicht gering war? Und dennoch hätten die Händel verderblich genug werden mögen, wenn nicht Heinrich I. eben so mäßig als stark gewesen wäre, und vor Allem nach der Ruhe und Einheit des Reiches gestrebt hätte! Selbst als Burkhard, Herzog von Schwaben, ohnehin mit Rudolf von Burgund in einem, allerdings rühmlichen, Kriege verwickelt, ihn als König anerkannt hatte, hielt er es nicht unter sich, zu Arnulf dem Bösen wie im Namen des gemeinsamen Vaterlandes zu sprechen, und gegen ihn lieber die Stärke des Wortes, als die Gewalt der Waffen zu versuchen. Und auch Arnulf beugte seine trotzige Seele vor der freundlichen Rede des mächtigen Königes! Auf solche Weise gelang es Heinrich I., von allen Teutschen als König anerkannt zu werden, und selbst in Lothringen, dessen Herzog Giselbert, nachmals Heinrich's Schwiegersohn, mit Karl'n dem Einfältigen in böse Händel gerathen war, die teutsche Lehnshoheit in Erinnerung zu bringen; aber er stand zu den Vasallen des Reiches in einem ganz anderen Verhältnisse, als in welchem die früheren Könige, und im Besonderen Karl der Große gestanden hatte. Die Herzoge von Baiern, Schwaben, Franken waren kaum mehr, als Bundesgenossen des Königes, und die Lehnleute in den Herzogthümern, ursprünglich alle Vasallen des Reiches, wurden, wie in Frankreich, fast nur als Vasallen der Herzoge angesehen. Es war sonach eine Mediatisirung

vorgegangen, wenigstens war der Anfang zu einer Mediatisirung gemacht. Nur in Sachsen hatte Heinrich I. seine Stärke; aber hier war er auch um so mächtiger, da Keiner ihm gleich war an Reichthum, und da sein Haus schon eine Reihe tüchtiger Männer hervorgebracht hatte, die auch ihres Gleichen nicht fand. Durch diese Stellung, von Heinrich's weiser Mäßigung wohl benutzt, ward ihm, dem mächtigen Herzoge, möglich, zu dem königlichen Namen ein Ansehen zurück zu bringen, das längst von demselben entschwunden war, und das die Karolinger in Frankreich ihm nicht wieder verschaffen konnten.

242. Nachdem die Ruhe im Reiche hergestellt war, gelang es dem Könige gleichfalls, das Ansehen des Reiches gegen die äußeren Feinde desselben geltend zu machen. Auch hier verließ ihn die Weisheit, oder vielmehr das richtige Gefühl niemals. Die Anstalten, die Heinrich I. gegen die slavischen Völker traf, und die Art, mit welcher er seine Maßregeln, bis zur Oder und nach Böhmen hinein, in Ausführung zu bringen suchte, und zum Theil in Ausübung zu bringen wußte, mögen allerdings Bedenklichkeiten erregen, welche, bei der Erwägung des endlichen Schicksales dieser unglücklichen Slaven, schwer auf der Brust lasten. Wenn man sich indeß erinnert, daß diese slavischen Völker auf altteutschem Boden lebten, und Teutsche unterdrückt oder vertrieben hatten; daß zwischen ihnen und den Teutschen, neben dieser alten volksthümlichen Feindschaft, auch noch eine religiose Feind-

schaft bestand, die bei dem Anspruch und der Natur des Christenthumes unversöhnlich war; daß das Lehen-Wesen über seine eigene Natur nicht hinaus konnte und sich unter Fremden nicht anders zu zeigen vermochte, als in der eigenen Heimath; daß endlich Heinrich I., um andere und wahrhaftig reine und edle Zwecke zu erreichen, seine Sachsen gegen die Einfälle der Slaven, wie gegen die Dänen, sicher stellen mußte: so wird man seine Züge gegen diese Slaven, seine Ansiedlungen teutscher Menschen in ihren Ländern, seine Gründungen von Bisthümern und Markgrafschaften und andere Veranstaltungen nicht nur begreiflich, sondern auch ihn gerechtfertiget finden.

243. Das hingegen, was Heinrich I. gegen die Ungern, Teutschlands Schmach und Unglück, unternahm und erreichte, muß die Seele mit reiner Freude erfüllen. In seinem Ursprunge war es gut, in seiner Art verständig und Einiges war wohlthätig über alle Berechnung hinaus. Manches mag man dem Glücke zuschreiben; das Meiste war das Werk seines Verstandes. Der neunjährige Waffenstillstand (J. 924), von einem so rohen Volke, wie die Ungern, so ehrlich gehalten, ist kaum zu begreifen, wenn man ihn auch nur auf Sachsen und Thüringen beschränkt. Aber die Ruhe, welche diese Gegenden eine Reihe von Jahren vor den Ungern erhielten, benutzte Heinrich auf eine solche Weise, daß er sie denselben auf immer zu sichern im Stande war. Die Bildung einer geeigneten Reiterei, durch Spiel und Krieg geübt, war nicht bloß für den

Augenblick von Bedeutung, sondern auch für die Vollendung des Lehen-Wesens, indem es den Anfang gab zur gänzlichen Umbildung der Heerfolge in Reiterdienst, zur Entwaffnung und Entehrung der noch übrigen kleinen Freien, und zur Unterdrückung der kleinen Lehnleute. Noch wichtiger aber war die Gründung fester Plätze, weil sie die Keime eines neuen Lebens in sich trug, das im Fortgange der Zeit zur Zerstörung jenes Lehen-Wesens kräftig beigetragen hat. Wenn man diese Anlage auch oft zu hoch angeschlagen, und in ihnen mit Unrecht den Ursprung der Städte in Teutschland gesucht hat, theils weil man für eine allgemeine Maßregel hielt, was nur in einzelnen Fällen geschah, theils weil man jede Gründung zu wohl eingerichtet und zu rechtlich geordnet dachte: so scheinet doch das keinen Zweifel zu leiden, daß Teuschland in einigen Gegenden durch Heinrich's Anstalten nicht bloß augenblickliche Zufluchtsörter gegen die Gewalt räuberischer Schaaren, sondern auch Grundlagen gewonnen habe, über welchen sich späterhin, bei den Stürmen des Lebens, in der Noth der Zeit, durch den fortstrebenden Geist, unter dem Schutze der Kirche und eines, für die zusammen gehaltene Gesellschaft nothwendig gewordenen Rechtes, städtisches Leben entwickeln konnte. Die schönen Siege bei Sondershausen und bei Merseburg (J. 933) über die Ungern, lohneten die Anstrengungen des Königes und sicherten das nördliche Teuschland auf einmal und für immer vor ihrer barbarischen Wuth.

244. Allen diesen Unternehmungen und Erfolgen gab Heinrich I. noch durch die Anwendung seines Ansehens für Religion und jede menschliche Bildung eine höhere Bedeutung. Dabei kam ihm Nichts zu Hülfe, weder gute Einrichtungen und gute Gesetze, noch ein Leben, welchem Ordnung und Ruhe zur Gewohnheit geworden wären. Höchstens könnte man sagen, ihm habe der Aberglauben seiner Zeit zur Seite gestanden. Er selbst aber scheinet mehr von diesem Aberglauben befangen gewesen zu sein, als daß er ihn mit freier Verfügung zu seinen Zwecken zu gebrauchen gewußt hätte. Daher wird man gewiß gestehen müssen, daß Heinrich I. in aller Hinsicht ein großer Fürst gewesen sei, dem, wenn man etwa Alfred ausnimmt, seit Karl dem Großen Keiner gleich gekommen war. Und welch' einen Eindruck sein Leben und Wirken auf seine Zeit gemacht hatte, das offenbarte sich sogleich nach seinem Tode (J. 936)!

245. Seinem Wunsche gemäß wurde sein Sohn Otto I. nicht nur allgemein als König anerkannt, sondern Otto bestieg auch den königlichen Thron mit einer Feierlichkeit, gegen welche Heinrich's stille Erhebung wunderbar abstach. Und wem verdankte der junge König diese glanzvolle Hoheit? Nicht sich selbst, sondern lediglich der Größe seines Vaters, die zwischen ihm und den stolzen Vasallen, Alles unterwerfend, vor dem goldenen Throne stand? Wie könnte man den Krönungs-Auftritt in Aachen anders erklären, bei welchem es eben so auffallend ist, daß Otto I. sich diese

Augenblick von Bedeutung, sondern auch für die Vollendung des Lehen-Wesens, indem es den Anfang gab zur gänzlichen Umbildung der Heerfolge in Reiterdienst, zur Entwaffnung und Entehrung der noch übrigen kleinen Freien, und zur Unterdrückung der kleinen Lehnleute. Noch wichtiger aber war die Gründung fester Plätze, weil sie die Keime eines neuen Lebens in sich trug, das im Fortgange der Zeit zur Zerstörung jenes Lehen-Wesens kräftig beigetragen hat. Wenn man diese Anlage auch oft zu hoch angeschlagen, und in ihnen mit Unrecht den Ursprung der Städte in Teutschland gesucht hat, theils weil man für eine allgemeine Maßregel hielt, was nur in einzelnen Fällen geschah, theils weil man jede Gründung zu wohl eingerichtet und zu rechtlich geordnet dachte: so scheinet doch das keinen Zweifel zu leiden, daß Teuschland in einigen Gegenden durch Heinrich's Anstalten nicht bloß augenblickliche Zufluchtsörter gegen die Gewalt räuberischer Schaaren, sondern auch Grundlagen gewonnen habe, über welchen sich späterhin, bei den Stürmen des Lebens, in der Noth der Zeit, durch den fortstrebenden Geist, unter dem Schutze der Kirche und eines, für die zusammen gehaltene Gesellschaft nothwendig gewordenen Rechtes, städtisches Leben entwickeln konnte. Die schönen Siege bei Sondershausen und bei Merseburg (J. 933) über die Ungern, lohneten die Anstrengungen des Königes und sicherten das nördliche Teuschland auf einmal und für immer vor ihrer barbarischen Wuth.

244. Allen diesen Unternehmungen und Erfolgen gab Heinrich I. noch durch die Anwendung seines Ansehens für Religion und jede menschliche Bildung eine höhere Bedeutung. Dabei kam ihm Nichts zu Hülfe, weder gute Einrichtungen und gute Gesetze, noch ein Leben, welchem Ordnung und Ruhe zur Gewohnheit geworden wären. Höchstens könnte man sagen, ihm habe der Aberglauben seiner Zeit zur Seite gestanden. Er selbst aber scheinet mehr von diesem Aberglauben befangen gewesen zu sein, als daß er ihn mit freier Verfügung zu seinen Zwecken zu gebrauchen gewußt hätte. Daher wird man gewiß gestehen müssen, daß Heinrich I. in aller Hinsicht ein großer Fürst gewesen sei, dem, wenn man etwa Alfred ausnimmt, seit Karl dem Großen Keiner gleich gekommen war. Und welch' einen Eindruck sein Leben und Wirken auf seine Zeit gemacht hatte, das offenbarte sich sogleich nach seinem Tode (J. 936)!

245. Seinem Wunsche gemäß wurde sein Sohn Otto I. nicht nur allgemein als König anerkannt, sondern Otto bestieg auch den königlichen Thron mit einer Feierlichkeit, gegen welche Heinrich's stille Erhebung wunderbar abstach. Und wem verdankte der junge König diese glanzvolle Hoheit? Nicht sich selbst, sondern lediglich der Größe seines Vaters, die zwischen ihm und den stolzen Vasallen, Alles unterwerfend, vor dem goldenen Throne stand? Wie könnte man den Krönungs-Auftritt in Aachen anders erklären, bei welchem es eben so auffallend ist, daß Otto I. sich diese

Huldigungen gefallen ließ, als daß sich die großen Herzoge zu denselben verstehen mochten? Wahrscheinlich kam man, in der Ehrfurcht für den verstorbenen König, von beiden Seiten in die Festlichkeit hinein, ohne recht zu wissen wie; und vielleicht hatte Keiner, ehe er in Aachen ankam, sich bestimmt gesagt, was von ihm oder mit seiner Zustimmung geschehen sollte. Aber ohne Folgen konnte ein so auffallender Vorgang nicht bleiben. In späterer Zeit haben die Herzoge, die hier erscheinen, mit einer merkwürdigen Gewandtheit, auf ihre gegenwärtige Demuth einen Theil ihrer nachmaligen Herrlichkeit zu gründen und die sogenannten Erz-Aemter des Reiches, die wiederum nur Rechte gaben und kaum Pflichten auflegten, an diese Vorgänge zu knüpfen gewußt; die Könige hingegen haben keine besondere Macht aus der Hoheit, die man jetzt Otto I. zugestand, zu ziehen vermocht, weil das Schicksal der königlichen Geschlechter die Wiederholung solcher Feier unmöglich oder unnütz machte. Unmittelbar aber mußte die Krönung Otto's in dieser Weise fast nothwendig Uneinigkeiten und Zwiste treiben. Ein so hoch gestellter König, wie Otto gestellet war, konnte durchaus nicht in die Spuren Heinrich's I. treten. Dieser war kaum etwas Anderes als Herzog von Sachsen gewesen; er hatte seine Macht lediglich in seinem Herzogthume gesucht, und von seinem Herzogthume gelebt; den königlichen Namen hatte er höchstens als einen Schmuck betrachtet, oder als ein Mittel, durch welches er seinen Ruhm in alle teutsche Gaue verbreiten konnte. Otto aber konnte sich den Herzogen nicht wieder gleich

achten, die sich so tief unter ihn, oder ihn so hoch über sich gestellet hatten; er konnte sie nicht wieder als Freunde und Bundesgenossen ansehen, wie sein Vater gethan, sondern nur als seine Diener und als Vasallen des Reiches. Vor seinem königlichen Blicke, der ganz Teutschland umfaßte, mußte nun auch das Herzogthum Sachsen seinen Werth verlieren. Die großen Herzoge hingegen hatten an Einem Tage der Demuth und Hingebung ihr altes Streben nach der Unabhängigkeit in ihrem Lande nicht vergessen; sie hatten die Gewohnheit, den Herzog von Sachsen als ihres Gleichen anzusehen, nicht überwunden; und sie mochten für nothwendig halten, desto eifersüchtiger gegen Otto, den sie als ihr eigenes Geschöpf betrachteten, ihre Ansprüche zu wahren, je mehr sie sich vergeben zu haben schienen. Es konnte mithin an Reibungen und Zwisten zwischen dem König und den Herzogen nicht fehlen. Diese Zwiste schienen für den König um so verderblicher werden zu müssen, da in seiner eigenen Familie Uneinigkeiten zwischen ihm und seiner Mutter und seinen Brüdern Statt fanden, die aus Eifersucht, Mißverständnissen und gescheiterten Entwürfen hervorgingen. Glücklicher Weise aber hatte Otto I. von seinem Vater, wenn nicht die Weisheit und Mäßigung, doch den Geist geerbt und das scharfe Urtheil über die Verhältnisse; und dabei war ihm eine Kraft des Willens verliehen, die nicht zu erschüttern war, und die auch in den schwierigsten Verhältnissen die Mittel anzuwenden wagte, durch welche sie überwunden werden konnten. Auf solche Weise ist es Otto I. gelungen,

seine Feinde zu bezwingen, das Reich im Geiste des Lehen-Wesens herzustellen, wahrhaftig König in diesem Reiche zu werden, und den Beinamen des Großen zu erwerben, den er nun für alle Zeiten in der Geschichte trägt!

246. Den ersten Stoß zum Ausbruche der Händel gab Otto selbst. Er erschien, wie einst Karl der Große, in allen teutschen Landen und übte Recht und Gericht, ordnete und entschied. Das war Vielen, aber nicht Allen lieb. Die Unterdrückten dankten ihm mit freudigem Herzen, die Gewaltigen sahen ihn nur mit Unwillen und Groll. Zugleich erhielt Otto sich und seinen Hof auf Kosten des Landes, in welchem er sich befand, und suchte in aller Weise die königliche Gewalt geltend zu machen. Dadurch vermehrte er den Groll und regte andere gemeine Leidenschaften auf. Ueberdieß geschah, daß er seinen Halbbruder Thankmar beleidigte, an dessen Seele schon ein bitterer Schmerz wegen seiner Zurücksetzung zehren mochte. An diesem fanden seine Feinde ein Band und einen Halt. Als aber der erste Schritt geschehen war, da entwickelten sich die gespannten Verhältnisse auf eine furchtbare Art. Von allen Seiten stürmte die Gefahr auf den König ein; kaum fand er, der lästige Oberherr, im ganzen Reiche irgend Jemand, auf welchen er mit Zuversicht rechnen konnte. Und in das Netz, das Leidenschaft, Eigennutz und der wilde Trotz der großen Herren über den König zusammen zu ziehen suchten, griffen von allen Seiten die Feinde des Reiches, Ungern, Slaven aller Stämme, Dänen und Franzosen, bald gelockt und bald

geladen, verderblich ein. Darüber sank auch Denen, die es redlich mit dem Könige meinten, das Vertrauen zu ihm und zu seinem Glücke. Sein Untergang schien so unvermeidlich, daß die ersten geistlichen Fürsten zu den weltlichen Feinden traten und schon Anstalten zu einer neuen Königswahl machten. Sie wurden, wie es scheinet, besorgt, Otto I. werde in seinem Falle das Königthum mit sich niederreißen, und sie, dem Schwerte der weltlichen Herren alsdann allein bloß gestellt, würden ihm nachgestoßen werden. Otto der Große jedoch verlor auch in solcher Noth weder Muth noch Besonnenheit; und wenn er, im Drange der Umstände zuweilen streng und hart werden mußte, so fand er doch in seinem eigenen Geist und in der Natur des Lehen-Wesens, die eben so wenig eine Vereinigung seiner Feinde gegen ihn, als eine bleibende Verbindung der Freunde mit ihm verstattete, die hinreichenden Mittel, um alle seine Gegner vor sich nieder zu werfen. Das Glück mag allerdings seinen Antheil an Otto's Siege gehabt haben; die Benutzung des Glückes war sein Werk.

247. Aber mit dem Siege ging die Weisheit aus, nicht weil es dem König an Einsicht fehlte und an Kraft, sondern weil es dem Zeitalter an Ideen gebrach und an Einrichtungen. Otto, wie reich sein Geist sein mochte, fand in diesem Zeitalter Nichts, wodurch er seinen Sieg hätte befestigen können. Er griff zu den beiden einzigen Mitteln, die sich ihm darboten. Zuerst brachte er die großen Herzogthümer, Franken, Lothrin-

gen, Schwaben und Baiern alle an sein Haus, an seinen Bruder, seinen Sohn und Schwiegersohn. Allein, wie konnte er hoffen, daß diese Anverwandten, auf solche Weise zu Macht und Ansehen gebracht, auf die Dauer in seiner Treue bleiben würden, da er ja schon die Erfahrung gemacht hatte, wie schwach das Band der Verwandtschaft war! Und wenn er nun vollends das angestammte Herzogthum Sachsen, seines Vaters Stärke und Ruhm, dem Billunger Hermann, dem er allerdings große Dienste zu lohnen hatte, verlieh, so mochte es dem Gedanken seiner königlichen Hoheit ganz angemessen sein, daß er nunmehr nicht einem einzelnen teutschen Stamme vorzugsweise, sondern daß er dem gesammten Reiche der Teutschen ganz und allen Stämmen völlig gleich angehöre; aber seine Macht konnte im Fortgange der Zeit schwerlich dadurch gewinnen, und nothwendig mußte er den Fürsten dadurch lästiger werden. Um nun zweitens diese königliche Macht noch weiter zu sichern, suchte Otto den weltlichen Herren so viel als möglich zu entziehen, um es in die Hand der Geistlichkeit zu bringen, die er eher seinem Willen unterwürfig glauben mußte, und die mit ihm in der That ein gleiches Interesse gegen die weltlichen Großen hatte. Freilich ward auch mit dieser Einrichtung auf die Dauer für den königlichen Thron Nichts gewonnen, da die Bischöfe ja auch das ihnen übertragene Verwaltungsrecht eben so gut, als die weltlichen Großen, zur Erlangung eigener Hoheit mißbrauchen, und königliche Provinzen, Städte und Burgen zu bischöflichen Provinzen, Städten und Burgen machen

konnten, und nach dem Geiste des Lehen-Wesens und des Papstthumes machen mußten. Aber Otto der Große hatte in der That keinen anderen Ausweg. Merkwürdig bleibet nur, daß Er selbst die Herstellung des Papstthumes erwirkte, durch welche die Geistlichkeit nothwendig gegen den Thron gestellt werden mußte!

248. Indeß ist begreiflich, wie Otto I. sich im Vollgefühle seiner Siege und seiner königlichen Würde über dieses Alles täuschen konnte; und es ist eben so begreiflich, wie durch ihn, einen solchen Mann, ungeachtet neuer Unruhen im Reiche, gegen die äußeren Feinde desselben Erfolge gewonnen werden konnten, die ihn theils in der Täuschung bestärkten, theils zu größeren Entwürfen fortrissen. Die Franzosen wurden in ihre alten Gränzen zurück gewiesen. Die Dänen im eigenen Lande aufgesucht und so weit verfolgt, als der Boden fest war: durch Markgrafschaften und durch die Gründung christlicher Bisthümer sollte gesichert werden, was gewonnen war. Die slavischen Völker wurden weit über die Oder hin unterwürfig gemacht, und, durch das kirchliche Verband, an christlichen Bisthümern festgeknüpft, in die Verhältnisse Teutschlands und der germanischen Welt hinein verschlungen. Selbst Böhmen wurde von dem Billunger Hermann in einem zwölfjährigen Kampfe (J. 938—950) zum Gehorsame gebracht. Und überall wurde gegen die Slaven in derselben Weise verfahren, die durch Heinrich I. gegen sie angewendet war. Die Ungern endlich, die sogleich nach Heinrich's Tode den Versuch gemacht hatten, ob

nun vielleicht bessere Zeiten wären, an deren Spitze nachmals verblendete Teutsche erschienen waren und Zerstörung und Unglück über das Vaterland gebracht hatten, erlitten bei Augsburg (J. 955) durch Otto's Geist und der Teutschen vereinte Macht eine so schauderhafte Niederlage, daß Teutschland vor ihnen auf immer gesichert war. Die verhängnißvollsten von Otto's Unternehmungen waren aber seine Heerfahrten nach Italien. Dieselben gingen theils den angedeuteten Ereignissen voraus, theils folgten sie ihnen nach. Durch sie wurde das Kaiserthum für immer an die teutschen Könige gebracht.

249. Seit dem Abzug Arnulf's aus Italien (235) war die vorige Zwietracht wieder erwacht. Während im unteren Theile des so schönen als unglücklichen Landes die griechischen Städte in alter Bedrängniß fortlebten und die Saracenen mit roher Raublust wütheten oder droheten, hatte in den übrigen Provinzen, wohin die germanische Herrschaft gedrungen war, des Kaisers Lambert's früher Tod (J. 898) die Leidenschaften wieder aufgeregt und neue Verwirrungen erzeuget. Diese Verwirrungen wurden immer größer. Die Könige der burgundischen Reiche, in der Verblendung der Parteiwuth nach Italien gezogen, brachten neuen Gährungsstoff in das brausende, wilde Leben, und die Magyaren, die ungerufen, um zu rauben, heran kamen, vermehreten das Unheil. Darüber wurden alle gesellschaftlichen Verhältnisse dergestalt zerrüttet und entsittlichet, daß man das Recht nur noch in der

Gewaltthat suchte, und daß es schien, nur Grausamkeit, Lüge und Treulosigkeit könnten den Weg bahnen zu Größe und Macht. In diesem widerwärtigen Getreibe, in welchem kaum irgend Etwas Erfreuliches gefunden wird, ausgenommen die Verhältnisse in den Städten, die unter dem Schutze der Bischöfe nach und nach die Grundlage zu städtischen Gemeinden gewannen, verdienet aber am Meisten der heilige Stuhl in Rom die Aufmerksamkeit des denkenden Beobachters; und er verdienet sie in zweifacher Rücksicht. Zuerst nämlich gelang es, im Anfange der Verwirrung, den Päpsten, bei der Abwesenheit aller dauernden Gewalt, die Kaiserkrone ganz in ihre Hand zu bringen, mit ihr gleichsam zu spielen, sie bedingungsweise zu vergeben, und dadurch, wenn das anders noch nöthig war, der Welt den Beweis zu geben, daß ihnen die Verfügung über das Kaiserthum zustehe. Für den Augenblick war mit dieser wiederholten und ausdrücklichen Anerkennung der päpstlichen Gewalt in Beziehung auf das Kaiserthum Nichts gewonnen; denn die Kaiser dieser Zeit waren Nichts und die Päpste waren Nichts; aber für die Zukunft, bei Wiederherstellung des kaiserlichen und päpstlichen Ansehens, konnte sie von höchster Bedeutung werden. Zweitens wurde im Fortgange der Verwirrung der heilige Stuhl zu einer Schandbarkeit hinabgewürdiget, welche, als einzelne Erscheinung angesehen, die menschliche Seele empören muß. Nachdem es aber einer politisch-volksthümlichen Partei gelungen war, den heiligen Stuhl in ihre Gewalt zu bringen, und Päpste auf denselben zu erheben, die ih-

ren Planen dienen sollten, dienen konnten und wollten; und nachdem hierdurch die erhabene Bestimmung des Papstthumes unmöglich geworden war: da war es wohl natürlich genug, daß der heilige Stuhl immer mehr entweihet und immer tiefer in die Gemeinheit hinein gezogen wurde, damit ein Umschwung der Dinge, durch eine Uebertreibung, die sich selbst nicht halten konnte, erwirkt werden mochte. Und wem fällt dabei nicht die Bemerkung auf die Seele, daß selbst die gottlose und lüderliche Waltung der Theodoren, der Marozia und ihrer Gesellen und Geschöpfe, nur sie und ihre Partei vor Welt und Nachwelt geschändet, dem Papstthum aber, weder für die Gegenwart noch für die Folge, geschadet habe? Wem fällt nicht die Bemerkung auf, daß zu derselben Zeit, als der Papst, auf Rom und auf die Zwecke einer Faction beschränkt, für die Christenheit Nichts war und Nichts sein konnte, auch das Kaiserthum verschwunden war? Wohl erkläret sich das Eine wie das Andere aus dem ganzen Zustande der menschlichen Gesellschaft in den verschiedenen Ländern Europa's, in sofern Erscheinungen durch Erscheinungen überhaupt erkläret werden können; aber ist darum die Sache selbst weniger merkwürdig? Und ist denn nicht auch der Umstand der Beachtung werth, daß dieselbe Partei, die toskanisch-burgundische, welche den päpstlichen Stuhl so schandbar mißbrauchte, als sie ihre Verruchtheit aufs Höchste getrieben hatte, durch ihre eigene Zwietracht in solches Gedränge kam, daß sie, nach der Trennung des Königreiches Italien von der Herrschaft über Rom, und nach Vereinigung des

Patriciates mit dem Pontificat in Rom, ihre Erhaltung nur von der Wiedererweckung des Kaiserthumes zu hoffen wagte, und daß sie deßwegen diese Wiedererweckung (durch Papst Johann XII.) wirklich bewerkstelligte? Allerdings dachte sie wohl nicht, daß der Kaiser auch das Papstthum zu seiner Bestimmung zurück führen, und damit zugleich sie und ihr Streben vernichten würde; aber eben Dieses macht das Verhältniß nur um so merkwürdiger. Indeß kam der erste Ruf, der an Otto den Großen erging, nicht vom Papste, sondern er kam von einer schönen, mißhandelten und bedrängten Frau, die zu ihm um Hülfe flehete!

250. Wie zauberisch aber auch die Stimme der schönen Adelheid aus dem alten Schlosse Canossa, durch die Waffen ihrer Feinde, Berengar's II. und seines Sohnes, des häßlichen Adelbert's, ertönen, und wie holdselig Bruder Martin sie Otto I., dem Wittwer in der Kraft der Jahre, darstellen möchte: der Zug des Königes nach Italien (J. 951) war nicht bloß eine ritterliche Irrfahrt, auf ein verliebtes Abenteuer gerichtet, sondern Otto verfolgte zuverlässig große Zwecke. Nach solchen Erfolgen, als Otto durch seinen Geist und seine Anstrengung gewonnen hatte, konnte ihm wohl das Bild Karl's des Großen vor die Seele treten, und ihn reizen und locken. Die Kaiserkrone war ein verführerischer Schmuck, und dieser Schmuck war ohne den Besitz Italiens nicht zu gewinnen. Bei dem Zustand Italiens konnte die Unterwerfung dieses Landes einem Könige, der mit weit geringeren Mitteln

so Vieles erreicht hatte, auch wohl als leicht erscheinen. Zugleich war diesem König eine kriegerische Unternehmung Bedürfniß zur Erhaltung seines Ansehens: nur als Feldherr konnte er die großen Herzoge unter seinem Oberbefehle zu erhalten hoffen, unter welche er im Frieden nothwendig hinabsinken mußte. Vielleicht fing er auch an, die Ohnmacht eines Königes in Teutschland ohne Herzogthum zu fühlen, und wünschte in Italien die Macht wieder zu gewinnen, die er in Teutschland der Würde wegen aufgegeben hatte. Endlich kamen noch besondere Verhältnisse hinzu, die Berücksichtigung verdienten, wie die Verbindung der burgundischen Reiche mit Italien, und Otto's Vormundschaft über Kunrad, Adelheid's Bruder. Aber die Vermälung mit der leichtbefreieten Adelheid, die bei Otto's ältestem Sohne Ludolf, Herzog von Schwaben, nicht ungegründete Besorgnisse erregte, veranlaßte eine Reihe von Händeln und Verwirrungen, welche dem Könige die Verfolgung seiner Entwürfe unmöglich machten. Vielleicht erkannten auch die Fürsten des Reiches des Königes Plan, achteten ihn verderblich und wollten ihn hintertreiben. Kunrad von Worms, Otto's I. Schwiegersohn, Herzog von Franken und Lothringen, welchen der König in Italien zurück ließ, als er selbst wieder nach Teutschland eilete, band ihm wenigstens durch seinen Vertrag mit Berengar II. die Hände, so daß er weder die Wünsche seiner jungen Gemalin erfüllen, noch seinen eigenen Zwecken zustreben konnte.

251. Der bittere und gefahrvolle Streit, der hier-

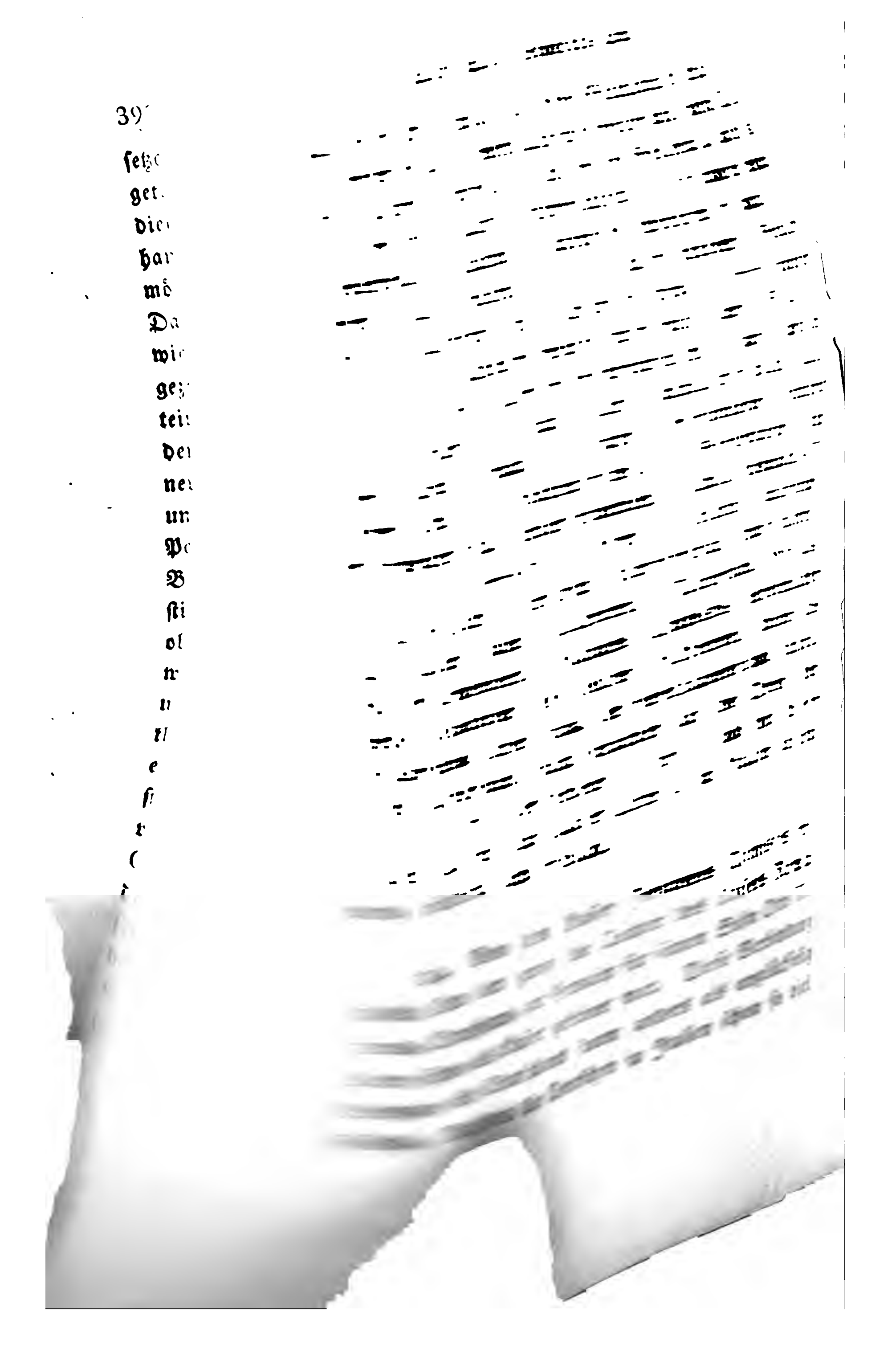
über entstand, ward dadurch um so gräßlicher, daß die Ungern in denselben durch verblendete teutsche Fürsten, Ludolf an der Spitze, hinein gezogen wurden. Zugleich gab er dem Könige Berengar II. Gelegenheit, seinen Grimm an Denen auszulassen, die ihm entgegen gewesen waren. Berengar mußte auch wohl erkennen, daß die Vereinigung Italiens nothwendig sei, wenn dem Könige der Teutschen, dessen Rückkehr er leicht voraus sehen konnte, Widerstand geleistet werden sollte. Und wie war es möglich, diese Vereinigung, die während der Unruhen in Teutschland zu Stande gebracht werden sollte, anders zu erwirken, als durch Strenge und Gewalt? Aber durch diese, bald in Grausamkeit ausartende, Gewalt, für einen Zweck, der sehr Vielen entgegen war, kamen weltliche und geistliche Herren ins Gedränge. Und Papst Johann XII., ein Enkel der schandbaren Marozia, welcher auf den päpstlichen Stuhl (J. 956) in einem Alter gesetzt wurde, da er kaum über den Knaben hinaus war, und welcher mit der dreifachen Krone die weltliche Herrschaft über Rom vereinigte, wußte sich gegen solche Bestrebungen nur durch eine fremde Macht zu halten, durch welche Berengar vernichtet würde. Also erging von mehreren Seiten der Ruf an den teutschen König; und Otto, der mit gewohntem Glücke seine Gegner in Teutschland überwältiget hatte, unternahm, der Einladung folgend, eine zweite, siegreiche Heerfahrt nach Italien (J. 961). Nachdem er in Mailand die eiserne Krone empfangen, ließ er sich auch in Rom (J. 962) durch Papst Johann XII. die kaiserliche Krone auf das Haupt

setzen, die seit Berengar's I. Tode (J. 924) Keiner getragen hatte. Was Johann XII., was Otto I. bei dieser Krönung beabsichtiget, was sie vor derselben verhandelt, was sie versprochen und zugestanden haben mögen, das war im Wesentlichen ziemlich einerlei. Dadurch, daß Otto I. Kaiser ward, wurde der Papst wieder in die großen Verhältnisse der christlichen Welt gezogen; und das Papstthum, der verderblichen Parteiung römischer Aristokraten, ja; auch der beschränkenden volksthümlichen Bestrebung wohlwollender Italiäner entrissen, wurde wieder in die alte Bahn gebracht, und mußte seiner Bestimmung (199) entgegen gehen. Persönliche Leidenschaften, Parteiwuth, volksthümliche Bestrebungen, kirchliche Verhältnisse und religiose Ideen stießen gegen einander. Der Trotz, der immer im Eroberer aufsteigt, und der Ingrimm, der sich der unterworfenen Seelen bemächtiget, trieben zu Entwürfen und Versuchen mancher Art, und erzeugten Gewaltthat und Rache. Eine seltsam verschlungene Kette von entgegengesetzten und doch verbundenen Interessen, wand sich um das Leben der Menschen, verwirrete sie und verleitete zu ungeheueren Gräueln. Daß Otto der Große sich solcher Grausamkeiten, besonders bei seiner dritten Heerfahrt nach Italien (J. 965) nicht enthalten konnte, erregt um so größeren Schmerz, je mehr er bei freundlichen Verhältnissen bewies, wie sehr sein Herz empfänglich war für die tiefsten und reinsten Gefühle der menschlichen Brust. Indeß konnte nach so schaudervoller Zerrüttung, als in Italien geherrschet hatte, wohl schwerlich auf milde Weise einige Ordnung

hergestellt werden. Und zu leugnen ist nicht: das große Werk europäisch-christlicher Ausbildung gedieh unter solchen Gräueln!

252. Indem man aber die hohe Wichtigkeit der Vereinigung Italiens mit Teutschland für die Entwickelung des Geistes der Menschheit im Großen und Ganzen nicht verkennen kann, wird der menschliche Blick seltsam getrübet, wenn man die Folgen überlegt, die aus diesem Verhältnisse für die Völker Teutschlands und Italiens im Besonderen, in bürgerlicher und eigenthümlicher Hinsicht, entspringen mußten. Es war zwischen ihnen ein gewaltsamer Zustand begründet, der eine endlose Reihe feindseliger Berührungen nothwendig machte. Und Otto der Große suchte, seine Zwecke verfolgend, die Verhältnisse zwischen beiden Ländern noch immer mehr zu verflechten. Seine Zwecke aber waren zunächst auf die Unterwerfung von ganz Italien gerichtet, die selbst Karl'n dem Großen nicht gelungen war. Dadurch wurde eine mehrfache Berührung der Teutschen mit den Byzantinern im Krieg und im Frieden bewirkt, die nicht ohne Folgen für die Ausbildung der Verhältnisse in Teutschland und Italien geblieben ist, und die uns nöthig macht, einmal wieder einen Blick auf das byzantinische Reich zu werfen.

253. Seit wir dieses Reich zuletzt, zur Zeit Leo's des Isauriers, gedachten (172), sind mehr als zwei hundert Jahre verflossen. Vieles geschah in dieser Zeit, aber nur Weniges erregt ein lebendiges Interesse, und



.emdartiges und Verderbliches kennen gelernet, und .rch das jammervolle Verhältniß, in welchem Sieger .d Besiegte immer stehen, zu so manchen Freveln und .rausamkeiten verführet waren, die auf ihr heimath-.hes Leben und Sein zurückwirken mußten: was .nnte Theophano, die Tochter einer verruchten Mut-.r, der Zögling eines sittenlosen und niederträchtigen .ofes, auch im besten Fall, Anderes nach Teutschland .ringen, als eine ungeeignete Hoffart, und eine .einheit die mit dem kräftigen und aufstrebenden Le-.en der Teutschen im Widerspruche stand? Otto der .roße kann zu den Bemühungen, eine solche Gema-.in für seinen Sohn zu gewinnen, kaum durch einen anderen politischen Grund bestimmet sein, als durch das Verlangen, welches die eitele Täuschung über die Er-habenheit der Kaiserwürde in ihm erzeuget hatte, sein Geschlecht über alle teutsche Geschlechter zu erheben und seine kaiserliche Würde auch von Denen anerkannt zu sehen, welche allein im Besitze des Kaiserthumes zu sein behaupteten. Seine treuen Sachsen aber scheinen den Stolz eines Kaisers, der von ihnen ausgegangen war, und dessen Seele zu ihnen hinhing, getheilet und sich deßwegen über die Vermälung des jungen Otto II. sehr gefreuet zu haben. Diese Vermälung, in Italien gefeiert (J. 972), gehörte übrigens zu den letzten Freu-den des großen Otto!

255. Nach seinem Tode (J. 973) folgte Otto II. Dieser Jüngling, eines stolzen Kaisers Sohn, von ei-ner unteutschen Mutter geboren und mit einer griechi-

noch Weniger bietet etwas Erfreuliches und Erhebendes dar. Die Geschichte zeiget fortwährend das Absterben, aber sie wird peinlich, weil die Verwesung so träge fortschreitet, und mit dem goldenen Purpurmantel noch immer verdeckt wird. Nur einzelne Menschen können durch Wollen und Streben Theilnahme erregen; das gemeine Wesen hat den Tod in sich. Nur Wissenschaften und Künste nehmen eine dankbare Aufmerksamkeit in Anspruch; aber die schaffende Kraft ist überall verschwunden. Von Leo's des Isauriers Tod (J. 741) an, verliefen über hundert und zwanzig Jahre, ohne daß der unglückselige Sturm sich gelegt hätte, der von ihm durch seinen unverständigen Eifer gegen den Bilderdienst im Reich erregt war. Die Verhältnisse wurden nach und nach so verschoben und die Seelen der Menschen so verwirret, daß dies unglückliche Reich gleich stark durch Unruhen bewegt wurde, die Herrscher mochten gegen die Bilder eifern, wie gewöhnlich, oder für die Verehrung derselben gestimmt sein, wie die Kaiserin Irene, oder sie mochten mit Gleichgültigkeit in das Gezänk hinein sehen, wie Michael II. Neben diesen Unruhen liefen die gewöhnlichen Erschütterungen und Gräuel; es liefen neben ihnen beständige Kriege fort, die in alter Weise mit den Barbaren, besonders mit den Bulgaren an der Donau, und mit den Arabern, in Asien, in Italien, auf Sicilien, überall, geführet wurden, zuweilen nicht ohne Glück, meistens mit Verlust, immer zur Erschöpfung des Reiches. Das größte Interesse erregen aber in dieser ganzen Zeit zuerst die Kaiserin Irene (J. 780 — 803), nicht weniger durch

ihre Stellung im Reich, als durch ihr Verhältniß zu Kaiser Karl dem Großen und zu dem großen abbasidischen Kalifen Arun al Raschid; und dann die theils auffallenden, theils für die Entwickelung der Verhältnisse der europäischen Völker wichtigen Ereignisse unter der Herrschaft des ruchlosen Michael III. (J. 842 bis 867); die Erhebung des Bilderdienstes durch Theodora, Michael's Mutter; die Bekehrung der Mähren und Bulgaren; das Zusammentreffen bei diesen mit dem Papste; die Händel zwischen Ignatius und Photius, den Patriarchen; die Einmischung des Papstes Nicolaus I. in diese Händel und die Trennung der morgenländischen von der abendländischen Kirche, die, obwohl in der Natur der Völker und Staaten begründet, durch dieselben bewirket wurde. Hierauf gründete Basilius, der Macedonier, (J. 867) ein neues Kaiserhaus. Schmeichelei und Eitelkeit haben diesem Mann eine hohe Abkunft zu gewinnen gesucht; er aber bedarf derselben nicht. Die Art, wie er zum Throne gelangte, war abscheulich; sie schändete indeß vielleicht mehr seine Zeit, als ihn selbst; und auf dem Throne brachte er in Vergessenheit, wie er zu ihm gelanget war. Denn er entwickelte Eigenschaften und Grundsätze, die man an den Kaisern nicht mehr zu sehen pflegte. Aber wenn auch den Menschen einige Erleichterung dadurch verschafft ward: im Wesentlichen konnte Nichts erreichet werden. Der Verfall wurde höchstens aufgehalten, und nicht abgewandt. Auch die Nachfolger Basil's I., Leo, der Philosoph (J. 886 bis 912), Constantin Porphyrogenitus u. s. bieten eine Reihe persönlicher Ver-

hältnisse im Hause und zu der Geistlichkeit dar, die tief eingreifen in die menschliche Brust und zum Theile großes Mitgefühl erregen. Aber in Beziehung auf das Reich findet sich Nichts Erfreuliches, ja kaum etwas Abweichendes. Vielmehr gingen Provinzen nach gewohnter Weise verloren. Zu den früheren Feinden kamen die Magyaren und Russen hinzu. Im Inneren fraß der alte Schaden weiter um sich; aber Feinheit, Stolz und Glanz blieben in voriger Art, und mögen die Ost-Römer selbst nicht selten getäuschet haben über ihren Zustand, zumal da große Gesinnungen immer seltener, und die Gedanken wie die Bestrebungen immer gemeiner und elender wurden. Nach Romanus II. Tode (J. 959 — 963), dessen Regierung, während er selbst in Unthätigkeit und Laster versank, durch rühmliche Thaten seiner Feldherren, Nicephorus Phokas, und des Armeniers, Johannes Tzimisces, verherrlichet wurde, gelangten diese beiden Feldherren, durch die Begünstigung Einer Frau, der verschlagenen und schandbaren Theophano, nach einander auf den Thron (der Erste J. 963, der Andere J. 969); und mit diesen beiden Kaisern traf Kaiser Otto I. in Italien zusammen, feindlich und friedlich.

254. Von dem Kaiser Johannes Tzimisces erhielt Otto der große die Tochter des Kaisers Romanus, Theophano, zur Gemalin für seinen Sohn Otto II., der schon als Kaiser gekrönet war. Diese Verbindung konnte für Teutschland kaum anders als unglückselig sein. Nachdem die Teutschen in Italien schon so viel

Fremdartiges und Verderbliches kennen gelernet, und durch das jammervolle Verhältniß, in welchem Sieger und Besiegte immer stehen, zu so manchen Freveln und Grausamkeiten verführet waren, die auf ihr heimathliches Leben und Sein zurückwirken mußten: was konnte Theophano, die Tochter einer verruchten Mutter, der Zögling eines sittenlosen und niederträchtigen Hofes, auch im besten Fall, Anderes nach Teutschland bringen, als eine ungeeignete Hoffart, und eine Feinheit die mit dem kräftigen und aufstrebenden Leben der Teutschen im Widerspruche stand? Otto der Große kann zu den Bemühungen, eine solche Gemalin für seinen Sohn zu gewinnen, kaum durch einen anderen politischen Grund bestimmet sein, als durch das Verlangen, welches die eitele Täuschung über die Erhabenheit der Kaiserwürde in ihm erzeuget hatte, sein Geschlecht über alle teutsche Geschlechter zu erheben und seine kaiserliche Würde auch von Denen anerkannt zu sehen, welche allein im Besitze des Kaiserthumes zu sein behaupteten. Seine treuen Sachsen aber scheinen den Stolz eines Kaisers, der von ihnen ausgegangen war, und dessen Seele zu ihnen hinhing, getheilet und sich deßwegen über die Vermälung des jungen Otto II. sehr gefreuet zu haben. Diese Vermälung, in Italien gefeiert (J. 972), gehörte übrigens zu den letzten Freuden des großen Otto!

255. Nach seinem Tode (J. 973) folgte Otto II. Dieser Jüngling, eines stolzen Kaisers Sohn, von einer unteutschen Mutter geboren und mit einer griechi-

ren Planen dienen sollten, dienen konnten und wollten; und nachdem hierdurch die erhabene Bestimmung des Papstthumes unmöglich geworden war: da war es wohl natürlich genug, daß der heilige Stuhl immer mehr entweihet und immer tiefer in die Gemeinheit hinein gezogen wurde, damit ein Umschwung der Dinge, durch eine Uebertreibung, die sich selbst nicht halten konnte, erwirkt werden mochte. Und wem fällt dabei nicht die Bemerkung auf die Seele, daß selbst die gottlose und lüderliche Waltung der Theodoren, der Marozia und ihrer Gesellen und Geschöpfe, nur sie und ihre Partei vor Welt und Nachwelt geschändet, dem Papstthum aber, weder für die Gegenwart noch für die Folge, geschadet habe? Wem fällt nicht die Bemerkung auf, daß zu derselben Zeit, als der Papst, auf Rom und auf die Zwecke einer Faction beschränkt, für die Christenheit Nichts war und Nichts sein konnte, auch das Kaiserthum verschwunden war? Wohl erkläret sich das Eine wie das Andere aus dem ganzen Zustande der menschlichen Gesellschaft in den verschiedenen Ländern Europa's, in sofern Erscheinungen durch Erscheinungen überhaupt erkläret werden können; aber ist darum die Sache selbst weniger merkwürdig? Und ist denn nicht auch der Umstand der Beachtung werth, daß dieselbe Partei, die toskanisch-burgundische, welche den päpstlichen Stuhl so schandbar mißbrauchte, als sie ihre Verruchtheit aufs Höchste getrieben hatte, durch ihre eigene Zwietracht in solches Gedränge kam, daß sie, nach der Trennung des Königreiches Italien von der Herrschaft über Rom, und nach Vereinigung des

Patriciates mit dem Pontificat in Rom, ihre Erhaltung nur von der Wiedererweckung des Kaiserthumes zu hoffen wagte, und daß sie deßwegen diese Wiedererweckung (durch Papst Johann XII.) wirklich bewerkstelligte? Allerdings dachte sie wohl nicht, daß der Kaiser auch das Papstthum zu seiner Bestimmung zurück führen, und damit zugleich sie und ihr Streben vernichten würde; aber eben Dieses macht das Verhältniß nur um so merkwürdiger. Indeß kam der erste Ruf, der an Otto den Großen erging, nicht vom Papste, sondern er kam von einer schönen, mißhandelten und bedrängten Frau, die zu ihm um Hülfe flehete!

250. Wie zauberisch aber auch die Stimme der schönen Adelheid aus dem alten Schlosse Canossa, durch die Waffen ihrer Feinde, Berengar's II. und seines Sohnes, des häßlichen Adelbert's, ertönen, und wie holdselig Bruder Martin sie Otto I., dem Wittwer in der Kraft der Jahre, darstellen möchte: der Zug des Königes nach Italien (J. 951) war nicht bloß eine ritterliche Irrfahrt, auf ein verliebtes Abenteuer gerichtet, sondern Otto verfolgte zuverlässig große Zwecke. Nach solchen Erfolgen, als Otto durch seinen Geist und seine Anstrengung gewonnen hatte, konnte ihm wohl das Bild Karl's des Großen vor die Seele treten, und ihn reizen und locken. Die Kaiserkrone war ein verführerischer Schmuck, und dieser Schmuck war ohne den Besitz Italiens nicht zu gewinnen. Bei dem Zustand Italiens konnte die Unterwerfung dieses Landes einem Könige, der mit weit geringeren Mitteln

so Vieles erreicht hatte, auch wohl als leicht erscheinen. Zugleich war diesem König eine kriegerische Unternehmung Bedürfniß zur Erhaltung seines Ansehens: nur als Feldherr konnte er die großen Herzoge unter seinem Oberbefehle zu erhalten hoffen, unter welche er im Frieden nothwendig hinabsinken mußte. Vielleicht fing er auch an, die Ohnmacht eines Königes in Teutschland ohne Herzogthum zu fühlen, und wünschte in Italien die Macht wieder zu gewinnen, die er in Teutschland der Würde wegen aufgegeben hatte. Endlich kamen noch besondere Verhälthisse hinzu, die Berücksichtigung verdienten, wie die Verbindung der burgundischen Reiche mit Italien, und Otto's Vormundschaft über Kunrad, Adelheid's Bruder. Aber die Vermälung mit der leichtbefreieten Adelheid, die bei Otto's ältestem Sohne Ludolf, Herzog von Schwaben, nicht ungegründete Besorgnisse erregte, veranlaßte eine Reihe von Händeln und Verwirrungen, welche dem Könige die Verfolgung seiner Entwürfe unmöglich machten. Vielleicht erkannten auch die Fürsten des Reiches des Königes Plan, achteten ihn verderblich und wollten ihn hintertreiben. Kunrad von Worms, Otto's I. Schwiegersohn, Herzog von Franken und Lothringen, welchen der König in Italien zurück ließ, als er selbst wieder nach Teutschland eilete, band ihm wenigstens durch seinen Vertrag mit Berengar II. die Hände, so daß er weder die Wünsche seiner jungen Gemalin erfüllen, noch seinen eigenen Zwecken zustreben konnte.

251. Der bittere und gefahrvolle Streit, der hier-

über entstand, ward dadurch um so gräßlicher, daß die Ungern in denselben durch verblendete teutsche Fürsten, Ludolf an der Spitze, hinein gezogen wurden. Zugleich gab er dem Könige Berengar II. Gelegenheit, seinen Grimm an Denen auszulassen, die ihm entgegen gewesen waren. Berengar mußte auch wohl erkennen, daß die Vereinigung Italiens nothwendig sei, wenn dem Könige der Teutschen, dessen Rückkehr er leicht voraus sehen konnte, Widerstand geleistet werden sollte. Und wie war es möglich, diese Vereinigung, die während der Unruhen in Teutschland zu Stande gebracht werden sollte, anders zu erwirken, als durch Strenge und Gewalt? Aber durch diese, bald in Grausamkeit ausartende, Gewalt, für einen Zweck, der sehr Vielen entgegen war, kamen weltliche und geistliche Herren ins Gedränge. Und Papst Johann XII., ein Enkel der schandbaren Marozia, welcher auf den päpstlichen Stuhl (J. 956) in einem Alter gesetzt wurde, da er kaum über den Knaben hinaus war, und welcher mit der dreifachen Krone die weltliche Herrschaft über Rom vereinigte, wußte sich gegen solche Bestrebungen nur durch eine fremde Macht zu halten, durch welche Berengar vernichtet würde. Also erging von mehreren Seiten der Ruf an den teutschen König; und Otto, der mit gewohntem Glücke seine Gegner in Teutschland überwältiget hatte, unternahm, der Einladung folgend, eine zweite, siegreiche Heerfahrt nach Italien (J. 961). Nachdem er in Mailand die eiserne Krone empfangen, ließ er sich auch in Rom (J. 962) durch Papst Johann XII. die kaiserliche Krone auf das Haupt

setzen, die seit Berengar's I. Tode (J. 924) Keiner getragen hatte. Was Johann XII., was Otto I. bei dieser Krönung beabsichtiget, was sie vor derselben verhandelt, was sie versprochen und zugestanden haben mögen, das war im Wesentlichen ziemlich einerlei. Dadurch, daß Otto I. Kaiser ward, wurde der Papst wieder in die großen Verhältnisse der christlichen Welt gezogen; und das Papstthum, der verderblichen Parteiung römischer Aristokraten, ja, auch der beschränkenden volksthümlichen Bestrebung wohlwollender Italiäner entrissen, wurde wieder in die alte Bahn gebracht, und mußte seiner Bestimmung (199) entgegen gehen. Persönliche Leidenschaften, Parteiwuth, volksthümliche Bestrebungen, kirchliche Verhältnisse und religiose Ideen stießen gegen einander. Der Trotz, der immer im Eroberer aufsteigt, und der Ingrimm, der sich der unterworfenen Seelen bemächtiget, trieben zu Entwürfen und Versuchen mancher Art, und erzeugten Gewaltthat und Rache. Eine seltsam verschlungene Kette von entgegengesetzten und doch verbundenen Interessen, wand sich um das Leben der Menschen, verwirrete sie und verleitete zu ungeheueren Gräueln. Daß Otto der Große sich solcher Grausamkeiten, besonders bei seiner dritten Heerfahrt nach Italien (J. 965) nicht enthalten konnte, erregt um so größeren Schmerz, je mehr er bei freundlichen Verhältnissen bewies, wie sehr sein Herz empfänglich war für die tiefsten und reinsten Gefühle der menschlichen Brust. Indeß konnte nach so schaudervoller Zerrüttung, als in Italien geherrschet hatte, wohl schwerlich auf milde Weise einige Ordnung

hergestellt werden. Und zu leugnen ist nicht: das große Werk europäisch-christlicher Ausbildung gedieh unter solchen Gräueln!

252. Indem man aber die hohe Wichtigkeit der Vereinigung Italiens mit Teutschland für die Entwickelung des Geistes der Menschheit im Großen und Ganzen nicht verkennen kann, wird der menschliche Blick seltsam getrübet, wenn man die Folgen überlegt, die aus diesem Verhältnisse für die Völker Teutschlands und Italiens im Besonderen, in bürgerlicher und eigenthümlicher Hinsicht, entspringen mußten. Es war zwischen ihnen ein gewaltsamer Zustand begründet, der eine endlose Reihe feindseliger Berührungen nothwendig machte. Und Otto der Große suchte, seine Zwecke verfolgend, die Verhältnisse zwischen beiden Ländern noch immer mehr zu verflechten. Seine Zwecke aber waren zunächst auf die Unterwerfung von ganz Italien gerichtet, die selbst Karl'n dem Großen nicht gelungen war. Dadurch wurde eine mehrfache Berührung der Teutschen mit den Byzantinern im Krieg und im Frieden bewirkt, die nicht ohne Folgen für die Ausbildung der Verhältnisse in Teutschland und Italien geblieben ist, und die uns nöthig macht, einmal wieder einen Blick auf das byzantinische Reich zu werfen.

253. Seit wir dieses Reich zuletzt, zur Zeit Leo's des Isauriers, gedachten (172), sind mehr als zwei hundert Jahre verflossen. Vieles geschah in dieser Zeit, aber nur Weniges erregt ein lebendiges Interesse, und

setzen, die seit Berengar's I. Tode (J. 924) Keiner getragen hatte. Was Johann XII., was Otto I. bei dieser Krönung beabsichtiget, was sie vor derselben verhandelt, was sie versprochen und zugestanden haben mögen, das war im Wesentlichen ziemlich einerlei. Dadurch, daß Otto I. Kaiser ward, wurde der Papst wieder in die großen Verhältnisse der christlichen Welt gezogen; und das Papstthum, der verderblichen Parteiung römischer Aristokraten, ja; auch der beschränkenden volksthümlichen Bestrebung wohlwollender Italiäner entrissen, wurde wieder in die alte Bahn gebracht, und mußte seiner Bestimmung (199) entgegen gehen. Persönliche Leidenschaften, Parteiwuth, volksthümliche Bestrebungen, kirchliche Verhältnisse und religiose Ideen stießen gegen einander. Der Trotz, der immer im Eroberer aufsteigt, und der Ingrimm, der sich der unterworfenen Seelen bemächtiget, trieben zu Entwürfen und Versuchen mancher Art, und erzeugten Gewaltthat und Rache. Eine seltsam verschlungene Kette von entgegengesetzten und doch verbundenen Interessen, wand sich um das Leben der Menschen, verwirrete sie und verleitete zu ungeheueren Gräueln. Daß Otto der Große sich solcher Grausamkeiten, besonders bei seiner dritten Heerfahrt nach Italien (J. 965) nicht enthalten konnte, erregt um so größeren Schmerz, je mehr er bei freundlichen Verhältnissen bewies, wie sehr sein Herz empfänglich war für die tiefsten und reinsten Gefühle der menschlichen Brust. Indeß konnte nach so schaudervoller Zerrüttung, als in Italien geherrschet hatte, wohl schwerlich auf milde Weise einige Ordnung

hergestellt werden. Und zu leugnen ist nicht: das große Werk europäisch-christlicher Ausbildung gedieh unter solchen Gräueln!

252. Indem man aber die hohe Wichtigkeit der Vereinigung Italiens mit Teutschland für die Entwickelung des Geistes der Menschheit im Großen und Ganzen nicht verkennen kann, wird der menschliche Blick seltsam getrübet, wenn man die Folgen überlegt, die aus diesem Verhältnisse für die Völker Teutschlands und Italiens im Besonderen, in bürgerlicher und eigenthümlicher Hinsicht, entspringen mußten. Es war zwischen ihnen ein gewaltsamer Zustand begründet, der eine endlose Reihe feindseliger Berührungen nothwendig machte. Und Otto der Große suchte, seine Zwecke verfolgend, die Verhältnisse zwischen beiden Ländern noch immer mehr zu verflechten. Seine Zwecke aber waren zunächst auf die Unterwerfung von ganz Italien gerichtet, die selbst Karl'n dem Großen nicht gelungen war. Dadurch wurde eine mehrfache Berührung der Teutschen mit den Byzantinern im Krieg und im Frieden bewirkt, die nicht ohne Folgen für die Ausbildung der Verhältnisse in Teutschland und Italien geblieben ist, und die uns nöthig macht, einmal wieder einen Blick auf das byzantinische Reich zu werfen.

253. Seit wir dieses Reich zuletzt, zur Zeit Leo's des Isauriers, gedachten (172), sind mehr als zwei hundert Jahre verflossen. Vieles geschah in dieser Zeit, aber nur Weniges erregt ein lebendiges Interesse, und

noch Weniger bietet etwas Erfreuliches und Erhebendes dar. Die Geschichte zeiget fortwährend das Absterben, aber sie wird peinlich, weil die Verwesung so träge fortschreitet, und mit dem goldenen Purpurmantel noch immer verdeckt wird. Nur einzelne Menschen können durch Wollen und Streben Theilnahme erregen; das gemeine Wesen hat den Tod in sich. Nur Wissenschaften und Künste nehmen eine dankbare Aufmerksamkeit in Anspruch; aber die schaffende Kraft ist überall verschwunden. Von Leo's des Isauriers Tod (J. 741) an, verliefen über hundert und zwanzig Jahre, ohne daß der unglückselige Sturm sich gelegt hätte, der von ihm durch seinen unverständigen Eifer gegen den Bilderdienst im Reich erregt war. Die Verhältnisse wurden nach und nach so verschoben und die Seelen der Menschen so verwirret, daß dies unglückliche Reich gleich stark durch Unruhen bewegt wurde, die Herrscher mochten gegen die Bilder eifern, wie gewöhnlich, oder für die Verehrung derselben gestimmt sein, wie die Kaiserin Irene, oder sie mochten mit Gleichgültigkeit in das Gezänk hinein sehen, wie Michael II. Neben diesen Unruhen liefen die gewöhnlichen Erschütterungen und Gräuel; es liefen neben ihnen beständige Kriege fort, die in alter Weise mit den Barbaren, besonders mit den Bulgaren an der Donau, und mit den Arabern, in Asien, in Italien, auf Sicilien, überall, geführet wurden, zuweilen nicht ohne Glück, meistens mit Verlust, immer zur Erschöpfung des Reiches. Das größte Interesse erregen aber in dieser ganzen Zeit zuerst die Kaiserin Irene (J. 780 — 803), nicht weniger durch

ihre Stellung im Reich, als durch ihr Verhältniß zu Kaiser Karl dem Großen und zu dem großen abbasidischen Kalifen Arun al Raschid; und dann die theils auffallenden, theils für die Entwickelung der Verhältnisse der europäischen Völker wichtigen Ereignisse unter der Herrschaft des ruchlosen Michael III. (J. 842 bis 867); die Erhebung des Bilderdienstes durch Theodora, Michael's Mutter; die Bekehrung der Mähren und Bulgaren; das Zusammentreffen bei diesen mit dem Papste; die Händel zwischen Ignatius und Photius, den Patriarchen; die Einmischung des Papstes Nicolaus I. in diese Händel und die Trennung der morgenländischen von der abendländischen Kirche, die, obwohl in der Natur der Völker und Staaten begründet, durch dieselben bewirket wurde. Hierauf gründete Basilius, der Macedonier, (J. 867) ein neues Kaiserhaus. Schmeichelei und Eitelkeit haben diesem Mann eine hohe Abkunft zu gewinnen gesucht; er aber bedarf derselben nicht. Die Art, wie er zum Throne gelangte, war abscheulich; sie schändete indeß vielleicht mehr seine Zeit, als ihn selbst; und auf dem Throne brachte er in Vergessenheit, wie er zu ihm gelanget war. Denn er entwickelte Eigenschaften und Grundsätze, die man an den Kaisern nicht mehr zu sehen pflegte. Aber wenn auch den Menschen einige Erleichterung dadurch verschafft ward: im Wesentlichen konnte Nichts erreichet werden. Der Verfall wurde höchstens aufgehalten, und nicht abgewandt. Auch die Nachfolger Basil's I., Leo, der Philosoph (J. 886 bis 912), Constantin Porphyrogenitus u. s. bieten eine Reihe persönlicher Ver-

hältnisse im Hauſ und zu der Geistlichkeit dar, die tief eingreifen in die menschliche Brust und zum Theile großes Mitgefühl erregen. Aber in Beziehung auf das Reich findet sich Nichts Erfreuliches, ja kaum etwas Abweichendes. Vielmehr gingen Provinzen nach gewohnter Weise verloren. Zu den früheren Feinden kamen die Magyaren und Russen hinzu. Im Inneren fraß der alte Schaden weiter um sich; aber Feinheit, Stolz und Glanz blieben in voriger Art, und mögen die Ost-Römer selbst nicht selten getäuschet haben über ihren Zustand, zumal da große Gesinnungen immer seltener, und die Gedanken wie die Bestrebungen immer gemeiner und elender wurden. Nach Romanus II. Tode (J. 959 — 963), dessen Regierung, während er selbst in Unthätigkeit und Laster versank, durch rühmliche Thaten seiner Feldherren, Nicephorus Phokas, und des Armeniers, Johannes Tzimisces, verherrlichet wurde, gelangten diese beiden Feldherren, durch die Begünstigung Einer Frau, der verschlagenen und schandbaren Theophano, nach einander auf den Thron (der Erste J. 963, der Andere J. 969); und mit diesen beiden Kaisern traf Kaiser Otto I. in Italien zusammen, feindlich und friedlich.

254. Von dem Kaiser Johannes Tzimisces erhielt Otto der große die Tochter des Kaisers Romanus, Theophano, zur Gemalin für seinen Sohn Otto II., der schon als Kaiser gekrönet war. Diese Verbindung konnte für Teutschland kaum anders als unglückselig sein. Nachdem die Teutschen in Italien schon so viel

Fremdartiges und Verderbliches kennen gelernet, und durch das jammervolle Verhältniß, in welchem Sieger und Besiegte immer stehen, zu so manchen Freveln und Grausamkeiten verführet waren, die auf ihr heimathliches Leben und Sein zurückwirken mußten: was konnte Theophano, die Tochter einer verruchten Mutter, der Zögling eines sittenlosen und niederträchtigen Hofes, auch im besten Fall, Anderes nach Teutschland bringen, als eine ungeeignete Hoffart, und eine Feinheit, die mit dem kräftigen und aufstrebenden Leben der Teutschen im Widerspruche stand? Otto der Große kann zu den Bemühungen, eine solche Gemalin für seinen Sohn zu gewinnen, kaum durch einen anderen politischen Grund bestimmet sein, als durch das Verlangen, welches die eitele Täuschung über die Erhabenheit der Kaiserwürde in ihm erzeuget hatte, sein Geschlecht über alle teutsche Geschlechter zu erheben und seine kaiserliche Würde auch von Denen anerkannt zu sehen, welche allein im Besitze des Kaiserthumes zu sein behaupteten. Seine treuen Sachsen aber scheinen den Stolz eines Kaisers, der von ihnen ausgegangen war, und dessen Seele zu ihnen hinhing, getheilet und sich deßwegen über die Vermälung des jungen Otto II. sehr gefreuet zu haben. Diese Vermälung, in Italien gefeiert (J. 972), gehörte übrigens zu den letzten Freuden des großen Otto!

255. Nach seinem Tode (J. 973) folgte Otto II. Dieser Jüngling, eines stolzen Kaisers Sohn, von einer unteutschen Mutter geboren und mit einer griechi-

schen Prinzessin vermälet, stand an Unterricht, an Kenntnissen, an Feinheit der Sitten hoch über seinem Vater. Ob er ihm an Kraft und Geist nahe gekommen ist, muß zweifelhaft bleiben, weil er die Jahre vollendeter Ausbildung nicht erreichet hat. Aber seine Regierung ist nur ein schwacher Nachhall von dem Wirken seines Vaters, dessen Verfahren er im Allgemeinen nachahmte, obgleich in eigener Weise. Und wenn er auch im Inneren des Reiches, (in welchem übrigens, wie nicht ohne Mitwirkung so wider den Willen Otto's, die großen Familien weltlicher Herren schon mit einer Anmaßung auftraten, der man nur durch die Vergabung der geistlichen Fürstenthümer entgegen arbeiten konnte), die Ruhe erhielt oder wieder gewann; wenn er auch gegen die Böhmen und die Dänen das Ansehen des Reiches wahrte, und den Franzosen, mit welchen er wegen der Verleihung von Niederlothringen an den Karolinger Karl, Lothar's, des Königes, Bruder (238), zusammentraf, die teutschen Waffen bis in Paris hinein zeigte: so wurde doch nirgends ein hoher Ruhm gewonnen, oder eine größere Sicherheit. Am Meisten aber ward Otto II. von den Verhältnissen Italiens in Anspruch genommen. Daselbst waren Leidenschaften und volksthümliche Gefühle von Neuem rege geworden, und droheten Alles zu vernichten, was sein Vater gegründet oder hergestellet hatte. Aber seine Erscheinung in Italien (J. 980) war in jeder Hinsicht unglückselig. Der Uebermuth stolzer Sieger machte sich geltend: das Heilige wurde mit dem Gemeinen zusammen geworfen. Der beliebte,

aber in seiner Wirkung nicht selten unglückselige Grundsatz: Gehorsam um der Gewalt, und Schrecken um des Gehorsames Willen, wurde befolgt, und die Gefährlichkeit von dem kaiserlichen Jünglinge nicht gefühlet, oder nicht beachtet. Aber der rasch verfolgte Entwurf, den Griechen das untere Italien zu entreißen, scheiterte bei Tarent (J. 982) auf eine Weise, die eben so gefahrvoll für den Kaiser selbst, als bedenklich für die teutsche Herrschaft in Italien war. Der Kaiser entging indeß der Gefahr durch Geistesgegenwart und Entschlossenheit; und das Ansehen seines Hauses in Teutschland war so groß; der volksthümliche Sinn der Teutschen war durch Sieg, Herrschaft und Gewalt so verworren, und ihr Stolz auf die Ueberlegenheit ihrer Waffen so mächtig, daß Otto II. nicht nur an Herstellung und Rache denken, sondern daß er auch seine Entwürfe erweitern durfte. Und er erweiterte sie, scheinet es, dergestalt, daß die Ausführung, wie das Mißlingen derselben von ungeheueren Gräueln begleitet gewesen sein, das Gelingen aber neues und fortwirkendes Unglück zur Folge gehabt haben würde. Daher erfolgte Otto's Tod (J. 983) wohl zu gelegener Zeit. Denn Otto II. starb während der Rüstung, in einem Augenblicke, der in ihm selbst schmeichlerische Gefühle erwecket haben mußte und der für die Ehre der Teutschen wie für die Entwickelung des Lebens entscheidend war.

256. Ueberhaupt waren, durch Heinrich's I. Verstand und That, durch Otto's I. Kraft und Glück,

durch die Herstellung des Kaiserthumes, durch die Verbindung Otto's II. mit einer griechischen Prinzessin, durch die Entwürdigung, zu welcher der heilige Stuhl vor Otto's des Großen Ankunft in Rom hinab gekommen war, und durch manche andere Umstände, — es waren durch dieses Alles die Begriffe der Menschen seltsam verwirret, und wegen dieser Verwirrung der Begriffe waren Menschen und Verhältnisse in eine so ungewisse Stellung gekommen, daß man überall, in Teutschland wie in Italien, das Drückende und Unnatürliche fühlte, daß man aber nicht wußte, wie man sich zu benehmen habe. Nach dem Tod Otto's II. erkannten viele Menschen gar wohl, daß ein dreijähriges Kind, Otto's Sohn, kein König wäre für ein so großes Reich, und Heinrich der Zänkische, Herzog von Baiern, der seine Hand nach der Krone ausstreckte, fand einen nicht geringen Anhang. Dennoch wurde man dahin gebracht, Otto III. die Huldigung überall zu leisten. Zugleich ward fremdgeborenen und fremdgesinnten Frauen auf den jungen König und auf das Reich ein entscheidender Einfluß verstattet. Dem jungen Könige wurde von ihnen und von Geistlichen gemeinschaftlich eine Erziehung gegeben, welche ihn fein und zart, aber auch unteutsch und zweideutig, gelehrt und gewandt, aber auch verworren und despotisch machen mußte. Ein Hof wurde, in halbgriechischer Weise, mit Pracht und Ceremonien, Schmeichelei und Kriecherei gebildet. Die großen Herzoge verstanden sich, bei gewöhnlichen Festen, zu Diensten gegen das königliche Kind, die von ihrer Anerkennung der Erhabenheit sei-

ner Würde zeugten, und die Bischöfe, Gerbert besonders, ließen sich zu unerhörten Kniebeugungen herab. Inzwischen zeigten sich im Reiche Vorgänge, welche hinlänglich beweisen, daß man die königliche Macht bei Weitem weniger achtete, als die königliche Würde, und daß man, wenn man sich durch diese zur Unterwerfung bestimmen ließ, jener gegenüber nicht selten zur Widerspänstigkeit gereizet würde. Die alten Feinde des Reiches, Slaven und Dänen, unterließen nicht, zu versuchen, was gegen eine vormundschaftliche Regierung zu erreichen sein möchte. Am Meisten zerrüttet waren jedoch die Verhältnisse Italiens. Diese Zerrüttung ging aus der unglücklichen Stellung hervor, in welche sich die Italiäner, durch ihre Uneinigkeit und ihre Feindschaft gegen einander, zu den Teutschen gebracht sahen. Durch sie kam auch der Papst in eine neue gefahrvolle Lage. Wie viel die Herstellung des Kaiserthumes für den päpstlichen Stuhl ausgetragen hatte, zeigte sich dabei auf eine auffallende Weise.

257. Der päpstliche Stuhl nämlich war den Parteiungen noch keinesweges entzogen; kaiserliches Ansehen und die Macht der römischen Factionen hatten ihn wechselsweise besetzt. Die aristokratische Partei hatte sich, nach Otto's des Großen Tode, der Gewalt in Rom wieder bemächtiget, und Crescentius, von Otto II. unbezwungen, war unter einem täuschenden Namen nunmehr wieder Herr der Stadt geworden, und zu ihm stand Papst Johann XV. in einem sehr unsicheren Verhältnisse. Dennoch wagte der Papst,

als ohne seinen Willen der Erzbischof Arnulf von Rheims abgesetzt, und der gelehrte und gewandte Gerbert auf dessen Stuhl erhoben war, gegen den neuen König von Frankreich, Hugo Capet, und gegen den größten Theil der französischen Geistlichkeit einen Kampf aufzunehmen, den man sich gern mit ihm erspart hätte, und er vermochte diesen Kampf, für eines der wichtigsten Rechte in der Kirche, so kräftig zu führen, daß seinem Nachfolger der Sieg nicht mehr entwunden werden konnte! Dieser Nachfolger aber wurde von Otto III., der seine erste Heerfahrt zu derselben Zeit nach Italien unternahm, als Johann XV. (J. 995) gestorben war, auf den päpstlichen Stuhl gesetzt. Es war ein teutscher Fürst, Bruno, der sich Gregor V. nannte, ein Mann nicht ohne Kenntnisse, Feinheit und Entschlossenheit. Aber jener Sieg, den König Robert von Frankreich und Erzbischof Gerbert selbst dem Papst einräumten, war ihm nicht genug. Gregor V. machte die päpstliche Gewalt gegen eben diesen Robert, wegen der Ehe mit seiner Anverwandtin Bertha, (J. 998) auf eine Weise geltend, welche die Welt in Erstaunen und Schrecken setzte; Er, ein Geschöpf, vielleicht ein Werkzeug des teutschen Königes, der sich Kaiser nannte, und Herr von Italien war, oder zu werden strebte! Wohin hätte die Welt kommen müssen; was hätte aus der Freiheit der Völker und aller kräftigen und eigenthümlichen Bildung werden sollen, wenn der päpstliche Stuhl, mit solcher Macht, in die Willkühr des Kaisers gekommen wäre! Aber die Parteiung und das volksthümliche Streben der Italiäner, vereinet

mit dem Aussterben des Sächsischen Hauses, wandte die Gefahr ab, und aus der Erfahrung erwuchs nachmals die Einsicht. Des Crescentius Versuch, nach des Kaisers Abzug einen anderen Papst, Johann XVI., empor zu bringen, wurde zwar durch Otto's III. zweite Heerfahrt nach Italien (J. 998) vereitelt, und an ihm und an seinem Papst auf eine schauderhafte Weise gerächt; aber gerade diese grausame Gewaltthätigkeit der Teutschen in Rom mußte die Italiäner aufreizen, und ihnen das Unnatürliche und Verwerfliche von dem fühlbar machen, das die Teutschen erstrebten. Und doch hing Otto's III. Herz zu den Italiänern; wenigstens war seinem jugendlichen Hochmuthe, der durch das Pilgerkleid, in welchem er die Gebeine seines Freundes und Lehrers, des heiligen Adelbert's, (J. 999) besuchte, nur auf einen Augenblick versteckt ward, das teutsche Vaterland zuwider, und er war entschlossen, in Rom, neben dem päpstlichen Stuhl, auf welchen er (J. 999) seinen geliebten Gerbert setzte, über dem Gräuel, den er verübt hatte, seinen Sitz zu nehmen, um von dort aus Teutschland und vielleicht die Welt zu beherrschen! In der That, es konnte auch ihm, so wie der Welt, kaum etwas Besseres begegnen, als daß er unter solchen Umständen hinstarb (J. 1002), wenn es gleich nicht unwahrscheinlich ist, daß eine römische Frau im Gefühle der Rache sein Leben zerstöret habe. Und gut war es auch, daß er zuvor die wohlverdiente Gesinnung der Römer gegen ihn kennen gelernet hatte!

[illegible]

[illegible] den, selbst wenn es verachtet ward, entspringen mußte. Im Rechte und Gesetz, in Sitte und geselligem Verkehre waren Veränderungen durch sie bewirkt oder vorbereitet. Endlich war das Kaiserthum durch sie erneuert und dadurch der päpstliche Stuhl, dem Mißbrauche gemeiner Bestrebungen entrissen, wiederum auf eine solche Höhe gestellt, daß vor Denen, die auf ihm saßen, die Länder der christlichen Welt ausgebreitet lagen. Die Könige Sächsisches Stammes hatten also gewiß eine hohe Bestimmung erfüllt. Aber über der Erfüllung dieser Bestimmung war dieses Geschlecht selbst in eine so unnatürliche Stellung zu seinem eigenen Volke, wie zu den Einwohnern Italiens gerathen, daß es nothwendig zu Grunde gehen mußte. Glücklicher Weise wurde dem teutschen Volke durch Otto's III. frühen Tod eine gewaltsame Veränderung erspart!

Heinrich der Lahme, Herzog von Baiern, stand ihm so nahe, daß er es wohl wagen durfte, die Krone vorzugsweise in Anspruch zu nehmen, und doch auch so fern, daß die Erhabenheit, die Otto der Große seinem Hause gegeben hatte, gänzlich dahin schwand, und daß die teutschen Herzöge und Völker wiederum an das alte Verhältniß erinnert wurden.

259. Heinrich II. wurde wieder König der Teutschen, wie es Heinrich der I. geworden war; aber sein Ansehen im Reiche war und blieb äußerst gering, weil es dem frommen Mann an Geist, Kraft und Thätigkeit fehlte. Die langen Händel mit Böhmen und Polen, von Fürsten des Reiches benutzet und genähret, können daher so wenig befremden, als andere übele Vorgänge. Eben so war es ganz der Lage der Dinge gemäß, daß in Italien mannigfaltige Unruhen, aus der alten Parteiung und der neuerregten Leidenschaft hervorgehend, Alles wiederum vermischten und verstörten; und daß der päpstliche Stuhl in diese Unruhen hinein gezogen wurde. Das Erfreulichste bei derselben ist die Beobachtung der Verhältnisse der Städte, sei es in Rücksicht auf die Vasallen, sei es in Rücksicht auf ihre Gestaltung und auf den Schirm der Bischöfe. Das gewaltig aufstrebende Venedig leuchtete vor und reizte. Je mehr das Ganze zerfiel, desto besser konnte das Einzelne sich gestalten, freilich zuweilen nur auf Kosten des Ganzen, öfter jedoch ohne Nachtheil des Ganzen, nur zum eigenen Gewinn. Auch war dieses Ganze des Erhaltens und

[illegible]

[illegible] Stämme.

[illegible] Verhältnisse in Deutschland [illegible] und [illegible] und in der [illegible] zu [illegible] Der [illegible], von [illegible] König zu erwählen, konnte man [illegible] [illegible] Das Leben und [illegible] der Ottone hatte einen zu tiefen Eindruck auf die Seelen der Menschen gemacht, als daß das Königthum und die kaiserliche Würde hätten in Vergessenheit gerathen mögen; die herzogliche Gewalt war zu sehr erschüttert, als daß sie an unabhängige Haltung hätte denken dürfen; auch hatten die Züge nach Italien, wie manche Leiden, so manchen Reiz. Wenn aber ein König gewählet ward: in welcher Stellung befand sich derselbe eigentlich? was war er? und was mußte er sein wollen? Daß er, der König, die höchste Gewalt haben sollte im Reiche, konnte wohl von Niemand bezweifelt werden. Es konnte um so weniger bezweifelt werden, da sich die Idee des Kaiserthumes im Verlaufe der Zeit ausgebildet hatte, da man es kaum irgendwo bezweifelte, daß der Kaiser rechtlich das weltliche Haupt der Christenheit, in der Erde, wäre, und da es allgemeine Vorstellung war, daß nur der teutsche König das Recht [illegible] vom Papste die Krönung zum Kaiser zu verlan-

gen. Wer nun Herr der Herren in der ganzen christlichen Welt war, dem konnte man doch die höchste Gewalt in dem Reiche, das ihm zunächst zustand, wohl nicht streitig machen. Aber über die höchste Gewalt selbst hatte man keine bestimmten und klaren Ideen. Noch mehr fehlte es an Einrichtungen, welche dem Könige die Mittel gewähret hätten, irgend eine Gewalt auf dem Wege der Ordnung und des Gesetzes geltend zu machen. Der König war daher lediglich an seine persönlichen Eigenschaften, an die Macht seines Hauses und etwa an das mystische Kaiserthum gewiesen. Und was konnte er nun in dieser Lage, nach der Natur der Dinge, Anderes erstreben, als die Willkühr? Aber für diese Willkühr mußte sogar erst der Boden gelegt werden, da sich in der Geschichte der Teutschen, mithin in ihren Sitten und in ihrer Denkungsart, Nichts fand, worauf dieselbe hätte gegründet werden können; und der Versuch der Könige sächsisches Stammes, durch die Besetzung der herzoglichen Würden mit Gliedern ihres Hauses die Herrschaft zu üben, war ja eben so gänzlich mißlungen, als die Gewinnung einer entscheidenden Macht in Italien. Indeß gab es, außer den Zügen nach Italien, welche den Teutschen fast zur Gewohnheit geworden waren und welche den Königen Gelegenheit gewährten, als Feldherren zu gebieten, drei Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft, welche wohl einen König der Teutschen zu der Ansicht bringen konnten, daß erreichbar wäre, was er als König unter den gegebenen Umständen erstreben mußte.

281. Das erste dieser Verhältnisse lag in der Natur und in der Weise der Städte. Diese Städte mochten allerdings noch unbedeutend sein, und verworren und ungewiß in ihrem Inneren. Aber die ersten, großen Schritte zur Bildung städtischer Gemeinden (Weichbilde) waren geschehen, und hin und wieder war, meistens unter dem Schutze der Kirche, Vieles erreicht. Wer nun dieses Gedeihen der Städte sah und würdigte; wer die Macht erwog, die in der, stets wachsenden, Menschen-Menge lag, und den Geist, der sich in den Reibungen der verschiedenen Classen, aus welchen diese Menge bestand, entwickeln mußte; wer die Beschäftigungen, zu welchen die Bewohner der Städte durch ihre Lage und durch die Bedürfnisse der Gesellschaft gezwungen waren, und die Folgen überlegte, die aus diesen Beschäftigungen hervorgehen mußten; wer es einsah, daß, bei der steigenden Bildung der Menschen, und bei der Vermehrung des Geldes, seit der Reichthum des Harzes unter den Ottonen entdeckt war, der Handel unmöglich in der Hand der unglücklichen Kammerknechte des Königes, der Juden nämlich, bleiben konnte, sondern seinen Sitz in den Städten nehmen würde; wer endlich die Einwirkungen in Anschlag brachte, welche die Ueberreste der alten römischen Verfassung der Städte im westlichen und südlichen Teutschland, und die Züge nach Italien und die Städte dieses Landes, zumal bei der Eifersucht zwischen dem Lehnherrn und den Vasallen und bei dem Streben der Städte, unmittelbar unter das Reich zu kommen, nicht verfehlten: der mußte erkennen, daß diese Städte

nicht ohne Einfluß auf den Gang der gesellschaftlichen Verhältnisse bleiben konnten; er mußte erkennen, daß in den Städten ein neues Element des bürgerlichen Lebens entstand, daß ein dritter Stand in ihnen sich zu bilden begann. Dieses neue Element war aber der Natur des Reiches, dem Lehen-Wesen, ganz fremd. Es konnte nur feindlich neben dem Vasallenthume stehen, und sich mit demselben nicht verschmelzen. Mithin durfte ein König, der nur in den Vasallen seine Feinde hatte, allerdings wohl hoffen, daß er in den Städten eine Macht finden könnte zur Geltendmachung seines Willens gegen die Vasallen. Indeß bedurfte dieser Same noch einer langen Pflege, und erst später ließen sich Früchte von ihm erwarten!

262. Mehr war hingegen zweitens unmittelbar von den Verhältnissen der Vasallen zu einander zu hoffen. Durch das Streben der Könige sächsisches Stammes, die großen Herzogthümer an ihr Haus zu bringen, war die Erblichkeit der herzoglichen Würde, wenn nicht vernichtet, doch wankend gemacht. Damit waren die Herzoge wiederum ihrer alten Stellung näher gekommen; die Mediatisirung der kleinen Vasallen, die schon früher (241) Statt gefunden zu haben schien, war wieder erschüttert worden, und in diese kleinen Vasallen war der Gedanke gekommen, daß sie nicht Vasallen der Herzoge, sondern Vasallen des Königes seien. Es ließ sich mithin wohl hoffen, daß die herzogliche Gewalt künftig zu einer willkührlich übertragenen Beamtung hinab gebracht oder ganz vernichtet wer-

den könnte, und daß alsdann für die kleinen Vasallen ein allgemeiner Gehorsam Ruhm sein würde und Streben.

263. Drittens aber war Das, was gegen die weltlichen Großen gewonnen zu sein schien, verloren gegen die Geistlichen. Die Priester waren Fürsten geworden, und die große Macht der Geistlichkeit im Staat und gegen die weltliche Gewalt war darum doppelt furchtbar, weil ihr mit solchen Waffen, als dem König etwa gegen die weltlichen Großen zu Gebote standen, nicht einmal beizukommen war. Vielmehr war zu fürchten, daß Alles, was der König den weltlichen Großen etwa entwand, den Geistlichen zu Theil werden, und er am Ende ärmer sein würde, als er gewesen war am Anfange. Zwei Dinge aber konnten den König wohl zu der Hoffnung berechtigen, daß es ihm gelingen werde, auch dieser Gefahr zu begegnen und die Geistlichen in eine Lage zu bringen, in welcher auch sie seiner Willkühr dienen mußten. Zuerst nämlich hatte der König auf die Besetzung der bischöflichen Stellen nicht bloß einen großen und unbestrittenen Einfluß, sondern diese Besetzung hing fast ganz von seiner Willkühr ab, wenn gleich die großen Familien es gewöhnlich dahin zu bringen wußten, daß ihnen die reichen Stellen zu Theile wurden; und dieser Einfluß des Königes schien durch das Lehensband der Investitur theils erweitert, theils befestiget. Zweitens war bei den weltlichen Großen eine tiefe Eifersucht auf die geistlichen Fürsten entstanden, seitdem diese so vielfäl-

tig begünstiget waren und zu ihren geistlichen Waffen die große weltliche Macht gewonnen hatten. Es waren also auch hier feindliche Elemente, die sich gegenseitig zu bekämpfen bereit genug zu sein schienen. Nur Eins mochte dem Könige noch entgegen wirken: die Gewalt, welche der Papst übte, und in einer Weise, die nicht zu ergründen, und in einem Umfange, der nicht zu überschauen war. Wenn aber dem König, auf dem kaiserlichen Throne sitzend, gelang, auch den Papst unter sich zu bringen, und über den s. g. apostolischen Stuhl eben so willkührlich zu verfügen, wie über einen gemeinen bischöflichen Sitz in Teutschland, so schien ihm die Geistlichkeit keinen Widerstand leisten zu können; und durch die Geistlichkeit konnte er dann auf die anderen Classen der Gesellschaft um so entscheidender wirken, je größer die Einheit der Kirche war, und je furchtbarer die Mittel, von welchen sie Gebrauch zu machen wußte. — Wenn man diese Bemerkungen vor Augen hat, so kann man über das Ziel, das die nächsten Könige erstrebten, eben so wenig zweifelhaft sein, als man es tadeln kann, daß sie es erstrebt haben. Setzet man aber, es wäre ihnen gelungen, dieses Ziel zu erreichen, so wird man sich gewiß eines heimlichen Grauens nicht erwehren können, denn das Bild asiatischer Staaten erhebet sich vor unseren Augen bei dieser Annahme, und das Edelste und Schönste der neueren Zeit, die Bildung in freien, volksthümlichen Staaten, ist verschwunden. Und deßwegen muß wohl das Wirken der Macht, welche dieses Gelingen verhinderte,

wenigstens in sofern als sie es verhinderte, als gut und rechtmäßig anerkannt werden.

264. Nach Heinrich's II. Tode wurde Kunrad II., der Franke, in späterer Zeit der Salier genannt, auf eine Weise gewählet, die für den Gewählten, wie für die Wählenden rühmlich war. Merkwürdig ist bei der Wahl der Einfluß, welchen die Bischöfe, vor den Herzogen damaliger Zeit, auf dieselbe ausübten; sie beweiset, wie weit die Geistlichkeit unter den Sachsen gekommen war. Glücklicher aber hätte die Wahl kaum ausfallen können! Denn Kunrad stand an großen Eigenschaften Niemanden nach; auch wich er Keinem in Rücksicht des Besitzes. Seine Regierung indeß war nur vorbereitend; was Heinrich I. für Otto den Großen gewesen, das war er für seinen Nachfolger, jedoch in anderer Weise. Sein erster Auftritt in Teutschland überhaupt, und im Besonderen gegen die Lothringer, war würdig und königlich. Die Ansprüche, die er auf Burgund erhob und denen er (J. 1025) Anerkennung erzwang, mochten zweifelhaft sein in Rücksicht ihrer rechtlichen Begründung. Seine Lage aber, als neuer König, und die Verbindung mit Italien, machten es nothwendig, an ihnen zu halten. Zur Heerfahrt nach Italien, dessen Vasallen nicht zur Wahl gekommen waren, drängte dann Vieles. Heribert von Mailand brachte ihm zwar mit anderen Großen die Huldigung entgegen; aber im Allgemeinen zeigte sich die Stimmung nur desto bitterer gegen die Teutschen. Die Pavesaner gaben im Besonderen ein bedenkliches Zeichen

der Zeit, und es war wohl nothwendig, nicht zu säumen, wenn nicht alles Ansehen zu Grunde gehen sollte. Zuletzt möchte sich doch Einer gefunden haben, welcher die Italiänische Krone angenommen hätte! Kunrad indeß richtete mit seinem Zuge nach Italien (J. 1026) kaum mehr aus, als daß er die Erbitterung gegen die Teutschen nährte und einen unverstandenen und unbekannten Geist in den Städten schärfte und hob. Wie feierlich auch seine Krönung als Kaiser (J. 1027) sein mochte: die Einwohner Italiens zeigten keine Furcht vor ihm, als er zurück eilte, um den Händeln zu begegnen, die ihm sein Stiefsohn Ernst nicht ohne Grund, und andere große Vasallen auf gewöhnliche Weise erregten. Der Reichstag zu Ulm (J. 1027) ist sehr merkwürdig, weil kaum irgend Etwas den Stand des Verhältnisses der kleinen Vasallen zu den großen, oder zu den Reichsbeamteten so deutlich zeiget, als die Vorgänge auf diesem Reichstage. Die Mediatisirung war allerdings weit vorgerückt, aber sie war keinesweges vollendet, und die kleinen Vasallen wußten es noch recht gut, wie sie mit den Reichs-Beamteten in Verbindung gekommen, und was sie dem Kaiser schuldig waren. Der Streit selbst, den Kunrad mit seinem Stiefsohne bestand, ist gleichfalls in seiner Art und in seinem Ausgang (J. 1030) ergreifend. Dem Kaiser konnte es Niemand verargen, daß er der Unternehmung des Stiefsohnes entgegen trat; aber die Treue für seine Freunde, in welcher Ernst zu Grunde ging, wird stets eine hohe Theilnahme bei edlen Menschen finden. Uebrigens erkannte der Kaiser an diesen Händeln in

Ausbildens nicht werth. Wenn indeß Harduin von Ivrea wirklich einiger König von Italien geworden wäre, so würden die Züge der Teutschen seit Otto dem Großen verloren gewesen, und der päpstliche Stuhl würde in neue gefahrvolle Abhängigkeit gekommen sein. Woher hätte aber solche Einigkeit in einem Lande kommen sollen, das so lange und so oft unter fremden Herren gestanden hatte, und durch so viele Stürme hindurch gegangen war! Eine Einladung an Heinrich — von den Bischöfen in Ravenna, Verona, Vercelli — blieb nicht aus. Wenn er nun auch von seiner ersten Erscheinung in Italien (J. 1005) weder ein ehrenvolles noch freudiges Andenken zurück bringen mochte, so war doch jene Gefahr abgewandt. Und was der Papst etwa dadurch hätte verlieren können, daß der heilige Stuhl wiederholt den Verhältnissen in Rom dienen mußte, das wurde durch des Kaisers Heinrich's II. Frömmigkeit, Demuth und Gutmüthigkeit ersetzt, sowohl bei seiner Krönung (J. 1014), als bei anderen Gelegenheiten. Am Merkwürdigsten ist übrigens in der Geschichte dieses heiligen Heinrich's, nicht bloß in Rücksicht auf seine Persönlichkeit, sondern auch als ein Zeichen der Zeit, die Beharrlichkeit, mit welcher er unter den schwierigsten Verhältnissen die Gründ[illegible] neuen Bisthumes in Bamberg betrieb, die [illegible] welcher er diese Gründung zu Stande brach[illegible]würfigkeit, welche er der Geistlichkeit [illegible] dem Papst im Besonderen bewies, [illegible] Glück zu Theil ward, daß der hei[illegible] VIII., selbst die neue Stiftung

einweihete (J. 1020). Der Eindruck, den dieser Auftritt machte, konnte nicht wieder verschwinden; und das Ansehen, welches das Papstthum dadurch gewann, wurde von den Päpsten abermals nicht erschlichen, auch nicht mit den Isidorischen Decretalen ertrotzet, sondern es wurde freiwillig dargebracht. In sofern vollendete Heinrich II., was Otto I. begonnen hatte. Für dieses Verhältniß ist auch, der Zukunft wegen, die Berührung nicht unwichtig, in welche Heinrich II. mit den Nordmannen (J. 1022) kam, die zuerst als Pilgrimme, dann als Abenteurer aus Frankreich nach dem unteren Italien gegangen waren, sich hier, in den steten Raufereien, zwischen den lombardischen Fürsten, den Griechen und den Saracenen, als tapfere Kämpfer geltend gemacht, und zu einer wichtigen Stellung den ersten, leichten Grund gelegt hatten. Endlich verdienen noch die Händel eine besondere Erwähnung, die Heinrich's Oheim, Rudolf III., König im Reich Arelat — welches, während der Einmischung der burgundischen Könige in die Angelegenheiten Italiens (249), aus der Vereinigung beider burgundischen Reiche entstanden war — mit seinen übermüthigen Vasallen zu bestehen hatte, und die Theilnahme Heinrich's II. an diesen Händeln, durch welche (J. 1018) die Vereinigung Arelat's mit Teutschland eingeleitet wurde.

Drittes Capitel.

Teutschland und Italien unter den Königen fränkisch-salisches Stammes.

260. Die Verhältnisse in Teutschland hatten sich, aus der Wurzel des Lehen-Wesens und in der Pflege der christlichen Kirche, seltsam gestaltet. Der Gedanke, gar keinen König zu erwählen, konnte nicht mehr aufkommen unter den Herren in teutschen Landen. Das Leben und Wirken der Ottone hatte einen zu tiefen Eindruck auf die Seelen der Menschen gemacht, als daß das Königthum und die kaiserliche Würde hätten in Vergessenheit gerathen mögen; die herzogliche Gewalt war zu sehr erschüttert, als daß sie an unabhängige Haltung hätte denken dürfen; auch hatten die Züge nach Italien, wie manche Leiden, so manchen Reiz. Wenn aber ein König gewählet ward: in welcher Stellung befand sich derselbe eigentlich? was war er? und was mußte er sein wollen? Daß er, der König, die höchste Gewalt haben sollte im Reiche, konnte wohl von Niemand bezweifelt werden. Es konnte um so weniger bezweifelt werden, da sich die Idee des Kaiserthumes im Verlaufe der Zeit ausgebildet hatte, da man es kaum irgendwo bezweifelte, daß der Kaiser rechtlich das weltliche Haupt der Christenheit, ja der Erde, wäre, und da es allgemeine Vorstellung war, daß nur der teutsche König das Recht habe, vom Papste die Krönung zum Kaiser zu verlan-

gen. Wer nun Herr der Herren in der ganzen christlichen Welt war, dem konnte man doch die höchste Gewalt in dem Reiche, das ihm zunächst zustand, wohl nicht streitig machen. Aber über die höchste Gewalt selbst hatte man keine bestimmten und klaren Ideen. Noch mehr fehlte es an Einrichtungen, welche dem Könige die Mittel gewähret hätten, irgend eine Gewalt auf dem Wege der Ordnung und des Gesetzes geltend zu machen. Der König war daher lediglich an seine persönlichen Eigenschaften, an die Macht seines Hauses und etwa an das mystische Kaiserthum gewiesen. Und was konnte er nun in dieser Lage, nach der Natur der Dinge, Anderes erstreben, als die Willkühr? Aber für diese Willkühr mußte sogar erst der Boden gelegt werden, da sich in der Geschichte der Teutschen, mithin in ihren Sitten und in ihrer Denkungsart, Nichts fand, worauf dieselbe hätte gegründet werden können; und der Versuch der Könige sächsisches Stammes, durch die Besetzung der herzoglichen Würden mit Gliedern ihres Hauses die Herrschaft zu üben, war ja eben so gänzlich mißlungen, als die Gewinnung einer entscheidenden Macht in Italien. Indeß gab es, außer den Zügen nach Italien, welche den Teutschen fast zur Gewohnheit geworden waren und welche den Königen Gelegenheit gewährten, als Feldherren zu gebieten, drei Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft, welche wohl einen König der Teutschen zu der Ansicht bringen konnten, daß erreichbar wäre, was er als König unter den gegebenen Umständen erstreben mußte.

261. Das erste dieser Verhältnisse lag in der Natur und in der Weise der Städte. Diese Städte mochten allerdings noch unbedeutend sein, und verworren und ungewiß in ihrem Inneren. Aber die ersten, grossen Schritte zur Bildung städtischer Gemeinden (Weichbilde) waren geschehen, und hin und wieder war, meistens unter dem Schutze der Kirche, Vieles erreicht. Wer nun dieses Gedeihen der Städte sah und würdigte; wer die Macht erwog, die in der, stets wachsenden, Menschen-Menge lag, und den Geist, der sich in den Reibungen der verschiedenen Classen, aus welchen diese Menge bestand, entwickeln mußte; wer die Beschäftigungen, zu welchen die Bewohner der Städte durch ihre Lage und durch die Bedürfnisse der Gesellschaft gezwungen waren, und die Folgen überlegte, die aus diesen Beschäftigungen hervorgehen mußten; wer es einsah, daß, bei der steigenden Bildung der Menschen, und bei der Vermehrung des Geldes, seit der Reichthum des Harzes unter den Ottonen entdeckt war, der Handel unmöglich in der Hand der unglücklichen Kammerknechte des Königes, der Juden nämlich, bleiben konnte, sondern seinen Sitz in den Städten nehmen würde; wer endlich die Einwirkungen in Anschlag brachte, welche die Ueberreste der alten römischen Verfassung der Städte im westlichen und südlichen Teutschland, und die Züge nach Italien und die Städte dieses Landes, zumal bei der Eifersucht zwischen dem Lehnherrn und den Vasallen und bei dem Streben der Städte, unmittelbar unter das Reich zu kommen, nicht verfehlten: der mußte erkennen, daß diese Städte

nicht ohne Einfluß auf den Gang der gesellschaftlichen Verhältnisse bleiben konnten; er mußte erkennen, daß in den Städten ein neues Element des bürgerlichen Lebens entstand, daß ein dritter Stand in ihnen sich zu bilden begann. Dieses neue Element war aber der Natur des Reiches, dem Lehen-Wesen, ganz fremd. Es konnte nur feindlich neben dem Vasallenthume stehen, und sich mit demselben nicht verschmelzen. Mithin durfte ein König, der nur in den Vasallen seine Feinde hatte, allerdings wohl hoffen, daß er in den Städten eine Macht finden könnte zur Geltendmachung seines Willens gegen die Vasallen. Indeß bedurfte dieser Same noch einer langen Pflege, und erst später ließen sich Früchte von ihm erwarten!

262. Mehr war hingegen zweitens unmittelbar von den Verhältnissen der Vasallen zu einander zu hoffen. Durch das Streben der Könige sächsisches Stammes, die großen Herzogthümer an ihr Haus zu bringen, war die Erblichkeit der herzoglichen Würde, wenn nicht vernichtet, doch wankend gemacht. Damit waren die Herzoge wiederum ihrer alten Stellung näher gekommen; die Mediatisirung der kleinen Vasallen, die schon früher (241) Statt gefunden zu haben schien, war wieder erschüttert worden, und in diese kleinen Vasallen war der Gedanke gekommen, daß sie nicht Vasallen der Herzoge, sondern Vasallen des Königes seien. Es ließ sich mithin wohl hoffen, daß die herzogliche Gewalt künftig zu einer willkührlich übertragenen Beamtung hinab gebracht oder ganz vernichtet wer-

den könnte, und daß alsdann für die kleinen Vasallen ein allgemeiner Gehorsam Ruhm sein würde und Streben.

263. Drittens aber war Das, was gegen die weltlichen Großen gewonnen zu sein schien, verloren gegen die Geistlichen. Die Priester waren Fürsten geworden, und die große Macht der Geistlichkeit im Staat und gegen die weltliche Gewalt war darum doppelt furchtbar, weil ihr mit solchen Waffen, als dem König etwa gegen die weltlichen Großen zu Gebote standen, nicht einmal beizukommen war. Vielmehr war zu fürchten, daß Alles, was der König den weltlichen Großen etwa entwand, den Geistlichen zu Theil werden, und er am Ende ärmer sein würde, als er gewesen war am Anfange. Zwei Dinge aber konnten den König wohl zu der Hoffnung berechtigen, daß es ihm gelingen werde, auch dieser Gefahr zu begegnen und die Geistlichen in eine Lage zu bringen, in welcher auch sie seiner Willkühr dienen mußten. Zuerst nämlich hatte der König auf die Besetzung der bischöflichen Stellen nicht bloß einen großen und unbestrittenen Einfluß, sondern diese Besetzung hing fast ganz von seiner Willkühr ab, wenn gleich die großen Familien es gewöhnlich dahin zu bringen wußten, daß ihnen die reichen Stellen zu Theile wurden; und dieser Einfluß des Königes schien durch das Lehensband der Investitur theils erweitert, theils befestiget. Zweitens war bei den weltlichen Großen eine tiefe Eifersucht auf die geistlichen Fürsten entstanden, seitdem diese so vielfäl-

tig begünstiget waren und zu ihren geistlichen Waffen die große weltliche Macht gewonnen hatten. Es waren also auch hier feindliche Elemente, die sich gegenseitig zu bekämpfen bereit genug zu sein schienen. Nur Eins mochte dem Könige noch entgegen wirken: die Gewalt, welche der Papst übte, und in einer Weise, die nicht zu ergründen, und in einem Umfange, der nicht zu überschauen war. Wenn aber dem König, auf dem kaiserlichen Throne sitzend, gelang, auch den Papst unter sich zu bringen, und über den s. g. apostolischen Stuhl eben so willkührlich zu verfügen, wie über einen gemeinen bischöflichen Sitz in Teutschland, so schien ihm die Geistlichkeit keinen Widerstand leisten zu können; und durch die Geistlichkeit konnte er dann auf die anderen Classen der Gesellschaft um so entscheidender wirken, je größer die Einheit der Kirche war, und je furchtbarer die Mittel, von welchen sie Gebrauch zu machen wußte. — Wenn man diese Bemerkungen vor Augen hat, so kann man über das Ziel, das die nächsten Könige erstrebten, eben so wenig zweifelhaft sein, als man es tadeln kann, daß sie es erstrebt haben. Setzet man aber, es wäre ihnen gelungen, dieses Ziel zu erreichen, so wird man sich gewiß eines heimlichen Grauens nicht erwehren können, denn das Bild asiatischer Staaten erhebet sich vor unseren Augen bei dieser Annahme, und das Edelste und Schönste der neueren Zeit, die Bildung in freien, volksthümlichen Staaten, ist verschwunden. Und deßwegen muß wohl das Wirken der Macht, welche dieses Gelingen verhinderte,

258. Die Könige aus dem Sächsischen Hause hatten große Dinge vollbracht, und manchen Grund zu wichtigen Folgen gelegt. Teutschland war durch sie vor der Trennung in kleine Reiche oder Herzogthümer bewahret. Der Gedanke an Ein teutsches Reich war mächtig aufgeregt und durch ihre Herrlichkeit so tief in die Seelen der Menschen gedrungen, daß er nicht leicht wieder vertilget werden konnte. Dadurch war ein teutsches Volk, in eigenthümlicher Tüchtigkeit, möglich geworden. Die Bildung war theils von ihnen über den teutschen Boden mehr verbreitet, theils in vielfacher Beziehung gefördert, bald durch neue Gründungen und Anstalten, bald durch die Anregung des teutschen Geistes, welche aus der Kenntniß des Fremden, selbst wenn es verachtet ward, entspringen mußte. Im Recht und Gesetz, in Sitte und geselligem Verkehre waren Veränderungen durch sie bewirkt oder vorbereitet. Endlich war das Kaiserthum durch sie erneuert und dadurch der päpstliche Stuhl, dem Mißbrauche gemeiner Bestrebungen entrissen, wiederum auf eine solche Höhe gestellt, daß vor Denen, die auf ihm saßen, die Länder der christlichen Welt ausgebreitet lagen. Die Könige Sächsisches Stammes hatten also gewiß eine hohe Bestimmung erfüllt. Aber über der Erfüllung dieser Bestimmung war dieses Geschlecht selbst in eine so unnatürliche Stellung zu seinem eigenen Volke, wie zu den Einwohnern Italiens gerathen, daß es nothwendig zu Grunde gehen mußte. Glücklicher Weise wurde dem teutschen Volke durch Otto's III. frühen Tod eine gewaltsame Veränderung erspäret!

Heinrich der Lahme, Herzog von Baiern, stand ihm so nahe, daß er es wohl wagen durfte, die Krone vorzugsweise in Anspruch zu nehmen, und doch auch so fern, daß die Erhabenheit, die Otto der Große seinem Hause gegeben hatte, gänzlich dahin schwand, und daß die teutschen Herzöge und Völker wiederum an das alte Verhältniß erinnert wurden.

259. Heinrich II. wurde wieder König der Teutschen, wie es Heinrich der I. geworden war; aber sein Ansehen im Reiche war und blieb äußerst gering, weil es dem frommen Mann an Geist, Kraft und Thätigkeit fehlte. Die langen Händel mit Böhmen und Polen, von Fürsten des Reiches benutzet und genähret, können daher so wenig befremden, als andere übele Vorgänge. Eben so war es ganz der Lage der Dinge gemäß, daß in Italien mannigfaltige Unruhen, aus der alten Parteiung und der neuerregten Leidenschaft hervorgehend, Alles wiederum vermischten und verstörten; und daß der päpstliche Stuhl in diese Unruhen hinein gezogen wurde. Das Erfreulichste bei derselben ist die Beobachtung der Verhältnisse der Städte, sei es in Rücksicht auf die Vasallen, sei es in Rücksicht auf ihre Gestaltung und auf den Schirm der Bischöfe. Das gewaltig aufstrebende Venedig leuchtete vor und reizte. Je mehr das Ganze zerfiel, desto besser konnte das Einzelne sich gestalten, freilich zuweilen nur auf Kosten des Ganzen, öfter jedoch ohne Nachtheil des Ganzen, nur zum eigenen Gewinn. Auch war dieses Ganze des Erhaltens und

Ausbildens nicht werth. Wenn indeß Harduin von Ivrea wirklich einiger König von Italien geworden wäre, so würden die Züge der Teutschen seit Otto dem Großen verloren gewesen, und der päpstliche Stuhl würde in neue gefahrvolle Abhängigkeit gekommen sein. Woher hätte aber solche Einigkeit in einem Lande kommen sollen, das so lange und so oft unter fremden Herren gestanden hatte, und durch so viele Stürme hindurch gegangen war! Eine Einladung an Heinrich — von den Bischöfen in Ravenna, Verona, Vercelli — blieb nicht aus. Wenn er nun auch von seiner ersten Erscheinung in Italien (J. 1005) weder ein ehrenvolles noch freudiges Andenken zurück bringen mochte, so war doch jene Gefahr abgewandt. Und was der Papst etwa dadurch hätte verlieren können, daß der heilige Stuhl wiederholt den Verhältnissen in Rom dienen mußte, das wurde durch des Kaisers Heinrich's II. Frömmigkeit, Demuth und Gutmüthigkeit ersetzt, sowohl bei seiner Krönung (J. 1014), als bei anderen Gelegenheiten. Am Merkwürdigsten ist übrigens in der Geschichte dieses heiligen Heinrich's, nicht bloß in Rücksicht auf seine Persönlichkeit, sondern auch als ein Zeichen der Zeit, die Beharrlichkeit, mit welcher er unter den schwierigsten Verhältnissen die Gründung eines neuen Bisthumes in Bamberg betrieb, die Art, mit welcher er diese Gründung zu Stande brachte, und die Unterwürfigkeit, welche er der Geistlichkeit im Allgemeinen und dem Papst im Besonderen bewies, als ihm endlich das Glück zu Theil ward, daß der heilige Vater, Benedict VIII., selbst die neue Stiftung

einweihete (J. 1020). Der Eindruck, den dieser Auftritt machte, konnte nicht wieder verschwinden; und das Ansehen, welches das Papstthum dadurch gewann, wurde von den Päpsten abermals nicht erschlichen, auch nicht mit den Isidorischen Decretalen ertrotzet, sondern es wurde freiwillig dargebracht. In sofern vollendete Heinrich II., was Otto I. begonnen hatte. Für dieses Verhältniß ist auch, der Zukunft wegen, die Berührung nicht unwichtig, in welche Heinrich II. mit den Nordmannen (J. 1022) kam, die zuerst als Pilgrimme, dann als Abenteurer aus Frankreich nach dem unteren Italien gegangen waren, sich hier, in den steten Raufereien, zwischen den lombardischen Fürsten, den Griechen und den Saracenen, als tapfere Kämpfer geltend gemacht, und zu einer wichtigen Stellung den ersten, leichten Grund gelegt hatten. Endlich verdienen noch die Händel eine besondere Erwähnung, die Heinrich's Oheim, Rudolf III., König im Reich Arelat — welches, während der Einmischung der burgundischen Könige in die Angelegenheiten Italiens (249), aus der Vereinigung beider burgundischen Reiche entstanden war — mit seinen übermüthigen Vasallen zu bestehen hatte, und die Theilnahme Heinrich's II. an diesen Händeln, durch welche (J. 1018) die Vereinigung Arelat's mit Teutschland eingeleitet wurde.

Drittes Capitel.

Teutschland und Italien unter den Königen fränkisch-salisches Stammes.

260. Die Verhältnisse in Teutschland hatten sich, aus der Wurzel des Lehen-Wesens und in der Pflege der christlichen Kirche, seltsam gestaltet. Der Gedanke, gar keinen König zu erwählen, konnte nicht mehr aufkommen unter den Herren in teutschen Landen. Das Leben und Wirken der Ottone hatte einen zu tiefen Eindruck auf die Seelen der Menschen gemacht, als daß das Königthum und die kaiserliche Würde hätten in Vergessenheit gerathen mögen; die herzogliche Gewalt war zu sehr erschüttert, als daß sie an unabhängige Haltung hätte denken dürfen; auch hatten die Züge nach Italien, wie manche Leiden, so manchen Reiz. Wenn aber ein König gewählet ward: in welcher Stellung befand sich derselbe eigentlich? was war er? und was mußte er sein wollen? Daß er, der König, die höchste Gewalt haben sollte im Reiche, konnte wohl von Niemand bezweifelt werden. Es konnte um so weniger bezweifelt werden, da sich die Idee des Kaiserthumes im Verlaufe der Zeit ausgebildet hatte, da man es kaum irgendwo bezweifelte, daß der Kaiser rechtlich das weltliche Haupt der Christenheit, ja der Erde, wäre, und da es allgemeine Vorstellung war, daß nur der teutsche König das Recht habe, vom Papste die Krönung zum Kaiser zu verlan-

gen. Wer nun Herr der Herren in der ganzen christlichen Welt war, dem konnte man doch die höchste Gewalt in dem Reiche, das ihm zunächst zustand, wohl nicht streitig machen. Aber über die höchste Gewalt selbst hatte man keine bestimmten und klaren Ideen. Noch mehr fehlte es an Einrichtungen, welche dem Könige die Mittel gewähret hätten, irgend eine Gewalt auf dem Wege der Ordnung und des Gesetzes geltend zu machen. Der König war daher lediglich an seine persönlichen Eigenschaften, an die Macht seines Hauses und etwa an das mystische Kaiserthum gewiesen. Und was konnte er nun in dieser Lage, nach der Natur der Dinge, Anderes erstreben, als die Willkühr? Aber für diese Willkühr mußte sogar erst der Boden gelegt werden, da sich in der Geschichte der Teutschen, mithin in ihren Sitten und in ihrer Denkungsart, Nichts fand, worauf dieselbe hätte gegründet werden können; und der Versuch der Könige sächsisches Stammes, durch die Besetzung der herzoglichen Würden mit Gliedern ihres Hauses die Herrschaft zu üben, war ja eben so gänzlich mißlungen, als die Gewinnung einer entscheidenden Macht in Italien. Indeß gab es, außer den Zügen nach Italien, welche den Teutschen fast zur Gewohnheit geworden waren und welche den Königen Gelegenheit gewährten, als Feldherren zu gebieten, drei Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft, welche wohl einen König der Teutschen zu der Ansicht bringen konnten, daß erreichbar wäre, was er als König unter den gegebenen Umständen erstreben mußte.

261. Das erste dieser Verhältnisse lag in der Natur und in der Weise der Städte. Diese Städte mochten allerdings noch unbedeutend sein, und verworren und ungewiß in ihrem Inneren. Aber die ersten, grossen Schritte zur Bildung städtischer Gemeinden (Weichbilde) waren geschehen, und hin und wieder war, meistens unter dem Schutze der Kirche, Vieles erreicht. Wer nun dieses Gedeihen der Städte sah und würdigte; wer die Macht erwog, die in der, stets wachsenden, Menschen-Menge lag, und den Geist, der sich in den Reibungen der verschiedenen Classen, aus welchen diese Menge bestand, entwickeln mußte; wer die Beschäftigungen, zu welchen die Bewohner der Städte durch ihre Lage und durch die Bedürfnisse der Gesellschaft gezwungen waren, und die Folgen überlegte, die aus diesen Beschäftigungen hervorgehen mußten; wer es einsah, daß, bei der steigenden Bildung der Menschen, und bei der Vermehrung des Geldes, seit der Reichthum des Harzes unter den Ottonen entdeckt war, der Handel unmöglich in der Hand der unglücklichen Kammerknechte des Königes, der Juden nämlich, bleiben konnte, sondern seinen Sitz in den Städten nehmen würde; wer endlich die Einwirkungen in Anschlag brachte, welche die Ueberreste der alten römischen Verfassung der Städte im westlichen und südlichen Teutschland, und die Züge nach Italien und die Städte dieses Landes, zumal bei der Eifersucht zwischen dem Lehnherrn und den Vasallen und bei dem Streben der Städte, unmittelbar unter das Reich zu kommen, nicht verfehlten: der mußte erkennen, daß diese Städte

nicht ohne Einfluß auf den Gang der gesellschaftlichen Verhältnisse bleiben konnten; er mußte erkennen, daß in den Städten ein neues Element des bürgerlichen Lebens entstand, daß ein dritter Stand in ihnen sich zu bilden begann. Dieses neue Element war aber der Natur des Reiches, dem Lehen-Wesen, ganz fremd. Es konnte nur feindlich neben dem Vasallenthume stehen, und sich mit demselben nicht verschmelzen. Mithin durfte ein König, der nur in den Vasallen seine Feinde hatte, allerdings wohl hoffen, daß er in den Städten eine Macht finden könnte zur Geltendmachung seines Willens gegen die Vasallen. Indeß bedurfte dieser Same noch einer langen Pflege, und erst später ließen sich Früchte von ihm erwarten!

262. Mehr war hingegen zweitens unmittelbar von den Verhältnissen der Vasallen zu einander zu hoffen. Durch das Streben der Könige sächsisches Stammes, die großen Herzogthümer an ihr Haus zu bringen, war die Erblichkeit der herzoglichen Würde, wenn nicht vernichtet, doch wankend gemacht. Damit waren die Herzoge wiederum ihrer alten Stellung näher gekommen; die Mediatisirung der kleinen Vasallen, die schon früher (241) Statt gefunden zu haben schien, war wieder erschüttert worden, und in diese kleinen Vasallen war der Gedanke gekommen, daß sie nicht Vasallen der Herzoge, sondern Vasallen des Königes seien. Es ließ sich mithin wohl hoffen, daß die herzogliche Gewalt künftig zu einer willkührlich übertragenen Beamtung hinab gebracht oder ganz vernichtet wer-

den könnte, und daß alsdann für die kleinen Vasallen ein allgemeiner Gehorsam Ruhm sein würde und Streben.

263. Drittens aber war Das, was gegen die weltlichen Großen gewonnen zu sein schien, verloren gegen die Geistlichen. Die Priester waren Fürsten geworden, und die große Macht der Geistlichkeit im Staat und gegen die weltliche Gewalt war darum doppelt furchtbar, weil ihr mit solchen Waffen, als dem König etwa gegen die weltlichen Großen zu Gebote standen, nicht einmal beizukommen war. Vielmehr war zu fürchten, daß Alles, was der König den weltlichen Großen etwa entwand, den Geistlichen zu Theil werden, und er am Ende ärmer sein würde, als er gewesen war am Anfange. Zwei Dinge aber konnten den König wohl zu der Hoffnung berechtigen, daß es ihm gelingen werde, auch dieser Gefahr zu begegnen und die Geistlichen in eine Lage zu bringen, in welcher auch sie seiner Willkühr dienen mußten. Zuerst nämlich hatte der König auf die Besetzung der bischöflichen Stellen nicht bloß einen großen und unbestrittenen Einfluß, sondern diese Besetzung hing fast ganz von seiner Willkühr ab, wenn gleich die großen Familien es gewöhnlich dahin zu bringen wußten, daß ihnen die reichen Stellen zu Theile wurden; und dieser Einfluß des Königes schien durch das Lehensband der Investitur theils erweitert, theils befestiget. Zweitens war bei den weltlichen Großen eine tiefe Eifersucht auf die geistlichen Fürsten entstanden, seitdem diese so vielfäl-

tig begünstiget waren und zu ihren geistlichen Waffen die große weltliche Macht gewonnen hatten. Es waren also auch hier feindliche Elemente, die sich gegenseitig zu bekämpfen bereit genug zu sein schienen. Nur Eins mochte dem Könige noch entgegen wirken: die Gewalt, welche der Papst übte, und in einer Weise, die nicht zu ergründen, und in einem Umfange, der nicht zu überschauen war. Wenn aber dem König, auf dem kaiserlichen Throne sitzend, gelang, auch den Papst unter sich zu bringen, und über den s. g. apostolischen Stuhl eben so willkührlich zu verfügen, wie über einen gemeinen bischöflichen Sitz in Teutschland, so schien ihm die Geistlichkeit keinen Widerstand leisten zu können; und durch die Geistlichkeit konnte er dann auf die anderen Classen der Gesellschaft um so entscheidender wirken, je größer die Einheit der Kirche war, und je furchtbarer die Mittel, von welchen sie Gebrauch zu machen wußte. — Wenn man diese Bemerkungen vor Augen hat, so kann man über das Ziel, das die nächsten Könige erstrebten, eben so wenig zweifelhaft sein, als man es tadeln kann, daß sie es erstrebt haben. Setzet man aber, es wäre ihnen gelungen, dieses Ziel zu erreichen, so wird man sich gewiß eines heimlichen Grauens nicht erwehren können, denn das Bild asiatischer Staaten erhebet sich vor unseren Augen bei dieser Annahme, und das Edelste und Schönste der neueren Zeit, die Bildung in freien, volksthümlichen Staaten, ist verschwunden. Und deßwegen muß wohl das Wirken der Macht, welche dieses Gelingen verhinderte,

wenigstens in sofern als sie es verhinderte, als gut und wohlthätig anerkannt werden.

264. Nach Heinrich's II. Tode wurde Kunrad II., der Franke, in späterer Zeit der Salier genannt, auf eine Weise gewählet, die für den Gewählten, wie für die Wählenden rühmlich war. Merkwürdig ist bei der Wahl der Einfluß, welchen die Bischöfe, vor den Herzogen damaliger Zeit, auf dieselbe ausübten; sie beweiset, wie weit die Geistlichkeit unter den Sachsen gekommen war. Glücklicher aber hätte die Wahl kaum ausfallen können! Denn Kunrad stand an großen Eigenschaften Niemanden nach; auch wich er Keinem in Rücksicht des Besitzes. Seine Regierung indeß war nur vorbereitend; was Heinrich I. für Otto den Großen gewesen, das war er für seinen Nachfolger, jedoch in anderer Weise. Sein erster Auftritt in Teutschland überhaupt, und im Besonderen gegen die Lothringer, war würdig und königlich. Die Ansprüche, die er auf Burgund erhob und denen er (J. 1025) Anerkennung erzwang, mochten zweifelhaft sein in Rücksicht ihrer rechtlichen Begründung. Seine Lage aber, als neuer König, und die Verbindung mit Italien, machten es nothwendig, an ihnen zu halten. Zur Heerfahrt nach Italien, dessen Vasallen nicht zur Wahl gekommen waren, drängte dann Vieles. Heribert von Mailand brachte ihm zwar mit anderen Großen die Huldigung entgegen; aber im Allgemeinen zeigte sich die Stimmung nur desto bitterer gegen die Teutschen. Die Paveſaner gaben im Besonderen ein bedenkliches Zeichen

der Zeit, und es war wohl nothwendig, nicht zu säumen, wenn nicht alles Ansehen zu Grunde gehen sollte. Zuletzt möchte sich doch Einer gefunden haben, welcher die Italiänische Krone angenommen hätte! Kunrad indeß richtete mit seinem Zuge nach Italien (J. 1026) kaum mehr aus, als daß er die Erbitterung gegen die Teutschen nährte und einen unverstandenen und unbekannten Geist in den Städten schärfte und hob. Wie feierlich auch seine Krönung als Kaiser (J. 1027) sein mochte: die Einwohner Italiens zeigten keine Furcht vor ihm, als er zurück eilte, um den Händeln zu begegnen, die ihm sein Stiefsohn Ernst nicht ohne Grund, und andere große Vasallen auf gewöhnliche Weise erregten. Der Reichstag zu Ulm (J. 1027) ist sehr merkwürdig, weil kaum irgend Etwas den Stand des Verhältnisses der kleinen Vasallen zu den großen, oder zu den Reichsbeamteten so deutlich zeiget, als die Vorgänge auf diesem Reichstage. Die Mediatisirung war allerdings weit vorgerückt, aber sie war keinesweges vollendet, und die kleinen Vasallen wußten es noch recht gut, wie sie mit den Reichs-Beamteten in Verbindung gekommen, und was sie dem Kaiser schuldig waren. Der Streit selbst, den Kunrad mit seinem Stiefsohne bestand, ist gleichfalls in seiner Art und in seinem Ausgang (J. 1030) ergreifend. Dem Kaiser konnte es Niemand verargen, daß er der Unternehmung des Stiefsohnes entgegen trat; aber die Treue für seine Freunde, in welcher Ernst zu Grunde ging, wird stets eine hohe Theilnahme bei edlen Menschen finden. Uebrigens erkannte der Kaiser an diesen Händeln in

Teutschland auf das Klarste, welches Ziel er mit den Herzogthümern zu verfolgen hatte; und er verfolgte dieses Ziel mit scharfem Geist und großer Kraft in Baiern, Schwaben, Franken und Lothringen.

265. Sein Krieg (J. 1030) mit den Ungern, unter Stephan dem Heiligen, erhält sein Interesse zunächst durch das Andenken an frühere Zeiten. Die Züge gegen die Polen, die so gefährlich für Böhmen und alle slavischen Länder unter der teutschen Herrschaft waren, so wie die damit verbundenen Züge in diese Länder, hatten zwar nicht den ganzen Erfolg, den Kunrad beabsichtigte, aber sie gaben dem Reiche größere Sicherheit wieder (J. 1032), und zeigten des Kaisers Tapferkeit in einem glänzenden Lichte. Solche Siege jedoch konnten damals keinen Frieden schaffen und vermögen jetzt noch kaum Freude zu gewähren! Die Ueberlassung der nördlichen Länder bis zur Eider an Kanut den Großen (J. 1028) war verständig: man hätte vielleicht die Mark Schleswig zu behaupten vermocht, aber nur mit einem solchen Aufwande von Kraft, daß der Besitz ein zehrender Schade für Teutschland gewesen sein würde. Die wirkliche Unterwerfung Burgund's nach dem Tode Rudolf's III. (J. 1032) mit der Gewalt der Waffen bietet, im Felde und bei Verhandlungen, Manches dar, was die Teutschen ehrt und den Kaiser; aber das Reich gewann auch durch dieses verwilderte und zerstückelte Land um so weniger Etwas an innerer Stärke, da es seine Gränze über das Gebirg hinaus erweiterte, welches die Natur ihm

als Volkes-Veste hingestellt zu haben scheinet, und da es sich mit Vasallen die Gränzen schwächte, die von keinem Reichsverband Etwas wußten und wissen wollten. Der Gottes-Friede, mit welchem die Geistlichkeit sich der wilden Befehdungen unbändiger Vasallen zu erwehren und den Geist der eisernen Zeit zu bändigen suchte, ward in diesen Gegenden dem Kaiser bekannt. Kunrad erklärte sich mit Recht kräftig für denselben und strebte seine Waltung zu mehren. Er, wie sein Nachfolger mochten aber auch an dem Gedanken dieses Friedens, wie an den Mitteln zur Einführung desselben, noch deutlicher erkennen, wohin sie zu streben hätten, um ihre Macht zu begründen! Endlich verdienet die letzte Heerfahrt Kunrad's nach Italien (J. 1037) eine besondere Aufmerksamkeit. Was auf dem Reichstag in Ulm erkannt war, das zeigte sich in Italien in einer anderen Gestalt. Aber in Italien, wo die Gewalt der alten Grafen meistens durch Begünstigung und nach der Politik der Kaiser auf die Bischöfe übergegangen, waren es zunächst diese, und vor Allen der Erzbischof von Mailand, die in ihrem Streben zur Unterdrückung der kleinen Vasallen von diesen selbst ins Gedränge gebracht wurden. Das verrückte die Verhältnisse. Der Kaiser mußte sich nothwendig der Kleinen annehmen. Darüber aber gerieth er mit der Geistlichkeit, und im Besonderen mit dem Erzbischofe von Mailand, in Händel, die desto verwickelter wurden, je verschlungener die Verhältnisse waren zwischen den Bischöfen und den Gemeinden der Städte, zwischen Beiden und dem Land, und zwischen

den einzelnen Corporationen und Ständen in den Gemeinden der Städte. Aber auch diese Händel mochten wohl dem Gedanken näher bringen, daß der Kaiser des heiligen Stuhles, dessen er sich so annahm wie bediente, bedürftig sei, um zu bestehen und um zu herrschen!

266. Schon früher erwählet, bestieg, als Kaiser Kunrad II. in Verfolgung seiner Entwürfe durch den Tod (J. 1039) unterbrochen wurde, sein Sohn Heinrich III. den Thron. Ein gewaltiger Jüngling, ausgerüstet von der Natur mit den edelsten und schönsten Gaben des Menschen und Fürsten, von seinem Vater mit großen Mitteln versehen zur Erreichung großer Zwecke, von eben demselben auf die Bahn gewiesen, die er, um Herr von Teutschland zu werden, einzuschlagen hatte, und von dem Zustande der Welt gelockt, diese Bahn wirklich zu verfolgen! Was durch Heinrich III. auf diesem Weg erreicht ist, das zeuget von der Stärke seines Geistes und von der Tugend seiner Seele, oder von seiner erhabenen Gesinnung; die Ursache aber, warum er das Wesentlichste verfehlet hat, darf nicht in seinem frühen Tode gesucht werden, sondern nur in der inneren Verkehrtheit seines Strebens, wenn auch sein Tod die Entwickelung beschleuniget haben mag. Denn der Mann, der anfing ihm entgegen zu arbeiten, und der ihn in eine solche Stellung zu bringen wußte, daß er gegen sich selbst arbeitete, Hildebrand, später Papst Gregor VII., hat keinesweges den Umschwung der Dinge erwirkt, sondern er hat

diesen Umschwung nur dadurch herbeigeführet, daß er die Elemente des Lebens übersah, die Bedürfnisse der damaligen Menschheit fühlte, und in dem Geiste seiner Zeit ein folgerichtiges System für Leben und Handeln gewann. Die Größe dieses außerordentlichen Mannes bestehet aber darin, daß er dieses System mit einer Kraft, Schärfe, Klugheit und Tugend, wie sie äußerst selten in der Geschichte gefunden werden, unter allen Umständen festzuhalten und geltend zu machen verstanden hat.

267. Die Händel Heinrich's III. mit den fremden Völkern, zur Erhaltung des Reiches oder zur Mehrung des gewonnenen Ansehens, verlieren ihre Wichtigkeit in dem großen Interesse der Zeit. Sein Streit mit den Böhmen, durch Zwistigkeiten zwischen diesen und den Polen herbeigeführet, die in eben so ungeordneten Verhältnissen lebten als sie selbst, war auch keinesweges ruhmvoll, obgleich die Ehre des Reiches und des Königes gerettet ward; und wenn die Vorgänge bei den Ungern den König Peter zu einem Vasallen Heinrich's III. machten, so war Dieses allerdings ein Gewinn für das teutsche Reich und Volk, weil es die Meinung von der Größe und der Gewalt der Teutschen erhöhete, und weil auch die Meinung eine Macht ist; aber auch dieser Gewinn verlieret sich vor den übrigen Begebenheiten, und der Gang der Ereignisse hat in der Folge die Benutzung desselben vereitelt. Nicht ohne Bedeutung für diese Ereignisse war die Belohnung, durch welche Heinrich III. den Nordmannen, die,

der [illegible] Erhebung [illegible] [illegible] [illegible] dem Reiche entgegen [illegible] [illegible] [illegible] hatten, und [illegible] aus [illegible] [illegible] nicht minder als durch Lothringen besonders bei der Zukunft der Söhne [illegible] von [illegible], furchtbar geworden waren, in [illegible] und [illegible] (J. 1045) Länder [illegible], die ihm nicht gehörten. Wichtiger [illegible] ist das Verfahren, welches der König in Verwaltung des Reiches und im Verhalten gegen die Herzoge beobachtete. Und in allen deutschen Herzogthümern wußte er die königliche Gewalt auf eine tiefgreifende Weise geltend zu machen, indem er sie bald ohne Herzog ließ, bald an Unmündige und Frauen gab, bald sie solchen Männern übertrug, die in diesem Herzogthume nicht einheimisch waren und in demselben weder Besitz noch Anhang hatten. Dadurch stieg mehr und mehr der Gedanke auf, daß die herzogliche Würde nur eine Beamtung sei, aus königlicher Gnade nach Willkühr ertheilt, und dadurch schien unendlich viel für die königliche Herrschaft gewonnen! Dem gewaltigen Herzog in Sachsen indeß konnte Heinnrich III. nicht beikommen; er suchte ihn nur, durch Begünstigung des stolzen und ehrsüchtigen Erzbischofs Adelbert von Bremen, durch Anlegung von Besten und auf andere Weise, einzuengen und unter Aufsicht zu stellen. Eben damit aber erregte er Mißtrauen und Widerwillen; und Herzog Gottfried von Lothringen, Gozelo's Sohn, wich zwar dem gestrengen König aus, er nahm aber seinen, nicht ungerechten, Haß mit sich nach Italien und wußte ihm hier, durch seine Vermälung mit der Markgräfin Beatrix von

Toscana, einen Halt zu geben, durch welchen er denselben furchtbar machte.

268. Bei Weitem das Wichtigste im Leben Heinrich's III. ist jedoch die Gewalt, die er in Rücksicht auf den päpstlichen Stuhl ausübte. Drei Dinge scheinen eben so sehr Heinrich's Frömmigkeit beleidiget, als seine Politik gereizet zu haben. Zuerst hatten drei, theils schändliche, theils unwürdige Menschen in drei Kirchen zu Rom einen Stuhl aufgeschlagen, welchen sie den päpstlichen nannten, trieben mit der erhabensten Würde in der christlichen Kirche ein ruchloses Feilschen, ein schandbares, eigennütziges Spiel, und gaben, Heiliges und Gemeines vermischend, der Welt ein ungeheueres Aergerniß. Zweitens hatte, seitdem die ersten geistlichen Stellen mit so großen Reichthümern und so vieler weltlicher Macht verbunden waren, ein starker Zudrang ungeistlich gesinnter Menschen zu denselben Statt gefunden; und die Könige und Fürsten hatten, die Investitur mißbrauchend, diese Stellen in einen unseligen Handel gebracht, der sich bis zu den untersten Stellen hinab erstreckte und eben so anstößig für fromme Seelen war, als verderblich für Sitte und Religion. Drittens war die alte strenge Kirchenzucht, der christlichen Frömmigkeit Stütze und Begleiterinn, in großen und allgemeinen Verfall gerathen, und das Leben der Geistlichen war so anstößig, zum Theil so verwildert, daß fromme Menschen, bei der Gewaltthätigkeit der weltlichen Herren und bei den Jammer der untersten Classen, ihre Hoffnung auf

den Heiland nur durch die Annahme festzuhalten vermochten: es seien die letzten Tage. Das Erste gab Heinrich III. Gelegenheit, den heiligen Stuhl zu Rom unter sich zu bringen; das Zweite und Dritte gab ihm Gelegenheit, durch den heiligen Stuhl, tief und gewaltig, auf die wichtigsten Verhältnisse des Lebens zu wirken. Bei seinem Zuge nach Italien (J. 1046) endigte er das Aergerniß der Welt. Nach Entfernung aller drei Päpste ließ er einen teutschen Bischof, Suidger von Bamberg, auf den päpstlichen Stuhl setzen, und traf Anstalten, mit diesem und durch diesen Papst, Clemens II., zur Abschaffung der s. g. Simonie und zur Herstellung guter Ordnung und Zucht durchgreifend zu wirken. Aber die Vorsehung unterbrach den wohlberechneten Plan. Clemens II. starb (J. 1047), ehe er dem Kaiser nach Teutschland zu folgen im Stande gewesen war; und sein Nachfolger, Damasus II., gleichfalls ein Teutscher, hatte dasselbe Schicksal nach wenigen Wochen. Der dritte teutsche Bischof aber, Bruno von Toul, den Heinrich in Worms zum Papste, Leo IX., ernennen ließ, und dann den Römern zusandte, griff desto tiefer ein. Durch seinen Eifer gegen die Simonie gewann er für den päpstlichen Stuhl, was demselben an willkührlicher Macht bisher noch gefehlet haben mochte, auf eine Weise, die in anderen Ländern, namentlich in Frankreich, große Bedenklichkeiten erregte, die aber vom Kaiser Heinrich III. befördert und unterstützet wurde, weil er in der Gewalt des Papstes seine Gewalt zu begründen hoffte, und weil er wirklich nicht ohne Glück schon versuchte, mit

Bischöfen eben so willkührlich umzugehen, als mit den Herzogen. Aber Heinrich III. verrechnete sich in aller Hinsicht!

269. Hildebrand, welcher den grossen Geist durch Gelehrsamkeit und strenge Sitten gestaltet und gestärket, hierauf Rom und die Verhältnisse der Gesellschaft kennen gelernet, und jetzt seine Seele, als Benedictiner Mönch, in der Einsamkeit des Kloster-Lebens gesammelt hatt, durchschauete, scheinet es, des Kaisers verwegenen Plan und erkannte die ungeheure Gefahr; wohl nicht die Gefahr für den Geist und für die Bildung des Geistes in der Freiheit der Völker, aber die Gefahr für die Kirche und für die Herrschaft, welche die Kirche gewonnen hatte und, in ihrer gegenwärtigen Stellung, erstreben mußte. In dieser Lage der Dinge gewann er eine Ansicht, die, mit einem heiligen Ingrimm und einem starken Verstand ausgebildet, dem Plane des Kaisers entgegen stand, und ihn, als verrucht und alle Gräuel der Zeit befestigend, zu bekämpfen zwang. Die Hauptzüge seines Systemes scheinen folgende gewesen zu sein. Die christliche Religion ist Wahrheit und die alleinige Wahrheit. Deßwegen muß sie herrschen und das ganze Leben bestimmen. Die Religion aber erhält nur Kraft und Lebendigkeit in der Kirche; folglich muß die Kirche herrschen. Diese Herrschaft der Kirche setzt ihre eigene innere Einheit voraus; und wegen dieser Einheit bedarf sie eines Hauptes, von welchem alle Gewalt ausgeht, in welchem aller Streit seine Entscheidung, seine Ausgleichung,

den Heiland
mochten: es
Heinrich III.
unter sich zu
Gelegenheit.
tig, auf
wirken.
digte er
aller drei
ger von
und tra
Clemens
zur He
zu wi
berech
er

...stem nicht in tiefster Seele für wahr gehalten; ...or wird man gestehen müssen: es sei, in seiner ... greiflich genug, daß er auf dasselbe gekommen, ...aß er es für eine heilige Pflicht gehalten habe, ...mselben mit aller Kraft zu handeln. Ja, es fol... ...icht einmal, daß es nicht, dem Streben Hein... ... III. und aller weltlichen Macht gegenüber, gut ...wohlthätig gewesen sei! (199).

270. Hildebrand wurde in seinem Systeme viel... ...t durch das besondere Glück bestärket, daß er mit ... Papste Leo IX., unmittelbar nach dessen Erwäh...g, in eine solche Verbindung kam, daß fortan kaum ...h Etwas ohne ihn von päpstlicher Seite vollbracht ...rd. Das aber, was nach seinem Systeme zunächst ...schehen mußte, war nicht schwer zu erkennen. Der ...influß des Kaisers auf die Besetzung des heiligen Stuhles mußte vernichtet werden. Indeß war es gewiß keine leichte Aufgabe, dieses gegen einen Kaiser zu versuchen, der allgemein, wie gefürchtet, so geachtet, und dem der Papst selbst befreundet war. Hildebrand aber lösete sie mit bewunderungswürdiger Feinheit. Er wußte den Kaiser in seinen eifrigsten Bestrebungen, jetzt und nachmals beim Tode Leo's IX. (J. 1054), so wie unter Victor II., dem vierten teutschen Papste, dergestalt zu schonen, daß selbst Heinrich III. gar nicht merkte, ihm werde entgegen gearbeitet. Und während er das Recht des Kaisers, einen Papst zu ernennen, in Zweifel stellte und zerstörend untergrub, wußte er den Kaiser, wegen der Ungebühr, mit

seine Erledigung findet. Zu diesem Haupte der Kirche ist, durch Gottes wunderbare Fügung, in dem Gange der Begebenheiten, der Bischof in Rom, der Papst, bestimmt. Dem Papst also gebühret alle Gewalt in der Kirche und durch die Kirche. Auch alle weltliche Macht fliesset von dem Papst aus, als dem Statthalter Christi, den Gott gesetzt, und dem eben deßwegen alle weltliche Fürsten, (die er übrigens nicht, wie irrig behauptet ist, für Söhne des Teufels erkläret hat), aus deren Herrschaft alles Unheil entsprungen ist, unterworfen sein müssen. Die Reiche der Erde müssen als volksthümlich unabhängig von einander, als christlich aber eins und unterthan sein dem Statthalter des Heilandes. Diese Gedanken sind es, wie es scheinet, die vor Hildebrand's Seele standen; das ist das Ziel, von dessen Erreichung er das Heil der Welt erwartete! Erwäget man aber diese Gedanken in ihrem Zusammenhang, und vergleichet man dieses Ziel mit den ewigen Forderungen des freien Geistes: so wird man gewiß die Sprünge nicht verkennen, die bei der Aufstellung gemacht sind, und wird leicht einsehen, daß Hildebrand's System in der Anwendung gefährlich, verderblich, unglückselig werden konnte. Wäre Heinrich's III. Plan gelungen, so würde der menschliche Geist durch die Last des Despotismus gebrochen und niedergehalten sein; in Hildebrand's Welt hingegen hätte er, scheinet es, verschroben und verkrüppelt werden müssen. Also war seine Ansicht gewiß irrig, sein Glaube nichtig, seine Hoffnung eitel, sein Streben verkehrt. Daraus folgt aber keinesweges, daß Hildebrand

sein System nicht in tiefster Seele für wahr gehalten; vielmehr wird man gestehen müssen: es sei in seiner Zeit begreiflich genug, daß er auf dasselbe gekommen, und daß er es für eine heilige Pflicht gehalten habe, in demselben mit aller Kraft zu handeln. Ja, es folget nicht einmal, daß es nicht, dem Streben Heinrich's III. und aller weltlichen Macht gegenüber, gut und wohlthätig gewesen sei! (199).

270. Hildebrand wurde in seinem Systeme vielleicht durch das besondere Glück bestärket, daß er mit dem Papste Leo IX., unmittelbar nach dessen Erwählung, in eine solche Verbindung kam, daß fortan kaum noch Etwas ohne ihn von päpstlicher Seite vollbracht ward. Das aber, was nach seinem Systeme zunächst geschehen mußte, war nicht schwer zu erkennen. Der Einfluß des Kaisers auf die Besetzung des heiligen Stuhles mußte vernichtet werden. Indeß war es gewiß keine leichte Aufgabe, dieses gegen einen Kaiser zu versuchen, der allgemein, wie gefürchtet, so geachtet, und dem der Papst selbst befreundet war. Hildebrand aber lösete sie mit bewunderungswürdiger Feinheit. Er wußte den Kaiser in seinen eifrigsten Bestrebungen, jetzt und nachmals beim Tode Leo's IX. (J. 1054), so wie unter Victor II., dem vierten teutschen Papste, dergestalt zu schonen, daß selbst Heinrich III. gar nicht merkte, ihm werde entgegen gearbeitet. Und während er das Recht des Kaisers, einen Papst zu ernennen, in Zweifel stellte und zerstörend untergrub, wußte er den Kaiser, wegen der Ungebühr, mit

welcher Ferdinand der Große, König von Castilien und Leon, sich den kaiserlichen Titel beilegte, dahin zu bringen, daß auch er, ein solcher Mann, dem Papste das Recht, die kaiserliche Würde zu ertheilen oder zu versagen, zugestand! Uebrigens ist das Verfahren dieses Kaisers, bei seiner letzten Heerfahrt nach Italien (J. 1055), gegen Beatrix von Toscana, die er in Verhaft nehmen und nach Teutschland führen ließ, weil sie sich mit seinem und des Reiches Feinde, Gottfried von Lothringen, vermälet hatte, nicht ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse geblieben.

271. Der unerwartet frühe Tod des Kaisers (J. 1056) kam wahrscheinlich selbst Hildebranden ungelegen. Der Gang seines Handelns war, wie man nach seiner ganzen Art annehmen darf, zum Voraus berechnet; aber gewiß nur berechnet gegen Heinrich III. und dessen klar erkannten Plan. Und nun trat an die Stelle dieses großen Fürsten sein Sohn, Heinrich IV., ein unmündiges Kind, dem man gehuldiget, aber auf eine Weise gehuldiget hatte, welche die Besorgniß für die Zukunft nur vergrößerte. Die Vormundschaft über diesen jungen König erhielt Agnes, die Mutter desselben, eine gute und verständige Frau, aber schwach, aus ihrer Jugend her an eine andere Ordnung der Dinge gewöhnet, in aller Hinsicht unfähig den Plan Heinrich's III. zu begreifen, und noch unfähiger ihn zu verfolgen! Je tiefer man sich vor Heinrich's III. gewaltigem Geist überall gebeugt hatte, desto sehnsuchtsvoller erhob man sich unter solchen Umständen wieder

empor, und so wie man freier athmete, so gewann die Leidenschaft überall ihr altes Recht. An Statt der, durch Einen strengen Mann geordneten, Gesellschaft zeigte sich, in Italien wie in Teutschland, in Rom wie in Italien, ein reges und verworrenes Parteigewühl. Kaiser Heinrich III. hatte die Nothwendigkeit dieser Erscheinung bei seinem Tode so klar voraus gesehen, daß er es für nöthig gehalten, seinen Sohn dem Papste, Victor II., zu empfehlen, und eben damit Denjenigen als das Haupt hinzustellen, den er als Werkzeug zu gebrauchen gestrebt hatte. Hildebrand aber, der früher Einen gewaltigen Feind zu bekämpfen gehabt, sah jetzt ein bewegtes Meer gegen sich über, aus welchem sich überall bittere Feinde hervorhoben. Vor diesem Anblicke jedoch wich er nicht zurück. Wie schwierig nunmehr auch die Aufgabe sein mochte, die er sich gesetzt hatte: er rechnete auf sich selbst und auf seine Sache; er rechnete aber auch auf das Verlangen, oder auf den Geist der Zeit, der für ihn stritt, oder vielmehr für welchen und in welchem er selbst kämpfte. Und dieser Geist der Zeit offenbarete sich ihm, mitten in der Zerrüttung, auf mannigfaltige Weise, und besonders durch die bald absichtliche, bald unabsichtliche Theilnahme, die er bei Allen fand, welche das Zeitalter als die frömmsten oder gelehrtesten Männer verehrte. Denn nicht bloß der heilige Eiferer, Petrus Damiani, der Abgott der Mönche, Nonnen und Aller, die sich aus Frömmigkeit oder Interesse für das Höchste im Leben, für reine Sitte und strenge Tugend, begeistert zeigten, arbeitete mit ihm

und für ihn, sondern auch Männer, wie der Erzbischoff Lanfranc, dessen Ruf als gelehrter und weiser Mann so schön durch die Zeit glänzte, waren in alle Wege auf seiner Seite. Und auf welcher Seite war Lambert von Aschaffenburg, der an gründlichen Kenntnissen und hellem Verstande Keinem nachstand, und an reiner Sitte, und an kindlicher Gottergebenheit so herrlich hervorragt? Es bedurfte daher, zur Erringung des Sieges, kaum etwas Anderes als eines scharfen Blickes und eines festen Charakters; und an Hildebrand war jener nicht zu trüben, dieser nicht zu erschüttern!

Viertes Capitel.

Teutschland und Italien unter den Kaisern salisches Stammes. Fortsetzung.

272. Die Ereignisse der fünfzig Jahre, in welchen Heinrich IV. den königlichen Namen trug (J. 1056—1106), sind, in Zeiten gesetzlicher Ordnung, ungemein schwer zu verstehen. Je öfter man vom Papste zum Könige blickt, und den Zustand der verschiedenen Menschen-Classen, vom Palaste der Fürsten bis zur Hütte des Leibeigenen erwägt, und sich die Begebenheiten vor die Seele stellet, welche von der Meerenge Siciliens an, durch die lombardischen Städte hindurch, bis zu den nördlichsten Gauen Teutschlands vorgingen, desto weniger wagt man zu sagen: hier war der Anfang und dort das Ende; hier die Mitte und dort der

Umkreis; Dieses der Grund und Jenes die Folge! Man gewahret ein wunderbares Gähren, Treiben und Drängen; furchtbar aufgeregte Kräfte und tobende Leidenschaften; rohe Gewalt und besonnene Stärke; schlaue Arglist und biedere Ehrlichkeit; Uebermuth, Trotz, Verwegenheit, Jammer, Elend und Noth; gränzenlose Unwissenheit und die höchsten und erhabensten Ideen; Verachtung alles Dessen, was Menschen heilig sein soll, und die innigste Frömmigkeit und die treueste Ergebung in Gott! Man begreifet jede einzelne Erscheinung aus dem Stande der Zeit und aus dem Gange der Geschichte. Man siehet wohl auch, wohin alle diese Bestrebungen gerichtet sind; aber kaum erkennet man die Einheit in den Erscheinungen selbst, kaum einen Zusammenhang, es müßte denn sein bei jenem außerordentlichen Manne, der so geheimnißvoll hinter und über den Begebenheiten der Zeit stand, dessen Hand man auch da fürchtet, wo man sie nicht gewahret, und dessen Geist man auch da vermuthet, wo Nichts auf ihn hinzuweisen scheinet.

273. Sechs Jahre lang gab die Kaiserin Agnes zur Verwaltung des Reiches den Namen her. Indem sie aus Zärtlichkeit den eigenen Sohn verzog, wandte sie, mit weiblicher Schwäche, ihre Seele gefälligen Günstlingen zu, und suchte die Großen des Reiches, die beleidiget waren, oder deren Verwegenheit gefürchtet wurde, bald durch Ertheilung großer Reichs-Aemter, bald durch andere Gunst und Nachsicht zu versöhnen, um für sich und ihre Lieblinge Ruhe zu gewin-

nen. Aber sie gewann nur Einen: Gottfried von Lothringen. Dieser erhielt durch des Papstes, Victor's II., Vermittelung sogleich seine Gemalin Beatrix und die Markgrafschaft Tuscien, und späterhin (J. 1065), als seine Stieftochter Mathildis erwachsen war und die Markgrafschaft übernehmen konnte, auch das Herzogthum Lothringen zurück, und ließ sich nunmehr durch Kränkungen von dem Vater nicht fürder zur Undankbarkeit gegen den Sohn reizen. Otto von Nordheim hingegen zeigte sich entfremdet, obgleich sie ihm das schöne Herzogthum Baiern verlieh, und Rudolf von Rheinfelden, der sich der Kaiserin zum Schwiegersohn aufdrängte, fühlte sich durch das Herzogthum Schwaben nur zu noch größeren Ansprüchen gereizet. Erzbischof Hanno von Cöln, gekränkt, weil er sich zurückgesetzt glaubte, war desto gefährlicher, je anständiger er den argen Priesterstolz mit dem Mantel eines strengen Eifers für Recht und Gesetzlichkeit zu umhüllen verstand; und Erzbischof Adelbert von Bremen, den viele große Eigenschaften zierten, der in vieler Beziehung hohen Ruhm verdienet, der aber zweideutig erscheinet, wie in seinem Verfahren, so in Rücksicht seines Zieles, kam immer mehr in die feindseligste Stellung, theils gegen die stolzen Herzoge und Grafen von Sachsen, die ihm die Gunst Heinrich's III., und den Gebrauch, den er von dieser Gunst gemacht hatte, nicht verzeihen konnten, theils gegen Hanno von Cöln, der neidisch auf den Mann blickte, welcher fast ein Papstthum im ganzen christlichen Norden zu besitzen, oder zu erstreben schien. Sie und Andere zerrissen das Reich und

verfolgten ihre Zwecke und machten durch ihr Verhältniß zu einander und durch ihr Verhältniß zur Kaiserin, desto größere Erschütterungen nothwendig, je größer ihre Kraft war und ihre Tüchtigkeit.

274. Inzwischen verfolgte Hildebrand seine Bahn. Nachdem das Pontificat Stephan's IX. (J. 1057 — 1058) ohne bedeutende Einwirkungen vorüber gegangen war, gelang es ihm, mit Hülfe Gottfried's, das Pontificat einem unwürdigen Manne, Benedict, der durch unwürdige Künste einer Gegenpartei zu demselben gelangt war, zu entreißen, und einen gelehrten und geachteten Mann, fähig, seine Entwürfe zu begreifen, Nicolaus II., bisher Bischof von Florenz, auf den heiligen Stuhl zu bringen (J. 1059). Durch diesen Papst aber, einen Lothringer von Geburt, wurden mit kluger Benutzung des Zustandes in Teutschland, zwei Dinge durchgesetzt, die von der äußersten Wichtigkeit waren für die Gewalt des päpstlichen Stuhles: die ausschließliche Uebertragung der Papstwahl auf die Cardinäle, und die Belehnung der Nordmannen mit Calabrien, Apulien und den Ländern, die sie noch erobern wollten. Das verständige Decret, durch welches das Erste bewirket wurde, vollendete, was unter Leo IX. begonnen war, und ist auch dadurch merkwürdig, daß es Thatsachen der Geschichte, welche der neuen, übrigens wohl begründeten, Anordnung entgegen standen, durch eine kluge Deutung zu entfernen wußte. Das Andere geschah in demselben Jahre (J. 1059) durch einen Vertrag zu Melfi, der in seiner Art nicht weniger merk-

[illegible]dem die Nordmannen, durch kühne [illegible]d wilde Räuberei in dem verworrenen [illegible] gewonnen, und nachdem sie seit Leo's IX. [illegible] Papst in so bedenkliche Berührung ge[illegible]waren, mußten wohl zwei so kluge Männer, [illegible]brand und Robert Guiscard, erkennen, daß [illegible], sich gegenseitig aufhalten würden in ih[illegible], daß sie hingegen, vereint, bei den [illegible]n der Zeit, Rechte gründen möchten, die [illegible] Niemand entreißen könnte, und eine Macht, [illegible] Beide gleich sehr bedürftig waren. Herzog [illegible] gewann nur, mit seinem Bruder Roger, [illegible], was hingegen der Papst gewann, das [illegible] Berechnung hinaus! Aber die erste An[illegible]brand durch den Lehensvertrag [illegible] zu stützen suchte, gerieth beim [illegible] II. (J. 1061), weil sie [illegible] sondern auch gegen Alle [illegible] auf die Besetzung des [illegible] in eine Gefahr, die [illegible] Dieser Gefahr, welche [illegible]brand zwar mit [illegible], der ihm vom [illegible] schwerlich aber [illegible] der Can[illegible] großen Tugen[illegible] von Parma, den [illegible] und der Römer, zu [illegible] eine ent[illegible] Wendung genommen hätten. Der Umstand,

daß der Kaiserin Agnes ihr Sohn und mit demselben die Verwaltung des Reiches (J. 1062) entwunden wurde, verschaffte Hildebranden und seinem Papste den Sieg. Wenn Er selbst bei diesem Vorgange mitgewirket hat, so wird man allerdings immer die heuchlerische Art, mit welcher einige Fürsten sich benahmen, eben so verwerflich finden müssen, als wenn sie ohne ihn gehandelt haben, aber schwerlich wird man den Sinn, in welchem Er gehandelt hat und nur gehandelt haben kann, tadeln dürfen. Hat aber dieser Vorgang ohne sein Wissen und ohne sein Wollen Statt gefunden: so wird man abermals kaum umhin können, die wunderbare Fügung zu bewundern, nach welcher Hildebrand's Streben durch den Gang der Ereignisse gefördert wurde.

275. Heinrich IV. ist ohne allen Zweifel einer der beklagenswürdigsten Fürsten und Menschen in der Weltgeschichte. Die Betrachtung seines Lebens erregt in aller Hinsicht ein höchst peinliches Gefühl. Man wagt nicht ihn zu verdammen, und vermag nicht ihn loszusprechen. Als er in die Jahre gekommen war, da sich der Jüngling in den Mann verlieret, stand er da, mit vielen schönen Eigenschaften ausgerüstet, die an seinen großen Vater erinnern und an das Ritterthum seiner Zeit; aber ohne sittliche Haltung, und ohne einen Begriff von seiner Stellung als König, unbesonnen und verworren! Und wenn ihn auch späterhin das ungeheuere Unglück abhärtete, und reifte, und manche Kraft in ihm aufregte, so wurde er doch nicht

geläutert und zu einem entschiedenen reinen Willen gebracht. Aber das Schicksal seiner Jugend hatte ihn gebrochen und ihn zu Dem gemacht, was er war; er hatte die Kraft der Tugend in seiner Seele zerstöret, so daß ihm unmöglich wurde sich loszureißen von seinem Verderben. Er wurde das Opfer seiner Zeit, wie Hildebrand ihr Held. Dieses Gefühles kann man sich nicht erwehren, wenn man sich einmal die Frage vorlegt, was wohl geworden sein würde, wenn Heinrich IV. nicht ein solcher Mann gewesen wäre, voll Geist und Unverstand, voll Kraft und Schwäche, heftig, verzagt, kühn, leichtsinnig, wankelmüthig? Allerdings ist die Beantwortung dieser Frage unmöglich. Das aber wird man einräumen müssen, wie Heinrich's III. Plan an dem Charakter Hildebrand's scheiterte, so mußte Hildebrand's Plan durch Heinrich's IV. Charakterlosigkeit mißlingen. Und gerade in dem theilweisen Mißlingen beider Bestrebungen sind Freiheit und Recht gewachsen und der Geist hat neue Kraft gewonnen!

276. Ein verwöhnter Knabe, seiner zärtlichen Mutter auf eine Weise entrissen, die einen giftigen Stachel in seinem jugendlichen Gemüthe zurückließ, ward Heinrich IV. der Spielball ungezügelter Leidenschaft und bearbeitet nach widersprechenden Grundsätzen. Wenn man auch Bedenken trüge, die Behauptung auszusprechen, daß man das königliche Kind absichtlich zu verderben gesucht habe: so leidet es doch keinen Zweifel, daß dieses Kind aller Liebe und aller Treue be-

raubt gewesen. Er war bloß gestellt zuerst dem finsteren Ernst und der kargen Strenge Hanno's von Cöln, der sich selbst höchst gerecht vorgekommen zu sein scheinet, weil sein Streben, die aristokratische Adels-Gewalt zu befestigen, seinem Stolze, dem verhaßten Königthume gegenüber, sogar republikanisch erschienen sein dürfte; alsdann der Schmeichelei, der Pracht und der Ueppigkeit Adelbert's von Bremen, dem es nicht schwer wurde, sich fügsam vor Einem zu beugen, wenn er nur die Lust hatte, Diejenigen zu demüthigen, die neben ihm aufrecht stehen wollten und nur seinen Haß gegen die Herzoge und Grafen der Sachsen in aller Weise befriedigen und verbreiten konnte! — Es leidet keinen Zweifel: in solchen Verhältnissen, und bei der Erinnerung an seine ersten Jahre und an seinen großen Vater, mußte das königliche Kind geistig verwirret und sittlich zerrüttet werden! Aber man kann sich auch kaum von dem Gedanken frei machen, daß der junge König von Manchen absichtlich der sittlichen Zerstörung entgegen gestoßen sei; daß man ihm den Taumelkelch der Wollust und den Schwindelbecher der Thorheit dargereicht und süß gemacht habe, um ihn, von Beiden berauschet, wild und verworren durchs Leben zu jagen; und daß man ihn endlich auf falsche Wege und in Irrgänge getrieben, damit er die Richtung verlieren und nicht wissen sollte, wo Morgen und wo Abend. Wie kann man denn auch Vertrauen haben zu Männern, welche das unschuldige Kind mit so gemeiner List aus dem Himmel der mütterlichen Liebe gerissen hatten! Wie kann man glauben, daß der

Same der Heuchelei aufgehen werde zu Wahrheit und Redlichkeit? daß Derjenige das Gemeinwohl gebähren könne, der mit der Selbstsucht schwanger war?

277. Ueberdenket man die wichtigsten Begebenheiten in Heinrich's IV. Leben vor seinem Zusammenstoße mit Gregor VII.: die Hast, mit welcher der junge König für mündig erkläret ward; die Eile, mit welcher man ihn zur Vermählung nöthigte, nachdem sich der Knabe schon in Wollüsten umher getrieben; die schandbaren Auftritte mit seiner Gemalin, der so unglücklichen als tugendhaften Bertha; das zügellose Leben in einer wüsten, üppigen, brausenden Umgebung; den Aufenthalt des Königes unter den Sachsen, die schon längst erbittert waren, und die muthwilligen Beleidigungen, und die schnöden Mißhandlungen derselben von den verhaßten Burgen aus; die thörichten Zumuthungen an die Thüringer; das heillose Verfahren gegen die weltlichen Großen, bei der Unterwürfigkeit vor den Geistlichen, gegen Otto von Nordheim, mit Begünstigung des unedelen Welf, gegen Magnus von Sachsen, gegen Rudolf von Schwaben, gegen Bertold von Kärnthen; endlich diesen ruchlosen Handel mit geistlichen Stellen, der in einer Zeit, die so gewaltige Eiferer gegen die Simonie gesehen hatte, zehnfach unklug war: — überdenket man dieses Alles mit den Folgen, die daraus hervor gingen, und vergißt man dabei weder Heinrich's Jahre, noch wie er in diese Verkettung unglückseliger Verhältnisse gekommen war: so fühlet man sich weit mehr zum Mitleiden und zum Bejam-

mern gestimmt, als zur Verachtung und zum Verdammen. Wenn man alsdann Heinrich's Erklärungen, Gelübde und Flehen in bedeutenden Augenblicken lieset, z. B. als die Sachsen zuerst zu ihm nach Goslar sandten, als Reginger gegen ihn schändlich zeugte, und als er seine Gegner nach Oppenheim eingeladen hatte (J. 1074) und sie ihn mit so gräßlicher Kälte zurück stießen: und wenn man endlich die Theilnahme, die Treue und Liebe siehet, die er in den Städten, ja, die er auch bei dem Landvolke fand: so kann man kaum umhin auszurufen: Heinrich IV. war doch besser, als seine Feinde ihn haben wollten, und als sie ihn gemacht haben! Und sind es denn nicht fast Alle, unmittelbar oder mittelbar, seine Feinde, durch welche wir ihn kennen? Daß die sächsischen Chroniken-Schreiber ihm manche Schändlichkeit fälschlich aufgebürdet haben, leidet keinen Zweifel; wer mag bei Dem, was er wirklich gethan, Schuld und Tugend sondern!

278. Man hatte nicht versäumet, in leidenschaftlicher Verblendung schwere Klagen an den heiligen Stuhl zu bringen. Der Papst aber hatte sich nur selten, z. B. in Heinrich's Ehescheidungs-Sache, eingemischet. Italien nämlich hatte Theil an der Zerrüttung Teutschlands; und Papst Alexander II., oder Hildebrand, sein Hort und Leiter, hatte einen langen und beschwerlichen Kampf zu bestehen mit seinem Gegner Cadolaus, der sich Honorius II. nannte, in welchen ganz Italien hinein gezogen wurde. Sobald er mehr Meister dieser Verwirrung geworden war, schien er ent-

nen. Aber sie gewann nur Einen: Gottfried von Lothringen. Dieser erhielt durch des Papstes, Victor's II., Vermittelung sogleich seine Gemalin Beatrix und die Markgrafschaft Tuscien, und späterhin (J. 1065), als seine Stieftochter Mathildis erwachsen war und die Markgrafschaft übernehmen konnte, auch das Herzogthum Lothringen zurück, und ließ sich nunmehr durch Kränkungen von dem Vater nicht fürder zur Undankbarkeit gegen den Sohn reizen. Otto von Nordheim hingegen zeigte sich entfremdet, obgleich sie ihm das schöne Herzogthum Baiern verlieh, und Rudolf von Rheinfelden, der sich der Kaiserin zum Schwiegersohn aufdrängte, fühlte sich durch das Herzogthum Schwaben nur zu noch größeren Ansprüchen gereizet. Erzbischof Hanno von Cöln, gekränkt, weil er sich zurückgesetzt glaubte, war desto gefährlicher, je anständiger er den argen Priesterstolz mit dem Mantel eines strengen Eifers für Recht und Gesetzlichkeit zu umhüllen verstand; und Erzbischof Adelbert von Bremen, den viele große Eigenschaften zierten, der in vieler Beziehung hohen Ruhm verdienet, der aber zweideutig erscheinet, wie in seinem Verfahren, so in Rücksicht seines Zieles, kam immer mehr in die feindseligste Stellung, theils gegen die stolzen Herzoge und Grafen von Sachsen, die ihm die Gunst Heinrich's III., und den Gebrauch, den er von dieser Gunst gemacht hatte, nicht verzeihen konnten, theils gegen Hanno von Cöln, der neidisch auf den Mann blickte, welcher fast ein Papstthum im ganzen christlichen Norden zu besitzen, oder zu erstreben schien. Sie und Andere zerrissen das Reich und

verfolgten ihre Zwecke und machten durch ihr Verhältniß zu einander und durch ihr Verhältniß zur Kaiserin, desto größere Erschütterungen nothwendig, je größer ihre Kraft war und ihre Tüchtigkeit.

274. Inzwischen verfolgte Hildebrand seine Bahn. Nachdem das Pontificat Stephan's IX. (J. 1057 — 1058) ohne bedeutende Einwirkungen vorüber gegangen war, gelang es ihm, mit Hülfe Gottfried's, das Pontificat einem unwürdigen Manne, Benedict, der durch unwürdige Künste einer Gegenpartei zu demselben gelangt war, zu entreißen, und einen gelehrten und geachteten Mann, fähig, seine Entwürfe zu begreifen, Nicolaus II., bisher Bischof von Florenz, auf den heiligen Stuhl zu bringen (J. 1059). Durch diesen Papst aber, einen Lothringer von Geburt, wurden mit kluger Benutzung des Zustandes in Teutschland, zwei Dinge durchgesetzt, die von der äußersten Wichtigkeit waren für die Gewalt des päpstlichen Stuhles: die ausschließliche Uebertragung der Papstwahl auf die Cardinäle, und die Belehnung der Nordmannen mit Calabrien, Apulien und den Ländern, die sie noch erobern wollten. Das verständige Decret, durch welches das Erste bewirket wurde, vollendete, was unter Leo IX. begonnen war, und ist auch dadurch merkwürdig, daß es Thatsachen der Geschichte, welche der neuen, übrigens wohl begründeten, Anordnung entgegen standen, durch eine kluge Deutung zu entfernen wußte. Das Andere geschah in demselben Jahre (J. 1059) durch einen Vertrag zu Melfi, der in seiner Art nicht weniger merk-

würdig ist. Nachdem die Nordmannen, durch kühne Tapferkeit und wilde Räuberei in dem verworrenen Lande so Vieles gewonnen, und nachdem sie seit Leo's IX. Zeit mit dem Papst in so bedenkliche Berührung gekommen waren, mußten wohl zwei so kluge Männer, wie Hildebrand und Robert Guiscard, erkennen, daß sie, getrennet, sich gegenseitig aufhalten würden in ihrem Siegeslaufe, daß sie hingegen, vereinet, bei den Verhältnissen der Zeit, Rechte gründen möchten, die ihnen Niemand entreißen könnte, und eine Macht, deren sie Beide gleich sehr bedürftig waren. Herzog Robert indeß gewann nur, mit seinem Bruder Roger, ein Königreich; was hingegen der Papst gewann, das lag über alle Berechnung hinaus! Aber die erste Anordnung, welche Hildebrand durch den Lehensvertrag mit den Nordmannen zu stützen suchte, gerieth beim Tode des Papstes Nicolaus II. (J. 1061), weil sie nicht bloß gegen den Kaiser, sondern auch gegen Alle gerichtet war, die bisher Einfluß auf die Besetzung des heiligen Stuhles gehabt hatten, in eine Gefahr, die Alles zu zertrümmern drohete. Dieser Gefahr, welche die Kaiserin Agnes brachte, trat Hildebrand zwar mit demselben entschlossenen Geist entgegen, der ihm vom Anfang an zur Seite gestanden hatte; schwerlich aber würde er im Stande gewesen sein, den Papst der Cardinäle, Alexander II., ungeachtet seiner großen Tugenden, gegen den leichtfertigen Cadolaus von Parma, den Papst der Kaiserin, der Bischöfe und der Römer, zu halten, wenn nicht unterdeß die Verhältnisse eine entscheidende Wendung genommen hätten. Der Umstand,

daß der Kaiserin Agnes ihr Sohn und mit demselben die Verwaltung des Reiches (J. 1062) entwunden wurde, verschaffte Hildebranden und seinem Papste den Sieg. Wenn Er selbst bei diesem Vorgange mitgewirket hat, so wird man allerdings immer die heuchlerische Art, mit welcher einige Fürsten sich benahmen, eben so verwerflich finden müssen, als wenn sie ohne ihn gehandelt haben, aber schwerlich wird man den Sinn, in welchem Er gehandelt hat und nur gehandelt haben kann, tadeln dürfen. Hat aber dieser Vorgang ohne sein Wissen und ohne sein Wollen Statt gefunden: so wird man abermals kaum umhin können, die wunderbare Fügung zu bewundern, nach welcher Hildebrand's Streben durch den Gang der Ereignisse gefördert wurde.

275. Heinrich IV. ist ohne allen Zweifel einer der beklagenswürdigsten Fürsten und Menschen in der Weltgeschichte. Die Betrachtung seines Lebens erregt in aller Hinsicht ein höchst peinliches Gefühl. Man wagt nicht ihn zu verdammen, und vermag nicht ihn loszusprechen. Als er in die Jahre gekommen war, da sich der Jüngling in den Mann verlieret, stand er da, mit vielen schönen Eigenschaften ausgerüstet, die an seinen großen Vater erinnern und an das Ritterthum seiner Zeit; aber ohne sittliche Haltung, und ohne einen Begriff von seiner Stellung als König, unbesonnen und verworren! Und wenn ihn auch späterhin das ungeheuere Unglück abhärtete, und reifte, und manche Kraft in ihm aufregte, so wurde er doch nicht

geläutert und zu einem entschiedenen reinen Willen gebracht. Aber das Schicksal seiner Jugend hatte ihn gebrochen und ihn zu Dem gemacht, was er war; er hatte die Kraft der Tugend in seiner Seele zerstöret, so daß ihm unmöglich wurde sich loszureißen von seinem Verderben. Er wurde das Opfer seiner Zeit, wie Hildebrand ihr Held. Dieses Gefühles kann man sich nicht erwehren, wenn man sich einmal die Frage vorlegt, was wohl geworden sein würde, wenn Heinrich IV. nicht ein solcher Mann gewesen wäre, voll Geist und Unverstand, voll Kraft und Schwäche, heftig, verzagt, kühn, leichtsinnig, wankelmüthig? Allerdings ist die Beantwortung dieser Frage unmöglich. Das aber wird man einräumen müssen, wie Heinrich's III. Plan an dem Charakter Hildebrand's scheiterte, so mußte Hildebrand's Plan durch Heinrich's IV. Charakterlosigkeit mißlingen. Und gerade in dem theilweisen Mißlingen beider Bestrebungen sind Freiheit und Recht gewachsen und der Geist hat neue Kraft gewonnen!

276. Ein verwöhnter Knabe, seiner zärtlichen Mutter auf eine Weise entrissen, die einen giftigen Stachel in seinem jugendlichen Gemüthe zurückließ, ward Heinrich IV. der Spielball ungezügelter Leidenschaft und bearbeitet nach widersprechenden Grundsätzen. Wenn man auch Bedenken trüge, die Behauptung auszusprechen, daß man das königliche Kind absichtlich zu verderben gesucht habe: so leidet es doch keinen Zweifel, daß dieses Kind aller Liebe und aller Treue be-

raubt gewesen. Er war bloß gestellt zuerst dem finstern Ernst und der kargen Strenge Hanno's von Cöln, der sich selbst höchst gerecht vorgekommen zu sein scheinet, weil sein Streben, die aristokratische Adels-Gewalt zu befestigen, seinem Stolze, dem verhaßten Königthume gegenüber, sogar republikanisch erschienen sein dürfte; alsdann der Schmeichelei, der Pracht und der Ueppigkeit Adelbert's von Bremen, dem es nicht schwer wurde, sich fügsam vor Einem zu beugen, wenn er nur die Lust hatte, Diejenigen zu demüthigen, die neben ihm aufrecht stehen wollten und nur seinen Haß gegen die Herzoge und Grafen der Sachsen in aller Weise befriedigen und verbreiten konnte! — Es leidet keinen Zweifel: in solchen Verhältnissen, und bei der Erinnerung an seine ersten Jahre und an seinen großen Vater, mußte das königliche Kind geistig verwirret und sittlich zerrüttet werden! Aber man kann sich auch kaum von dem Gedanken frei machen, daß der junge König von Manchen absichtlich der sittlichen Zerstörung entgegen gestoßen sei; daß man ihm den Taumelkelch der Wollust und den Schwindelbecher der Thorheit dargereicht und süß gemacht habe, um ihn, von Beiden berauschet, wild und verworren durchs Leben zu jagen; und daß man ihn endlich auf falsche Wege und in Irrgänge getrieben, damit er die Richtung verlieren und nicht wissen sollte, wo Morgen und wo Abend. Wie kann man denn auch Vertrauen haben zu Männern, welche das unschuldige Kind mit so gemeiner List aus dem Himmel der mütterlichen Liebe gerissen hatten! Wie kann man glauben, daß der

Same der Heuchelei aufgehen werde zu Wahrheit und Redlichkeit? daß Derjenige das Gemeinwohl gebähren könne, der mit der Selbstsucht schwanger war?

277. Ueberdenket man die wichtigsten Begebenheiten in Heinrich's IV. Leben vor seinem Zusammenstoße mit Gregor VII.: die Hast, mit welcher der junge König für mündig erkläret ward; die Eile, mit welcher man ihn zur Vermälung nöthigte, nachdem sich der Knabe schon in Wollüsten umher getrieben; die schandbaren Auftritte mit seiner Gemalin, der so unglücklichen als tugendhaften Bertha; das zügellose Leben in einer wüsten, üppigen, brausenden Umgebung; den Aufenthalt des Königes unter den Sachsen, die schon längst erbittert waren, und die muthwilligen Beleidigungen, und die schnöden Mißhandlungen derselben von den verhaßten Burgen aus; die thörichten Zumuthungen an die Thüringer; das heillose Verfahren gegen die weltlichen Großen, bei der Unterwürfigkeit vor den Geistlichen, gegen Otto von Nordheim, mit Begünstigung des unedelen Welf, gegen Magnus von Sachsen, gegen Rudolf von Schwaben, gegen Bertold von Kärnthen; endlich diesen ruchlosen Handel mit geistlichen Stellen, der in einer Zeit, die so gewaltige Eiferer gegen die Simonie gesehen hatte, zehnfach unklug war: — überdenket man dieses Alles mit den Folgen, die daraus hervor gingen, und vergißt man dabei weder Heinrich's Jahre, noch wie er in diese Verkettung unglückseliger Verhältnisse gekommen war: so fühlet man sich weit mehr zum Mitleiden und zum Bejam-

mern gestimmt, als zur Verachtung und zum Verdammen. Wenn man alsdann Heinrich's Erklärungen, Gelübde und Flehen in bedeutenden Augenblicken lieset, z. B. als die Sachsen zuerst zu ihm nach Goslar sandten, als Reginger gegen ihn schändlich zeugte, und als er seine Gegner nach Oppenheim eingeladen hatte (J. 1074) und sie ihn mit so gräßlicher Kälte zurück stießen: und wenn man endlich die Theilnahme, die Treue und Liebe siehet, die er in den Städten, ja, die er auch bei dem Landvolke fand: so kann man kaum umhin auszurufen: Heinrich IV. war doch besser, als seine Feinde ihn haben wollten, und als sie ihn gemacht haben! Und sind es denn nicht fast Alle, unmittelbar oder mittelbar, seine Feinde, durch welche wir ihn kennen? Daß die sächsischen Chroniken-Schreiber ihm manche Schändlichkeit fälschlich aufgebürdet haben, leidet keinen Zweifel; wer mag bei Dem, was er wirklich gethan, Schuld und Tugend sondern!

278. Man hatte nicht versäumet, in leidenschaftlicher Verblendung schwere Klagen an den heiligen Stuhl zu bringen. Der Papst aber hatte sich nur selten, z. B. in Heinrich's Ehescheidungs-Sache, eingemischet. Italien nämlich hatte Theil an der Zerrüttung Teutschlands; und Papst Alexander II., oder Hildebrand, sein Hort und Leiter, hatte einen langen und beschwerlichen Kampf zu bestehen mit seinem Gegner Cadolaus, der sich Honorius II. nannte, in welchen ganz Italien hinein gezogen wurde. Sobald er mehr Meister dieser Verwirrung geworden war, schien er ent-

schlossen, die Umstände zu benutzen und weiter einzuschreiten. Aber der Tod unterbrach seine Wirksamkeit zu einer Zeit, da in Teutschland die Spannung den höchsten Grad erreicht hatte, und jeden Augenblick einen Ausbruch fürchten ließ. In dieser schrecklichen Zeit bestieg Hildebrand als Past Gregor VII. (J. 1073) den heiligen Stuhl. Der gewaltige Mann mochte seine Jahre bedenken, und erkennen, daß er keine Zeit zu verlieren habe, wenn er sein Werk vollenden wollte. Der Weg war gebahnet; die Frucht schien reif. Er war so hoch gestiegen, daß er nicht stehen bleiben konnte. Eine neue streitige Papstwahl durfte wirklich nicht gewagt werden; der Augenblick war zu groß und zu gefährlich. Auch wurde er veranlasset, den letzten Schritt zu thun; und er that ihn mit so großer Umsicht, daß König Heinrich IV. ihn gern als Papst anerkannte. Hierauf fuhr Gregor sogleich fort, in seinem eigenen Namen mit der Ueberlegenheit des Geistes zu walten, die er schon so oft und so lange in fremden Namen erprüft und gewährt hatte. Obgleich er in dem verwilderten Italien, und in dem zerrütteten Rom sein Leben in Gefahr sah, und selbst an heiliger Stätte nicht sicher war: so machte er doch in allen Ländern der christlich-katholischen Welt sein Ansehen geltend, und maß mit Vorsicht jeden Schritt, um nicht, wenigstens, mit Verbesserung eines Versehens die Zeit zu verlieren. Hier gab er Befehle, dort väterlichen Rath; bald trat er mit schweren Drohungen hervor, bald ging er nicht über sanfte Mahnungen hinaus; in diesem Fall entschied er mit gebieterischem Richterspruch,

in jenem empfahl er mild eine freundliche Versöhnung. Mit der schrecklichsten Waffe päpstlicher Gewalt, mit dem Banne, ging er haushälterisch um, damit sie die Schärfe nicht verlieren sollte. Dabei behielt er noch Muße, sich mit saracenischen Fürsten zu verständigen, und, da die Türken um diese Zeit dem griechischen Reiche die größte Gefahr brachten, den Gedanken einer großen heiligen Heerfahrt nach dem Morgenlande zu fassen, um die Ungläubigen zu vertreiben, und die morgenländischen Christen in den Schooß der katholischen Kirche und unter die Gewalt des päpstlichen Stuhles zu bringen. In allen Verhandlungen aber und bei allen Verhältnissen zeigte er ein starkes Selbstgefühl, jedoch ohne Vermessenheit; er erschien stets umgeben von der Herrlichkeit seiner erhabenen Würde, jedoch frei von irdischem Hochmuth und von dünkelvollem Stolz auf eigenes Verdienst. Uebrigens blieb er in seinem Leben einfach und in seinen Sitten fleckenlos!

279. Wegen der Verhältnisse in Teutschland scheinet Gregor VII. lange ungewiß geblieben zu sein. Sie waren zu schwer zu übersehen, und daher war es leicht, einen Mißgriff zu thun. Also fehlte er zwar nicht, aber er nahm nicht Partei, und ließ Jeden hoffen und Jeden fürchten. Nach der Natur der Dinge jedoch konnte er diese Verwirrung nicht wollen, die ihm kaum eine Seite darbot, von welcher er mit Erfolge für seinen Plan handeln konnte. Vielmehr mußte er den König gegen seine Vasallen begünstigen; nur verstand sich von selbst, daß der König sich eben so folgsam und

unterwürfig zeigen sollte, als die Vasallen. In der That suchte er wiederholt eine Verständigung und Vereinigung mit Heinrich IV., z. B. durch Agnes, die Kaiserin, und durch die Markgräfin Beatrix und ihre Tochter Mathildis, die Freundinnen des heiligen Stuhles, und Heinrich's Verwandte. Und als Heinrich IV. ihm zu dieser Vereinigung Hoffnung machte: da schrieb er an ihn in ungewöhnlichen Ausdrücken der Freude und der Liebe, die vielleicht auch für Heinrich zeugen, die aber in jedem Falle beweisen zu können scheinen, daß er den König siegreich aus seiner Verlegenheit hinaus geführet haben würde, wenn derselbe es über sich vermocht hätte, sich ihm mit Vertrauen und Ergebenheit anzuschließen. Indem aber Gregor, wohl nicht ohne Unruhe, abwartete: ob der erste Fürst der Christenheit die Hoheit und Herrschaft des heiligen Stuhles in Rom anerkennen und sich begnügen werde groß zu sein unter der Größe des Papstes, oder nicht, zögerte er nicht, die letzten Schritte zu thun, um der Kirche die volle Freiheit von aller weltlichen Macht zu verschaffen. Dieses geschah durch zwei Concilien-Beschlüsse, die allerdings zu den wichtigsten Erscheinungen gehören, die aber eben so sehr für den Geist der Zeit zeugen, aus welcher sie hervorgingen, als für den Muth des Mannes, der kein Bedenken trug, sie in die Welt zu schleudern und durch sie den Kampf gegen Alles aufzunehmen, was bedeutend und mächtig zu sein schien. Durch den ersten Beschluß wurde (J. 1074) den Geistlichen ohne Ausnahme die Ehe unter-

sagt; durch den anderen wurde die Investitur der Geistlichen mit den Kirchengütern durch Laien verboten.

280. Es ist leicht zu begreifen, daß das erste Decret von der großen Zahl Derjenigen unter dem Klerus, die Weib und Kinder hatten, nur als ein ungeheuerer Frevel betrachtet wurde, und daß ihnen alle Diejenigen beistimmten, welche, ohne Weib und Kinder zu haben, den Gedanken ans Heirathen noch festhielten, so wie Alle, die sich bewußt waren, daß sie in Hurerei und Unzucht gelebt hatten. Und nicht minder leicht ist es zu begreifen, daß ein Decret, welches den Gatten von der Gattin, den Vater von den Kindern trennte, nicht in Ausführung gebracht werden konnte, ohne großes Unglück über viele Menschen, ohne Jammer und Entsetzen in viele Seelen zu bringen. Aber zu begreifen ist kaum, wie man jetzt, nachdem sieben hundert Jahre verlaufen sind, nicht etwa Mitleid mit diesen Unglücklichen an den Tag leget, sondern die Anordnung selbst noch immer mit Abscheu verwerfen kann. Will man über die Ehelosigkeit ein reines und geschichtlich begründetes Urtheil gewinnen: so darf man sich, scheinet es, nicht durch das Geschrei jener Zeit, da diese Ehelosigkeit endlich festgestellt wurde, betäuben, und eben so wenig darf man sich durch seine eigene Zeit und seine eigene Neigung bestimmen lassen, sondern man muß zu ruhiger Erwägung unterscheiden: was Gregor VII. mit der Ehelosigkeit der Geistlichen beabsichtiget habe, was diese Ehelosigkeit der Geistlichen an sich ist, und was sie gewesen ist unter den

gegebenen Verhältnissen damaliger Zeit oder in ihrer geschichtlichen Bedeutung.

281. Fragen wir aber — zuerst — wodurch Gregor zu der Verordnung bestimmt worden sei: so ist für unreine Zwecke etwas Haltbares nicht aufzufinden. Ihn hat zuerst, wie es scheinet, die Ueberzeugung geleitet, ein wahrer Priester müsse die Lust des Fleisches bewältiget haben, und in wahrer Gott-Ergebenheit, ein Muster jeglicher Tugend und jeglicher Aufopferung, könne er nur vor dem Volke stehen, wenn er, von gemeinen Begierden frei, nur dem Heilande zu leben scheine und seinem heiligen Beruf; und zweitens die Meinung, daß die Kirche nie frei werden könne von den Banden weltlicher Macht, so lange ihre Diener, in unkirchliche Verhältnisse verwickelt, Zwecke verfolgen müßten, welche in dem Gebiete der weltlichen Macht liegen. Selbst eine Neben-Absicht kann Gregor kaum gehabt haben. Was hingegen das Zweite betrifft: die Ehelosigkeit der Geistlichen an und für sich: so enthält des Apostels Wort: daß es besser sei zu heirathen, als Brunst zu leiden, gewiß eine große Wahrheit; aber es folget nicht, daß ein Jeder, der nicht heirathet, Brunst leiden müsse. Auch haben Diejenigen im Allgemeinen vollkommen Recht, welche die Ehelosigkeit darstellen, als gegen Gott und Natur; daraus aber folget nicht, daß nicht einzelne Menschen und einzelne Menschen-Classen ehelos bleiben dürften. Gott und Natur würden sonst mit sich selbst in Widerspruch stehen. Die Annahme aber, daß nothwendig Unzucht

mit Ehelosigkeit verbunden sei, scheinet weder von großer Sittlichkeit zu zeugen, noch von großem Glauben an die sittliche Kraft des Menschen. Wer den Menschen der Herrschaft des Geschlechtstriebes unterwirft, der macht ihn zum Thier, und entbindet ihn der Tugend! Endlich leidet es keinen Zweifel, daß das Heilige der Religion gar würdig von den Händen eines verheiratheten Mannes verwaltet, und die Wahrheit der Religion gar schön aus dem Mund eines verehelichten Predigers verkündiget werden kann: aber unleugbar kommt der Geistliche als Hausvater, die Sorge für Weib und Kind nicht gerechnet, in eine Stellung zur Gesellschaft, die seinem großen Berufe leicht in eben dem Maße nachtheilig werden mag, in welchem sie ihm selbst Annehmlichkeiten gewähret. Es scheinet sonach auf besondere Umstände, begründet in den Begebenheiten der Geschichte, anzukommen, ob die Ehe oder die Ehelosigkeit der Geistlichen den Vorzug verdiene. Und sehen wir nun — drittens — auf die Verhältnisse jener Zeit, in welcher und für welche Gregor VII. die Ehelosigkeit der Geistlichen zum Gesetze machte: so kann man nicht umhin, sie für diese Verhältnisse als heilsam und vortrefflich, ja als nothwendig, anzuerkennen. Zuvörderst wurde die Keuschheit von Hohen und Geringen als eine Tugend angesehen, welche man von den Geistlichen fordern zu können meinte. Daher setzte der Papst seine Verordnung so leicht durch, weil die Stimme der Völker sich für sie erklärte. Ferner wurde durch das Gesetz der Ehelosigkeit, bei der steigenden Anmaßung und dem wach-

senden Drucke des Adels, der Tugend, dem Geist und der Gelehrsamkeit die Möglichkeit bewahret, Einfluß in der menschlichen Gesellschaft zu erhalten und das Höchste des Lebens zu fördern. Denn hätte die eingerissene Sitte der Verheirathung der Geistlichen weiter um sich gegriffen: so würden die Adelichen drittens bald alle geistlichen Stellen an sich gebracht und, wie andere Güter und Aemter, erblich gemacht haben. Alsdann aber würden wir auch einem orientalischen Casten-Wesen schwerlich entgangen sein, vor welchem wir durch Gregor VII. bewahret worden sind. Endlich wurde, durch die Ehelosigkeit der Geistlichen dem zweiten Decrete, die Laien-Investitur betreffend, das Gefährliche genommen, welches dasselbe sonst gehabt haben würde. — Nun mag es allerdings zweifelhaft sein, ob Gregor VII. diese Folgen geahnet hat; desto bedeutender aber erscheinet nur sein Eifer! In keinem Falle scheinet man ihm mehr vorwerfen zu können, als das Eine, daß er seinem Decret eine rückwirkende Kraft gab. Aber er wollte nicht Urheber desselben, sondern mit demselben nur Hersteller alter Ordnung sein! Und in jedem Falle möchte es wohl am Meisten für die Reinheit seiner Absicht zeugen, daß er kein Bedenken trug, schonungslos mit den Geistlichen in einem Augenblicke zu verfahren, in welchem er die weltlichen Großen von der empfindlichsten Seite anzugreifen im Begriffe war!

282. Diesen Angriff unternahm er durch das zweite Decret, in welchem er die Laien-Investitur un-

tersagte (J. 1075). Er hatte dasselbe indeß durch neue Anordnungen gegen die Simonie, mit dem ersten Decrete zugleich erlassen, vorbereitet. Simonie und Investitur waren freilich sehr verschiedene Dinge; aber gewiß war die Simonie schwer auszurotten, so lange die Investitur bestand. Also gab der Gräuel der Simonie wenigstens einen schicklichen Vorwand zum Verbote der Investitur. Ob Gregor VII. zu Dem, was er forderte und erstrebte, ein Recht gehabt habe: das kann kaum ernstlich in Frage gestellet werden. Die weltlichen Fürsten, konnten ihm dieses Recht absprechen und waren dazu, nach den Thatsachen der Geschichte, vollkommen befugt. Die Investitur war seit langer Zeit von ihnen unleugbar vollzogen, und Keiner hatte sich dagegen erhoben. So gewiß Dieses aber ist, so unleugbar möchte es doch auch sein, daß Gregor VII. in der Stellung, in welcher er sich zu den weltlichen Fürsten erblickte, die Unabhängigkeit des Kirchen-Gutes fordern mußte. Hatte der heilige Stuhl in Rom das Recht, überhaupt da zu sein, und die Größe zu gewinnen, in welcher er da war: so hatte er auch das Recht, diese Forderung zu machen, so wie die Fürsten ihrer Seits sich derselben widersetzen mochten. Die Unabhängigkeit des Kirchen-Gutes gehörte zur Vollendung des Verhältnisses, das seit Jahrhunderten zwischen Geistlichen und Laien bestand, und das von den Fürsten anerkannt und befördert war; sie gehörte zur Durchbildung des Lehen-Wesens, wie es in gegebenen Umständen begründet und gestaltet war. Indem alle Lehen erblich wurden, mußte die Kirche auch die Erb-

lichkeit ihres Antheiles an denselben in Anspruch nehmen, und das war die Unabhängigkeit derselben. Wären die Glieder des Klerus verheirathet geblieben, und die geistlichen Stellen erblich geworden: so würde ein so großes unabhängiges Kirchengut, durch alle Länder der christlichen Welt zerstreuet, die Ausbildung des Geistes in volksthümlichen Staaten unmöglich gemacht haben; bei der Ehelosigkeit der Geistlichen aber konnte die Unabhängigkeit des Kirchengutes ein großer Gewinn für die Freiheit der Völker werden, und kaum irgend eine Gefahr bringen. Dagegen ist ein Papst mit solcher Gewalt über Geistliche und Laien, als von Rom aus in allen christlichen Ländern geübet wurde, neben der Befugniß der Fürsten, die Investitur in bisheriger Weise auszuüben, kaum zu denken. Wollte man dabei fragen: mit welchem Rechte denn die weltlichen Fürsten zu den Lehengütern gekommen seien; und ob etwa das Schwert der Faust ein besseres Recht begründe, als das Schwert des Glaubens: so scheinet für Gregor VII. wieder eine günstige Antwort fallen zu müssen. Und wollte man endlich auch noch auf die Benutzung der Güter sehen: so dürfte in dem bekannten Volksspruche späterer Zeit: unterm Krummstab ist gut wohnen, ein entscheidendes Urtheil liegen.

283. Inzwischen hatte die unselige Spannung in Teutschland zu einem wirklichen Bruche geführet. Die Sachsen, neben ihrer alten Besorgniß mit neuen Entwürfen Heinrich's IV. geängstiget, ließen sich (J. 1073) bewegen, in großer Zahl die Waffen gegen ihren Kö-

nig zu tragen; die Thüringer wurden zum Aufstand angereizet; die süddeutschen Fürsten standen unter einander in einer Verbindung, die wenigstens dem Könige jedes Vertrauen zu ihnen entreißen mußte; Alles war in Unruhe und Gährung. Dieses heillose Verhältniß, von welchem der König erst eine Ahnung erhalten zu haben scheinet, als er das Sächsische Heer vor der Harzburg erblickte, führte zu einer Reihe von Auftritten ohne Ehre, von Verhandlungen ohne Treue, von Thaten ohne Ruhm. Ob irgend Jemand in dieser Zwietracht gewonnen hat, mag ungewiß sein; ohne allen Zweifel aber war sie für das Ganze ein großes Unglück. Das wurde vielleicht hin und wieder erkannt: denn nicht selten erhob sich der gesunde Verstand über den Zwist hinaus; aber die gänzliche Zerworfenheit der Verhältnisse vereitelte jede richtige Bestrebung, und die Gewalt der Leidenschaften unterwarf alle großen und edlen Gefühle. Für den König lief der Streit indeß vortheilhafter, als man zu erwarten Grund hat. Seine Feinde mißtraueten sich unter einander; und als die Kaiserin Agnes, mit Besorgniß für den geliebten Sohn die große Gefahr gewahrend, wieder erschienen war und Worte des Friedens und der Liebe gesprochen hatte: da mag auch Mancher ungewiß geworden sein in seiner Seele und zwischen Neigung und Eid hin und her geschwankt haben. Heinrich IV. aber wußte weder jetzt noch je die Gelegenheit zu benutzen. Er, der sich mit dem Papste nicht verständigen konnte, wußte weder die Vasallen gegen einander zu gebrauchen, noch, was das Schlimmste war,

den Geist der Städte zu würdigen! Lieber suchte er Hülfe in der Ferne, bei Fremden, bei Feinden, und nährte dadurch bei Allen die Ungewißheit, das Mißtrauen, den Haß. Unbelehrt durch die Gefahr, in welche er gekommen, vermochte er auch weder zu vergessen noch zu verzeihen. Die tiefste Demüthigung regte in ihm keine sittlichen Entschlüsse auf. Er jagte kleinlichen Vortheilen nach und vergaß das Reich und die Ehre. Und so wie die Sachsen höhnisch und übermüthig gewesen waren, in der Uebermacht nach dem Vertrage von Gerstungen (J. 1074), so mißbrauchte auch er trotzig und verstandlos den Sieg, welchen er (J. 1075) an der Unstrut erkämpfte; und doch hätte er nach demselben um so mehr mit Mäßigung verfahren sollen, da er die übrigen teutschen Vasallen nicht ohne Zweideutigkeit und nicht ohne Härte, besonders gegen die Geistlichen, zu der Schlacht gebracht hatte!

284. Aber gerade dieser unselige Uebermuth, zu welchem Heinrich IV. sich durch seinen Sieg fortreißen ließ, führte ihn in unabsehbares Unglück. Gregor's VII. Versuch, ihn durch Rath und Liebe zu gewinnen, war mißlungen. Heinrich hatte des Papstes strengen Eifer gern gesehen, so lange derselbe Männer traf, die ihm verhaßt waren; als er aber auch seine Günstlinge nicht verschonet sah, da wandte er seine Seele ab. Während er sich vor dem Papste neigte, handelte er demselben entgegen, bald, als habe er ihn zu täuschen geglaubt, bald, als habe er gemeint, ihn nicht achten zu dürfen. Dennoch suchte er den

Papst gegen seine Feinde zu gewinnen! Solch' ein wankelmüthiges Benehmen des Königes, welches auf das Klarste bewies, daß auf ihn nicht zu rechnen sei, mußte einen Mann, mit einem solchen eisernen Willen, wie Gregor, zu einem entscheidenden Schritte (J. 1076) reizen. Daß dieser Schritt, eine richterliche Ladung des Königes nach Rom, einem brausenden, verblendeten Jüngling, dessen Vater willkührlich Päpste gestürzet und erhoben hatte, höchst widerwärtig war, ist sehr begreiflich. Auf keine Weise, und zu keiner Zeit aber würde das unsinnige Verfahren zu entschuldigen sein, welches die in Worms versammelten Bischöfe, von Heinrich's Ingrimm getrieben, von Hugo Blancus betrogen, von eigener Leidenschaft fortgestoßen, sich gegen den Papst erlaubten; und am Wenigsten ist es zu entschuldigen unter den gegebenen Umständen. Wenn man nach diesem Vorgange noch an Gregor die Forderung machen wollte, er hätte noch immer schonend mit Heinrich verfahren und, etwa durch Unterhandeln oder gar durch Nachgeben, ein zweideutiges Verhältniß herstellen sollen: so würde man alle Grundsätze der Politik verkennen, man würde die Stellung des Papstes vergessen, und beweisen, das man keine Ahnung von einem Charakter habe. Nach diesem Vorgange blieb dem Papste Nichts übrig, als seine Absetzung mit der Absetzung des Königes zu erwidern, und diese Absetzung konnte er nur, wenn nicht rechtfertigen, doch gründen auf den Bann der Kirche. Aber nicht ohne Würde führte er diese furchtbare Waffe gegen Heinrich und einen Theil seiner Synode!

285. Diese Vorfälle mußten die unnatürliche Spannung in Teutschland sprengen. Der Bruch eröffnete Allen eine Welt, in welcher sie sich nicht finden konnten. Nur Gregor behielt die Besonnenheit; jedoch vermochte auch er nicht, das verworrene Wollen, Thun und Treiben der Menschen in eine bestimmte Richtung zu bringen. Aber Eins zog das Andere nach sich. Es war sehr natürlich, daß die teutschen Fürsten mit freudiger Hast die Bundesgenossenschaft des Papstes ergriffen; und noch natürlicher, daß Heinrich IV., in dem Schwindel, der ihn überfiel, als er rings um sich her einen Abgrund zu erblicken glaubte, und betäubet durch Zeichen und Wunder mancher Art, dem vielköpfigen Ungeheuer zu entfliehen suchte, um sich in die Arme des Einen zu werfen, den er in der That beleidiget hatte, und von dem er eben deßwegen Verzeihung hoffen mochte, sobald er sie persönlich und demüthig erflehete. Die teutschen Fürsten fürchteten selbst die Aussöhnung Heinrich's mit dem Papste; sie suchten dieselbe unmöglich zu machen, obgleich sie dem Könige von ihnen zur Nothwendigkeit gemacht wurde. Ob seine Erscheinung — als Flüchtling — in Italien dem Papste lieb oder leid gewesen, möchte schwer zu entscheiden sein. Das Erste ist aber das Wahrscheinlichste. Denn kaum ist zu begreifen, wie Gregor geglaubt haben kann, er werde auf dem Reichstage zu Augsburg Vieles zu erreichen vermögen; wohl aber, wie er gehofft haben mag, daß Heinrich, verlassen und verrathen, durch die Feuertaufe päpstlicher Gewalt geläutert und zu einem festen Entschlusse, zur entschiede-

nen Hingebung an die Kirche gebracht werden könnte. Der Auftritt zu Canossa (J. 1077), ohne Vorurtheil und aus der Zeit heraus betrachtet, hat Nichts Unwürdiges. Von persönlicher Feindschaft Gregor's gegen Heinrich keine Spur! Vielmehr erscheinet Gregor zwar als Bischof streng, und als Haupt der Kirche unbeugsam, aber als Mensch nicht ohne Theilnahme. In der Art, mit welcher er Heinrich zu einem Gottesurtheile lud, liegt etwas Erhabenes, das, wenn nicht für ihn, doch gegen Heinrich zeuget, und seine Wirkung nicht verfehlen zu können schien. Aber Gregor machte bald die Erfahrung, daß er zu sehr auf den Eindruck, zu sehr auf Heinrich's Schwur gerechnet hatte! Obgleich Dieser in der erhaltenen Absolution den sichersten Beweis sehen durfte, daß Gregor ihn gegen die teutschen Fürsten nicht fallen lassen wollte: so hatte er doch kaum die Vorwürfe der Italiänischen Bischöfe vernommen, welche, aus Eifersucht auf den Papst, wegen alter Zwietracht oder wegen eines unreinen Gewissens, von einer Vereinigung des Königes und des Papstes Alles zu fürchten hatten, und kaum seine teutschen Freunde gesehen, welche, zum größten Theile von gleicher Besorgniß gedränget, nach Italien geeilet waren, als er von Neuem eine feindliche Stellung gegen den Papst nahm.

286. Die Fugen der Gesellschaft waren aus einander gewichen! Heinrich IV. war gewiß in einer schlimmen Verlegenheit. Hielt er zum Pabste, so waren die Träume seiner Jugend dahin, und der Gedanke

an seines Vaters Gewalt war eine Qual. Der Reichstag drohete in der Ferne, und für den Augenblick war er den Vorwürfen und dem Spotte Derer bloß gestellt, die sich seine Freunde nannten und sich als solche zu ihm drängten. Stellte er sich aber zu den Feinden Gregor's: so stand er, den Meineid in der Brust und Canossa vor Augen, zwischen der unsichtbaren Macht des kirchlichen Fluches und dem Toben der teutschen Fürsten in schaudervoller Bedrängniß. Aber, wie immer, so siegte auch dieses Mal bei Heinrich der Eindruck des Augenblickes. Weniger aus Ingrimm über Das, was zu Canossa geschehen war, als aus Scham, Denen, die ihn umgaben, an Trotze nachzustehen, erklärte er sich gegen Gregor; vielleicht nicht ohne die Hoffnung, es werde ihm gelingen, diesen furchtbaren Mann in seine Gewalt zu bekommen. Da diese Hoffnung aber nicht in Erfüllung ging, so entstand eine neue ungeheuere Zerrüttung, und Heinrich IV. gerieth in einen doppelten Kampf hinein, in Teutschland und in Italien, der beide Länder mit Zerstörung, Blut und Gräuel erfüllte, und die Seelen der Menschen mit Jammer und Entsetzen. In Teutschland hatte er zu streiten mit seinem Schwager, Rudolf, Herzog von Allemannien oder Schwaben, den seine Feinde, damit der Augenblick nicht verloren gehe, zum Könige der Teutschen erwählten an seine Statt (J. 1077); in Italien mit den Anhängern Gregor's, unter welchen die Markgräfin Mathildis am Meisten hervorragt; hier und dort mit des Papstes Fluche. Die Zerrüttung aber trennte nicht allein Gaue von Gauen, Weltliche von Geistlichen,

sondern sie brachte überall Untergebene gegen Obere auf, sie wirkte bis in das Innerste der Familien hinein, und stellte den Bruder gegen den Bruder und den Sohn gegen den Vater!

287. So jammervoll aber auch dieses gräßliche Gewirr sein mag: so merkwürdig und anziehend zugleich bleibet doch in jeder Rücksicht dieser wilde Kampf der Leidenschaften und der Ideen, in welchem die Riesengestalten damaliger Zeit den Menschen in seiner Größe zeigen, wie in seiner schrecklichsten Verwirrung. Blicken wir zuerst auf die Menschen: so gewinnet Rudolf unstreitig die geringste Theilnahme. Seine Sache war in keiner Hinsicht besser, als die Sache seines Gegners; ja sie war entschieden im Wesentlichen schlechter. Er führete sie nicht ohne Heldensinn, aber er machte sich zum Werkzeuge, sei es, daß er Werkmeister zu sein nicht vermochte, oder nicht wagte. Man wünschet ihm kein längeres Leben, wenn auch kaum einzusehen ist, was sein Tod, nach der Schlacht an der Elster (October J. 1080) genützet hat. Seine Freunde, unter welchen Welf und Bertold die ersten waren, stehen mit ihm in gleichem Lichte. Weit mehr ergreift Heinrich IV. die Seele. Das Ringen und Kämpfen dieses Königes, die Kühnheit, Besonnenheit und Gewandtheit, die er in großen Augenblicken bewies, würden hohes Preises werth sein, wenn der Mann das Leben des Jünglinges in Vergessenheit zu bringen, wenn er jetzt die Leidenschaft zu bewältigen, eben so gerecht im Glück als beharrlich im Unglücke zu sein, und es

an seines Vaters Gewalt war eine Qual. Der Reichstag drohete in der Ferne, und für den Augenblick war er den Vorwürfen und dem Spotte Derer bloß gestellt, die sich seine Freunde nannten und sich als solche zu ihm drängten. Stellte er sich aber zu den Feinden Gregor's: so stand er, den Meineid in der Brust und Canossa vor Augen, zwischen der unsichtbaren Macht des kirchlichen Fluches und dem Toben der teutschen Fürsten in schaudervoller Bedrängniß. Aber, wie immer, so siegte auch dieses Mal bei Heinrich der Eindruck des Augenblickes. Weniger aus Ingrimm über Das, was zu Canossa geschehen war, als aus Scham, Denen, die ihn umgaben, an Trotze nachzustehen, erklärte er sich gegen Gregor; vielleicht nicht ohne die Hoffnung, es werde ihm gelingen, diesen furchtbaren Mann in seine Gewalt zu bekommen. Da diese Hoffnung aber nicht in Erfüllung ging, so entstand eine neue ungeheuere Zerrüttung, und Heinrich IV. gerieth in einen doppelten Kampf hinein, in Teutschland und in Italien, der beide Länder mit Zerstörung, Blut und Gräuel erfüllte, und die Seelen der Menschen mit Jammer und Entsetzen. In Teutschland hatte er zu streiten mit seinem Schwager, Rudolf, Herzog von Allemannien oder Schwaben, den seine Feinde, damit der Augenblick nicht verloren gehe, zum Könige der Teutschen erwählten an seine Statt (J. 1077); in Italien mit den Anhängern Gregor's, unter welchen die Markgräfin Mathildis am Meisten hervorragt; hier und dort mit des Papstes Fluche. Die Zerrüttung aber trennte nicht allein Gaue von Gauen, Weltliche von Geistlichen,

sondern sie brachte überall Untergebene gegen Obere auf, sie wirkte bis in das Innerste der Familien hinein, und stellte den Bruder gegen den Bruder und den Sohn gegen den Vater!

287. So jammervoll aber auch dieses gräßliche Gewirr sein mag: so merkwürdig und anziehend zugleich bleibet doch in jeder Rücksicht dieser wilde Kampf der Leidenschaften und der Ideen, in welchem die Riesengestalten damaliger Zeit den Menschen in seiner Größe zeigen, wie in seiner schrecklichsten Verwirrung. Blicken wir zuerst auf die Menschen: so gewinnet Rudolf unstreitig die geringste Theilnahme. Seine Sache war in keiner Hinsicht besser, als die Sache seines Gegners; ja sie war entschieden im Wesentlichen schlechter. Er führete sie nicht ohne Heldensinn, aber er machte sich zum Werkzeuge, sei es, daß er Werkmeister zu sein nicht vermochte, oder nicht wagte. Man wünschet ihm kein längeres Leben, wenn auch kaum einzusehen ist, was sein Tod, nach der Schlacht an der Elster (October J. 1080) genützet hat. Seine Freunde, unter welchen Welf und Bertold die ersten waren, stehen mit ihm in gleichem Lichte. Weit mehr ergreift Heinrich IV. die Seele. Das Ringen und Kämpfen dieses Königes, die Kühnheit, Besonnenheit und Gewandtheit, die er in großen Augenblicken bewies, würden hohes Preises werth sein, wenn der Mann das Leben des Jünglinges in Vergessenheit zu bringen, wenn er jetzt die Leidenschaft zu bewältigen, eben so gerecht im Glück als beharrlich im Unglücke zu sein, und es

offenbar zu machen vermocht hätte, daß nicht die Noth der Umstände, sondern die Stärke der Seele ihn zu Dem machte, was er war. Von den zahlreichen Freunden, die er behielt oder wieder gewann, obgleich Keiner auf ihn rechnen konnte, verdienen, unter den Geistlichen, Dietrich von Verdün, unter den Weltlichen Eberhard von Nellenburg besondere Aufmerksamkeit. Weit herrlicher aber glänzet Gregor VII. Die Standhaftigkeit, mit welcher Dieser an seinem Gedanken hielt, die Erhabenheit des Blickes, mit welcher er das Unglück über sich hereinbrechen sah, und selbst nicht verzagte, als er Jahre lang in gleicher Bedrängniß blieb, ja selbst dann kein Haar breit von seiner alten Forderung wich, als Heinrich IV. in Rom eindrang und sich von dem Gegen-Papste, Clemens III., die Kaiserkrone (J. 1084) auf das Haupt setzen ließ; endlich, als er, in Rom selbst nicht sicher, dem zweideutigen Schutze Robert Guiscard's und der wilden Nordmannen folgte, die Festigkeit der Seele und die unerschütterliche Ergebung in den Willen Gottes, müssen auch dem bittersten Feind Achtung abzwingen. Und in allen diesen schrecklichen Verhältnissen behielt der gewaltige Mann so viele Besonnenheit, daß er vielleicht in dem ganzen Streite nur Einen Fehler beging. Dieser lag in der Anerkennung Rudolf's als König der Teutschen. Indeß war diese Anerkennung, auf die Nachrichten von dem Siege Rudolf's bei Fladenheim (J. 1080), natürlich genug; und wenn Gregor für den unbewachten Augenblick schwer gebüßet hat, so hat er dadurch auch für die Sache des römischen

Stuhles Alles wieder gut gemacht, daß er dieselbe durch seinen großen Charakter hoch genug empor gehalten hat, um seinen Nachfolgern die Fortsetzung des Kampfes mit ungeschwächten Mitteln möglich zu machen. Sein Tod in der Verbannung war seinem Leben gleich. (J. 1085).

288. Sehen wir von den Personen hinweg und von ihren Bestrebungen gegen einander, und blicken wir zweitens auf die Wirkungen, welche der furchtbare Kampf auf die Völker hatte: so ist eine große und allgemeine Gährung von Ideen, welche der Kampf aufregte und die Leidenschaft nährte, unverkennbar. Die Gewalt der Kirche und die Stärke des Vaterlandes, die Scheu vor der Ewigkeit und die Liebe zu That, Ruhm und Freiheit, der fremde Priester, den man achtete und fürchtete, und der einheimische König, der Keinem gewiß war, der aber einen alten, großen Namen trug, den Jugend und Unglück empfahlen: dieser seltsame Widerstreit zog die Seelen der Menschen, durch mancherlei Künste aufgestachelt, wunderbar hin und her. Während der Eine verwilderte und sich über Heiliges und Gemeines hinwegsetzte, floh ein Anderer die verworrene Welt, um in der Einsamkeit des Klosters die Ruhe zu finden, nach welcher sein wundes Herz sich sehnete. Manchem aber wurde die Brust mit den größten und heiligsten Gefühlen angefüllt, und so gestählt, bot er sie allen Stürmen des Lebens dar. Alle wurden empfänglich für große Eindrücke, und geneigt zum Ertragen, wie fähig zur That. Was aber am Meisten

Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt, das ist die große Bewegung, die in den unteren Classen der menschlichen Gesellschaft vorging und deren Zweck kein anderer war, als daß auch sie einen Stand gewönnen! Die Bewohner der Städte, die man Bürger und die Bewohner des Landes, die man Bauern nannte, hatten nur Ein Gefühl; und die niedere Geistlichkeit und die Geringeren von den Unter-Vasallen theilten nicht selten dieses Gefühl. Wie fromm auch ihre Gesinnung, wie stark ihr Glaube, wie groß ihre Angst vor dem Oberhaupte der Kirche sein mochte: im Kampfe des Königes gegen die Vasallen des Reiches, wandten sie ihre Seele dem Könige zu, von welchem sie allein Hülfe und Schutz gehofft hatten gegen ihre Dränger und Peiniger. Die Grausamkeit, mit welcher die ritterlichen Herren diese Gesinnung an den Bauern straften, um zu verhüten, daß sie nicht ein glücklicheres Geschlecht erzeugten, war so schlau als sündhaft schandbar; aber gerade diese Grausamkeit zeuget hart gegen die Feinde Heinrich's; und wenn in den Bauern das Gefühl der Menschheit noch eine Zeit lang unterdrückt werden mochte: in den Städten blieb der Sinn für Menschenwürde und Menschenrecht, und Heinrich's IV. Kämpfe haben denselben genährt und gestärkt, wenn er persönlich ihn auch weder zu begünstigen noch zu benutzen verstand.

289. Mit Gregors VII. Tod ist das höchste Interesse an dem großen Kampfe dahin. Schon dieses zeuget für ihn; noch mehr aber zeuget für ihn die Fort-

setzung des Kampfes durch seine Nachfolger, Victor III., Urban II. und Paschal II., und am Meisten die Art, mit welcher derselbe geführet wurde, so wie der Gang und der Erfolg. Es ergab sich aus diesem Allen unwidersprechlich, daß der Kampf selbst in der Nothwendigkeit der Verhältnisse begründet, und ganz unabhängig war von persönlichen Bestrebungen, daß hingegen die Führung desselben das Werk der handelnden Menschen blieb, und daß der Erfolg einer höheren Leitung unterlag. In Teutschland sah Heinrich IV. seine alten Gegner verschwinden. Bertold war (schon im J. 1078) vor Alter und Gram gestorben. Otto von Nordheim, der tüchtigste seiner Feinde, war gleichfalls dahin (J. 1081), und Hermann von Lützelburg, der in seinem kühnen Sinne die Nothwendigkeit der Macht verkannt hatte und deßwegen verleitet war, den königlichen Namen anzunehmen, verlor über dem Grabe desselben Ehre und Ansehen und sank zum Gespötte des Volkes hinab. Ecbert von Meißen, welcher, starkes und starres Sinnes, auf neue und große Entwürfe gedacht hatte, ward ermordet. Bertold, Rudolf's von Rheinfelden Sohn, starb, als er zehn Jahre vergeblich um Schwaben gekämpfet hatte (J. 1090), und Friedrich von Staufen, Heinrich's IV. tapferer und treuer Eidam, behauptete dieses Herzogthum, wie gegen ihn, so auch zum größten Theile gegen Bertold II. von Zähringen. Die lauen und umsichtigen Welfe in Baiern endlich, schlossen sich gänzlich dem Kaiser an. Umsonst hatte die Markgräfin Mathilde versucht, durch eine Vermälung mit dem jüngeren Welf neues Leben

in den Kampf gegen Heinrich zu bringen; umsonst hatten die Welfe gehoffet, durch diese Vermälung die großen Besitzungen der Mathilde, welche diese dem heiligen Stuhle zugedacht, für sich zu gewinnen. Deßwegen traten sie im Aerger über das Mißlingen auf die Seite, welche am Vortheilhaftesten schien. Aber was gewann Heinrich IV. mit diesem Allen? Was gewann er mit diesem langen und schauderhaften Streite, der so voll ist von Schändlichkeiten in jeder Gestalt, und Gräueln in jeglicher Art? Was gewann er dadurch, daß sein Papst, Clemens III., dem Papste der christlichen Welt, Urban II., in Rom, unter Angst und Zittern, trotzte? Was war seine Macht, auch da es am Glücklichsten für ihn stand, gegen die Gewalt des heiligen Stuhles, die sich über alle Länder und Völker der christlichen Welt erstreckte, und jeden Widerstand bezwang? Nur dann, wann die weltliche Macht so nahe war, daß sie den Papst persönlich erreichen konnte, ehe es ihm gelingen mochte, ihr auf geistigem Wege zu begegnen, hatte derselbe Rücksicht zu nehmen, wie bei den Nordmannen im unteren Italien. Aber auch in solchen Fälle wußte der Papst wenigstens den Schein zu retten!

290. Unter Denen, welche mit Heinrich IV. waren, befand sich vielleicht nicht Einer, der mit völlig unbefangener Brust auf sein Streben gesehen hätte. Während er mit größter Treue an seinem Könige hing, stieg vielleicht mancher Zweifel in seiner Seele auf: ob auch sein Thun und Leben angemessen sei dem Willen

Gottes und den Vorschriften Jesu Christi; und Viele haben später durch Gebet und fromme Werke die frühere Sünde zu tilgen, wenigstens die Ungewißheit in ihrem Gemüthe zu überwinden gesuchet. Dagegen ist es kaum glaublich, daß die Anhänger des Papstes, so weit sie die Ehre und den Vortheil des heiligen Stuhles und nicht etwa den eigenen Gewinn gemeinet, jemals in ihrer Zuversicht gewanket hätten. Wie groß aber die Gewalt des heiligen Stuhles über die Gemüther der Menschen war, das zeigte sich in allen Ländern Europa's auf die mannigfaltigste Weise; am Meisten jedoch zeigte es sich, und am Furchtbarsten, in jener großen und allgemeinen Bewegung, die unter dem Namen der Kreuzzüge berühmt ist, und die von uns, nach ihrem Ursprung, ihrem Gang und ihrem Sinn, im Zusammenhange betrachtet werden soll. Vor dieser Bewegung sinket jedes andere Interesse zusammen. Wie sie von der einen Seite den heiligen Stuhl über jede Verletzung durch weltliche Macht hinaussetzte, so zeuget sie auf der andern Seite von der unumschränkten Herrschaft des Papstes, als des Monarchen einer Welt. Und während der Papst von der Höhe seiner Herrlichkeit herab die Fahne des Kreuzes über alle christliche Länder mit einer Gewalt schwang, vor welcher jegliche menschliche Autorität verstummte, stand Heinrich IV. da in den Jahren der Kraft wie ein abgelebter Mann, ohne Gestalt und Schöne; hin und hergerissen in endlosen Kämpfen, ohne Ansehen vom Throne zu gewinnen, ohne Glanz von der Krone; früh hinalternd unter Schimpf, Schande, Flucht, Ver-

folgung und dem gräßlichsten Verrathe, den die menschliche Einbildungskraft ausdenken mag, selten gestärket durch Treue und Liebe, noch seltener durch das Bewußtwerden sittlicher Kräfte in der eigenen Brust, bis endlich das arme, gepreßte Herz hoffnungslos zusammen brach, und er den Ausweg fand, der Keinem versperret werden kann!

291. Bei den schändlichen Beschuldigungen, die Kunrad, Heinrich's IV. ältester Sohn, gegen den eigenen Vater aussprach, um seine Empörung in Italien (J. 1095) zu rechtfertigen, brauchet man nicht zu fragen, ob sie wahr oder falsch gewesen. In diesem Falle wie in jenem zeugen sie von einer tiefen Verdorbenheit, und weisen auf einen Zustand der Gesellschaft hin, der vielleicht ohne die ungeheuere Erschütterung der Kreuzzüge, welche das Innerste und Edelste im Menschen aufregten, keiner Verbesserung fähig gewesen wäre. Urban II. erscheinet bei diesen Geschichten in keinem günstigen Lichte gegen Gregor VII.; und diesem verdankte er es, daß sein Benehmen der Würde seines Stuhles nicht schadete. Heinrich IV. erregt tiefes Mitleiden, aber dem armen Jünglinge Kunrad kann auch kein fühlender Mensch sein Bedauern versagen, da er, zerrissen vielleicht in der eigenen Seele, vernachlässiget von der Partei, welcher er diente, verflucht von dem eigenen Vater, verstoßen von den Anhängern desselben, und bloß gestellet der Verachtung künftiger Geschlechter, früh dahin gewelket ist! (J. 1101).
Noch schauderhafter ist das Verhältniß zwischen Hen-

rich IV. und seinem zweiten Sohne, Heinrich (V.), der (J. 1099) zu seinem Nachfolger im Reiche bestimmet ward. Lug, Trug und Verrath erfüllen die Seele des nachdenkenden Menschen noch jetzt mit Angst und Abscheu! Wahrheit war nur bei Wenigen, und Treue fast nur in den Städten. In des jungen Heinrich's Handlungen zeigte sich eine gottlose Heuchelei. Ob aber diese Heuchelei in Heinrich's Seele gewesen, und ob er mit Besonnenheit seinen Vater getäuschet und umstricket habe, oder ob sein Benehmen hervorgegangen sei aus einem Kampfe kindlicher Gefühle mit der Lüge der Zeit, mit der Noth unnatürlicher Verhältnisse, mit der Verführung, Verlockung und Täuschung, die sich an den starrköpfigen Jüngling hinandrängten, und ihn fortstießen und ihn bethörten: das ist eine andere Frage. Im Wesentlichen ist es Einerlei. Eben deßwegen darf man wohl aus menschlichem Gefühl an der zweiten Ansicht fest halten. Papst Paschal II. handelte, in jedem Falle, ganz anders als Gregor, nach gemeinen Leidenschaften bei diesen Vorgängen, und unter den Fürsten Teutschlandes, geistliches wie weltliches Standes, haben sich nur Wenige besser gezeigt, als Heinrich V. selbst. Unter solchen Umständen erfolgte Heinrich's IV. Tod (J. 1106) zu Lüttich. Sein Schicksal war noch nicht versöhnet, aber die Erquickung wurde doch dem unglücklichen Fürsten gewähret, daß von seinem Sterbebette herab sein Blick auf Treue und Liebe traf!

292. Zu Heinrich V., welcher nunmehr allgemein

als König der Teutschen anerkannt ward, ist man selten mit unbefangener Seele gekommen. In der That ist es schwer, den Eindruck zu überwinden, den sein Benehmen gegen seinen Vater gemacht hat. Und doch sollte ihm wohl zu Gute gerechnet werden, daß er, unter dem Fluche der Kirche erzeugt und geboren, der Zögling unnatürlicher, jammervoller, heilloser Verhältnisse war, und, entblößet von Liebe und Vertrauen, dem kalten Leben gegenüber stand. An geistiger Kraft war er vielleicht unter seinem Vater; aber an sittlicher Stärke stand er weit höher. Auf Heinrich III. hätte er nicht folgen dürfen: Gregor VII. hätte in ihm vielleicht die Welt überwunden. Nach Heinrich IV. war er der rechte Mann. Durch ihn wurde dem heiligen Stuhle die erstrebte Allgewalt wenigstens so weit verkümmert, daß Geist und Bildung Raum behielten, sich zu entwickeln, und daß, in dem festgestellten Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, die Freiheit einen Boden fand, auf welchem sie allmälig empor zu wachsen vermochte. Etwas Gewaltsames und Heuchlerisches geht aber durch sein Leben hindurch. Die Stellung, die er zwischen Thron und Altar genommen hatte, ehe er König wurde, mußte ihn, als er auf den Thron gekommen war, nothwendig in manche Verlegenheit bringen, aus welcher er, bei der Aufgelöstheit des Reiches, auf dem Wege der Ordnung und der Wahrheit keinen Ausweg zu finden vermochte. Vielleicht hatte der Papst ihn in jene Stellung gelockt; gewiß hatte er ihn nicht ungern in derselben gesehen. Dafür hat er gebüßet. Hier ist dem Charakter Heinrich's V.

der Stempel aufgedrückt! Der Papst mochte glauben, endlich am Ziele zu sein, und deßwegen seine Forderung, dem neuen Könige gegenüber, der vorher so demüthig gewesen war, und so frommen Gehorsam gelobet hatte, nicht hoch genug stellen zu können. Heinrich V., der vielleicht erst von der Höhe des Thrones herab den ganzen Zusammenhang der großen Streitsache übersah, mochte dagegen glauben: er habe schon Vieles zu Gute und dürfe sich Rückforderungen erlauben. Beide konnten nicht weichen, wenn Paschal Papst bleiben sollte und Heinrich König!

293. Anfänglich scheinet Heinrich V. wirklich die Absicht gehabt zu haben, sich friedlich mit dem Papst auszugleichen, und durch denselben dem zerrütteten Zustande der Kirche in Teutschland abzuhelfen. Man gehet zu weit, wenn man schon die Einladung Heinrich's an den Papst, nach Augsburg zu dem längst bestimmten Reichstage zu kommen, für arglistig hält. Als aber Paschal II. nicht nur sogleich, zu Guastalla, das Verbot der Laien-Investitur wiederholte, sondern auch auf eine gewandte Weise dem jungen Könige die Geistlichen alle, die bisher auf der Seite des Kaisers gestanden hatten, zu entziehen wußte: da mußte Heinrich V. wohl Argwohn fassen. Seine Aussöhnung mit dem letzten Freunde seines Vaters, dem Bischof Otbert von Lüttich, war dann eben so natürlich, als die wirkliche Ausübung der Investitur nothwendig. Indem nun der mißtrauische Papst auswich, und, an Statt nach Teutschland zu kommen, nach Frankreich

ging, stellte er sich in ein feindseliges Verhältniß, welches durch den Vorgang zu Chalons an der Marne, und durch die Synode zu Troyes (J. 1107) noch bestimmter hervortrat, aber auch zugleich einen ganz anderen Charakter zeigte, als der Streit Heinrich's IV. mit den Päpsten gehabt hatte. Indeß vermochte König Heinrich V. die Berufung seiner Gesandten auf Rom und das Schwert nicht sogleich geltend zu machen. Kriegszüge, die er gegen die Ungern unternahm, welche sich bei den Zwisten im teutschen Reich um den Lehens-Verband selten oder nie bekümmert hatten, und gegen die Polen, deren innere Streitigkeiten lockten, beschäftigten ihn ein Paar Jahre; mehr aber beschäftigte ihn wohl der Zustand des teutschen Reiches, und der Wunsch, die teutschen Fürsten geistliches und weltliches Standes fester an seine Sache zu binden.

294. Die starke Heerfahrt, die Heinrich V. (J. 1110) nach Italien unternahm, mußte den Papst um so mehr in Verlegenheit bringen, je entschiedener die Sprache war, welche der König führte. Er suchte die Gefahr durch einen Vorschlag abzuwenden, der allerdings sonderbar war; den er nicht in Ausführung zu bringen vermochte; den er auch als Papst nicht in Ausführung zu bringen wollen konnte. Es ist aber schwer zu sagen, ob er sein Anerbieten, die Zurückgabe aller Lehen-Güter, welche die Kirche besaß, aufrichtig oder hinterlistig gemacht habe. Die Noth, in welcher er war, lässet vermuthen, daß es ihm Ernst gewesen; die Natur des Vorschlages zwinget zu der Ansicht daß er

nur Zeit zu gewinnen und den König mit endlosen Händeln zu umwickeln gestrebt habe. Heinrich V. konnte aber nicht umhin, den Vorschlag anzunehmen, er mochte das Eine glauben oder das Andere. Der Auftritt in Rom vor dem Altare (1111, 10. Febr.) war das Gegenstück von dem Auftritte, der vor vier und dreißig Jahren zu Canossa Statt gefunden hatte (285), und mag als Wiedervergeltung von Seiten der weltlichen Macht für Das angesehen werden, was sie von Seiten der geistlichen gelitten hatte. Nachdem die Parteien in eine solche Stellung zu einander gekommen waren, als in welcher sie sich an dem Krönungstag in der Kirche erblickten, blieb dem Könige kaum etwas Anderes übrig, als sich der Person des Papstes zu versichern. Vielleicht hat Heinrich V. auch an den Schatten seines Vaters gedacht. Aber das menschliche Gefühl spricht sich immer zu Gunsten Dessen aus, der wehrlos roher Gewalt gegenüber stehet. Dem gefangenen Papste konnte Heinrich V., durch persönliches Drängen und durch Verwüstung des römischen Gebietes, wie die Kaiserkrone, so jede Bewilligung abpressen; aber die streitbare Kirche konnte nicht zugestehen, was das wehrlose Haupt derselben eingeräumet hatte. Sie schleuderte den Bannstrahl, welchen der König den Händen des Papstes entwunden hatte. Paschal II., nicht mehr die teutschen Schwerter um sich gewahrend, und den Unwillen vieler Geistlichen und des Volkes zu Rom erkennend, handelte in demselben Gefühl, in welchem Heinrich IV. gehandelt hatte, als er Canossa im Rücken erblickte!

Aber auch er ging, wie dieser, in der Verworrenheit der Verhältnisse zu Grunde, nachdem in dem großen Streite das Uebergewicht durch ihn wieder an den Kaiser gekommen war, das Gregor VII. dem heiligen Stuhle gewonnen hatte!

295. Kaiser Heinrich V. indeß würde sich des Triumphes, in welchem er aus Italien hinweg gezogen war, vielleicht länger erfreuet haben, wenn er nicht, von seinem Glücke bethöret, das wieder gewonnene Investitur-Recht übermüthig mißbraucht hätte. Die teutschen Geistlichen, wie Adelbert von Mainz, wurden mit einer Schnödigkeit behandelt, als sollten auch sie, nach Demüthigung des Papstes, unter die Füße getreten werden. Ueber Bisthümer und Abteien ward auf eine Weise verfüget, die fast an Hohn gränzte. Und während Heinrich sich durch solches Verfahren die Geistlichen entfremdete, reizte er nicht minder die weltlichen Großen herrschsüchtig gegen sich auf. Einen Unterschied zwischen Lehngut und Eigenthum, welchen die Zeit verwischt hatte, ansprechend, wollte er Rechte üben, die dem Könige kaum jemals zugestanden hatten. Aber der erste Versuch dieser Art in dem Lande des Grafen Ulrich von Weimar (J. 1112) verwickelte ihn in eine Reihe böser Händel, in welchen er zwar schöne Kräfte und eine hohe Besonnenheit offenbarte, durch welche aber Teutschland von Neuem arg verwirret ward, und durch welche er selbst, unter dem Fluche der Kirche und in der Feindschaft der Geistlichen, besonders nach der Schlacht an der Wipper (J. 1115),

in eine Verlegenheit kam, die einen anderen Mann vernichtet haben möchte. Die äußeren Verhältnisse, in welchen er sich zu Speier erblickte, waren kaum besser, als in welchen sein Vater sich vor vierzig Jahren gesehen hatte. Durch seine Besonnenheit aber, und durch die gewaltige Kraft seines Willens hob er sich, von treuen Freunden, besonders von dem nahverwandten Hause der Staufen redlich unterstützet, rasch und mächtig über dieselben empor. Der Tod der Markgräfin Mathildis (J. 1115), welche ihre reiche Erbschaft zwei Male an den heiligen Stuhl vermacht hatte, rief ihn, nebst anderen Umständen von geringerer Bedeutung, nach Italien. Und in Italien trat er mit einer Sicherheit auf, die in Erstaunen setzte; und mit größter Leichtigkeit entwand er dem päpstlichen Stuhle die Mathildinischen Güter, gewann dadurch gegen denselben einen großen Vortheil und brachte zugleich seinen Grundsatz in Rücksicht der Lehen in Anwendung. Paschal, die alte Angst im Herzen, floh scheu vor dem furchtbaren Feind aus Rom hinweg.

296. Während aber Heinrich V. auf solche Art in Italien waltete; während er in Rom selbst stolz den Kaiser machte, und sich auf eine Weise feiern ließ, die so heuchlerisch als prächtig war; während Rom, nach dem Tode Paschal's II., und nach der Wahl Gelasius II., dem Heinrich einen Papst nach seinem Sinne, Gregor VIII., entgegen setzte, durch schändliche Auftritte wilder Leidenschaft zerrüttet wurde, ging in Teutschland der Bürgerkrieg, verwirrend und zerstö-

[illegible], ununterbrochen fort. Die Bannflüche der Ki wirkten in das Getöse der Waffen hinein. Wenn a Heinrich's V. Freunde, die Hohenstaufen, auch ni verzagten, so durften auch seine Feinde den Gedank fassen, ihn des Reiches zu entsetzen. Und was hat er gegen den Papst gewonnen, als dieser Italien ver ließ, nach Frankreich floh und die christliche Welt au seine Seite zog? Was zumal, nachdem der eben so entschlossene als scharfsichtige Calixt II. (J. 1119) die päpstliche Würde übernommen hatte? Nachdem Hein rich nach Teutschland zurück gekommen war und die Stimmung der Gemüther erkannt hatte: blieb ihm Et was übrig, als zurück zu weichen vor der Gewalt der Meinung, seinen Papst aufzugeben, und mit Calixt II. in Unterhandlung zu treten? Nun bereitete er zwar dem Papste den Plan, ihn persönlich zu bemächtigen; aber der schreckliche Bann, von Rheims her, machte seine Lage von Neuem sehr schwierig, und ihn selbst konnte es wohl nicht sehr erfreuen, wenn er nach Rom sah, und dort die Feier seines Feindes, Calixt II., erblickte, und den schmählichen Untergang seines Papstes, des unglücklichen Streyer's VIII. Also blieb ihm Nichts übrig, als sich mit dem Papste zu verständigen, so wie diesem längst fühlbar geworden sein mochte, daß bei der Fortsetzung des Kampfes in dieser Weise Nichts gewonnen werden konnte.

297. Das Wormser oder Calixtinische Concordat (J. 1122) ist eine merkwürdige Urkunde. Sie macht beiden Parteien Ehre, weil sie beiden ehrenvoll aus

dem Kampf in bisheriger Weise half. Wenn aber der Kaiser in diesem Vertrage nur ein Wort gegen ein anderes Wort, eine Ceremonie gegen eine andere Ceremonie aufzugeben und eben deßwegen Alles zu gewinnen schien: so war das nur eine Täuschung, die sich bald verlieren mußte. Der Papst, vielleicht aufgeklärt durch den Cardinal von Vendome, erkannte, und die ganze Geistlichkeit erkannte mit ihm, daß der heilige Stuhl während des Streites, in der Zeit der Kreuzzüge, Alles gewonnen hatte, was er wollen konnte, und daß er mithin im Vertrage den Kaiser gewinnen lassen durfte. Er mußte nur suchen, mit Ehre aus dem Streite hinaus zu kommen, welcher, durch die Wendung die er genommen hatte, fürchten ließ: der heilige Stuhl könne, bei persönlichen Verlegenheiten des Papstes, mehr verlieren, als er in der Fortsetzung des Streites nach bisheriger Weise noch zu gewinnen hoffen durfte. Und indem der Einfluß des Kaisers auf die Papstwahl stillschweigend aufgegeben wurde, konnte die Belehnung der Bischöfe mit den weltlichen Besitzungen durch den Kaiser nicht schaden. In der Einheit der Kirche durch den Papst war die Unabhängigkeit begründet, und in der Unabhängigkeit die Herrschaft, die keine weltliche Macht mehr rauben konnte, so lange der Glaube dauerte, auf welchem sie ruhete. Aus dem Schooße der Kirche selbst mußte die Macht hervor gehen, die jene Herrschaft zu erschüttern und umzuwerfen im Stande seyn sollte. Nur durch dieselbe Kraft, durch welche sie gewonnen war, konnte sie zerstöret werden. Wenn aber fortan die Berührung der Weltlichen mit den Geistli-

chen Reibungen veranlaßte: so konnten diese nur dienen, jenen Raum zu erweitern, in welchem sich der Geist und jegliche menschliche Bildung entwickeln sollte und entwickeln mußte. Die Welt scheinet gefühlet zu haben, was erreichet war. Sie feierte das Concordat als ein großes und glückliches Ereigniß. Heinrich V. aber starb drei Jahre nach dem Abschlusse desselben, in seinem sechs und vierzigsten Jahre, den 23. Mai 1125.

Fünftes Capitel.

Teutschland und Italien beim Aussterben der Könige fränkisches Stammes und unter den ersten Hohenstaufen.

298. Die Zeit, da das Haus der Könige fränkisches Stammes, die man auch Waiblinger genannt hat, ausstarb, war für das Schicksal des teutschen Reiches entscheidend. Allerdings muß es ungewiß bleiben, ob es menschlicher Weisheit möglich gewesen, die Verhältnisse dergestalt zu bestimmen, daß der König zur Würde die Macht erhalten hätte, und das gesammte teutsche Volk zur bürgerlichen Einheit gekommen wäre. Mit Zuversicht aber lässet sich behaupten, daß Mißgriffe der zunächst folgenden Könige den Thron um Ehre und Ansehen bringen und das teutsche Volk in mehrere, ja in viele, Staaten auflösen mußten, wenn auch der Name des Reiches vielleicht gerettet ward. Und diese Mißgriffe waren wenigstens vermeidlich, obwohl nicht zu leugnen ist, daß die Könige, un-

ter den obwaltenden Umständen, leicht zu ihnen verführet werden konnten. Wurden sie aber vermieden: so bot sich eine große Kraft dar, auf welche die Könige, wie es scheinet, um so sicherer rechnen konnten, je sittlicher dieselbe in ihrem Ursprung und in ihrer Art, und je frischer sie in ihrer Erscheinung war.

299. Der Kaiser hatte den Kampf mit dem Papste verloren, in sofern er den heiligen Stuhl zu den Füßen seines Thrones zu stellen gestrebt: der Papst hatte den Kampf nicht gewonnen, in sofern er den Plan verfolget hatte, den Kaiser zum Werkzeuge seiner Herrschaft zu machen. In keiner Hinsicht war durch den Streit zwischen dem Papst und dem Kaiser über die Macht des teutschen Königes in seinem Reich entschieden. Auch war die Gewalt des Papstes, in dieser Hinsicht, kaum gefährlich. Je unnatürlicher die Beherrschung des Geistes an sich war (201), desto zuverlässiger mußten nunmehr Männer aufstehen, um die untertretene Freiheit zu rächen und wieder zu gewinnen, und der endliche Sieg dieser Männer konnte um so weniger zweifelhaft sein, je mehr eine solche Herrschaft dem Mißbrauch ausgesetzet war. In der That war schon um diese Zeit gegen die äußere Welt des Zwanges und des blinden Glaubens — (die sich übrigens immer mehr zu vervollkommnen und durch neue Anstalten und Maßregeln, z. B. durch Vermehrung der Mönchsorden, durch das Legaten-Wesen, durch Einführung der Inquisition, durch die Ohrenbeichte u. s. w. zu befestigen schien) — eine innere Welt des

[illegible] [illegible] [illegible] und bald [illegible]
[illegible] zu Beispiel, mit den

wunderungswürdigem Eifer betrieben wurde, mochte allerdings im Fortgange der Zeit an der eigenthümlichen Lebenskraft des teutschen Volkes um so verderblicher nagen und zehren, je mehr man sich gewöhnte, Teutschland als einen Theil des eingebildeten römischen Reiches, und eben deßwegen als dem römischen Recht unterworfen anzusehen: die Ideen aber, die durch dasselbe erwecket und verbreitet wurden, mußten der weltlichen Macht gegen die kirchliche anfänglich in jeglicher Hinsicht zu Statten kommen. Auch schien der Eifer für das römische Recht nicht erkalten zu können, da es bald, als es den Tod in die teutschen Rechte gebracht hatte, zum wahren Bedürfnisse der Menschen wurde, und da das kanonische Recht, seitdem es in Gratian's Decret (J. 1152) geordnet auftrat, dem Studium einen neuen Reiz geben mußte. Ueberdieß waren selbst durch den Kampf des Kaisers mit dem Papste, viele Gedanken der Volksthümlichkeit und des Rechtes erwacht; und die ungeheuere Bewegung der Zeit durch die Kreuzzüge, die jede menschliche Kraft und Fertigkeit in Anspruch nahmen, wirkte bis zu der letzten Seele in der niedrigsten Hütte hinab, und machte sie rege und empfänglich!

300. Während des bitteren Streites zwischen dem Kaiser und dem Papst, als die Krone auf Heinrich's IV. Haupte hin und herschwankte, war dieselbe in der Meinung der Menschen allerdings gefallen, und der alte Glanz war erbleicht. Als die teutschen Fürsten sie Heinrich IV. zu entreißen gesucht hatten, um

Rudolf von Schwaben mit derselben zu schmücken, war es nothwendig gewesen, ihr eine Eigenschaft abzusprechen, von welcher, bei dem Mangel bestimmter und durchgreifender Gesetze, ihr Werth abzuhängen schien, nämlich die Erblichkeit in dem Haus', in dessen Besitze sie einmal war. Durch die willkührliche Ertheilung der Krone aber schien dieselbe in die Hand der Fürsten zu kommen; von diesen allen schien es abzuhängen, was der König in Zukunft sein sollte, da sie ja bei jedem Thronwechsel die Bedingungen feststellen und abändern konnten, unter welchen sie die Krone ertheilen wollten. In sofern hatte der König einen schweren und gefährlichen Stand. Dieses Verhältniß ward aber dadurch noch viel bedenklicher, daß zu gleicher Zeit die Fürsten des Reiches dem Einflusse des erwählten Königes fast gänzlich entzogen zu sein schienen. Die Besetzung der bischöflichen Stellen, durch welche der König vormals seine Macht gezeigt und gemehret hatte, hing nicht mehr von ihm ab; nur als Fürsten des Reiches standen die Bischöfe in der Vasallenschaft des Königes. Die weltlichen Fürsten hingegen hatten, in den sturmvollen Zeiten, ihre Aemter und Würden erblich gemacht. Die Landeshoheit war begründet, wenn auch nicht ausgesprochen; die Reichs-Ministerialität wurde wenig geachtet, und die Vasallen des Reiches waren Dienstmannen der Fürsten geworden, so daß diese allein Vasallen des Reiches zu sein schienen. Denket man nun zu diesem Allen hinzu, welch' ein Sinn, durch die wilden Verhandlungen, die gräßlichen Auftritte jeglicher Art, die Empörungen, Aufhetzun-

gen, Kämpfe und Fehden, in die Großen des Reiches gekommen, welcher Uebermuth, welche Verachtung, welcher Trotz und welcher Hohn in ihnen erwacht sein mag: so waget man kaum zu behaupten, daß es, unter solchen Umständen, noch möglich gewesen, der Krone Macht und dem Reich Einheit wieder zu verschaffen.

301. Bei näherer Erwägung indeß verlieren diese Verhältnisse das Grelle, das sie auf den ersten Anblick haben, und Manches bietet sich dar, welches, weise benutzet, zu der Begründung einer kräftigen, volksthümlichen Einheit führen zu können schien. Das Wichtigste und eigentlich Entscheidende bestand aber darin, daß diese Verhältnisse an sich unnatürlich waren, und den ewigen Forderungen des Geistes im Menschen und im Bürger widersprachen. Die Wahl eines Königes, wie der teutsche bisher gewesen war und noch immer sein sollte, enthält in sich selbst einen Widerspruch, und in dem teutschen Leben war sie ein fremdartiger Gedanke. Der Name konnte wohl gerettet werden: sollte aber der König überhaupt mehr sein, als ein bloßes Schattenbild, so konnte sie, der Sache nach, schwerlich bestehen. Die Natur trieb zur Erblichkeit der Krone. Dafür zeugte die ganze Geschichte. Bei dem Verhältnisse des Königes zu den Fürsten des Reiches geistliches Standes kam, auch davon abgesehen, daß diese Fürsten doch meistens Teutsche blieben, wenn gleich die Päpste auch wohl Fremde einzudrängen wußten, Alles auf die Stellung an, die er gegen den Papst behauptete, und auf die Gewalt, welche er gegen die

weltlichen Fürsten erhielt oder wieder gewann. Gegen diese weltlichen Fürsten aber mochte ihm Vieles zu Statten kommen. Nicht nur hatte die große, geistige Erschütterung, welche die Kreuzzüge erzeugte, die Seelen durchdrungen, und den rohesten Trotz dergestalt gebeugt, daß wenigstens ein ungewisses Schwanken eingetreten war, und ein frommer Heldenmuth nicht selten neben frecher Gewaltthat erschien, sondern die gefährlichsten Gegner der königlichen Macht und der Einheit des Reiches, die Fürsten der Völker, hatten neben den Geistlichen, mit denen sie im steten Kampfe standen, zwei sehr verschiedene Classen von Gegnern, durch welche sie, wie es scheinet, bezwungen werden konnten.

302. Die erste Classe dieser Gegner fand sich unter Denen selbst, welche Vasallen waren, oder Vasallen gleich. Diese Vasallen und Vasallengleichen Herren nämlich wurden um diese Zeit durch zwei, theils große, theils interessante Erscheinungen mehr und mehr zu einer Gesammtheit gebildet, durch das Aufkommen der Städte und die Gründung eines dritten Standes in denselben und durch das Ritterthum, das in seiner schönsten Ausbildung da stand. In den Städten erwuchs eine neue bürgerliche Freiheit. Dieser neuen Freiheit setzten sich Alle feindlich entgegen, welche der alten Freiheit angehöreten, die allerdings durch das Feudalwesen verunstaltet und in ein unfreies, nicht selten gewaltthätiges, Herrenthum ausgeartet war, die aber doch auch in der Entartung noch an die frühere Reinheit

erinnerte, und die in der That für Denjenigen, der sich ihrer erfreuete, mannigfaltigen Reiz haben mochte. Der neuen Freiheit, in den Städten, gegenüber, bildeten die Geschlechter der alten, grundherrlichen oder Lehens-Freiheit eine Gesammtheit, die man schicklich mit dem Namen des Erb-Adels bezeichnet. Wohl waren Diejenigen, welche den Erb-Adel ausmachten, immer gewesen, erst Freie, nachmals Leute, Dienstmannen, Herren und Fürsten; da sie aber alle in gleichen Verhältnissen gelebt und sich derselben Rechte erfreuet hatten, auch neben anderen Freien nicht als eine Bürgerclasse mit erblichen Vorrechten bestanden waren: so können sie nur uneigentlich als Adel betrachtet werden. Mann kann daher wohl behaupten, daß die Entstehung einer neuen Freiheit, oder das Aufkommen eines dritten Standes in den Städten, zwar nicht den Adel erzeuget, daß sie aber zur Bildung des Adels Veranlassung gegeben habe, ja, daß sie die Bedingung desselben gewesen sei, in sofern sie einen bürgerlichen Unterschied begründete, und Diejenigen, die bisher Alles gewesen waren, bewog, sich gegen die Neulinge als ein Ganzes zu betrachten, und gegen sie den ganzen Stolz zu nähren und auszubilden, den Derjenige, der im Besitz ist, gegen den Emporkömmling zu beweisen pflegt.

303. Das Ritterthum, das allerdings die ganze germanische Welt umfaßte, und auch außerhalb derselben Sprossen trieb, war in seinem Ursprunge zuverlässig rein teutsch. Seine Wurzel war im Allgemeinen

im Lehen-Wesen, und, in sofern dieses aus den Geleiten hervorgegangen ist, im Geleite, und im Besonderen in den Veränderungen des Heerdienstes durch Heinrich I. Seine Ausbildung erhielt es in verschiedenen Ländern unter verschiedenen Umständen. In Teutschland trug das stolze Selbstgefühl, welches der Krieger durch seine Siege, durch seine Ueberlegenheit auf seinen Fahrten nach Italien, gewann, am Meisten aus. Auch nährten die Fehden, die das Reich beständig verwirreten, den Heldensinn des kräftigen Mannes und die alle Zeit rüstige Tüchtigkeit desselben. Der eigentliche Charakter des Ritterthumes aber ging aus dem Adel hervor, als dem Gegensatze der neuen Freiheit in den Städten. Das Ritterthum, obwohl ursprünglich frei, war die Blüthe des Adels und vereinigte die Mitglieder der alten Freiheit gegen den, neu aufkommenden, dritten Stand. Um sie aber vereinigen zu können, mußte es selbst eine engere Verbindung sein, die nur Adeligen zugänglich war; und die geistlichen Ritter-Orden, deren Entstehung und Art wir in der Geschichte der Kreuzzüge gedenken werden, trugen wesentlich dazu bei, den Gedanken einer solchen geschlossenen Verbindung zu erzeugen. Damit nun aber der Eintritt in diese Verbindung wünschenswürdig und schön erscheinen möchte, mußte er als etwas Großes und Herrliches, als eine Auszeichnung, der höchsten Anstrengung werth, und eben deßwegen mußte die Verbindung in Ehre und Glanz, in Ansehen und Würde zu erscheinen streben. Es ist daher eben so begreiflich, daß das Ritterthum die Ahnenprobe, mit

ihrem ganzen Anhang, anerkennen mußte, als es begreiflich ist, daß ritterliche Erziehung, ritterliche Sitten, ritterliche Feste (Turniere), ritterliche Fahrten und Thaten gesucht und geliebet wurden. Das aber, was man als das Charakteristische des Ritterthumes anzusehen pflegt: den Minnesinn und Frauen-Dienst, die Demuth und Religiosität, das war dem Ritterthume keinesweges eigenthümlich, sondern es war allen Menschen-Classen jener Zeit gemein, in welcher das Ritterthum bestand und blühete. An den Rittern fällt es nur stärker in die Augen, weil bei ihnen die Kraft war und der Glanz, die Fülle und der Genuß; weil sie auf der Höhe des Lebens standen, und die Eigenthümlichkeit der Zeit am Vollendetsten ausbilden konnten. Die Geschichte gedenkt dieser Erscheinung darum allein bei den höheren Menschen-Classen, weil sie von den unteren überhaupt zu schweigen pflegt.

304. Nachdem nämlich die Frau im Alterthum alle Stufen der Entwürdigung durchlaufen war, kam jetzt die Zeit ihrer Feier. Schon die alten heidnischen Teutschen hatten etwas Göttliches im Weibe gesehen; seitdem aber das Christenthum die heilige Jungfrau aufgestellet hatte, mochte das Weib leicht in einem geheimnißvollen Wesen erscheinen, dessen Schonung und Verehrung, bis der Verstand das rechte Maß gefunden hatte, leicht übertrieben ward. Das Klosterwesen, und die Folgen von der Ehelosigkeit der Geistlichen für das weibliche Geschlecht, mögen die Behandlung desselben noch zarter gemacht und die Meinung von demsel-

ben noch höher getrieben haben. Wie stark aber die religiöse Gesinnung in allen Classen der Gesellschaft war, das zeigte sich auf tausendfache Weise, und am Unleugbarsten zeigte es sich ja wohl in den Kreuzzügen. Im Uebrigen kann vielleicht Nichts die Verworrenheit der Bildung, den Kampf der Begriffe und die grellen Widersprüche des Lebens auffallender und unwidersprechlicher zeigen, als dieses, so oft thöricht gefeierte, so oft thöricht ersehnte Ritterthum. In demselben wohnten die feindlichsten Dinge nahe neben einander: die zarteste Schonung neben einer schauderhaften Menschen-Verachtung; das feinste Gefühl neben der rohesten Begierde; das schmachtendste Minne-Gegirr neben dem brausendsten, frechsten, wildesten Getobe; die heiligste Treue im Kleinen neben dem schändlichsten Verrath im Großen; die strengste Gerechtigkeit neben der gemeinsten Räuberei; die demuthsvollste Ergebung neben stürmischer Leidenschaft; die erhabenste Aufopferung neben blutiger Unthat. Im Allgemeinen war die Gesinnung der Ritter die Gesinnung einer bevorrechteten, sich als besserbürtig achtenden Menschen-Classe; sie war adelig, und durchaus nicht volksthümlich; sie trieb zu großen und kühnen Thaten, aber nicht zur Gerechtigkeit und Wahrheit; sie mochte der Dichtkunst Reiz und Stoff gewähren, aber an sich gut und reinmenschlich war sie nicht! Als Erscheinung der Zeit hat das Ritterthum ein großes Interesse. Es ist, als solche, der Bewunderung werth: seine Rechtfertigung jedoch findet es lediglich in den Verhältnissen.

305. Ungeachtet dieses doppelten Verbandes aber, durch welches die sämmtlichen Vasallen, groß und klein, zusammen gehalten wurden, durfte der König doch wohl hoffen, in ihrer Mitte Feinde zu finden gegen die Störer seiner Macht und der Einheit des Reiches. Denn ihr Vortheil war sehr verschieden; ihr Streben ging nicht selten nach entgegengesetzten Richtungen; durch jenes Doppelband wurden sie nur zu einem Vereine gegen den werdenden dritten Stand gebracht, und keinesweges wurden sie befreundet unter einander. Es gab drei große Herzoge, die zunächst gefährlich werden zu können schienen, in Baiern, Sachsen und Schwaben; diese drei herzoglichen Häuser aber waren theils in ihrem Lande, theils in ihrer Würde so neu, daß sie, sowohl wegen der Eifersucht zwischen den teutschen Nationen, als wegen des Neides, der diese herzoglichen Häuser traf, und endlich wegen ihrer Stellung zu den Bischöfen, Grafen, Dynasten und Herren ihrer Länder, selbst keine feste Grundlage ihrer Macht hatten. Dasselbe gilt von Denen, die zunächst unter den Herzogen standen. Seitdem die Reichs-Aemter erblich geworden, und dadurch die Mediatisirung der kleinen Vasallen entschieden war; seitdem die Reichsfürsten, bei der wachsenden Bildung und bei den steigenden gesellschaftlichen Bedürfnissen, Höfe bildeten, an welchen Männer, die einst ihres Gleichen gewesen, Dienste verrichteten; seitdem der Gedanke des Erb-Adels erwacht war, und sich geltend zu machen angefangen hatte: seitdem entstand eine Trennung in hohen Adel und in gemeinen oder niederen Adel, und

das Ritterthum gab Veranlassung zur Einschiebung eines mittleren Adels. Diese Trenung mag, dem aufkommenden dritten Stand entgegen, allerdings als die Gliederung des Leibes angesehen werden, die zur Ausbildung des Adelwesens nothwendig war. Aber eine Trennung blieb es doch; das Streben, unmittelbar unter das Reich zu kommen, ward allgemein; die Leidenschaft erwachte oder konnte doch leicht durch den Reiz, der in der Geschichte lag, erwecket werden; der Höhere wurde durch den Niederen meistens gelähmt und konnte sich selten auf ihn verlassen, wieviel man auch von Treue sprechen mochte, und den König erkannten Alle als ihren Herrn an!

306. Mehr aber, als von diesen Verhältnissen durfte der König, wie es scheinet, von dem zweiten Feinde seiner Feinde, den Städten, erwarten. Diese Städte waren die natürlichen Feinde des Adels, weil sie ihre neue Freiheit nur auf Kosten des Adels zu befestigen und zu erweitern vermochten, und weil der Adel, als eine Gesammtheit, sie in der alten Knechtschaft zu erhalten suchte, ungeachtet Viele von ihren Bewohnern aus alten Geschlechtern abstammten und sich deßwegen den adeligen Geschlechtern gleich achteten. Auch waren sie gefährliche Feinde des Adels, weil der Adel, ungeachtet jenes Strebens zu ihrer Unterdrückung, um seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, den Fortgang des städtischen Lebens in Rücksicht der Kunst und des Gewerbfleißes wollte und wollen mußte, und weil es immer viele Männer vom Adel gab, welche

das Streben der Städte natürlich fanden und im Inneren auf ihrer Seite waren. Die Städte waren nothwendiger Weise, und wurden immer mehr, die Sitze der Bildung und aller Wissenschaft und Kunst. Welch' ein Geist in ihnen war, und gegen wen ihr Sinn sich richtete, das hatte sich auf das Klarste in den Unruhen unter Heinrich IV. und Heinrich V. gezeigt; und wieviel durch sie erreicht werden konnte, das bewiesen die Städte Italiens, die schon jetzt den Sieg über die Vasallen errungen hatten. Es war aber auch nicht zu fürchten, daß der Aufschwung, den sie genommen, der schon zu Großem und Schönem geführet hatte und noch Größeres und Schöneres verhieß, nachlassen könnte; denn ihr Daseyn beruhete auf ihrer Regsamkeit, auf ihrer Tugend, auf der Ausbildung aller Gewerbe, auf Handel und Verkehr, mit Einem Wort, auf der Pflege des Geistes. Was sie aber eigentlich wollten und wollen mußten, konnte keinesweges zweifelhaft sein. Sie wollten, willkührlicher Herrschaft ledig, frei und rechtlich gesichert, zuletzt auch ihren Feinden gleich sein, in einer geordneten Gesellschaft. Dieses Strebens war man sich jedoch wohl selten bewußt. So lange sie sich, einzeln gegen einzelne Dränger stehend, und auf dem Wege des Faustrechtes weiter strebend, ihr Ziel setzen mußten, konnten sie unmöglich etwas Anderes und Höheres sein wollen, als Gemeinden, abgeschlossen, in sich geordnet, wehrhaft, und freie Glieder des Reiches. Unter solchen Umständen und in dieser Stellung mußten die Städte ein sehr verschiedenes Loos haben; und wenn es einigen, durch ihre

Lage und besondere Ereignisse begünstiget, gelang, dem Ziele nahe zu kommen, so mußten andere weit von demselben entfernt bleiben. Unter solchen Umständen und in dieser Stellung mußte auch das Innere der Städte eine eigenthümliche Ausbildung erhalten. Das Zunftwesen, mit seinem ganzen Anhange, ging aus dieser Stellung hervor, und gestaltete sich unter den Reibungen der verschiedenen Menschen-Classen, von welchen die Städte bewohnet wurden. Das Streben nach Selbsterhaltung, und nach Sicherung des Grundes, auf welchem die Freiheit der Städte ruhete und in welchem diese Freiheit allein gedeihen konnte, war die Quelle der Zünfte und aller städtischen Einrichtungen. Wenn aber dieses vereinzelte Streben der Städte vom Könige benutzt, und verbunden und volksthümlich geleitet ward: so konnte, scheinet es, um so mehr durch dasselbe erreichet werden, da die Freiheit der Städte auf die unglücklichste und zahlreichste Menschen-Classe, die hörigen Bauern, in welcher sich auch schon der Geist gerühret hatte, nothwendig zurückwirken mußte.

307. Hat man alle diese Elemente der Gesellschaft, — die übrigens keinesweges allein im teutschen Reiche, sondern mehr oder minder in allen europäischen Reichen germanisches Stammes vorhanden waren — und hat man zugleich ihr Verhältniß zu einander und ihre Mischung, vor Augen: so wird man zu dem Gedanken hingedränget, von welchem wir (298) ausgegangen sind, daß das Schicksal Teutschlands um

die Zeit, da das fränkische Königshaus ausstarb, noch in der Hand der Könige geruhet habe. Wenn die Könige dem Kampfe mit dem Papst, im alten Sinn, auswichen; wenn sie die blutigen und gräuelvollen Heerfahrten nach Italien aufgaben und ihre ganze Aufmerksamkeit auf Teutschland richteten; wenn sie Teutschlands Gränzen, die oft, z. B. durch Dänen und Slaven, schnöde verletzt wurden, sicherten und befestigten; wenn sie endlich im Inneren des Reiches, durch Begünstigung der kleinen Vasallen gegen die Reichsbeamteten, und besonders durch Förderung des städtischen Geistes und durch Vereinigung und Leitung der städtischen Kräfte, die Macht, die sie bisher umsonst erstrebt hatten, zu gewinnen, die Gesetze, an welchen es zur Erhaltung guter Ordnung gebrach, zu erwirken, und durch dieselben jene Freiheit gesetzlich zu begründen trachteten, welche Großen und Kleinen Bedürfniß ist: so konnte Teutschland zu einer Festigkeit und Kräftigkeit gelangen, die ihm Unabhängigkeit, Achtung und Freiheit verbürgte auf kommende Zeiten; und Italien, sich selbst überlassen, konnte wenigstens seine Verhältnisse selbst anordnen. Wenn hingegen die Könige fortfuhren, nach der kaiserlichen Krone zu streben, und von dieser Krone Ansprüche herzuleiten, die sie gegen andere Völker und Staaten nicht geltend zu machen im Stande waren; wenn sie die Streitigkeiten mit den Päpsten in alter Art erneuerten; wenn sie ihre Züge nach Italien nicht aufgaben und in diesem unglücklichen Lande stets als Dränger und Unterdrücker Grimm und Haß erregten; wenn sie die Sicherheit

des Reiches noch immer auf die sieben Heerschilde stellten, und das Ritterthum über das Volksthum setzten; wenn sie fortfuhren, den Geist in den Städten zu verachten, zu verkennen, zu vernachlässigen, und sich begnügten, höchstens, für Geld, aus Gunst oder im Gedränge, Privilegien an einzelne Städte zu ertheilen; wenn sie endlich nicht abließen, das römische Recht, zum Verderben vaterländischer Art und Sitte, einzuschwärzen: alsdann, wahrhaftig, war die Bildung einer Menge kleiner Staaten in Teutschland so unvermeidlich als wünschenswerth. An ein einiges Reich war nicht zu denken. Eine volksthümliche, aber vielleicht eine höhere, Freiheit mochte nur Statt finden in den kleinen Staaten. Italiens Zerrüttung und Unglück aber war die nothwendige Folge! —

308. Nach dem Tode Heinrichs V., hegte der Neffe desselben, der Herzog von Schwaben, Friedrich von Hohenstaufen, dessen Haus fortan das Waiblingische genannt zu werden pflegt, nicht unbegründete Hoffnung, er werde die Krone erhalten. Er wurde aber getäuscht in seiner Hoffnung. Durch Leidenschaft getrieben, wußte der schlaue Erzbischof von Mainz, vom päpstlichen Legaten unterstützet, die Wahl dem stimmfähigen Volke zu entwinden, und sie an zehn erwählte Fürsten, und damit in seine Gewalt zu bringen. Sollte aber der stolze Friedrich ausgeschlossen werden: so war es nothwendig, den Herzog Lothar von Sachsen, vormals (J. 1106) Graf von Supplinburg, zu erwählen; auch war es rathsam für diese Herren, weil

Lothar keine Söhne hatte. Lothar II. nahm die Krone an, aber mit einem Widerstreben, das, wenn nicht etwas Heuchlerisches, wenigstens etwas Zweideutiges hatte, und unter Bedingungen in Rücksicht auf die Kirche, die weder ihm Ehre noch dem Reiche Vortheil bringen konnten: das theuererkaufte Wormser Concordat (297) wurde in der Wurzel zerstöret! Herzog Friedrich hingegen beugte zwar den Nacken vor dem neuen König, aber den Unmuth, der in seiner Seele tobte, konnte er nicht bewältigen, ja nicht einmal verheimlichen. Lothar, der ohnehin den alten Haß der Sachsen gegen die Könige salisches Stammes auf ihn übertragen mochte, sah ihn nicht mit Unrecht als einen gefährlichen Feind an. Er eilte daher, Billigkeit und Recht wenig achtend, ihm (J. 1126) auf alle Weise zu schaden, ehe sein Bruder, der tapfere Kunrad, der im heiligen Lande war, zurückkehren könnte. Hierauf verlobte Lothar seine einzige Tochter, Gertraud, mit Heinrich dem Stolzen, Herzog von Baiern, dem Schwager Friedrich's von Schwaben, dem er zugleich (J. 1127) das Herzogthum Sachsen, in welchem Lande der Welf schon große Güter besaß, zu Lehen gab. Wenn Lothar bei diesem Verfahren lediglich die Absicht gehabt hat, Friedrich um seine Reichs-Lehen zu bringen: so war das Mittel für den Zweck vielleicht hinreichend; über die Schwäche des Königes aber liegt in der Anwendung desselben ein großes Zeugniß. Wenn es hingegen, wie man kaum zweifeln kann, Lothar's Absicht gewesen ist, durch die Vereinigung der beiden wichtigsten Herzogthümer seinem Eidam die königliche

Krone, und dieser eine größere Macht zuzusichern: so kann man wohl behaupten, daß er weder seine eigene Wahl gehörig zu würdigen verstanden, noch das Vasallenthum seiner Zeit begriffen, oder den neuen Geist erkannt habe, der sich in den Städten offenbarte. Er that, im königlichen Sinne, den ersten Mißgriff, der viele andere nach sich zog und vielleicht nothwendig machte.

309. Nachdem Heinrich's des Stolzen treuloser Anschlag, seinen Schwager aufzuheben, mißlungen war, wurde der Kampf heftig. Kunrad, aus dem heiligen Lande zurück gekehret, suchte demselben (J. 1128) durch einen kühnen Zug nach Italien, und durch die Annahme des königlichen Titels in diesem Land, eine entscheidende Wendung zu geben. An sich war dieser Zug in der That wohl geeignet, den König Lothar besorgt zu machen, wenn er den ganzen Zustand des Reiches bedachte und seinen Blick auf die Gränzen desselben, besonders auf das Reich der Wenden richtete, das sich, unter Heinrich dem Obotriten, in den Ländern zwischen der Elbe und der Ostsee gebildet hatte, und noch immer dem Christenthume widerstand; aber gelingen konnte Kunrad's Unternehmen nicht. Die Italische Volksthümlichkeit, der verwirrte Zustand des Landes und die Macht der Geschichte, welche die Päpste gegen die Hohenstaufen, als die Erben der Salier, trieb, machten dieses unmöglich. Mailand mochte ihn, im Haß und im Uebermuthe jubelnd aufnehmen; Parma mochte, eigene Plane verfolgend, einstimmen; der Erzbischof Anselm konnte ihm die Krone aufsetzen: aber

das Eine, wie das Andere erregte ihm nothwendig bittere und gefährliche Feinde, ohne daß er auf irgend Jemand mit Zuversicht hätte rechnen dürfen. Während der Kampf in Teutschland vortheilhaft für Lothar weiter ging, gerieth Kunrad, unter den Italiänern, in dieselbe Hülflosigkeit, in welcher einst Kunrad, Heinrich's IV. Sohn, zu Grunde gegangen war. Selbst die zwiespältige Papstwahl (J. 1130) gewann ihm Niemanden. Anaklet II., der die Sache Kunrad's schon für verloren gehalten zu haben scheinet, belegte ihn mit dem Bann, um zu seinen Anhängern, den Nordmannen im unteren Italien, deren Fürsten Roger er zu Palermo zum Könige von Sicilien krönte, den König Lothar zu gewinnen; Innocenz II. aber gewann, wie den König von Frankreich, so auch diesen König wirklich, theils durch eigene Klugheit, theils durch die Beredsamkeit des heiligen Bernhard, und stand mithin gegen ihn. Und als Lothar endlich sogar bewogen wurde, das gefährdete Reich zu verlassen und diesen Papst, Innocenz II., (J. 1132) mit Heeresmacht nach Italien zu führen, da sah Kunrad sich genöthiget, dieses Land aufzugeben ohne Ruhm und Gewinn. Aber auch der König Lothar zog aus diesen Vorgängen keinen Ruhm und keinen Gewinn. Nur unter großen Schwierigkeiten empfing er die Kaiserkrone (J. 1133) und wurde, die Größe seines Eidames zumeist erstrebend, wegen der Mathildischen Güter des Papstes Lehensmann auf eine Weise, die ihm leicht zur Schmach gedeutet werden konnte und zur Schmach gedeutet ward. Nach der Zurückkunft des Kaisers aus Italien wurde

zwar der Streit durch des heiligen Bernhard's Vermittelung beigelegt (J. 1135); aber die Feindschaft zwischen den Welfen und den Waiblingern wurde nicht getilget. Durch jene Beilegung und bei dem Landfrieden, dessen Herstellung die Folge derselben war, ward es dem Kaiser möglich, noch eine Heerfahrt nach Italien zu unternehmen, wohin der Papst, der Byzantinische Kaiser und die Republik Venedig ihn gegen einen gemeinsamen, starken Feind, die Nordmannen, luden, riefen, drängten. Diese Heerfahrt (J. 1137) war um so glänzender, da der alte Gegner Lothar's, Herzog Kunrad von Franken, ihr beiwohnte; aber sie war ohne Sinn und Halt, mehr ein Werk der Eitelkeit, als einer besonnenen Würdigung der Verhältnisse. Die Waffenthaten der Teutschen gegen die Nordmannen waren an sich allerdings sehr rühmlich; aber einen bleibenden Gewinn konnten diese Siege nicht geben. Ueber dieselben gerieth der Kaiser sogar mit dem Papst in Händel; und als er sich gewandt hatte, um wieder in das liebe Vaterland zu ziehen: da vernahm er schon, im oberen Italien, den Siegsruf Roger's hinter sich, der aus Sicilien zurück gekehret war, um wieder zu erobern, was er verloren hatte. Ihm aber war wenigstens vergönnet, auf vaterländischer Erde zu sterben. (3. Dec. J. 1137).

310. Beim Tode Lothar's II. ward es offenbar, wie sehr er sich verrechnet hatte. Nach denselben Grundsätzen, nach welchen er die Krone erhalten, mußte sie seinem Eidam entzogen werden. Sollte sie ihm aber

entzogen werden, so war es nothwendig, sie auf das Haupt eines Hohenstaufen zu setzen. Herzog Friedrich von Schwaben überließ sie, wahrscheinlich von einem achtbaren Gefühle getrieben, seinem Bruder. Also erhielt sie Kunrad III., Herzog von Franken (J. 1138); aber er erhielt sie von einigen, zu Coblenz, versammelten Fürsten auf eine Weise, in welcher die Wahlart Lothar's bis zum Zerrbild entstellet war. Diese Weise konnte den Ingrimm, der in Heinrich's des Stolzen Seele lebte, nur bitterer machen. Eine Entscheidung durch das Schwert schien nothwendig. Sie ward indeß abgewandt durch die Klugheit der Erzbischöfe von Mainz und Trier und durch die Milde der verwittweten Kaiserin, die viel bei den Sachsen vermochte. Heinrich erkannte also den Hohenstaufen an, gewiß, daß es ihm an Gelegenheit, seine Feindschaft mit größerem Recht auszulassen, nicht fehlen werde. In der That blieb dieselbe nicht lange aus. Der König machte die Forderung, daß Heinrich eins seiner beiden Herzogthümer herausgeben sollte. Wegen dieser Forderung ist er so wenig zu tadeln, als Heinrich wegen seiner Weigerung. Beide waren nicht ohne Leidenschaft; Beide wurden jedoch auch durch die Gewalt der Verhältnisse gedränget. Wenn man aber in solcher Lage Vieles entschuldigen darf: so leidet es doch keinen Zweifel, daß das Mittel, das Kunrad ergriff, höchst zweideutig war. Es mochte ihm allerdings gelingen durch Leopold V. und Albert den Bären seinen Feind zu stürzen; die Krone aber konnte schwerlich an Macht gewinnen, und schwerlich das Reich an Stärke, oder

das Volk an Einheit. Der plötzliche Tod Heinrich's des Stolzen (J. 1139) gab indeß der Sache eine unerwartete Wendung. Die Sachsen erhoben sich für Heinrich's zehnjährigen Sohn Heinrich, der nachmals den Beinamen des Löwen erhalten hat; und der Oheim dieses Kindes, Graf Welf VI. von Altdorf, hielt im südlichen Teutschlande, von fremden Fürsten unterstützet, den Kampf. In diesem Kampfe verdienet die Belagerung von Weinsberg (J. 1140) nicht nur wegen der Treue und Tugend, welche die Frauen bewiesen haben sollen, sondern auch wegen der unseligen Namen, Welfen und Gibellinen, Kinder der Parteiung und Pfleger derselben, besonders ausgezeichnet zu werden. Die Ausgleichung, welche der König nach Leopold's V. Tode, durch die Vermälung der Gertraud, Heinrich's des Löwen Mutter, mit dem Markgrafen Heinrich Ja so mir Gott, versuchte (J. 1142), konnte nicht halten. Denn Welf VI. wurde kaum zur Unterbrechung des Streites gebracht; und wäre auch Gertraud nicht so bald gestorben: war es zu erwarten, daß ihr Sohn als Mann die Abtretung Baierns und die Befreiung der Markgrafschaft Albert's (Brandenburg), die man dem Knaben ablockte, anerkennen würde? zu erwarten bei so aufgeregten Leidenschaften?

311. Inzwischen war Italien in großer Bewegung. Erfreuliches und Jammervolles stellet sich dem Blick in diesem Lande dar, und nirgends fehlet es an merkwürdigen Erscheinungen. In der Lombardei bildeten die Städte ihr Gemeinde-Wesen rührig und le-

bendig weiter; aber wie ungehindert vom Könige, so ungefördert, fast mit dem Fehdesinne des Feudalwesens und mit dem Absonderungsgeiste, der in dem Adel lebte, ohne Einigkeit, ohne volksthümliche Zwecke, mit Eifersucht und Neid, zu Trennung und Feindschaft. Im unteren Italien zog König Roger von Sicilien wieder triumphirend in die Städte ein, die Lothar ihm entrissen hatte. Der Papst, Innocenz II., der ihn hindern wollte, fiel in seine Gefangenschaft (J. 1139), und ließ sich in dieser Lage gern von dem furchtbaren Feind als Lehnsherrn solcher Länder anerkennen, die dieser zu besitzen wünschte. In Rom selbst aber gingen Ereignisse vor, welche in Beziehung auf den Stand der Zeit, äußerst merkwürdig sind. Die verwegenen Ketzereien, die Arnold von Brescia, ein Mann mit gesundem Verstande, kühnem Geist und schlagender Beredsamkeit, in Frankreich gewonnen hatte, und in Italien, und in Rom selbst, auszusprechen wagte, machten einen gewaltigen Eindruck auf die Seelen der Menschen, den keine Verfolgung und kein Bannfluch (J. 1139) zu vertilgen vermochten. Nur Ein Schritt des Papstes, gegen den Wunsch des römischen Volkes, der Vertrag mit den verhaßten Einwohnern Tivoli's (J. 1142), war nothwendig, um die Gährung in den Gemüthern zum Ausbruche zu bringen. Allerdings war die Herstellung der Republik, die Bildung eines Senates und die Anstellung eines Patricius eine Thorheit; aber bedeutende Erscheinungen waren es doch, und wohl im Stande, wie große Erinnerungen zu erregen, so große Aussichten zu eröff-

nen. Was jetzt leicht einzusehen ist, war damals auch schwerer zu würdigen; und für den heiligen Vater war die Gefahr um so größer, je näher er sie sah. In der That starb Innocenz II. (J. 1143) vor Schreck und Verlegenheit; und nach ihm gerieth Rom, durch den Kampf der Päpste gegen die neue Republik, in die ungeheuerste Verwirrung. Dem Papste Lucius II. kostete sie (J. 1145) das Leben.

312. Vielleicht war es gut, daß Kunrad III. früher den Zustand Italiens und die Stimmung des Volkes kennen gelernet hatte. Ohne diese Erfahrung, und ohne das Mißtrauen, das aus dieser Erfahrung hervorging, hätte er sich wohl, ungeachtet der Welfischen Händel in Teutschland und der verwickelten Verhältnisse des Reiches, durch die schmeichlerische und großsprecherische Einladung des Senates und Volkes von Rom, oder durch den Jammer des Papstes und durch die Bemühungen einzelner Männer, verleiten lassen, eine Heerfahrt nach Italien zu wagen. Und welcher Gewinn würde aus einer solchen Fahrt für ihn, welcher Gewinn für Reich und Volk erwachsen sein? Die Partei des Papstes konnte er nicht nehmen. Alte Erinnerungen waren nicht erloschen; und der Papst hatte dem König, offen und heimlich, eine Gesinnung gezeiget, die ihn wenigstens nicht auf seine Seite zu ziehen vermochte. Hätte er sich aber zu den Römern gestellet, die in ihrer Eitelkeit ohnehin nur sich selbst meinten: in welche unübersehbare Händel mit dem Papste hätte er sich verwickelt? Und was hätte er,

auch im beßten Falle, gewonnen? und für wen? Wie Eugen III. dem wilden Streite mit den Römern auswich (J. 1146), um in Frankreich der Welt zu zeigen, wie groß seine Gewalt und wie stark die Macht der Kirche sei: so würde jeder Papst auch ihm ausgewichen sein, und ihm den Triumph in der Ferne verdorben haben. Für den Papst, dessen Herrschaft auf dem Geiste ruhete, war Rom nur gefährlich, so lange er in Rom war!

313. Indeß mußte es dem heiligen Vater, auch in Rücksicht auf seine Verhältnisse zu den Römern, wohl erfreulich sein, daß der Fall Edessa's (J. 1144) eine neue Bewegung in Europa veranlaßte, und daß es dem heiligen Abte von Clairvaux gelang, den König Kunrad III. zur Annahme des Kreuzes zu bewegen. Kunrad war bekannt mit den Gefahren der Kreuzzüge; er übersah die Lage seines Reiches; die Unruhen im Norden, die Unsicherheit überall, die Bedrängniß seines Schwagers Wladislaus, Herzogs der Polen, und die Händel mit den Ungern. Also war die fromme Begeisterung, die Viele ergriff, an ihm vorüber gegangen; aber der erschütternden Beredsamkeit, mit welcher der heilige Bernhard ihn ängstigte, vermochte er nicht zu widerstehen. Den Zug selbst, dessen wir im folgenden Buche gedenken werden, trat Kunrad (J. 1147) wohl nur mit schwerer Seele an, obgleich die große Menge unruhiger Fürsten und Herren, die ihn begleitete, zu der Hoffnung berechtigte, daß das Reich, bei der Verwaltung desselben durch seinen Sohn, ruhig

bleiben werde. Heinrich der Löwe, nunmehr zum kräftigen Jünglinge heran gewachsen, erhob zwar bedenkliche Ansprüche auf Baiern; aber der Oheim desselben, Graf Welf VI., folgte mit Kunrad dem Kreuze des Heilandes; und der Eindruck, welchen die Unternehmung allgemein auf die Seelen der Menschen machte, schien die Ruhe zu verbürgen. Auch blieb Heinrich der Löwe mit den übrigen Fürsten Nord-Teutschlands wohl nur deßwegen von dem Zuge nach dem heiligen Lande zurück, weil er, mit einem anderen Kreuze geschmückt, eine Heerfahrt gegen die heidnischen Wenden an Sachsens Gränzen vorhatte, zur Begründung des Christenthumes und der teutschen Herrschaft. Und während Kunrad mit den Seinigen auf der heiligen Heerfahrt Mühseligkeiten, Jammer und Unglück zu bestehen hatte; während Heinrich der Löwe mit seinen Kreuzgenossen, gleichfalls ohne Ruhm und ohne Erfolg, gegen die Macht der Wenden, unter Niklot, kämpfte, aber neue Entwürfe gegen die slavischen Lande faßte, gelang es dem Papste, selbst durch Beider Unternehmungen gehoben, größtes Theiles wieder sicher zu stellen, was gefährdet gewesen war! Der König aber fand bei seiner traurigen Rückkehr (J. 1149) auch kaum etwas Anderes, das ihn zu erfreuen vermocht hätte. Sein Sohn, Heinrich, welchem der Thron bestimmt gewesen, war thatlos hingestorben; der alte Welf, früher und mit feindlicher Seele zurück gekommen, hatte den Kampf wieder eröffnet; und Heinrich der Löwe, mit Roger von Sicilien im Bunde, rüstete, um seinen Anspruch auf Baiern mit den Waffen gel-

tend zu machen. Und kaum war es seinen Anstrengungen gelungen, einige Ruhe wieder zu gewinnen, da traf ihn der Tod. (J. 1152) — Im Uebrigen verdienet die heilige Hildegarde mit ihren Gesichten und Offenbarungen darum einige Aufmerksamkeit, weil sie ein Licht auf die Zeit wirft und auf das Gähren und Drängen in derselben.

314. Zur Wahl des Herzoges Friedrich von Schwaben, Kunrad's Neffen, wurden die teutschen Fürsten schwerlich durch die Hoffnung bestimmt, daß durch ihn, als einen Sproß der Häuser Waiblingen und Welf, der alte Streit zwischen Beiden leicht beizulegen sein würde; sondern wohl mehr durch die Lage der Umstände. Sie hatten Niemanden, welchen sie ihm vorzuziehen wagen durften! Und worauf hätte jene Hoffnung sich gestützet? Bewies etwa die teutsche Geschichte, daß Verwandtschaft Zwiste und Fehden unterdrücket? Gewiß, zwei solche Fürsten, wie Friedrich I. (Barbarossa) und Heinrich der Löwe, würden in in einem Reiche, wie das Teutsche, niemals Raum neben einander gefunden haben, wenn auch die alten Verhältnisse ihrer Häuser gar keinen Einfluß auf ihre Stellung zu einander gehabt hätten. Ihre Bahnen mußten sich durchkreuzen; wenigstens ihre Zwecke sie von einander reißen und eben deßwegen gegen einander treiben. Denn Beide, Friedrich ein Mann in der Fülle des Lebens, Heinrich ein Jüngling in der Blüthe der Jahre, standen da wie zwei Riesen an Geist und Kraft, voll hochfahrender Gedanken, voll großer Entwürfe, küh-

nes Vertrauens, eisernes Willens, trotziges Sinnes, streng, herrschgierig, gewaltig in Liebe und gewaltig im Hasse. Je länger sie mit einander waren, desto ärger mußte der Bruch werden.

315. Auf dem ersten, glänzenden Reichstage, welchen der König zu Merseburg hielt, erneuerte Heinrich seine Ansprüche auf Baiern. Friedrich I. war unstreitig in einer schwierigen Lage. Wenn er den Herzog mit seiner Forderung abwies: so war ein neuer großer Kampf im Reich unvermeidlich, und die alte Wunde wurde von Neuem aufgerissen. Zwar hatte Heinrich der Löwe im Norden selbst an Albert dem Bären, den nach dem Herzogthume Sachsen gelüstete, an dem Erzbischofe Hartwich von Bremen, den Heinrich's Verfahren mit den Bisthümern in den slavischen Ländern verdroß, an Adolf von Holstein, dem Lübeck am Herzen lag und die Abhängigkeit zuwider war, gefährliche Feinde, und Friedrich konnte auf diese Feinde rechnen; aber einen harten Kampf, der ihm sehr hinderlich werden konnte, hatte er zu befürchten, und den Ausgang konnte Niemand vorher sagen. Wenn er hingegen dem mächtigen Herzoge seine Forderung bewilligte: so war seines Oheimes Kampf umsonst gewesen, und die königliche Macht schwand bedenklich zusammen vor der herzoglichen. In dieser Verlegenheit entschloß sich Friedrich I. — und was blieb ihm sonst übrig? — dem Herzoge Heinrich Baiern (J. 1154) zu bewilligen. Einen schicklichen Vorwand gab das Benehmen des Herzoges Heinrich Jasomirgott; Friedrich aber gab seine Bewil-

ligung nur unter Bedingungen, durch deren Erfüllung er sie eben so unschädlich zu machen hoffen durfte, als er sein eigenes Streben durch sie fördern konnte. Er beschloß, sobald als möglich eine Heerfahrt nach Italien zu unternehmen, wohin sein Sinn ihn trieb, wohin sein Oheim ihn gewiesen, wohin der Zustand des Landes ihn lockte, wohin die Stimmen der Parteien ihn luden, wohin die Zeiten der Ottone, die ihm vor der Seele standen, ihn riefen; und Heinrich der Löwe mußte versprechen, ihn auf dieser Fahrt mit seiner Macht zu begleiten. War man aber einmal in Italien: so war zu erwarten, daß die Ritter durch den Trotz, der sich in den Italischen Städten offenbarte, einem grimmigen Kriege gegen dieselben nicht abgeneigt sein würden; denn die verhaßte neue Freiheit hatte ihren Sitz in den italischen Städten, und das aufstrebende städtische Wesen in Teutschland konnte am Besten in Italien gedämpfet werden. Was aber gewonnen wurde, das schien die Macht des Königes vermehren, und eben deßwegen die Macht seiner Vasallen schwächen zu müssen. Und wohl durfte Friedrich Vieles hoffen, wenn er den Zustand Italiens, die Zerrissenheit, und die Parteiung des Landes, die Eifersucht und die Feindschaft der Städte unter einander und die Gährung in den Ideen erwog. Friedrich I. wurde also durch die Verhältnisse zu einer Politik getrieben, die in jeder Rücksicht verkehrt war, und die desto unglücklichere Folgen haben mußte, je länger er, mit seinem Geist und seiner Kraft, an ihr festhielt. Es ist unmöglich zu sagen, in wie weit Friedrich dieses

Alles berechnet hat. Es ist schwer zu sagen, ob es besser gewesen, Friedrich hätte Heinrich den Löwen abgewiesen und sogleich den Kampf mit ihm gewagt. Das aber läßt sich mit Zuversicht behaupten, daß der Weg, den Friedrich I. einschlug, durch Blut und Gräuel ging, und ihn zu keinem glücklichen Ziele führen konnte.

316. Die erste Heerfahrt Friedrich's I. nach Italien (J. 1154) war die Einleitung zu dem Werke der Gewalt. Mailand's Trotz trieb die Teutschen in die feindselige Stimmung, welche der König leidenschaftlich aufreizte; Tortona's Schicksal war eine Mahnung für die Italiäner. Friedrich zog nach Rom. Auf dem heiligen Stuhle saß Hadrian IV. Dieser Papst, der sich durch strenge priesterliche Tugend aus dem niedrigsten Stande der Gesellschaft zu solcher Höhe erhoben hatte, stand zu dem Freiheit fordernden, römischen Volk in einem zweideutigen, zu den Nordmannen, den alten Verbündeten des heiligen Stuhles, in einem feindlichen Verhältnisse. Daher glaubte Friedrich die Bundesgenossenschaft desselben gewinnen zu können. Also opferte er ihm unbedenklich, in der unglücklichen Verkehrtheit, in welcher er befangen war, den kühnen und großen Arnold von Brescia auf, den verhaßten politischen und religiosen Ketzer; wies die Gesandten des römischen Volkes mit Hohn zurück und neigte sich in Demuth vor dem stolzen Priester, der seine Annäherung nicht ohne Besorgniß gesehen hatte. Aber die Kaiserkrone konnte er nur gleichsam im Sturm empfan-

gen (18. Juni, 1155). Blutige Auftritte störten die Feier. Ein schneller Rückzug war nothwendig; und auf demselben begegnete der Kaiser wiederholt dem freien Sinn im Volk, und entging kaum dem Verderben, das man ihm bereitete. Und als er Italien verlassen hatte, machte der Papst seinen Frieden mit dem Könige Wilhelm von Sicilien, und in der Lombardei brach die Leidenschaft wild hervor zwischen Denen, die mit den Teutschen gewesen waren, oder gegen sie.

317. Die Italiäner, durch die Zeiten Lothar's II. und Kunrad's III. verwöhnet, mochten wohl an eine baldige Wiederkehr des Kaisers nicht glauben. Aber Friedrich's Plan war gefaßt. Die teutschen Fürsten waren mit ihm ergrimmet; die Ehre des Reiches war angegriffen und der ritterliche Hochmuth gekränket. Als daher Friedrich den Herzog Heinrich Jasomirgott, durch Errichtung des Herzogthumes Oesterreich mit gefährlichen Vorrechten abgefunden, und Heinrich den Löwen, der neben Otto von Wittelsbach am Schönsten in Treue und That hervorgeragt, und dadurch dem Kaiser gezeigt, wieviel er werth war, in das Herzogthum Baiern eingesetzet hatte: so betrieb er sogleich einen neuen Zug nach Italien. Neue Reizungen von Seiten des Papstes und der Mailänder kamen hinzu. Der Zustand des Reiches jedoch, in welchem er mit Strenge auf Frieden und Ruhe drang, ein Heerzug gegen Polen, und persönliche Verhältnisse, verzögerten die Ausführung des Planes einige Jahre lang. Die große Rüstung, mit welcher der Kaiser (J. 1158) in Italien

erschien, zeugte für den Umfang dieses Planes. Schrecken ging vor dem Heer, in welchem die Miethtruppen merkwürdig sind, einher und Grauen begleitete dasselbe, ungeachtet Friedrich, in seiner Weise, auf strenge Mannszucht hielt. Die meisten lombardischen Städte sandten ihren Zuzug. Das verhaßte und geächtete Mailand wurde belagert, gedemüthiget, beschimpfet. Der stolze Kaiser mochte auf den Eindruck rechnen, den diese Vorgänge auf die Gemüther der Menschen gemacht hatten, als er den Reichstag in der Roncalischen Flur versammelte, um durch gefällige Gelehrte aus einem Rechte, das in Zeiten der Sclaverei und des Despotismus entstanden war, sich die Gewalt zusprechen zu lassen, welche er auszuüben die Lust und, wie es schien, auch die Macht hatte. Dem Kaiser, bei welchem übrigens ein hoher Adel der Gesinnung immer unverkennbar bleibet, mögen allerdings die Huldigungen, die man ihm brachte, die Kniebeugungen der geistlichen und weltlichen Herren, und die kriechende Feier in Reden und Gedichten, mit welcher man ihn verherrlichte, zu einiger Entschuldigung angerechnet werden. Etwas Zweideutiges aber, etwas Uebermüthiges und Höhnendes lag in den Verhandlungen. Die Gelehrsamkeit wurde mißbrauchet, wie die Macht. Denn es ist schwer zu glauben, daß Friedrich mit seinen gelehrten Männern aus Bologna im Ernste sein Reich für das alte römische Reich gehalten, daß sie den Unterschied zwischen Constantinopel und Lombardien nicht gesehen, und daß sie im guten Glauben einen Rücksprung über sechs oder acht Jahrhunderte

für recht und gerecht gehalten haben sollten. Friedrich's eigenes Abweichen von dem Grundsatz, um den Grundsatz anerkannt zu sehen, spricht gegen ihn!

318. Der schneidende Widerspruch zwischen den Beschlüssen des Reichstages und dem Leben zeigte sich sogleich, als dieselben in Anwendung gebracht werden sollten. Der Papst, welcher den Gewinn von Jahrhunderten in Gefahr sah, und die neue Freiheit, welche die Lust jugendliches Aufschwunges fühlte, erhoben sich gleich stark gegen solche Anmaßung. Nur Gewalt konnte sie aufrecht erhalten. Durch gewaltsame Maßregeln aber mußten die Verhältnisse immer gespannter, unnatürlicher, abscheulicher werden. Die Lombarden, unter welchen ein grimmiger Parteihaß emporloderte, hatten der Uebermacht dieser Fremdlinge und dieser abtrünnigen Verräther — so erschienen sie ihnen! — Nichts einzusetzen, als listige Anschläge, verschlagene Umtreibereien und die Wuth der Verzweifelung; der Kaiser glaubte sie mit offener Härte, mit höhnischer Züchtigung und wilder Geißelung überbieten zu müssen und niederhalten zu können. So entstand eine Reihe von Auftritten, die an Gräßlichkeit, selbst in den rohesten und verwirrtesten Zeiten, wenige ihres Gleichen haben. Der theilnehmende Mensch muß sich für die Lombarden entscheiden, und nur in ihrer Aufopferung für eine große und heilige Idee kann seine Seele Trost finden. Sie mochten unter einander sündhaft gestrebt und dadurch das Schicksal herbei geführet haben, das sie so schrecklich traf; gegen den fremden König, der

sich Kaiser nannte, hatten sie Recht! Eben deßwegen mußten sie endlich, bei solcher Gesinnung als in ihnen war, gegen ihn siegen. Durch die gräuelhafte Belagerung Crema's (J. 1159), und durch die schaudervolle Zerstörung Mailand's (J. 1162) konnten wohl die Menschen zusammen geschüchtert und zu einem äußeren Gehorchen gezwungen werden, aber an ihren Herzen zehrte der bitterste Schmerz, und ihre Seelen harreten der Stunde der Erlösung und der Rache, die sie um so brennender erstrebten, je muthwilliger nicht selten der Druck war, welchen die teutschen Vögte gegen sie ausübten. Friedrich aber erbitterte gleichzeitig immer mehr den Papst. Seine Forderungen stiegen mit seinem Glück. Und als er nach Hadrian's IV. Tod (J. 1159), auf geheimen Wegen, eine zwieträchtige Papstwahl veranlasset hatte, da mußte eine Synode, die er berief, nach seinen Wünschen richten, um den verhaßten Alexander III. zu stürzen, und den ergebenen Victor IV. zum heiligen Vater der katholischen Welt zu erheben. Er fand aber an dem besonnenen, scharfsichtigen und gewandten Alexander einen starken Gegner; er lud auf sein Haupt einen schweren Bann; er gerieth nach und nach in eine Stellung zur ganzen christlichen Welt, die desto feindseliger war, je größer seine Macht, und je mehr dieselbe zur Unterdrückung der Lombarden mißbraucht zu werden schien. Selbst seinen Freunden mußten wohl die Augen aufgehen. Wie sehr ihnen die willkührliche Waltung Anfangs gefallen mochte: es mußte sich ihnen endlich das Herz wenden und die Frage sich aufdrängen: warum

und wozu? In Teutschland aber entstand, von den Alpen bis zur Ostsee, eine große Verwirrung. Die Abwesenheit des Kaisers entfesselte die Kräfte der trotzigen Herren, die an ihm selbst sahen, daß das Recht in der Stärke wohnte. Das Reich, durch Fehden und Streitigkeiten aller Art entstellet, schien von Neuem aus den Fugen aller Ordnung zu weichen.

319. Friedrich I. entwickelte unter solchen Umständen die gewaltigsten Kräfte und die erhabensten Eigenschaften des Geistes und Charakters. Aber auch sein Arm war nicht stark genug für eine so große, aufgestürmte Welt. In Teutschland erreichte er Vieles durch seine Anstrengungen und seine Strenge (J. 1163; 1165; 1166); aber in Lombardien trieb, unter steigenden Mißhandlungen, das empörte volksthümliche und menschliche Gefühl immer mehr zu gefährlichen Entschlüssen und Thaten. Schon vor dem Veronesischen Bunde (J. 1164) mußte der Kaiser weichen und den Spott desselben erdulden. Die Rückkehr seines bitteren Feindes, des Papstes Alexander's III., nach Rom (J. 1165) und die Verbindung desselben mit dem Könige von Sicilien und dem griechischen Kaiser, verkündigte gefährliche Folgen. Und als er (J. 1166) seinen dritten großen Heerzug nach Italien unternahm, und, von seinem neuen Papste Paschal III. begleitet, gegen Rom zog: da konnte er wohl, durch ritterliche Thaten, und durch Verwüstung des Heiligen wie des Gemeinen, den kühnen Papst Alexander zur Flucht zwingen; aber etwas Dauerndes vermochte er nicht zu erreichen. Hin-

ter ihm erhob sich drohend der Bund der Lombarden (April 1167), welchen der heiligste Ingrimm furchtbar machte; und die Auferstehung Mailand's aus seinem Schutte bewies, was in diesen Eidgenossen war. Die Römer kochten Rache; die Nordmannen lauerten; Keiner, dem zu trauen war. Der italische Himmel brachte eine furchtbare Pest über die Fremdlinge, desto schrecklicher, je mehr man im Bewußtsein verübtes Frevels die rächende Hand der Gottheit zu erkennen glaubte, und Friedrich, zu einem Rückzuge gezwungen, auf welchem er seine Verlegenheit durch Trotz und Härte umsonst zu verbergen suchte, sah sich seiner Helden jammervoll beraubt. Endlich floh der Kaiser, überall umstellt, geneckt, gedrängt, und nirgends sicher und nirgends gewiß, wie ein verfolgter Abenteurer nach der Heimath zurück; und das Hohngelächter der befreieten Lombarden erschallte hinter ihm her, und die Stadt Alessandria wurde (J. 1168) zu einem ewigen Denkmale seiner Schmach erbauet, zu ihrer Ehre und zur Ehre des Papstes!

320. Während dieser Vorgänge in Italien hatte Heinrich der Löwe, welcher dem Kaiser nicht nach diesem Lande gefolget war, in den slavischen Landen jenseits der Elbe, verbunden mit Waldemar, dem Könige der Dänen, durch Waffen und teutsche Pflanzörter, das Christenthum, teutsches Leben und seine Herrschaft zu gründen gesucht, und war dann in eine böse Fehde gerathen mit einem Vereine sächsischer Bischöfe und mit Ludwig, Landgrafen von Thüringen.

Wenn man die Sitten und Freiheiten der slavischen Völker dieser Gegend betrachtet, ihre Gastfreundschaft, ihren regen Verkehr und ihren städtischen Reichthum, und wenn man dabei das endliche grausame Schicksal der Bewohner dieser Länder erwäget: so kann man nicht umhin, den innigsten Antheil zu nehmen an dem Kampfe für ihre Unabhängigkeit. Aber die Betrachtung ihres Landes macht es auch aufs Lebendigste fühlbar, daß sie, sowohl dem Christenthume gegenüber, zumal nach der Bekehrung der Pommern (durch Otto von Bamberg), als dem teutschen Wesen, in einer höchst unnatürlichen Lage waren; und deßwegen sind Heinrich's des Löwen Unternehmungen gegen sie gar nicht mit Dem zu vergleichen, was Kaiser Friedrich in Italien erstrebte. Sein Glück indeß und seine Größe erregte Neid und Haß in Anderen und Trotz und Uebermuth in ihm selbst; und aus Beidem ging der Verein der Bischöfe mit dem Landgrafen von Thüringen und dem Markgrafen von Brandenburg hervor, den Heinrich zu bekämpfen hatte.

321. Die nächsten sechs Jahre nach des Kaisers Zurückkunft, bieten viele Auftritte und Bestrebungen dar, welche die menschliche Seele tief ergreifen. Friedrich I. erfreuete sich, ungeachtet seines Unglückes, in Teutschland eines Ansehens, welches auf das Klarste beweiset, daß ein solcher Mann das Größte und Schönste zu erreichen vermocht hätte, wäre seine Kraft dem Vaterland und dem volksthümlichen Geist ausschließlich gewidmet gewesen. Die Ordnung wurde hergestellt,

freilich nur im Adels- und Ritter-Sinne. Der Kaiser entschied für Heinrich den Löwen; denn an seiner Seele nagte der Schmerz über Italien, und er wünschte den gewaltigsten Herrn in Teutschland zu gewinnen. Zugleich wurde mit Erfolg für die Größe des Hohenstaufenschen Hauses, nach Feudal-Art, gesorget. Durch dieses Streben jedoch gerieth Friedrich an Heinrich den Löwen, dessen Habsucht er benutzte, um die Welfische Erbschaft an sich zu bringen. Mit dem Papst Alexander III. wurden (J. 1170) schlaue Unterhandlungen angeknüpft, um ihn von den Nordmannen und Lombarden hinweg zu ziehen; sie scheiterten aber an der Weisheit des charakterstarken Mannes. Die Absendung des ritterlichen Erzbischofes Christian von Mainz nach Italien (J. 1171) hatte wohl zur Absicht, der kaiserlichen Partei einen Halt zu geben; aber der waffenlustige Priester reizte die Feinde mehr, als er die Freunde mit Vertrauen erfüllte, und der erhabene Geist, der ihm vor Ancona entgegen trat und zum Rückzuge zwang, mußte Jene heben und Diese schrecken. Um so nöthiger war, daß der Kaiser selbst wieder erschien! In der That brach er auf mit einer starken Rüstung (J. 1174), wohl fühlend, daß der Ausgang dieser Unternehmung entscheidend sein werde. Heinrich der Löwe aber, der inzwischen (J. 1172) eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, reich an Ehren und arm an Thaten, gemacht hatte, begleitete den Kaiser nicht. Mit eigenen Entwürfen beschäftiget, durch seine Stellung zu den Großen in Sachsen und Baiern, und zu den slavischen

Ländern in Anspruch genommen, ein wachsendes Mißtrauen gegen Friedrich in der Seele, mag Heinrich das Verderbliche des kaiserlichen Planes, bei welchem Teutschland und Italien zu Grunde gerichtet wurden, erkannt haben. Der Kaiser bezeichnete seine Ankunft in Italien mit einer zwecklosen Grausamkeit. Aber schon sein nächstes Ziel, die Eroberung des verhaßten Alessandria's, erreichte er nicht. Bald gerieth er in große Noth. Unterhandlungen mit den Lombarden vermehrten dieselbe und hatten keinen Erfolg. Nur eine kräftige Unterstützung aus Teutschland, und im Besonderen von Heinrich dem Löwen schien ihn ehrenvoll aus diesem gewaltigen Zwiste hinaus bringen zu können. Eine persönliche Zusammenkunft indeß, zu welcher der Kaiser den Herzog vermochte, führte zu Nichts. Der alte Groll der Welfen und Hohenstaufen, durch die neuen Vorfälle wieder erwecket, stand zwischen beiden gewaltigen Männern, und Friedrich's fußfällige Bitten waren nicht im Stande, Heinrich's kalte Berechnung zu verwirren. Dennoch wagte der Kaiser die Schlacht. Aber der furchtbare Tag bei Legnano (29. Mai J. 1176) brachte den Teutschen eine schmähliche Niederlage und machte auf ein Mal Friedrich's unglückseligen Entwurf zu Schanden!

322. Die Folgen dieser großen Entscheidung indeß waren für die Lombarden und für Italien nicht so heilsam, als sie werden zu können schienen. Die neue Freiheit in den Städten war dem Priesterthume nicht minder verhaßt, als dem Adelthum. Arnold

von Brescia und seine Republik waren nicht vergessen. Als daher der Kaiser dem heiligen Vater das Glaubensbekenntniß eröffnen ließ: daß nach Gottes ewigem Willen die Welt durch zwei Gewalten beherrschet werden solle, durch die priesterliche und die königliche; und als er dabei Alexander'n III., dem er doch Haß und Verfolgung feierlich geschworen hatte, erklärte, daß er die Sache des Gegen-Papstes, Calixt II., gänzlich aufgäbe: da waren Papst und Kaiser im Wesentlichen sogleich einig, wenn auch die lange Feindschaft nicht sogleich überwunden ward. Die äußere Demüthigung aber vor dem heiligen Vater konnte diesem Kaiser wohl um so weniger schwer werden, da in der That das Zeitalter keine Schmach in derselben sah! Dagegen wurden die Städte der Lombardei durch die Künste der großen Herren vielfach verwirret. Ein Theil wurde verlockt und verließ den Bund; in anderen entstand Mißtrauen gegen den Adel in ihrer Mitte, und wieder andere versäumten den Geist, nachdem die Gefahr vorüber war. Ueberdieß waren die Städte durch die Erinnerung an das alte römische Municipalwesen nicht recht einig über ihre Zwecke; und ihr früherer Kampf gegen die Vasallen, und ihre Streitigkeiten gegen einander, konnten so wenig in Vergessenheit gerathen, als ihre Berechnungen der Zukunft zusammen trafen. Es ist daher Alles leicht begreiflich, was zu Venedig zwischen dem Papst und dem Kaiser geschah; leicht begreiflich der Friede mit dem Papst und dem Könige von Sicilien und der Waffenstillstand mit den Lombarden (J. 1177). Das teutsche Reich hatte

Nichts von der unglückseligen Hoheit über Lombardien; Italien verlor dadurch unendlich viel, daß diese Hoheit von Neuem und in so unbestimmter Art anerkannt wurde; für das Papstthum aber war sehr viel mit derselben gewonnen, und in dem Papstthume für die Welt, in sofern dasselbe nothwendig sein mochte!

323. Wohl nur mit zerrissenem Gemüthe kam der Kaiser nach Teutschland zurück. In demselben trug er wahrscheinlich den Entschluß, seinen Unmuth in einer schrecklichen Rache an dem Fürsten auszulassen, der keinesweges Schuld war an dem Mißlingen seiner Entwürfe, der sich aber kalt geweigert hatte, die letzten Unfälle von Legnano von ihm abzuhalten oder mit ihm zu theilen. Denn sein Verfahren gegen Heinrich den Löwen war schon eingeleitet und zeigte in jeglicher Hinsicht die bitterste Leidenschaft, die nur den Zweck, Züchtigung und Verderbung des Feindes, im Auge hatte und über die Folgen verblendete. Heinrich der Löwe würde, bei der großen Anzahl seiner Neider und Feinde, und bei der feindseligen Stimmung des Kaisers, der Reichsacht (J. 1180) nicht entgangen sein, wenn er sich auch auf die Ladungen des Kaisers gestellet hätte, um sich gegen Beschuldigungen von Männern zu rechtfertigen, die er selbst anklagen zu dürfen glaubte. Um diese Reichsacht geltend zu machen, wandte Friedrich I. dieselbe Maßregel an, die sein Oheim einst gegen Heinrich's Vater angewandt hatte, aber in einer viel größeren Ausdehnung. Dadurch gelang ihm allerdings, den Feind zu zerschmet-

tern, er beraubte aber sich auch selbst, als Kaiser, jedes Gewinnes von seinem Siege. Herzog Heinrich versuchte zwar, dem Ungewitter zu begegnen, das sich wider ihn erhob. Durch des Kaisers schlaue Kunst aber waren dem Löwen die Sehnen durchschnitten. Von Feinden umstellt, welche, besonders in Sachsen, durch Rachsucht, Landgierde und durch das Bestreben auf der Leiter der Feudalität um einige Stufen höher zu kommen, getrieben wurden und keine Waffe gegen ihn scheueten, konnte Heinrich selbst auf die Wenigen nicht rechnen, die ihm treu zu bleiben schienen. Die Lockung, die ihnen vorgehalten wurde, war zu groß, als daß er nicht mißtrauisch hätte werden, und im Mißtrauen noch Manche von den Wenigen hätte entfernen sollen. Nach einem furchtbaren Kampfe von zwei Jahren sah der gewaltige Fürst, verlassen und verrathen, sich genöthiget, die Gnade des Kaisers anzurufen!

324. Der Tag zu Erfurt, an welchem Heinrich der Löwe vor Kaiser Friedrich I. das Knie beugte, war gewiß ein verhängnißvoller Tag, nicht bloß für den stolzen Fürsten, den ein so schweres Schicksal traf, sondern für ganz Teutschland, und vielleicht selbst für alle christlichen Völker Europa's. Die Namen der Herzogthümer Sachsen und Baiern blieben dieselben, aber die Bedeutung dieser Namen änderte sich in aller Hinsicht. Von Sachsen erhielt Bernhard, Albert's des Bären Sohn, einen unbedeutenden Theil; das Meiste wurde die Beute geistlicher und weltlicher Herren,

welche sich derselben zu bemächtigen gewußt hatten. Das Herzogthum Baiern, in welchem weit mehr Anstand und Ordnung beobachtet war, erhielt Otto von Wittelsbach, ein Fürst, der durch Tapferkeit und Treue hoch hervorragte, und der die Ehre des teutschen Reiches tiefer fühlte als irgend ein Anderer. Es wurde weniger zerstückelt, aber unbeschnitten blieb es keinesweges. Die großen Herzogthümer, so lange die Qual der teutschen Kaiser, waren auf diese Weise zerbrochen und unwiederbringlich vernichtet; aber diese Vernichtung konnte dem Kaiser jetzt nicht, wie zu Karl's des Großen Zeiten, zu Gute kommen, weil bei den weltlichen Herren Lehen, Aemter und Würden erblich geworden, und weil die Geistlichen theils als Vasallen des Reiches, theils als Glieder der Hierarchie, eine ganz andere Stellung gewonnen hatten. Der Kaiser hatte an den kleineren Ständen des Reiches, sie mochten Churfürsten, Bischöfe, Herzöge, Grafen, Fürsten oder anders genannt werden, gefährlichere Feinde, als er an den großen Herzogen gehabt hatte, weil ihm gegen Jene auch das Mittel fehlte, welchem Diese erlegen waren. Und doch stand das Feudal-Wesen noch in seiner ganzen Größe da; und war befestiget und weder die Städte, die einzeln begünstiget und groß wurden, noch das römische Recht, das sich immer mehr eindrängte, konnten dasselbe zerstören. Das Schicksal des teutschen Reiches war bestimmt. Jede teutsche Provinz, jeder teutsche Stand war an sich selbst verwiesen. Das Reich war ein feudalistischer Staatenbund, oder mußte doch, wenn es auch noch lange, in dem

Kampfe zwischen der Kraft des Geistes und der Macht der Geschichte, hin und her schwankte, ein feudalistischer Staatenbund werden, in welchem der Kaiser kaum eine Stelle fand. Es konnte sich wohl viel Leben im teutschen Volk entwickeln und eine große Freiheit mochte hier und dort erreicht werden; aber ein wahrhaftiges einmüthiges Volksleben, eine teutsche einmüthige Volksfreiheit war in diesem Reiche nicht mehr möglich. Und wenn man nunmehr nach und nach anfing, das Reich ein heiliges Reich zu nennen, so wird man fast versucht zu glauben, dieses sei geschehen, weil es nicht mehr ein Reich von dieser Welt war. — Ueber diesen Zustand kann freilich für den Augenblick wohl die stolze Kraft der Heldengestalten dieser Zeit täuschen. Täuschen können über ihn der Glanz großer Thaten, und vieler herrlichen Erscheinungen im Leben, in der Kunst und in der Wissenschaft. Aber abzuleugnen ist er nicht. Eine ernste Betrachtung zweier Fragen jedoch: ob nicht etwa, wie das Kaiserthum zur Erhebung der päpstlichen Macht, so diese Gestaltung des teutschen Reiches zur Erniedrigung dieser Macht nothwendig gewesen sei? und ob nicht ein ächtmenschliches, in gesetzlicher Freiheit gesichertes, Leben eher möglich sei in einem kleinen Staat, als in einem großen Reiche? kann vielleicht eine gründliche Beruhigung gewähren!

325. Schmeichler, Begünstigte und Bereicherte mochten Friedrich's Sieg über seinen Gegner, die Größe seiner Thaten und das Glück des Reiches preisen: er selbst kann sich wohl kaum über den Zustand

dieses Reiches und über den Ertrag seiner Bestrebungen getäuschet haben. Wenigstens hatte er Gelegenheit genug, den Sinn Derer kennen zu lernen, in deren Hand das Reich war. Aus den letzten Jahren seiner Regierung jedoch heben wir nur Einiges aus. Der Friede mit den Lombarden zu Constanz (J. 1183) war eine traurige Aushülfe, welche die Sachen in der alten Ungewißheit ließ, das Verhältniß zwischen Teutschland und Italien in der alten Verworrenheit erhielt und deßwegen keine heilsamen Folgen für beide Länder haben konnte. Durch diesen Frieden war eine neue Heerfahrt nach Italien wohl nothwendig geworden, um denselben in Anwendung zu bringen, um den Schein der Hoheit zu retten, um alte Erinnerungen zu verlöschen und neue Verhältnisse anzuknüpfen. Aber Friedrich I. hatte bei seinem siebenten Zuge nach diesem Lande (J. 1184) nicht bloß die Lombardei im Auge, die übrigens durch seine Anwesenheit in neue Verwirrung gerieth; in einer Verblendung, die eben so groß war als jene, in welcher er den Geist der Lombarden zu unterdrücken gestrebt hatte, wünschte er das Königreich Sicilien an sein Haus zu bringen, und in der Erwerbung einer erblichen Krone für seine mißlungenen Entwürfe einen Ersatz zu finden. Man kann diese Verblendung an einem Manne kaum begreifen, dessen großer Geist unverkennbar ist, und dessen Erfahrung so reich und mannigfaltig war. Denn die Vermälung seines Sohnes Heinrich, der schon (seit dem J. 1169) römischer König war, mit Constantia von Sicilien, der Erbin dieses Reiches, — zu Mailand! —

(J. 1186), war sowohl in sittlicher und volksthümlicher Rücksicht, als in Beziehung auf die Stellung des Kaisers zum Papst, ein Werk höchst unkluger Politik, das nur unnatürliche Verhältnisse erzeugen und nur unglückselige Folgen haben konnte. Auch der Umstand verdienet, als ein Zeichen der Zeit, besonders bemerket zu werden, daß Friedrich I. das Uebermaß der Fehden und der Verwüstungen im Reiche nur dadurch zu beschränken wußte, daß er durch einen Friedebrief (J. 1187) diese unseligen Aeußerungen der Gesetzlosigkeit in einen gesetzlichen Gang zu bringen suchte, so wie die Beschränkung der Ritterlichkeit auf adelige Geschlechter für Friedrich's Gesinnung zeugen mag. Am Meisten aber wird, für den Augenblick, die menschliche Seele ergriffen von dem Schicksale Heinrich's des Löwen, welcher, einen unendlichen Ingrimm in der stolzen Brust, in der Verbannung aus dem Reiche Nichts sann, als die Rückkehr in das Land seiner Väter und seiner Größe, und von den Verhandlungen, die sein Ringen und Streben nach sich zog, und von den Verwirrungen im Reiche, die diesen Verhandlungen bald voraus gingen, bald nachfolgten. Kaiser Friedrich I. aber konnte den Rest seines reichen Lebens gewiß nicht höher ausbringen, als durch die Annahme des Kreuzes, welches, nach dem Verluste der heiligen Stadt Jerusalem, mit neuer Begeisterung durch die Länder der christlichen Welt getragen ward. In seiner Seele mögen sich, als er, von vielen Rittern und Herren begleitet, den Zug nach dem heiligen Land antrat (J. 1189), große Gedanken mancher Art bewegt haben.

Das Ziel, das er sich vorgesetzet hatte, erreichte er zwar nicht; sein Tod aber kam gewiß zu rechter Zeit für seinen Ruhm, und war geeignet, Vieles aus seinem Leben in Vergessenheit zu bringen und ihm ein schönes Andenken in dem Gedächtnisse der Menschen zu erwerben.

Sechstes Capitel.

Teutschland und Italien unter den letzten Hohenstaufen und während des Zwischenreiches.

326. An Heinrich VI., der schon nach seines Vaters Abzuge die Verwaltung des Reiches übernommen hatte, ist durchaus keine Seite aufzufinden, die ihn den edelsten Gefühlen in der menschlichen Brust nahe brächte. Er, der Zögling widerspruchsvoller und gewaltsamer Zeiten, schien nur das Häßliche und Abscheuliche derselben in sich gesogen, und von seinem Vater schien er Nichts geerbet zu haben, als Dasjenige, was an diesem verwerflich erscheinet oder zweideutig. Von den gemeinsten Leidenschaften getrieben, erregt er bald Widerwillen, bald Verachtung und niemals Theilnahme. Sogar an kühnen Thaten und an ergreifenden Ideen, welche über ihn täuschen könnten, fehlet es; und selbst seine Klugheit kann nicht erfreuen, weil es ihr immer an Redlichkeit gebricht. Vieles darf man allerdings auf die schreckliche Verworrenheit und Unnatürlichkeit der Verhältnisse werfen, von welcher Heinrich VI. bedrängt und gequälet ward, welche er

(J. 1186), war sowohl in sittlicher und volksthümlicher Rücksicht, als in Beziehung auf die Stellung des Kaisers zum Papst, ein Werk höchst unkluger Politik, das nur unnatürliche Verhältnisse erzeugen und nur unglückselige Folgen haben konnte. Auch der Umstand verdienet, als ein Zeichen der Zeit, besonders bemerkt zu werden, daß Friedrich I. das Uebermaß der Fehden und der Verwüstungen im Reiche nur dadurch zu beschränken wußte, daß er durch einen Friedebrief (J. 1187) diese unseligen Aeußerungen der Gesetzlosig... in einen gesetzlichen Gang zu bringen suchte, so ... die Beschränkung der Ritterlichkeit auf adelige ... schlechter für Friedrich's Gesinnung zeugen mag. Meisten aber wird, für den Augenblick, die ... liche Seele ergriffen von dem Schicksale ... des Löwen, welcher, einen unendlichen In... der stolzen Brust, in der Verbannung aus ... Nichts sann, als die Rückkehr in das Lan... ter und seiner Größe, und von den Ve... die sein Ringen und Streben nach sich zo... den Verwirrungen im Reiche, die diesen ... gen bald voraus gingen, bald nachfo... Friedrich I. aber konnte den Rest seines ... gewiß nicht höher ausbringen, als durch ... des Kreuzes, welches, nach dem Ver... Stadt Jerusalem, mit neuer Begeis... Länder der christlichen Welt getragen ... Seele mögen sich, als er, von vielen ... ren begleitet, den Zug nach dem heili... (J. 1189), große Gedanken manch...

Das Ziel, das er sich ... ichen. Denn die
zwar nicht; sein Tod ... t gegen die Teut-
für seinen Ruhm, und ... armherziges, gott-
nem Leben in Vergessenheit ... isches Volk. Fried-
schönes Andenken in den ... ufen zum Gräuel ge-
zu erwerben. ... after mag nicht unbe-

... , und die Seelen mit
... haben. Auch war der
... sen, da ihm Alles dar-

Sechstes ... che Geschlecht der Stau-

Teutschland und Italien ... dem unteren Italien zu
während ... e Krone trug. Heinrich's

326. An Heinric ... terwerfung des Landes (J.
ters Abzuge die ... hatte indeß, und nicht ohne
hatte, ist durchaus ... e Cölestin III. die Kaiserkrone
den edelsten ... schland zurück gebracht. Nun
brächte. Er, der ... ed gestorben (J. 1194); sein
waltsamer Zeit ... Wilhelm III. war ein Knabe.
scheuliche ... es dem Kaiser auch nicht! Der
Vater schien ... Löwenherz, König von England,
was an diesem ... n Schwager und Tancred's Freund,
Von den ... chtigkeit und Bethörung in die Hand
er bald ... beleidigten Feindes, Leopold's von Oester-
Theilnah... ... dieser hatte ihn (J. 1193) an den Kai-
greifende ... und Heinrich, von eigener Leidenschaft
fehlet ... und von fremder Politik aufgereizet, nicht
weil ... sondern durch die Härte und die
mas ... des Ritterthumes bestimmet,
... würdiges Unwürdigem
... ßes ... seinem Volke

nicht zu übersehen und zu würdigen vermochte, und in welcher er doch walten und herrschen wollte. Was man aber auch aufsuchen mag, um sich den Mann erträglicher zu machen: niemals wird es gelingen, sich mit ihm als Menschen oder Fürsten zu befreunden!

327. Sogleich nach dem Abzuge Friedrich's I. war Herzog Heinrich der Löwe (J. 1189) zurückgekommen, getrieben von der Sehnsucht nach dem Vaterlande, von einem gerechten Zorne gegen seine Feinde, von der Erinnerung an die Herrlichkeit früherer Tage und an seine stolzen Entwürfe, endlich von der Hoffnung auf die Wiederkehr des Glückes, die er mit Heldenarmen festhielt. Hierauf zerrüttete ein jammervoller Krieg fünf Jahre lang das nördliche Teutschland. Blühende Städte, wie Bardewik, sanken zusammen unter dem Tritte des grimmigen Löwen, und vor seinen Feinden ging die wildeste Zerstörung einher. Und schwerlich würde dem alten Löwen, ermüdet und verzichtend, ein ruhiges Sterbelager (J. 1195) in seiner einsamen Burg zu Braunschweig zu Theile geworden sein, wenn nicht sein Sohn Heinrich Treue und Liebe gefunden hätte bei der schönen Agnes, Heinrich's VI. Muhme, der Erbtochter des Pfalzgrafen Kunrad bei Rhein, und wenn nicht Heinrich VI. mit anderen Entwürfen beschäftiget und dadurch für eine Ausgleichung (J. 1194) gewonnen wäre. Wilhelm II. von Sicilien nämlich war (J. 1189) gestorben und die Sicilianer hatten dem Grafen Tancred von Lecce, einem unehelichen Neffen der Königin Constantia, die Krone ge-

geben, um sie Heinrich VI. zu entziehen. Denn die Italiäner waren von Haß entbraunt gegen die Teutschen, und sahen in ihnen ein unbarmherziges, gottloses, raubsüchtiges und verbrecherisches Volk. Friedrich I. hatte den Namen Hohenstaufen zum Gräuel gemacht, und Heinrich's VI. Charakter mag nicht unbekannt geblieben sein in Sicilien, und die Seelen mit Furcht und Schrecken erfüllet haben. Auch war der Papst wohl nicht unthätig gewesen, da ihm Alles daran liegen mußte, das gefährliche Geschlecht der Staufen wenigstens so lange aus dem unteren Italien zu entfernen, als es die teutsche Krone trug. Heinrich's VI. erste Heerfahrt zur Unterwerfung des Landes (J. 1191) war mißlungen; er hatte indeß, und nicht ohne Schändlichkeit, vom Papste Cölestin III. die Kaiserkrone erhalten und nach Teutschland zurück gebracht. Nun aber war König Tancred gestorben (J. 1194); sein Sohn und Nachfolger Wilhelm III. war ein Knabe. Und am Gelde fehlte es dem Kaiser auch nicht! Der ritterliche Richard Löwenherz, König von England, Heinrich's des Löwen Schwager und Tancred's Freund, war durch Unvorsichtigkeit und Bethörung in die Hand eines schwer beleidigten Feindes, Leopold's von Oesterreich, gerathen; dieser hatte ihn (J. 1193) an den Kaiser verhandelt, und Heinrich, von eigener Leidenschaft getrieben und von fremder Politik aufgereizet, nicht durch den Edelmuth, sondern durch die Härte und die berechnenden Räubereien des Ritterthumes bestimmet, hatte diesen Fürsten, Unwürdiges mit Unwürdigem vergeltend, nur gegen ein großes Lösegeld seinem Volke

von Brescia und seine Republik waren nicht vergessen. Als daher der Kaiser dem heiligen Vater das Glaubensbekenntniß eröffnen ließ: daß nach Gottes ewigem Willen die Welt durch zwei Gewalten beherrschet werden solle, durch die priesterliche nnd die königliche; und als er dabei Alexander'n III., dem er doch Haß und Verfolgung feierlich geschworen hatte, erklärte, daß er die Sache des Gegen-Papstes, Calixt II., gänzlich aufgäbe: da waren Papst und Kaiser im Wesentlichen sogleich einig, wenn auch die lange Feindschaft nicht sogleich überwunden ward. Die äußere Demüthigung aber vor dem heiligen Vater konnte diesem Kaiser wohl um so weniger schwer werden, da in der That das Zeitalter keine Schmach in derselben sah! Dagegen wurden die Städte der Lombardei durch die Künste der großen Herren vielfach verwirret. Ein Theil wurde verlockt und verließ den Bund; in anderen entstand Mißtrauen gegen den Adel in ihrer Mitte, und wieder andere versäumten den Geist, nachdem die Gefahr vorüber war. Ueberdieß waren die Städte durch die Erinnerung an das alte römische Municipalwesen nicht recht einig über ihre Zwecke; und ihr früherer Kampf gegen die Vasallen, und ihre Streitigkeiten gegen einander, konnten so wenig in Vergessenheit gerathen, als ihre Berechnungen der Zukunft zusammen trafen. Es ist daher Alles leicht begreiflich, was zu Venedig zwischen dem Papst und dem Kaiser geschah; leicht begreiflich der Friede mit dem Papst und dem Könige von Sicilien und der Waffenstillstand mit den Lombarden (J. 1177). Das teutsche Reich hatte

Nichts von der unglückseligen Hoheit über Lombardien; Italien verlor dadurch unendlich viel, daß diese Hoheit von Neuem und in so unbestimmter Art anerkannt wurde; für das Papstthum aber war sehr viel mit derselben gewonnen, und in dem Papstthume für die Welt, in sofern dasselbe nothwendig sein mochte!

323. Wohl nur mit zerrissenem Gemüthe kam der Kaiser nach Teutschland zurück. In demselben trüg er wahrscheinlich den Entschluß, seinen Unmuth in einer schrecklichen Rache an dem Fürsten auszulassen, der keinesweges Schuld war an dem Mißlingen seiner Entwürfe, der sich aber kalt geweigert hatte, die letzten Unfälle von Legnano von ihm abzuhalten oder mit ihm zu theilen. Denn sein Verfahren gegen Heinrich den Löwen war schon eingeleitet und zeigte in jeglicher Hinsicht die bitterste Leidenschaft, die nur den Zweck, Züchtigung und Verderbung des Feindes, im Auge hatte und über die Folgen verblendete. Heinrich der Löwe würde, bei der großen Anzahl seiner Neider und Feinde, und bei der feindseligen Stimmung des Kaisers, der Reichsacht (J. 1180) nicht entgangen sein, wenn er sich auch auf die Ladungen des Kaisers gestellet hätte, um sich gegen Beschuldigungen von Männern zu rechtfertigen, die er selbst anklagen zu dürfen glaubte. Um diese Reichsacht geltend zu machen, wandte Friedrich I. dieselbe Maßregel an, die sein Oheim einst gegen Heinrich's Vater angewandt hatte, aber in einer viel größeren Ausdehnung. Dadurch gelang ihm allerdings, den Feind zu zerschmet-

tern, er beraubte aber sich auch selbst, als Kaiser, jedes Gewinnes von seinem Siege. Herzog Heinrich versuchte zwar, dem Ungewitter zu begegnen, das sich wider ihn erhob. Durch des Kaisers schlaue Kunst aber waren dem Löwen die Sehnen durchschnitten. Von Feinden umstellt, welche, besonders in Sachsen, durch Rachsucht, Landgierde und durch das Bestreben auf der Leiter der Feudalität um einige Stufen höher zu kommen, getrieben wurden und keine Waffe gegen ihn scheueten, konnte Heinrich selbst auf die Wenigen nicht rechnen, die ihm treu zu bleiben schienen. Die Lockung, die ihnen vorgehalten wurde, war zu groß, als daß er nicht mißtrauisch hätte werden, und im Mißtrauen noch Manche von den Wenigen hätte entfernen sollen. Nach einem furchtbaren Kampfe von zwei Jahren sah der gewaltige Fürst, verlassen und verrathen, sich genöthiget, die Gnade des Kaisers anzurufen!

324. Der Tag zu Erfurt, an welchem Heinrich der Löwe vor Kaiser Friedrich I. das Knie beugte, war gewiß ein verhängnißvoller Tag, nicht bloß für den stolzen Fürsten, den ein so schweres Schicksal traf, sondern für ganz Teutschland, und vielleicht selbst für alle christlichen Völker Europa's. Die Namen der Herzogthümer Sachsen und Baiern blieben dieselben, aber die Bedeutung dieser Namen änderte sich in aller Hinsicht. Von Sachsen erhielt Bernhard, Albert's des Bären Sohn, einen unbedeutenden Theil; das Meiste wurde die Beute geistlicher und weltlicher Herren,

welche sich derselben zu bemächtigen gewußt hatten. Das Herzogthum Baiern, in welchem weit mehr Anstand und Ordnung beobachtet war, erhielt Otto von Wittelsbach, ein Fürst, der durch Tapferkeit und Treue hoch hervorragte, und der die Ehre des teutschen Reiches tiefer fühlte als irgend ein Anderer. Es wurde weniger zerstückelt, aber unbeschnitten blieb es keinesweges. Die großen Herzogthümer, so lange die Qual der teutschen Kaiser, waren auf diese Weise zerbrochen und unwiederbringlich vernichtet; aber diese Vernichtung konnte dem Kaiser jetzt nicht, wie zu Karl's des Großen Zeiten, zu Gute kommen, weil bei den weltlichen Herren Lehen, Aemter und Würden erblich geworden, und weil die Geistlichen theils als Vasallen des Reiches, theils als Glieder der Hierarchie, eine ganz andere Stellung gewonnen hatten. Der Kaiser hatte an den kleineren Ständen des Reiches, sie mochten Churfürsten, Bischöfe, Herzöge, Grafen, Fürsten oder anders genannt werden, gefährlichere Feinde, als er an den großen Herzogen gehabt hatte, weil ihm gegen Jene auch das Mittel fehlte, welchem Diese erlegen waren. Und doch stand das Feudal-Wesen noch in seiner ganzen Größe da; und war befestiget und weder die Städte, die einzeln begünstiget und groß wurden, noch das römische Recht, das sich immer mehr eindrängte, konnten dasselbe zerstören. Das Schicksal des teutschen Reiches war bestimmt. Jede teutsche Provinz, jeder teutsche Stand war an sich selbst verwiesen. Das Reich war ein feudalistischer Staatenbund, oder mußte doch, wenn es auch noch lange, in dem

Kampfe zwischen der Kraft des Geistes und der Macht der Geschichte, hin und her schwankte, ein feudalistischer Staatenbund werden, in welchem der Kaiser kaum eine Stelle fand. Es konnte sich wohl viel Leben im teutschen Volk entwickeln und eine große Freiheit mochte hier und dort erreicht werden; aber ein wahrhaftiges einmüthiges Volksleben, eine teutsche einmüthige Volksfreiheit war in diesem Reiche nicht mehr möglich. Und wenn man nunmehr nach und nach anfing, das Reich ein heiliges Reich zu nennen, so wird man fast versucht zu glauben, dieses sei geschehen, weil es nicht mehr ein Reich von dieser Welt war. — Ueber diesen Zustand kann freilich für den Augenblick wohl die stolze Kraft der Heldengestalten dieser Zeit täuschen. Täuschen können über ihn der Glanz großer Thaten, und vieler herrlichen Erscheinungen im Leben, in der Kunst und in der Wissenschaft. Aber abzuleugnen ist er nicht. Eine ernste Betrachtung zweier Fragen jedoch: ob nicht etwa, wie das Kaiserthum zur Erhebung der päpstlichen Macht, so diese Gestaltung des teutschen Reiches zur Erniedrigung dieser Macht nothwendig gewesen sei? und ob nicht ein ächtmenschliches, in gesetzlicher Freiheit gesichertes, Leben eher möglich sei in einem kleinen Staat, als in einem großen Reiche? kann vielleicht eine gründliche Beruhigung gewähren!

325. Schmeichler, Begünstigte und Bereicherte mochten Friedrich's Sieg über seinen Gegner, die Größe seiner Thaten und das Glück des Reiches preisen: er selbst kann sich wohl kaum über den Zustand

dieses Reiches und über den Ertrag seiner Bestrebungen getäuschet haben. Wenigstens hatte er Gelegenheit genug, den Sinn Derer kennen zu lernen, in deren Hand das Reich war. Aus den letzten Jahren seiner Regierung jedoch heben wir nur Einiges aus. Der Friede mit den Lombarden zu Constanz (J. 1183) war eine traurige Aushülfe, welche die Sachen in der alten Ungewißheit ließ, das Verhältniß zwischen Teutschland und Italien in der alten Verworrenheit erhielt und deßwegen keine heilsamen Folgen für beide Länder haben konnte. Durch diesen Frieden war eine neue Heerfahrt nach Italien wohl nothwendig geworden, um denselben in Anwendung zu bringen, um den Schein der Hoheit zu retten, um alte Erinnerungen zu verlöschen und neue Verhältnisse anzuknüpfen. Aber Friedrich I. hatte bei seinem siebenten Zuge nach diesem Lande (J. 1184) nicht bloß die Lombardei im Auge, die übrigens durch seine Anwesenheit in neue Verwirrung gerieth; in einer Verblendung, die eben so groß war als jene, in welcher er den Geist der Lombarden zu unterdrücken gestrebt hatte, wünschte er das Königreich Sicilien an sein Haus zu bringen, und in der Erwerbung einer erblichen Krone für seine mißlungenen Entwürfe einen Ersatz zu finden. Man kann diese Verblendung an einem Manne kaum begreifen, dessen großer Geist unverkennbar ist, und dessen Erfahrung so reich und mannigfaltig war. Denn die Vermälung seines Sohnes Heinrich, der schon (seit dem J. 1169) römischer König war, mit Constantia von Sicilien, der Erbin dieses Reiches, — zu Mailand! —

(J. 1186), war sowohl in sittlicher und volksthümlicher Rücksicht, als in Beziehung auf die Stellung des Kaisers zum Papst, ein Werk höchst unkluger Politik, das nur unnatürliche Verhältnisse erzeugen und nur unglückselige Folgen haben konnte. Auch der Umstand verdienet, als ein Zeichen der Zeit, besonders bemerket zu werden, daß Friedrich I. das Uebermaß der Fehden und der Verwüstungen im Reiche nur dadurch zu beschränken wußte, daß er durch einen Friedebrief (J. 1187) diese unseligen Aeußerungen der Gesetzlosigkeit in einen gesetzlichen Gang zu bringen suchte, so wie die Beschränkung der Ritterlichkeit auf adelige Geschlechter für Friedrich's Gesinnung zeugen mag. Am Meisten aber wird, für den Augenblick, die menschliche Seele ergriffen von dem Schicksale Heinrich's des Löwen, welcher, einen unendlichen Ingrimm in der stolzen Brust, in der Verbannung aus dem Reiche Nichts sann, als die Rückkehr in das Land seiner Väter und seiner Größe, und von den Verhandlungen, die sein Ringen und Streben nach sich zog, und von den Verwirrungen im Reiche, die diesen Verhandlungen bald voraus gingen, bald nachfolgten. Kaiser Friedrich I. aber konnte den Rest seines reichen Lebens gewiß nicht höher ausbringen, als durch die Annahme des Kreuzes, welches, nach dem Verluste der heiligen Stadt Jerusalem, mit neuer Begeisterung durch die Länder der christlichen Welt getragen ward. In seiner Seele mögen sich, als er, von vielen Rittern und Herren begleitet, den Zug nach dem heiligen Land antrat (J. 1189), große Gedanken mancher Art bewegt haben.

Das Ziel, das er sich vorgesetzet hatte, erreichte er zwar nicht; sein Tod aber kam gewiß zu rechter Zeit für seinen Ruhm, und war geeignet, Vieles aus seinem Leben in Vergessenheit zu bringen und ihm ein schönes Andenken in dem Gedächtnisse der Menschen zu erwerben.

Sechstes Capitel.

Teutschland und Italien unter den letzten Hohenstaufen und während des Zwischenreiches.

326. An Heinrich VI., der schon nach seines Vaters Abzuge die Verwaltung des Reiches übernommen hatte, ist durchaus keine Seite aufzufinden, die ihn den edelsten Gefühlen in der menschlichen Brust nahe brächte. Er, der Zögling widerspruchsvoller und gewaltsamer Zeiten, schien nur das Häßliche und Abscheuliche derselben in sich gesogen, und von seinem Vater schien er Nichts geerbet zu haben, als Dasjenige, was an diesem verwerflich erscheinet oder zweideutig. Von den gemeinsten Leidenschaften getrieben, erregt er bald Widerwillen, bald Verachtung und niemals Theilnahme. Sogar an kühnen Thaten und an ergreifenden Ideen, welche über ihn täuschen könnten, fehlet es; und selbst seine Klugheit kann nicht erfreuen, weil es ihr immer an Redlichkeit gebricht. Vieles darf man allerdings auf die schreckliche Verworrenheit und Unnatürlichkeit der Verhältnisse werfen, von welcher Heinrich VI. bedrängt und gequälet ward, welche er

nicht zu übersehen und zu würdigen vermochte, und in welcher er doch walten und herrschen wollte. Was man aber auch aufsuchen mag, um sich den Mann erträglicher zu machen: niemals wird es gelingen, sich mit ihm als Menschen oder Fürsten zu befreunden!

327. Sogleich nach dem Abzuge Friedrich's I. war Herzog Heinrich der Löwe (J. 1189) zurückgekommen, getrieben von der Sehnsucht nach dem Vaterlande, von einem gerechten Zorne gegen seine Feinde, von der Erinnerung an die Herrlichkeit früherer Tage und an seine stolzen Entwürfe, endlich von der Hoffnung auf die Wiederkehr des Glückes, die er mit Heldenarmen festhielt. Hierauf zerrüttete ein jammervoller Krieg fünf Jahre lang das nördliche Teutschland. Blühende Städte, wie Bardewik, sanken zusammen unter dem Tritte des grimmigen Löwen, und vor seinen Feinden ging die wildeste Zerstörung einher. Und schwerlich würde dem alten Löwen, ermüdet und verzichtend, ein ruhiges Sterbelager (J. 1195) in seiner einsamen Burg zu Braunschweig zu Theile geworden sein, wenn nicht sein Sohn Heinrich Treue und Liebe gefunden hätte bei der schönen Agnes, Heinrich's VI. Muhme, der Erbtochter des Pfalzgrafen Kunrad bei Rhein, und wenn nicht Heinrich VI. mit anderen Entwürfen beschäftiget und dadurch für eine Ausgleichung (J. 1194) gewonnen wäre. Wilhelm II. von Sicilien nämlich war (J. 1189) gestorben und die Sicilianer hatten dem Grafen Tancred von Lecce, einem unehelichen Neffen der Königin Constantia, die Krone ge-

geben, um sie Heinrich VI. zu entziehen. Denn die Italiäner waren von Haß entbrannt gegen die Teutschen, und sahen in ihnen ein unbarmherziges, gottloses, raubsüchtiges und verbrecherisches Volk. Friedrich I. hatte den Namen Hohenstaufen zum Gräuel gemacht, und Heinrich's VI. Charakter mag nicht unbekannt geblieben sein in Sicilien, und die Seelen mit Furcht und Schrecken erfüllet haben. Auch war der Papst wohl nicht unthätig gewesen, da ihm Alles daran liegen mußte, das gefährliche Geschlecht der Staufen wenigstens so lange aus dem unteren Italien zu entfernen, als es die teutsche Krone trug. Heinrich's VI. erste Heerfahrt zur Unterwerfung des Landes (J. 1191) war mißlungen; er hatte indeß, und nicht ohne Schändlichkeit, vom Papste Cölestin III. die Kaiserkrone erhalten und nach Teutschland zurück gebracht. Nun aber war König Tancred gestorben (J. 1194); sein Sohn und Nachfolger Wilhelm III. war ein Knabe. Und am Gelde fehlte es dem Kaiser auch nicht! Der ritterliche Richard Löwenherz, König von England, Heinrich's des Löwen Schwager und Tancred's Freund, war durch Unvorsichtigkeit und Bethörung in die Hand eines schwer beleidigten Feindes, Leopold's von Oesterreich, gerathen; dieser hatte ihn (J. 1193) an den Kaiser verhandelt, und Heinrich, von eigener Leidenschaft getrieben und von fremder Politik aufgereizet, nicht durch den Edelmuth, sondern durch die Härte und die berechnenden Räubereien des Ritterthumes bestimmet, hatte diesen Fürsten, Unwürdiges mit Unwürdigem vergeltend, nur gegen ein großes Lösegeld seinem Volke

zurück gegeben. Also war er der Ausgleichung mit den Welfen nicht entgegen, um einen neuen Zug nach dem Königreiche Sicilien desto schneller unternehmen zu können.

328. Heinrich VI. wurde bei dieser neuen Heerfahrt nach Italien (J. 1194) vom Glücke sehr begünstiget. Er aber verlor in diesem Glücke, wie alles menschliche Gefühl, so jede Besonnenheit, und mißbrauchte dasselbe auf die schauderhafteste Weise. Das Königreich Sicilien wurde, mit Hülfe der bethörten Genueser und Pisaner, diesseits und jenseits der Meer-Enge, durch Schrecken mehr als durch große Thaten, unterworfen; aber unter ruchlosen Grausamkeiten, die Abscheu und Entsetzen erregen. Der junge König, Wilhelm III., von seiner unglücklichen Mutter, Sibylla, geleitet, legte die Krone nieder zu den Füßen des Fremdlinges; aber er fand kein Mitleid und kein Erbarmen, und ging nach jammervoller Verstümmelung zu Grunde. Selbst die Geburt eines Sohnes, Friedrich (II.) genannt, die in diese Tage des Blutes und des Unglückes fiel (J. 1194), vermochte das harte Herz des Kaisers nicht zu erweichen. Sie brachte ihn nur auf neue Gedanken der Größe und Herrschaft. Schamlos die Treue brechend, eilte er mit dem reichen Raube Siciliens (J. 1195) wieder nach Teutschland. Hier versuchte er die Fürsten, um von ihnen die Erblichkeit der Krone für sein Haus zu erhalten. Wenn aber auch diese Schätze und die weiten und großen Aussichten, die Heinrich VI. ihnen eröffnete, Man-

che verführeten, so widerstanden doch Andere, und besonders die ersten geistlichen Fürsten, so stark, daß der Kaiser die Ausführung seines Entwurfes wenigstens verschieben mußte. Und Teutschland hat Dieses nicht zu beklagen! Die Wahl mochte allerdings ein Unglück sein: die Erblichkeit, unter solchen Umständen und auf diese Bedingungen ausgesprochen, würde weder Einheit noch Glück für Teutschland erzeuget haben, auch ganz abgesehen von Heinrich's VI. Persönlichkeit. Der Kaiser kehrte übrigens (J. 1196), von teutschen Kreuzfahrern, die er schlau zu verführen wußte, begleitet, wegen Unruhen in Sicilien, zu neuen Grausamkeiten und mit neuen Entwürfen auf die Herrschaft über Italien und gegen das unglückselige griechische Reich, nach jenem Lande zurück. Aber sein Maß war voll. Ehe er noch das Geld empfangen konnte, mit welchem der geängstigte Kaiser von Constantinopel seine Gierde zu besänftigen suchte, überraschte ihn, mitten in seinem Uebermuthe der Tod (J. 1197); und Wenige haben um ihn getrauert, und Niemand hat ihn zurück ersehnt.

329. Bei dem Zustande der Verhältnisse im Staat und in der Kirche ist es kaum zu glauben, daß Heinrich VI., wenn er länger gelebt hätte, die Herrschaft des heiligen Stuhles wirklich und dauernd in Gefahr gebracht haben würde; so wie es nicht wahrscheinlich ist, daß durch ihn, einen solchen Mann, das teutsche Reich zur Einheit hätte gebracht werden können, wenn es seinen Künsten auch gelungen wäre, die Erblichkeit

der Krone, den Worten nach, zu erreichen. Das aber ist nicht zu leugnen: schwer geängstiget hatte er den Papst, und eine große Bedrängniß hatte demselben gedrohet; und eben so wenig ist zu leugnen: in Teutschland waren Besorgnisse entstanden und neue Leidenschaften aufgeregt. Der unerwartete Tod des Kaisers konnte daher nicht ohne Rückwirkung bleiben; und diese Rückwirkung mußte um so heftiger werden, je härter und stürmischer Heinrich VI. sich gezeigt hatte. Nun aber geschah, nach der wunderbaren Zusammenordnung der Dinge, daß bald nach des Kaisers Hintritt ein Mann in der Fülle des Lebens den heiligen Stuhl bestieg (J. 1198), Innocenz III., der in der Reihe der Päpste, außer Gregor VII., kaum seines Gleichen hat, der sich auszeichnete durch alle Eigenschaften, welche den Gelehrten Achtung, den Guten Vertrauen, den Schlechten Furcht und dem großen Haufen Bewunderung einflößen mußten. Dabei hatte Innocenz die Ansicht vom Papstthume, die in Gregor VII. gewesen war; ja, durch das Bedrängniß des heiligen Stuhles in den letzten Zeiten war er vielleicht, sowie durch seine eigene stolze Seele, noch über Gregor's Ideen hinaus getrieben. Die Lage der Dinge überschauete er mit einem höchstklaren Blick. An Gewandtheit, Besonnenheit, Schlauheit und List gebrach es ihm auch nicht; noch weniger an dem Willen, zu gewinnen, was gewonnen werden konnte, oder an Charakter, um das Ziel festzuhalten, das er sich einmal gesetzt hatte. Also vernichtete er sogleich den letzten Schatten der kaiserlichen Hoheit über Rom und

machte sich zum höchsten Herrn der alten Stadt, die längst nicht mehr gewußt hatte, was sie in politischer Hinsicht war und sein wollte. Hierauf machte er, von dem Hasse der Italiäner gegen die Teutschen unterstützet, Karl's des Großen Schenkung und das Vermächtniß der Mathildis geltend, vertrieb die teutschen Herzoge, Vögte und Herren, und legte den Grund zu einem souverainen Staate der Kirche. In dem Königreiche Sicilien, von welchem her die Gefahr gedrohet hatte, gründete er seine und des heiligen Stuhles Gewalt um so leichter, da Constantia ihrem unwürdigen Sohne Friedrich das Reich nur dadurch erhalten zu können glaubte, daß sie diesen Sohn unter die Vormundschaft des Papstes stellte. Und während Innocenz III. dieses Alles erreichte; und während er zugleich den Zustand des Staates und der Kirche in allen Theilen des christlichen Abendlandes mit scharfem Auge auffaßte, um überall mit Kühnheit und Verstand zum Vortheile des heiligen Stuhles einzugreifen; während er selbst nach dem heiligen Lande hinblickte und die große Sache der Kreuzzüge nie vergaß: war es vorzugsweise seine Sorge, die Verhältnisse in Teutschland zu benutzen, um, was er gewonnen hatte, zu sichern, und zu erweitern. Und er glaubte um so mehr fordern zu dürfen, je fester er jetzt auf eigenem Boden stand.

330. Die teutschen Fürsten hatten Heinrich's VI. Sohn Friedrich zu seinem Nachfolger erwählt, um den erzürnten Kaiser wegen seiner getäuschten Hoffnung

auf die Erblichkeit der Krone einiger Maßen zu begütigen. Die Unmündigkeit Friedrich's aber gab den Feinden des Hauses der Hohenstaufen jetzt einen schicklichen Vorwand, die Gültigkeit dieser Wahl in Zweifel zu ziehen, und ihre Untauglichkeit, und zwar mit guten Gründen, zu behaupten. Der Papst mußte nach der Natur der Sache diese Umstände benutzen, um das Band, welches Sicilien an Teutschland knüpfte, zu zerreißen, und darum unterhielt und mehrte er diese Ansicht. Um den Folgen zu begegnen benutzte des jungen Friedrich's Oheim, Philipp von Schwaben, den Raub Italiens, um von einem großen Theile der teutschen Fürsten die Krone, die Alle dem Haupt eines Kindes entziehen zu müssen glaubten, für sich selbst zu gewinnen. Wenn aber auch gegen ihn die Gründe keine Anwendung fanden, welchen den Papst nöthigten, sich gegen Friedrich zu erklären: so war doch das Haus der Hohenstaufen ihm, wie vielen Teutschen, zu verhaßt, als daß man Philippen, auf welchem ohnehin der Fluch der Kirche lag, die Krone hätte gönnen mögen. In der That hatte auch ein Theil der teutschen Fürsten sich schon für Berthold von Zäringen ausgesprochen, ehe der andere Theil sich für den Hohenstaufen entschied. Als aber Berthold Philipp's Geld der teutschen Krone vorzog, da blieb Jenen kaum etwas Anderes übrig, als einem alten unseligen Streite neues Leben zu geben, und den Welfen Otto, Heinrich's des Löwen Sohn, zum Könige zu erwählen; und Otto, der so Vieles zu rächen hatte, konnte seiner tapferen und ehrgeizigen Seele nicht widerstehen. Er

folgte dem Rufe! So wurde die teutsche Krone zerbrochen, und wie Philipp den einen Theil in Mainz empfangen hatte, so empfing Otto den anderen Theil in Aachen, und der unglückselige Bürgerkrieg war von Neuem angefacht. Die ritterlichen Herren hielten sich am Liebsten zu dem gewaltthätigen Geschlechte der Hohenstaufen, welches sich der Freiheit stets ungeneigt gezeiget hatte; die Geistlichen aber und die Städte waren mit dem Welfen, von welchem sie am Meisten erwarten durften. Die feindlichen Könige suchten ihre Partei durch jegliches Mittel zu verstärken; und sie konnten dieselbe nur verstärken auf Kosten des königlichen Ansehens und der Einheit des Reiches. Die Gesetze schwiegen; alle Ordnung und alle Sicherheit waren dahin; Ehre und Ruhm wurde vergessen; Schandthaten und Gräuel geschahen; das gemeinsame Vaterland wurde wohl hin und wieder beklagt, aber ohne Erfolg. Die Könige von England und Frankreich, jener von verzeihlichen Leidenschaften, dieser von Arglist und verderblicher Politik getrieben, mischten sich ein. Papst Innocenz III. aber schwang sich an der unseligen Zwietracht der Teutschen zu einer Höhe von Ansprüchen und Berechtigungen empor, auf welcher er selbst von den kräftigsten Gründen des Rechtes und der Geschichte, die von den Anhängern Philipp's seinen Anmaßungen entgegen gesetzet wurden, nicht erreicht werden konnte, und von dieser Höhe herab suchte er, dessen Stuhl dem kaiserlichen Einflusse gänzlich entzogen war, über die Wahl eines Königes der Teutschen gültig zu entscheiden!

331. Wie viel die Entscheidung des Papstes, die man kaum abzulehnen wußte, werth war, und welches Ansehen mithin der heilige Vater im Reiche genoß, das bewiesen die streitenden Könige durch ihre Bewerbungen um die päpstliche Gunst. Otto hatte sich zwar Anfangs tiefer gebeugt, als Philipp; bald aber blieb Philipp nicht zurück, und machte zugleich (J. 1203 und 1207) dem Papst eine Reihe von Anerbietungen, die theils in ihrer Anwendung von unermeßlichen Folgen werden konnten, theils unmittelbar für Innocenz persönlich reizend und lockend sein mußten. Und wenn Innocenz sich zuerst für Otto, gemäß der Stellung seines Stuhles, erkläret hatte, so ward er doch durch diese verführerischen Anerbietungen wankend gemacht, zumal da Philipp in der That die Oberhand in dem Reiche zu gewinnen schien, dessen alte Rechte er so schnöde zu verhandeln bereit war. Aber Philipp's trauriger Tod, das unselige Werk eines treuen, tapferen und unglücklichen Mannes, dessen Seele in gerechtem Ingrimm über des Königes verrätherisches Verfahren gegen ihn entbrannt war, und der in dieser Leidenschaft Halt und Besonnenheit verloren hatte, änderte auf einmal (J. 1208) die Lage der Dinge. Otto IV. ward einiger König der Teutschen! Die Seelen der Menschen waren ermüdet, und sehnten sich nach einiger Erholung. Die hohenstaufische Partei hatte nicht ihre Richtung, aber ihr Haupt und ihre Einheit verloren. Die Verlobung Otto's mit der jungen Beatrix, der Erbtochter seines Gegners, die in Thränen vor ihm erschien, um Rache zu fordern für ihren er-

mordeten Vater, mochte auch Manchen beruhigen, Manchen irre machen; Andere wurden gewonnen durch neue Verwilligungen auf Kosten der Krone. Der Papst endlich konnte unter solchen Umständen einen Mann, den er früher für fähig und würdig erkläret hatte, um so weniger verwerfen, da Otto auch jetzt noch in alter Demuth zu bleiben schien, und bereit war, Alles zu gewähren, was nur der heilige Vater fordern wollte. Also entstand Ruhe und Ordnung im Reich; und in dieser Ruhe und in dieser Ordnung zeigte sich ein schönes Gedeihen.

332. Aber die Ruhe war trügerisch, und wurde, da Otto durch sie getäuschet zu sein scheinet, bei dem unglücklichen Verhältnisse Teutschlands zu Italien und bei der Verworrenheit der Begriffe über das Kaiserthum, verderblich. Dem Sohne Heinrich's des Löwen, dem jungen kraftvollen Mann und kühnen Ritter, ist es allerdings wohl zu verzeihen, daß er, die Erinnerung an die frühere Stellung seines Hauses vor der Seele, die Kaiserkrone zu erhalten strebte, und deßwegen der Einladung des feinen und weitschauenden Papstes folgte (J. 1209). Aber den Zorn des Papstes durfte er nicht reizen; und am Wenigsten nach solchen urkundlichen Verhandlungen, und eidlichen Bewilligungen, als seiner Krönung vorausgegangen waren. Ob Otto die Heerfahrt nach Italien schon mit dem Vorsatz angetreten habe, dem Papst auch die ungeheuersten Bedingungen heuchlerisch einzuräumen, um nur ohne Anstoß und Aufenthalt die Kaiserkrone zu erhalten, und

um alsdann eine ganz andere Stellung gegen ihn zu nehmen; oder ob er erst in Italien, durch das Jauchzen der Lombarden bei der Erscheinung eines Welfen, durch den Anblick der alten ewigen Stadt, durch die Nähe des priesterlichen Stolzes, durch die Frechheit der Römer bei der Krönung, durch eine unartige Forderung des Papstes, und vor Allem durch das Gefühl der Kaiserkrone auf seinem Haupt, auf diesen Gedanken gekommen sei, ist allerdings ungewiß. Das Erste ist jedoch kaum zu vermuthen, weil Otto in diesem Falle doch auch wohl die Hoffnung gehegt haben müßte, er würde im Stande sein, den Papst zu demüthigen, und weil nicht einzusehen ist, worauf Otto diese Hoffnung gegründet haben könnte. Begreiflich hingegen ist, wie der erzürnte Kaiser von erzürnten Begleitern zu gewaltsamen Handlungen fortgestoßen sein, und wie er alsdann die That durch zweideutige und geschickte Wendungen zu rechtfertigen gestrebt haben kann. Ein Papst aber, wie Innocenz III., konnte in diesem Verfahren Otto's Nichts Anderes sehen, als Treulosigkeit und Hohn; und wie hätte Er, der gewaltige Priester, solche Frevel an einem Kaiser, auf dessen Gehorsam er so zuversichtlich gerechnet hatte, anders rächen können, als (J. 1210) mit dem furchtbarsten Bannfluche der Kirche? Ja, wie hätte Er seine laut ausgesprochenen, von Otto selbst anerkannten, und wiederholt geltend gemachten Grundsätze über die Gewalt und das Recht des heiligen Stuhles vor Welt und Nachwelt retten können, wenn er den Kaiser nicht von dem Throne hinab gestoßen hätte, auf welchen er ihn

erhoben zu haben behauptete? und wie konnte er Dieses anders bewirken, als durch den Bann über Alle, welche Otto IV. anerkennen oder ihm gehorchen würden? Gewiß, wenn man billig genug ist, zuzugeben, daß Otto's IV. Benehmen gegen den Papst vielleicht in den Verhältnissen seine Rechtfertigung finde, so erfordert die Gerechtigkeit, einzuräumen, daß Innocenz III. jetzt nicht mehr anders zu handeln vermocht habe.

333. Auf wen man aber auch Schuld und Sünde werfen mag: eine neue Bahn langer Leiden für die Völker Teutschlands und Italiens war abermals eröffnet durch den heillosen Zwist zwischen den Häuptern der christlichen Welt! Kaiser und Papst waren in gleichem Gedränge. Otto IV., der es wohl erkannt hatte, woher ihm die höchste Gefahr kommen würde, unternahm einen Einfall in das Königreich Sicilien. Dieses Reich, welches Menschen von ganz verschiedener Art umschloß — Italiäner, Griechen, Saracenen, Nordmannen, Teutsche! — wurde von der mannigfaltigsten Parteiung auf eine jammervolle Weise zerrissen. Der junge König Friedrich war in der Verwirrung dieser Parteiung, vernachlässiget und verrathen, herangewachsen. Die Erhaltung des Lebens verdankte er nur der gegenseitigen Feindschaft seiner Feinde, und die Erhaltung des Thrones, sowie alles Gute, dessen sich seine Jugend erfreuet haben mag, lediglich seinem Vormund, Innocenz III. Und kaum hatte er, ein fünfzehnjähriger Jüngling, die Regierung des zerrütteten Staates übernommen, so sah er sich angegriffen von

Kaiser Otto IV.! Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Länder diesseits der Meerenge, durch Verrath und Treulosigkeit mehr noch, als durch die Tapferkeit und Kriegskunde der Teutschen, von dem Kaiser schnell unterworfen wurden. Aber in diesem Glück Otto's war kein Halt. In Teutschland fuhr, durch den Bannfluch des Papstes wieder erwecket, die alte Zwietracht mit neuer Kraft hervor, und zwang den Kaiser, den Gewinn seiner Siege in Italien aufzugeben, um mit ihnen nicht Alles zu verlieren. Der Papst aber erkannte, daß er, wenn sein Bann die volle Wirkung haben sollte, die ihm nöthig war, dem Kaiser einen Mann als König der Teutschen entgegen stellen mußte, um welchen sich alle Feinde des Welfen vereinigen könnten. Und er fand Keinen, der Dieses vermocht hätte, als den jungen König Friedrich von Sicilien! In dieser Lage, zwischen widerstreitenden Grundsätzen, die ihm gleich wichtig waren, von der Kraft des eigenen Geistes gedrängt, entschloß er sich, und gewiß mit eben so schwerem Herzen als mit welchem Otto nach Teutschland zurück gekehret war, Alles aufzubieten, um den Hohenstaufen auf den teutschen Thron zu bringen, und jede Gefahr zu wagen, um den Welfen zu demüthigen, zu stürzen, zu vernichten. Vielleicht jedoch hoffte Innocenz III., in der Fülle seiner Macht und seiner Klugheit irgend ein Mittel zu finden, um Friedrich, wenn der nächste Zweck erreichet wäre, unschädlich zu machen!

334. Ein seltsames Glück begünstigte den kühnen

Jüngling. Von teutschen Fürsten eingeladen, von dem Segen des heiligen Vaters begleitet, kam er wohl behalten über das Meer, ungehindert durch das Land der grimmigsten Feinde seines Hauses, durch das Land der Lombarden, und erschien, Diesen zur Freude, Jenen zum Schrecken, Allen zur Verwunderung, auf dem teutschen Boden (J. 1212). Kaiser Otto hatte umsonst gehofft, durch seine Vermälung mit der Beatrix die alten Feinde seines Hauses zu versöhnen oder doch zu entzweien. Der plötzliche Tod dieser jungen Frau mehrte nur ihren Ingrimm und sein Unglück! Das Streben, seinem Gegner den Weg zu vertreten, mißlang. Er sah, viele teutsche Fürsten, bald vom alten Parteisinne getrieben, bald von neuen Aussichten gelocket, habgierig zu dem so freigebigen als ritterlichen Hohenstaufen eilen; er bemerkte um sich her immer weniger Getreue, und konnte kaum auf Einen mit Zuversicht rechnen. Der Entschluß, in Verbindung mit den Engländern, deren König gleichfalls im Banne der Kirche stand, den König von Frankreich, ihren gemeinschaftlichen Feind, zu bekämpfen, war entweder das Werk hülfloser Ritterlichkeit oder das Werk einer großartigen Politik; in jedem Fall aber war er ein gefährliches Wagstück, weil mit dem Mißlingen der Unternehmung, die ohnehin fast nur die Lothringer unterstützten, weit mehr verloren werden mußte, als durch das Gelingen derselben gewonnen werden konnte. Und die Schlacht bei Bovines (J. 1214) zerstörte auf einmal alle Hoffnung des Heiles! Otto, verlassen und entblößt, mußte in sein

Erbland Braunschweig gehen, und es von hier aus ansehen, daß der schlaue Friedrich ihm jeden Freund, selbst den eigenen Bruder entzog, nur das getreue Mailand nicht; daß er die Krone zu Aachen empfing (J. 1215); daß er die Länder des Reiches bis zur Elbe, die seinem Vater untergeben gewesen waren, die sein Vater erobert und vertauschet, für deren Erhaltung er selbst gekämpfet hatte (Mecklenburg und Pommern, Holstein, Dithmarsen, Lauenburg, Lübeck und Hamburg) an einen fremden König, Waldemar von Dänemark, hingab, und doch, wie die Erklärung der teutschen Fürsten, so den Spruch des Papstes für sich behielt! Sein baldiger Tod (J. 1218) bewahrte ihn vielleicht vor noch größerem Unglücke; sein Sterben aber zeiget, wie Vieles Andere, die Gestalt der Zeit, und die ungeheuere Macht der Kirche!

335. Die Geschichte Friedrich's II. ist äußerst merkwürdig. Sie greifet tief ein in das Innerste der menschlichen Brust und reget große Gefühle auf. Das aber, was sie zurück läßt, ist eine Fülle von Wehmuth, die schwer zu besiegen ist. Man wird unwillkührlich an die Zeiten Heinrich's IV. erinnert; aber eine große Veränderung dieser Zeiten ist unverkennbar. Damals kämpften gewaltige menschliche Kräfte, unter ungewissen und schwankenden Verhältnissen, gegen einander, um Zwecke zu erreichen, die sich wechselsweise vernichteten; und der große Charakter stand auf der Seite des Geistes der Zeit. Jetzt war es die Macht der Verhältnisse, welche, theils in der Natur der Dinge

und theils in dem Gange der Geschichte begründet, ihre Herrschaft zu erhalten strebten gegen andere feindliche Verhältnisse, für deren Begründung große menschliche Kräfte kämpften. Die Verwirrung war in beiden Zeiten gleich groß; die Leidenschaften waren gleich rege; die Gräuel, die aus dem unseligen Streite hervorgingen, gleich abscheulich. Den Vorzug aber hatte die Zeit Friedrich's II. vor der Zeit Heinrich's IV., daß sie in jeglicher Hinsicht reicher an Bildung war, und durch diese Bildung den gleichzeitig Lebenden einigen Trost gewähren, und die Späteren über sich täuschen konnte. Die menschliche Gesellschaft hatte sich mehr gegliedert und gestaltet; in den Städten war, durch Fleiß und Geist, durch That und Tugend, schon Großes und Herrliches erreicht, und Größeres und Herrlicheres wurde erstrebt. Die Kunst wußte für zarte wie für erhabene Schöpfungen, mitten unter den Leiden der Völker, Ruhe und Mittel zu finden; und während das Wort vom Kreuze des Herrn, welches in den letzten Jahren Heinrich's IV. so tief erschütternd über die Länder der christlichen Welt dahin geflogen war, nach und nach in den letzten Jahren Friedrich's II. verhallte, klang der goldene Ton des süßen Minneliedes wunderbar und sehnsuchtsvoll durch die Gewaltthätigkeiten der Zeit hindurch!

336. Friedrich II. war ohne allen Zweifel ein außerordentlicher Mann. Das ungewisse Schicksal seiner Jugend hatte die großen Kräfte seines Geistes geweckt, und seiner Seele eine Stärke gegeben, welche

ihn unwiderstehlich zur Ausbildung derselben trieb. Also erschien er, da er selbständig auf die Bühne des Lebens trat, ausgerüstet mit den schönsten Eigenschaften, die Anfangs im Reize der Jugend prangten, und die im Fortgange durch den Ernst der männlichen Jahre zu wachsen schienen. Viele Fesseln, die seine Zeitgenossen umschlangen, hatte er abgestreifet, und eine Klarheit des Blickes gewonnen, mit welchem er unverwandt in die Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens zu schauen wagte. Empfänglich für alle Erscheinungen der Natur und des menschlichen Lebens, wollte er Alles, was die Welt darbot, erfassen und genießen. Der erhabenste Ernst war ihm willkommen, und der heiterste Scherz wurde nicht von ihm zurück gewiesen. Die tiefsinnigsten Gedanken waren seine Freude, und die feinsten und üppigsten sinnlichen Genüsse seine Lust. Mitten in den wichtigsten Geschäften der Regierung und Verwaltung vergaß er niemals die Kunst und niemals die Wissenschaft. Indem er, die Gebrechen der Staaten seiner Zeit wohl erkennend, sann und strebte, durch feste Gesetze die Verhältnisse der Menschen zu ordnen und durch strengen Gehorsam ein wahrhaftiges Reich zu begründen, bewahrte er immer die Liebe zu Saitenspiel und Gesang, und griff mit frischem Sinne selbst in die goldene Leier ein. Und während des härtesten Kampfes um die höchsten Güter, um Herrschaft und Erhaltung, wußte er immer noch Zeit zu finden nicht nur zur Beobachtung der Natur, sondern sogar zur Anordnung der geringsten Geschäfte seiner Haushaltung bis zu dem Taubenschlage

hinab! In der That: hätte Friedrich II. Einem Volk angehört und seine ganze Kraft einem einigen, naturgemäßen Reiche gewidmet: er würde, nach menschlicher Einsicht, groß und herrlich da stehen in der Geschichte, und Wenige würden ihn erreichen, und in Einigem würde er einzig sein! Aber als König von Teutschland, Lombardien und Sicilien, und als römischer Kaiser kam er zu den Völkern seiner Reiche, so wie zu dem Haupte der Christenheit in eine Stellung, die desto unnatürlicher und gewaltsamer wurde, je reicher sein Geist war, je ferner sein Ziel, je größer seine Entwürfe, und je lebendiger zugleich sein Gefühl, daß er dennoch der Umstände nicht Meister werden könnte. Dadurch ist er oft, im Drange der Begebenheiten, zu Handlungen fortgestoßen, welche aus diesem Drang und aus seinen großen Leidenschaften erklärlich genug sind, welche aber keine Rechtfertigung in Beiden finden können, und welche eben deßwegen, nicht nur die härtesten Urtheile über ihn und die schmählichsten Beschuldigungen gegen ihn bei seinen Zeitgenossen veranlaßt, sondern auch etwas Zweideutiges, in Rücksicht der Reinheit seines Willens und der Güte seines Herzens für die Nachkommen zurück gelassen haben. Friedrich regte die Welt gegen sich auf, und behielt kaum einen einzigen treuen Freund. Und dennoch war es seine Schuld, daß er auf dieser Bahn wandelte, die so voll war von Unheil und von Verderben?

337. Friedrich's Seele hing an seinem Erbreiche,

an dem Lande seiner Jugend, an dem schönen Sicilien. Hätte er dieses Land, welches durch die Vereinigung der mannigfaltigsten Elemente des Lebens seinem Geiste die reichste Nahrung bot, etwa aufgeben sollen, um sich auf den Thron der Teutschen zu setzen, der ihm von Otto IV. streitig gemacht ward, und der Keinem gewiß zu sein schien? oder hätte er den Versuch seines Vaters, Sicilien zu einer Provinz des teutschen Reiches zu machen, wiederholen, und das Vergebliche von Neuem erstreben sollen? Oder war von ihm, dem Hohenstaufen, dem Enkel Barbarossa's, dem Erben großer Erinnerungen, zu verlangen und zu erwarten, daß er die Krone des teutschen Reiches von sich weisen sollte? Hatte ihm nicht ein seltsames Schicksal diese Krone in die Wiege geworfen? wurde sie ihm nicht als werdendem Jüngling aufgedrungen? und hing nicht mit ihr die höchste weltliche Würde der Christenheit, das Kaiserthum, zusammen? Ja, hätte er es, der ritterlichen Zeit und dem römischen Stuhle gegenüber, nur wagen können, diese Krone von sich zu weisen, ohne Ehre und Dasein auf das Spiel zu setzen? Indem aber Friedrich alle drei Kronen, die sicilianische, die teutsche und die kaiserliche, auf seinem Haupte vereinigte, mußte er nothwendig in Streit gerathen mit den Lombarden und mit dem heiligen Vater. Dieser Streit war seiner Natur nach unausgleichbar. Die Lombarden, stolz auf ihre früheren Siege, voll hoher Gedanken der Freiheit, rührig, wohlhabend, das Andenken an den schrecklichen Barbarossa in der Seele, konnten sich weder zur Unterwer-

kung verstehen, noch Vertrauen gewinnen zu einem Hohenstaufen; und Friedrich vermochte eben so wenig, sich mit dem Geiste bürgerlicher Freiheit zu befreunden, der in ihnen lebte, als er sie unbekämpfet lassen konnte. Der Papst sah Alles in Gefahr, was seit zwei hundert Jahren für den heiligen Stuhl errungen war. Eine Versöhnung aber zwischen ihm und Friedrich war um so weniger möglich, da Friedrich mit dem Lichte seiner Einsicht und seiner Kenntnisse der Nacht entgegen trat, in welcher die Herrschaft des Papstes empfangen und geboren war, während er doch, sei es aus einem Reste von alter Ehrfurcht, sei es aus Politik, selbst nicht wagte, die Hand an den bischöflichen Stuhl in Rom zu legen; ja während er, in der Leidenschaft gegen die Lombarden, die Ketzer-Verfolgungen des Papstes auf eine sündhafte Weise förderte und begünstigte. Uebrigens konnte es in dem unglücklichen Streite nicht anders sein; Sicilien mußte die Stütze Friedrich's werden, und in Teutschland mußte er nur Ruhe zu erhalten streben durch die Vergabung des Reichs-Gutes an die Fürsten, und durch förmliche Anerkennung ihrer Landeshoheit! So ward das Schicksal erfüllt. Das Gute aber ging aus dem Streite hervor, daß das Priesterthum durch denselben bewogen wurde, sich vom Adelthume zu trennen und den Geist bürgerlicher Freiheit zu begünstigen und zu fördern, der Beiden, seiner Natur nach, gleich verhaßt sein mußte; und daß die Verbindung zwischen den Staaten und Völkern durch allgemeine Theilnahme an Friedrich's Händeln größer und enger wurde!

338. Papst Innocenz III. hatte Friedrich II. schon bei seiner Krönung in Aachen einen Kreuzzug geloben lassen, um stets eine Sache an ihn zu haben. Auch hatte er ihn zu dem feierlichen Versprechen bewogen, daß Sicilien von Teutschland getrennt werden sollte. Zum Unglücke starb (J. 1216) der gewaltige Papst, ehe das Eine oder das Andere erfüllt war. Die Wahl Heinrich's, des ältesten Sohnes Friedrich's II., zum römischen Könige (J. 1220), zu welcher dieser die geistlichen Fürsten durch eine Constitution bewog, die fast alle königliche Rechte in Rücksicht auf sie vernichtete, weckte die Besorgniß des Papstes Honorius III. Friedrich aber verließ Teutschland, empfing die Kaiserkrone und suchte den Papst durch abermalige Annahme des Kreuzes, durch scharfe Verordnungen gegen die Ketzer und auf andere Weise zu beruhigen. Hierauf verliefen fünfzehn Jahre, in welchen Teutschland seinen König nicht wieder sah. In dieser Zeit waltete Friedrich in seinem Erbreiche mit Sinn und Verstand, aber zugleich begann der verwickelte Streit mit dem heiligen Vater, welcher um so ängstlicher wurde, je mehr des Kaisers Waltung zu gedeihen schien, und mit den Lombarden, welche durch die Erneuerung ihres Bundes (J. 1226) die Gesinnung offenbarten, die in ihnen war. Für den Papst war der versprochene Kreuzzug eine wichtige Sache. Je größer Friedrich's Wunsch war, denselben zu verschieben, desto ernstlicher ward er vom Papste gefordert; und wenn der Kaiser auch den Papst Honorius III. von Zeit zu Zeit zu begütigen wußte, so ergriff doch der stolze und leiden-

schaftliche Gregor IX., der (J. 1227) nach Jenem den heiligen Stuhl bestieg, die erste Gelegenheit, die sich darbot, um den Bann der Kirche über den Kaiser auszusprechen (J. 1228). Diesen Bann griff Friedrich, in Schreiben an die Fürsten Europa's und durch Aufreizung der Römer gegen den Papst, auf eine Weise an, welche die höchste Erbitterung in dem heiligen Vater erzeugen mußte. Umsonst trat nun der Kaiser — seit der Vermälung mit Jolanthe von Brienne (J. 1225) König von Jerusalem! — den Kreuzzug, dessen wir gedenken werden, wirklich an: es war nicht um die heilige Fahrt zu thun, sondern um seine Demüthigung! Umsonst waren seine Thaten und Erfolge in Palästina: seine unerwartete Zurückkunft (J. 1229), welche seinen Sturz in Europa verhinderte, konnte nur mit einem neuen Fluche gerächet werden! Aber der Papst machte bald die alte Erfahrung, daß diese Waffe ihn persönlich nicht schützen konnte gegen einen König von Sicilien, der seine Macht kannte und zu gebrauchen verstand; und andere Schutzmittel waren noch nicht vorbereitet. Das bestimmte ihn einzulenken. Friedrich hingegen wünschte Zeit zu gewinnen, um in seinem Reiche durch bestimmte Gesetze das Recht aller Classen der Gesellschaft festzustellen, Ruhe und Ordnung zu sichern, und seine Herrschaft zu begründen. Also kam es zu einer Ausgleichung (J. 1230); die Feindschaft aber blieb, und der Haß wurde nicht bewältiget. Und wenn Friedrich II., ein Paar Jahre nachher (J. 1234), die Römer zwang, den Papst, den sie vertrieben hatten, wieder aufzunehmen, so geschah

dieses nur aus feiner Politik, weil er den Papst mit seinen Waffen nur erreichen konnte, wenn er ihn in der Nähe hatte. Uebrigens brachte der Kaiser nach dem Frieden mit dem Papste das beabsichtigte neue Gesetzbuch wirklich zu Stande, das von seinem Freund und Günstlinge Peter de Vinea ausgearbeitet war, und das, wie unvollkommen es sein mochte, eine höchst-merkwürdige Erscheinung bleibt. Es war ein Versuch, eine Monarchie zu begründen und auszubilden, äußerst wichtig für die Kenntniß des Mittel-Alters!

339. Teutschland ging inzwischen seinen Weg, um den Kaiser so wenig bekümmert, wie der Kaiser um das Reich. Die dänische Herrschaft ward im Norden desselben zerbrochen, durch Zufall (J. 1222), und durch die Tapferkeit nordteutscher Männer (J. 1227), ohne Theilnahme des Reiches. Weit an den Gestaden der Ostsee hinauf, in Liefland, in Preußen, wurde, wie wir später zu erwähnen Gelegenheit haben werden, teutsches Leben verbreitet und die Herrschaft desselben begründet; aber diese Gründung, die nur durch große Gewaltthat, durch Gräuel und Sünde, wenn auch vielleicht den Vollbringern selbst durch eine heilige Fahne verhüllet, bewirkt wurde, vermehrte keineswegs die Macht des teutschen Reiches und brachte auch dem teutschen Volke keinen wahren Gewinn. Die allmälige Verteutschung der benachbarten slavischen Länder hingegen, Mecklenburgs, Pommerns, selbst Schlesiens, die gleichzeitig durch Einwanderung und Ansiedelung teutscher Menschen und durch Verbreitung teutscher

Bildung unter die Slaven fortging, war mehr der Natur gemäß, und menschlicher und reiner. Im Inneren des Reiches dauerten die endlosen Fehden in alter Weise fort, und Unordnungen jeglicher Art herrschten und zerrütteten alle Verhältnisse. Besonders war das nördliche Teutschland seit Heinrich's des Löwen Fall in arger Verwirrung, die fordauerte, weil der Kaiser seinen Zwecken in Italien nachging. Die alten Gesetze hatten ihre Kraft verloren; die neue Weisheit, die man aus dem römischen Recht und aus den Decretalen der Kirche schöpfte, hatte noch kein Leben gewonnen. An Rechtssatzungen fehlte es nicht, wie Eyke von Repgow mit seinem Sachsen-Spiegel, wie ein Menschenalter später der Schwaben-Spiegel bewies; aber es fehlte an einer festen Verwaltung. Die Menschen, vom Reiche verlassen, waren an sich selbst verwiesen; und je gränzenloser die Auflösung war, desto stärker wurde das Bedürfniß eines strengen Rechtes und einer kräftigen Gerechtigkeit. Aus diesem Bedürfnisse ging jene furchtbare Fehme hervor, die sich als strenges Frei-Gericht auf der rothen Erde festsetzte, die aber ihre Wirksamkeit, zum Schrecken von Schuldigen und Unschuldigen, weit über das Reich hinbreitete; in diesem Bedürfnisse fand sie ihr Gedeihen. Wohl mag der Ursprung dieses schrecklichen Gerichtes ungewiß sein: das Dasein und die Pflege desselben ist ein eben so schweres Zeugniß über die Zeit, in welcher es bestand und galt, als es das Streben der Menschen nach Ordnung und Gerechtigkeit, auch unter der wildesten Verwirrung und durch die gewaltsamsten Mit-

tel, zu beweisen scheinet. — Die Ketzerei, die sich überall erhob, fand auch in Teutschland ihre Verfolger; und wenn von der einen Seite das Schicksal des fürchterlichen Ketzer-Meisters, Kunrad's von Marburg, vielleicht den schönen Beweis lieferte, daß unter den Teutschen keine Inquisition aufkommen würde, so zeigte sich von der anderen doch auch in Teutschland, wie der unglückselige Kreuzzug wider die Stedinger (J. 1235) beweiset, ein Zusammenhalten des Adels mit der Priesterschaft gegen freie Regungen der Menschheit, weil Beide eine gefährliche Verwandtschaft zwischen Geistesfreiheit, welche die Priesterschaft haßte, und bürgerlicher Freiheit, die dem Adel bedenklich war, zu befürchten schienen. Die Städte wurden vom Kaiser nicht nur in keiner Hinsicht begünstiget, sondern in ihrem Streben nach Möglichkeit aufgehalten, und eben dadurch gezwungen, sich an einander zu schließen, um sich selbst zu helfen; den weltlichen Fürsten aber wurde die Landeshoheit, welche den geistlichen zwölf Jahre früher bewilliget war, gesetzlich bestätiget, und dadurch das teutsche Reich gesetzlich zu einer Zeit aufgelöset, in welcher Friedrich II. in Sicilien durch seine neue Gesetzgebung ein wahres Reich zu begründen suchte!

340. In diesem aufgelöseten und zerrütteten Reiche stand des Kaisers Sohn, Heinrich, mit dem königlichen Namen in einer höchstseltsamen Stellung, von seinem Vater verlassen, und, man möchte sagen, Preis gegeben. Begreiflich ist es wohl, daß er in dieser Stellung nicht selten mit Zorn und Unwillen erfüllet

werden mochte, und daß in ihm Verdacht und Argwohn und der Wunsch entstanden sein kann, seine Lage zu verändern. Man kann die Geschichte des unglücklichen Jünglinges, von seiner Verwaltung des Reiches an, durch die Zwiste mit seinem Vater hindurch, bis zu seiner Empörung (J. 1234), zu seiner Gefangenschaft und zu seinem Tode, nicht betrachten, ohne tiefes Mitleiden zu fühlen und ohne den Kaiser in einem schwarzen Schatten zu erblicken. Er mag den Abfall Heinrich's immerhin nicht absichtlich herbeigeführet haben: ungelegen kam er ihm nicht; zu vereiteln wußte er ihn schnell. Auch ist es schwer, sich mit einem Vater zu versöhnen, der fast in demselben Augenblick, unter Prunk und Geräusch, die Hochzeit mit der dritten Gemalin feiert, in welchem er den Sohn der ersten in den Kerker wirft. Und wenn auch Heinrich eine schwere Schuld auf sich gehabt hatte: was hatten seine Kinder gesündiget? Uebrigens sah Teutschland bei dieser Gelegenheit ein Jahr lang seinen König. Wenn aber Friedrich in dieser Zeit auch Einiges zu Stande brachte, das gut sein mochte, so war es doch für das Ganze von geringer Bedeutung. Friedrich dachte nur an Italien, und eilte nach Italien zurück. Er machte aber die Erfahrung, daß man in Teutschland um so weniger geneigt war zu neuen Heerfahrten, je weniger die Fürsten bei erreichter Landeshoheit des Kaisers noch bedurften.

341. Der unglückselige Söldner-Krieg, welchen der Kaiser nunmehr (obwohl noch ein Mal durch ei-

nen fast unnützen Zug (J. 1236) gegen den so streitbaren als verwegenen Herzog Friedrich von Oesterreich, dem schwere Beschuldigungen die Reichsacht zugezogen hatten, unterbrochen) gegen die stolzen Lombarden leidenschaftlich und ungerecht begann, ward Anfangs mit großem Glücke von ihm geführet. Dieses Glück aber verleitete ihn, nach dem Siege bei Corte Nuova (J. 1237), zu Uebermuth und Hohn; und in diesem Uebermuthe trieb er die wenigen lombardischen Städte, die noch nicht unterworfen waren, durch das Andenken an Friedrich's I. Grausamkeiten, zu Entschlüssen der Verzweiflung. Der Papst aber, welcher den Kaiser durch einen neuen Kreuzzug vergeblich von dem jammervollen Unternehmen zurück zu halten gesucht hatte, konnte von entschiedener Theilnahme für die Lombarden nicht entfernt bleiben; auch ward er von dem verwegenen Kaiser fortwährend gereizet. Er belegte ihn daher mit dem Banne (J. 1239). So entstand die Verbindung des Priesterthumes mit dem freien Bürger-Geiste gegen das Adelthum, das in Friedrich II. lebte und trieb. Die unnatürlichen Verhältnisse, von welchen sich der Kaiser befangen sah, führten sie herbei, trennten, was seinem Wesen nach vereinet ist, und befreundeten, was sich von Natur hasset und fliehet. Für die Entwickelung des Geistes mußte diese Verbindung an sich unbeschreiblich wichtig werden. Noch wichtiger aber mußte sie werden durch die Leidenschaftlichkeit, mit welcher der Kaiser und der Papst gegen einander stritten. Indem sie gegenseitig die giftigsten Schmähungen ausstießen, und ein Jeder sich an der

Schande des Anderen empor zu schwingen suchte, sanken nothwendig Beide in den Augen der Welt, und der empörte Geist gewann an Einsicht und Urtheil über Papstthum und Kaiserthum, so wie an Freiheit und Selbständigkeit. Eine Aussöhnung war nicht möglich; die wildeste Parteiung ging, unter dem Namen von Guelfen und Gibellinen, durch Italien, zerrüttete die heiligsten Verhältnisse, und führte zu Ränken, zu Verbrechen, zu Abscheulichkeiten ohne Maß und Namen. Sogar die ungeheuere Gefahr, welche (J. 1240—1241) durch die wilden mongolischen Horden, von Dschingis-Khans Weltsturm bis an die Gränze Teutschlands geführet, dem Christenthum und aller abendländischen Bildung Verderben drohete, vermochte die Häupter der christlichen Welt nicht einmal zu einer augenblicklichen Ausgleichung ihrer Zwiste; und wenn der Tag von Liegnitz (9. April 1241), und wenn der Anblick der teutschen Schaaren, welche der römische König Kunrad, Friedrich's Sohn, nach Oesterreich führte, wesentlich beigetragen haben, die Mongolen von den Gränzen Teutschlands zu entfernen: so verdanket das teutsche Volk, es verdanket die abendländische Christenheit dieses Glück weder dem Kaiser noch dem Papste!

342. Auch der Tod Gregors IX. (J. 1241), dessen starke Seele, durch keinen Kummer und keine Unfälle gebeugt, nur der Last der Jahre erlag, änderte Nichts. Der heilige Stuhl ohne Papst war dem Kaiser fast verderblicher, als der Papst auf dem heiligen

Stuhle. So gewiß lag der Grund zu dem Kampf in den Verhältnissen; und so nothwendig war der Papst für die Welt! Hatte aber der Kaiser einen Augenblick gehofft, ein neuer Papst werde das System ändern und sich mit ihm vereinigen können: so ward er bald seines Irrthumes inne, als sein alter Freund, Innocenz IV., (J. 1243) den heiligen Stuhl bestieg und Gregor's leidenschaftliche Unbeugsamkeit durch eine gewandte Besonnenheit und durch kalte Berechnung der Verhältnisse ersetzte. Der Bann erhielt durch eine neue Bestätigung neue Kraft, und der Abfall Viterbo's mit seinen schmählichen Folgen konnte dem stolzen Kaiser zeigen, wie die Treue beschaffen war, deren sich so Viele gegen ihn rühmten. Und als er den Versuch machte, den Papst persönlich in seine Gewalt zu bringen, um ihn von seinen stets höher gespannnten Forderungen hinweg zu ängstigen: was gewann er, da der heilige Vater sich durch die Flucht seiner Macht zu entziehen wußte! Für den Kaiser war es gewiß eine große Demüthigung und für das Reich ein wahrer Hohn, daß der Papst es wagen durfte, sich in Lyon hinzusetzen, hier ein allgemeines Concilium zu versammeln, vor demselben den Kaiser zur Rechenschaft zu ziehen, und ihn, taub gegen alle Gründe und Vorstellungen, schonungslos zu verdammen! Der Bann und die Absetzung des Kaisers (J. 1245) mochte immerhin nicht die volle Wirkung thun, da Friedrich sich so heldenkühn entgegen zu stellen wagte, und jedem denkenden Menschen das Maß für solche Vorgänge in die Hand gab; aber die Gewalt des furchtbaren

Priesters war noch mächtig genug, um die Welt, in welcher der Kaiser lebte und handelte, zusammen zu brechen, oder zu erschüttern. Von Haß, Verrath, Empörung, Niederträchtigkeit und Meuchelmord in Italien umgeben, sah Friedrich in dem jammervoll zerrütteten teutschen Reiche den Landgrafen, Heinrich Raspe, (J. 1246) mit dem königlichen Namen auftreten, um ihm und seinem Sohne die Krone zu entreißen. Nun hielt sich zwar Friedrich in Italien gegen alle Versuche auf seine Herrschaft und auf sein Leben; aber er erhielt sich nur durch die ungeheuerste Anstrengung, nur durch die gewaltsamsten Maßregeln. Seine Seele ward immer mehr gebeugt; und wenn er rückwärts sah und vorwärts: so konnte er sich unmöglich verhehlen, daß er für seine Entwürfe umsonst gekämpfet habe! Nun gelang es zwar seinem Sohne Kunrad, in Teutschland dem Gegenkönige Heinrich die Wage zu halten; als aber Heinrich Raspe, bald nach dem Treffen bei Ulm (J. 1247), gestorben war, da ließ sich der junge Graf Wilhelm von Holland bethören, nach der bleichen Krone zu greifen und den königlichen Titel anzunehmen. Allerdings war dieser neue König ohne Ansehen und ohne Macht; aber durch die allgemeine Aufgelöstheit des Reiches wurde er wenigstens stark genug, um gegen den flüchtigen und verrathenen Kunrad zu bestehen. Und während der Kaiser aus der Ferne ansehen mußte, daß das alte Erbe des Hauses Hohenstaufen in Teutschland mehr und mehr geraubt, oder hingegeben ward, um die Vasallen nur zu einiger Treue zu erkaufen, wie die Städte sie willig be-

währten, brach in Italien ein Unglück nach dem andern über ihn herein. Die Niederlage vor Parma, in dem trotzigen Vittoria (J. 1248); die Verschwörungen, welche dem Kaiser keine Ruhe ließen und ihn nöthigten, selbst über den alten Liebling, Peter de Vineis, eine solche Strafe zu bringen, daß derselbe nur in einem schauderhaften Selbstmorde Rettung zu finden wußte; das traurige Schicksal seines geliebten Sohnes Enzio; der höhnische Trotz der guelfischen Städte; die verrätherische Selbstsucht früherer Anhänger, wie des kühnen, ehrsüchtigen, grausamen Ezzelin's; die Unversöhnlichkeit der Kirche und die steten Verfolgungen des Papstes: alles Dieses macht in der That eine solche Reihe von Unglück und Jammer, daß Friedrich II., nach einem solchen Leben, unter solcher Last zusammensinken mußte. Die Genugthuung indeß wurde dem gewaltigen Manne, daß er nicht hinstarb in einem Zustande von Schlaffheit und Ergebung, sondern daß ihn (J. 1250) der Tod traf, als er eben die wohlbegründete Hoffnung auf das Gelingen eines kühnen Entwurfes gefaßt hatte. Aber die Nichtigkeit und Vergeblichkeit aller seiner Bestrebungen scheinet ihm klar vor der Seele gestanden zu haben!

343. Die Zeit, welche vom Tode Friedrich's II. bis zur Wahl Rudolf's von Habsburg verlief, kann, wenn man das teutsche Volk und das teutsche Reich vor Augen hat, nur Jammer und Zorn erregen. Und doch, wie darf man nach Volk und Reich jetzt noch fragen! Es war dem Könige Kunrad nicht zu ver-

denken, obwohl man es, den Gedanken an Barbarossa in der Seele, nur mit Trauer bemerken kann, daß er, nachdem die Güter des Hauses der Hohenstaufen verloren waren, die machtlose Krone hintan setzte, und, die schwangere Gemalin auf dem heimathlichen Boden zurücklassend, Trotz des Kirchenbannes, (J. 1251) nach Italien eilte, um das unglückselige Königreich Sicilien zu sichern. König Wilhelm aber, der ritterliche Mann: was hatte Er? und worin bestand seine Herrlichkeit? Die tiefste Demüthigung vor dem Papste war sein Ruhm, und die wichtigsten Regierungshandlungen bestanden in Verbriefungen, durch welche er, um die Gunst von Geistlichen und Weltlichen buhlend, die Umgriffe der Fürsten bestätigte, und die Wünsche der Klöster befriedigte. Hin und wieder fiel auch Etwas für die Städte ab. Durch Alles aber wurde die Zerrissenheit mehr und mehr zum Recht erhoben! Er selbst, König Wilhelm, war, sogar nach Kunrad's Tode, so wenig geachtet, daß ein bloßer Ritter es wagen durfte, ihm die junge Gemalin räuberisch zu entführen, ohne daß er den Frevler zu züchtigen, oder der gefangenen Frau die Freiheit wieder zu erkämpfen vermocht hätte. Ja, er entging persönlichen Mißhandlungen nicht, und gerieth in die äußerste Lebensgefahr, ohne je im Stande zu sein, auch nur Rache zu üben. Und als er endlich (J. 1256) in einem traurigen Zwiste mit den Friesen einen traurigen Tod fand: lag nicht Teutschland da wie eine große wüste Bühne voll von Blut und Raub und Gewalt? An den Gränzen Ungerns begann der zerrüttende Streit, ging durch Thü-

ringen ungeschwächt hindurch, und endigte sich nur, in Flandern, an den Gestaden des Meeres. Nirgends Ordnung, und nirgends Gesetz! Gerechtigkeit war Willkühr, und Uebermuth war Tugend. Recht war nur zu gewinnen durch die Fehme oder durch glückliLchen Widerstand. Der königliche Thron war alles Ansehens und aller Macht dergestalt beraubet, daß es der Papst nicht einmal mehr der Mühe werth hielt, sich um die Wiederbesetzung desselben zu bekümmern; höchstens trat er mit Verboten hervor. Hätten nicht die geistlichen Fürsten, ihrer Kinderlosigkeit neben den erblichen Fürstenthümern eingedenk, und getrieben von Ehrgeiz und Habsucht, die Krone in den Handel gebracht, und um diesen Handel zu rechtfertigen die Königswahl, welche den Händen sämmtlicher Vasallen längst entwunden war, mit Hülfe des Papstes, wie durch altes Recht in die Hand weniger Churfürsten gebracht; und hätten sich nicht fremde Fürsten durch den alten Glanz der Kaiserkrone und durch den wohlbegründeten Ruhm des teutschen Reiches blenden und verlocken lassen: so hätte Teutschland vielleicht keinen Mann gefunden, welcher den königlichen Namen über dem Gewoge der Zeit emporgehalten hätte. Und was gewann Richard, den der Erzbischof von Cöln, gierig nach des Fremdlinges Schätzen, mit der Krone betrog? Was hatte er (J. 1257 — J. 1272) von allen seinen Aufopferungen und Bemühungen anders als Aerger, Demüthigung, Untreue und Hohn, wie im Lande seiner Geburt, so in dem Lande, das er sein Reich nannte? Und handelte der eitele und bethörte Alfons nicht eben

so weise, daß er, durch den Erzbischof von Trier und dessen Partei erwählt, mit der Ehre zufrieden war, sich fern hielt vom Lande des Ruhmes, der Kraft, und der Machtlosigkeit, und es abwartete, wie der Papst den Streit zwischen ihm und Richard entscheiden würde? Dem Papst aber war es nicht zu verdenken, daß er dieses, von Fremdlingen anerkannte Recht der Entscheidung über das teutsche Reich nicht durch einen wirklichen Urtheilsspruch in Gefahr setzen wollte!

344. In der That: es war ein schandbares Spiel, das mit diesem Reiche getrieben wurde, und die Schamlosigkeit der ersten Söhne desselben läßt sich nur aus der eifersüchtigen Anstrengung erklären, mit welcher ein Jeder soviel als möglich von dem Raube der alten Herrlichkeit an sich zu bringen suchte. Das Einzige in dieser Zeit, das die Seele erfreuen kann, ist der Blick auf das Leben einzelner Menschen, auf den Zustand einzelner Gaue, Fürstenthümer und Grafschaften, besonders auf das Gedeihen und auf die Ausbildung der Freiheit, des gewerbthätigen Lebens und des regen Verkehres in den Städten, endlich auf die großen Verbindungen, die zum Schutze des Handels und der Freiheit unter den Städten im Norden und im Süden geschlossen, und bald stark genug wurden, nicht nur teutsche Fürsten zur Anerkennung, und zum Beitritte zu nöthigen, sondern auch fremden Königen Achtung und Furcht einzuflößen. Die teutsche Hanse, die bald so mächtig ward und sich weit über Teutsch-

lands Gränzen hinaus verbreitete, ist höchstwahrscheinlich in dieser Zeit entstanden, obgleich sich das Jahr der Stiftung nicht angeben läßt; und der rheinische Bund verdanket ihr gleichfalls seinen Ursprung. Und wenn solche Erscheinungen auch zweideutiger Art, und nur möglich sind in Zeiten der Verwirrung, in welchen ein Widerspruch zwischen der Forderung des Menschen an die Gesellschaft, und den Verhältnissen der Gesellschaft entstanden ist: so ist doch das Ringen und Streben des Geistes nach Ordnung, Gesetz, Sicherheit und nach freier, kräftiger Entwickelung in ihnen unverkennbar!

345. Italien bietet im Wesentlichen denselben Anblick dar; aber das Leben war reicher und heiterer, wie das Land und der Himmel; der Geist war glühender und die Leidenschaft brennender, wie die Luft und die Sonne. Siehet man zuvörderst auf den oberen Theil des Landes, so zeiget sich, von der stolzen Meerstadt, Venedig, bis zu Genua's Gestaden, (von welchen beiden Städten wir späterhin im Besonderen zu sprechen gedenken), und von den Alpen bis in Toscana's Gefilde, eine kleine Welt von so reicher Mannigfaltigkeit des Schaffens und Strebens, des Ringens und Treibens, des Gedeihens und des Genusses, daß die ganze Geschichte kaum irgendwo etwas Aehnliches darbietet. Alle Gewerbe wurden gefördert; jede Kunst fand Freunde; jede Wissenschaft Pfleger. Und wenn der Reichthum auch nicht gleich vertheilet war, so war doch die Wohlhabenheit, die

aus der Entwickelung und Anstrengung menschlicher Kräfte hervorgehet, so allgemein verbreitet, daß die Lust des Lebens überall gefühlet zu werden schien. Aber je heiterer das Bild ist, das auf den ersten Blick vor uns aufsteiget, desto schwerer wird der Gedanke und desto ahnungsvoller die Brust, wenn man nun nach dem Grund und Halte fraget; wenn man die bürgerliche Sicherheit erwägt und die volksthümliche Macht. Denn Alles war vereinzelt und Alles aus einander gerissen. Der Same der Zwietracht, welchen die Eroberung des Landes ausgesäet, das Lehenwesen geschirmet und gemehret, und die Häupter der christlichen Welt, der Kaiser und der Papst, leidenschaftlich und sorgfältig, gepflegt hatten, trug tausendfache Frucht. Eifersucht und Argwohn wetzten die Geister und an steten Fehden wand sich das blutige Leben empor. Nichts Gemeinsames, Nichts Italisches, ja, Nichts Lombardisches! Nur die Stadt hatte Liebe, nur die Zunft Ehre, nur der Stand, als Erfüllung oder als Sehnsucht, Vertrauen. Als endlich der schändliche Ezzelin nebst seinem Bruder Alberich, mit seinen Entwürfen und mit seinem Glücke, mit seiner Treulosigkeit, seiner Wuth und seiner Kraft (J. 1259), ein blutbefleckter Zeuge dieser Zeit, einen schauderhaften Untergang gefunden hatte: da hing sich die unselige Parteiung, welche die Seelen der Menschen ohne Richtung und Ziel aus einander trieb, an die leeren Namen Welfen und Gibellinen, und zerriß das Land nicht bloß mit einem großen Spalte, sondern auf eine so verworrene Weise, bis in das Innerste der Fami-

lien hinein, daß jede Leidenschaft Zugang und Stütze fand. Und selbst das, was in den einzelnen Städten von bürgerlicher Gesinnung und vom Geiste der Freiheit war, konnte unter diesen Umständen keinen Raum finden, sich zu befestigen und zu gestalten. In solchem Boden konnte nur die Willkühr Wurzel schlagen. Die größte Aengstlichkeit für die Freiheit trieb zum Despotismus und der reinste Wille für bürgerliche Gleichheit fand nur einen Schirm in der Gewalt eines Einzigen. Die Freiheit war verloren, als man sie kaum gewonnen hatte!

346. Der heilige Vater mochte wohl mit Wohlgefallen den Erfolg seiner Anstrengung betrachten. Er ahnete nicht, was ihm der Kaiser gewesen, und wozu er ihm nöthig war, und die Leidenschaft, die sich zwischen seinen Stuhl und den kaiserlichen Thron gestellt hatte, verblendete ihn in Rücksicht auf Teutschland. Auf den oberen Theil Italiens aber konnte er allerdings mit Zufriedenheit hinblicken. Die alte Gefahr, in die Abhänglichkeit eines weltlichen Reiches von dorther zu gerathen, war gänzlich verschwunden, und die Entwickelung der Verhältnisse bürgte dafür, daß hier in der bürgerlichen Freiheit auch keine neue Gefahr erwachsen werde. Also hätte der Papst, scheinet es, Nichts zu besorgen gehabt, wenn auch der untere Theil Italiens, wenn das Königreich Sicilien, bei dem Hause der Hohenstaufen geblieben wäre. Ja, man möchte, bei der unaustilgbaren Feindschaft, welche dieses Haus von den Lombarden trennte, sogar glauben: dasselbe

habe nunmehr, nachdem es den Kaiserthron verloren hatte, dem Papst am Liebsten sein müssen, weil es ihm die größte Sicherheit zu gewähren schien. Wenn man aber bedenket, wie wichtig die Erinnerung an die Nordmannen dem Papste die Abhängigkeit dieses Landes von dem heiligen Stuhl erscheinen lassen mußte, und wie wenig er auf diese Abhängigkeit rechnen durfte, so lange die Hohenstaufen im Besitze des Thrones jenes Reiches blieben; wenn man alsdann erwägt, mit welcher Bitterkeit der Streit zwischen den Fürsten dieses Hauses und den Päpsten geführet war, und wie es bei diesem Streite nicht um gemeine Dinge, sondern um Grundsätze, und in der That um Sein oder Nichtsein gegolten hatte; und wenn man endlich nicht vergißt, daß es in ganz Italien eine gibellinische Partei gab, welche allerdings wohl furchtbar scheinen konnte, so lange das Haus vorhanden war, von welchem sie Farbe und Namen trug: so begreifet man gar wohl, wie die Päpste den Untergang desselben wünschen konnten. Aber die Art, mit welcher sie diesen Untergang herbeizuführen strebten, ist eben so empörend, als die letzten Schicksale und der endliche Ausgang des alten hohen Kaiserhauses traurig und schauderhaft sind.

347. Schon Innocenz IV., als er, nach Rom (J. 1254) zurück gekehret, gesehen hatte, daß es ihm unmöglich wäre, das Reich den Hohenstaufen, dem Könige Kunrad und seinem Stiefbruder Manfred, zu entreißen und unmittelbar unter die Gewalt des heiligen Stuhles zu bringen, hatte die Krone fremden Für-

sten angeboten; jedoch hatte er keinen gefunden, der sie zu erkämpfen Lust oder Kraft gehabt hätte. Nach dem Tode Kunrad's, der (J. 1254) so früh und so plötzlich erfolgte, daß böser Verdacht gegen den sittenlosen und verdorbenen Hof des Papstes wenigstens verzeihlicher ist, als Verdacht gegen Manfred, schien ein zweiter Versuch mit einem völligen Gelingen gekrönet zu werden. Aber Manfred's, des Reichsverwesers, Entschlossenheit, und der Tod des Papstes Innocenz IV., dessen Leben kein guter Mensch jemals ohne ein heimliches Grauen überdenken wird, wie viel er auch von dem seltsamen Glücke seiner Regierung dem Manne selbst zuschreiben mag, veränderten auch dieses Mal plötzlich die Lage der Dinge. Alexander IV. sparte den Bann gegen Manfred nicht; er machte aber die Erfahrung, daß die Blitze der Kirche kalt niederfielen, wenn sie auf ein nahes Haupt geschleudert wurden, weil die Einbildungskraft der Menschen, durch die Bekanntschaft mit dem Donnerer abgekühlt, ihnen kein zündendes Feuer lieh. Er sah sich genöthiget, Neapel aufzugeben, und das ganze Reich, wie gern es auch König Heinrich III. von England für seinen Sohn Edmund erworben hätte, dem Hohenstaufen zu überlassen. Manfred jedoch (sei es, daß böse Lust ihn trieb, sei es, daß die Noth der Verhältnisse ihn drängte), setzte sich (J. 1258) auf den Thron, den er für seinen Neffen, Kunradin, zu vertheidigen übernommen hatte; aber er gewann auf demselben ein so großes Ansehen unter den Gibellinen Italiens, daß der Papst, in Rom selbst nicht einmal sicher, von

Neuem in eine bedenkliche Lage gerieth. Demselben Urban IV., Alexander's Nachfolger (J. 1261), vor dessen Throne Richard und Alphonsus die Entscheidung in ihrem Streit über die Kaiserkrone demüthig nachsuchten, blieb in dieser Lage, dem stolzen Manfred gegenüber, kaum ein anderes Mittel zur Rettung des alten Ansehens, als irgend einen mächtigen Fürsten aufzureizen, um dem verhaßten Könige das gefährliche Reich zu entreißen. Und sein Landsmann, Herzog Karl von Anjou, war nicht nur bereit zu diesem Werke, das von seiner Seite wenigstens ein Werk der Ungerechtigkeit und des Raubes war, sondern er verstand sich auch gegen Urban IV., und dann (J. 1265) gegen Clemens IV., zu Bedingungen, in welchen, wenn die Unternehmung gelang, dem heiligen Stuhl ein großer und bleibender Gewinn zugesichert ward. Und sie gelang mit einem wunderlichen Glück. Ein Reich, dem Friedrich II. eine so gute Einrichtung gegeben, daß im ganzen Mittel-Alter kaum eine bessere gefunden wird, ging in Einer Schlacht, bei Benevento (J. 1266), verloren, und Manfred fand seinen Tod, und seine Gemalin und seine Kinder gingen jammervoll zu Grunde.

348. Dieses traurige Geschick verschwindet indeß vor dem ungeheueren Unglücke, das über den letzten Hohenstaufen kam, über Kunradin, Kunrad's Sohn, Friedrich's II. Enkel, den rechtmäßigen Erben der sicilianischen Krone, und zugleich über viele Herren und edle Geschlechter. So groß aber auch der Abscheu ist,

den Karl von Anjou mit seiner kalten Grausamkeit erregt, und so tief der Schmerz, der in des Menschen Brust aufsteiget, wenn er das Leben jenes jungen Fürsten, von seiner Geburt bis zu seiner Hinrichtung, überdenket: so scheinet doch die genaue Erwägung der Verhältnisse fast zu der Behauptung zu berechtigen, daß dem Hause der Hohenstaufen kein schönerer Ausgang, und dem unglücklichen Jünglinge kein besseres Schicksal zu Theil werden konnte. Wenn man auch den Gedanken an die früheren Hohenstaufen, und an ihre Thaten, und an ihre Zwecke, und an die Absicht, mit welcher Sicilien erworben war, unterdrückt, und keine rächende Gottheit anerkennet: so wird man doch wohl zugestehen, daß für das Haus der Hohenstaufen jetzt kein Raum zu Größe, Ruhm und Frieden mehr übrig war. Und siehet man auf Kunradin selbst: wo ist ein Weg aufzufinden, auf welchem er, als Sieger zu einem wünschenswerthen und glücklichen Ziele zu gelangen vermocht hätte? Zurück konnte er nicht mit Ehren. Verlassen, verloren, von seinen nächsten Verwandten um seine letzten Besitzungen gebracht, war der Königssohn, wie zu einem großen Abenteuer, dem Ruf einiger, von den Franzosen mißhandelter Sicilianer gefolgt. Teutschland war für ihn verschlossen. Wie wenig auf die Italiäner zu rechnen war, das zeigte sich, als das Unglück über ihn hereinbrach. Die Guelfen waren mehr seine Feinde, als die Gibellinen seine Freunde. Der Papst aber hatte ihn mit einem Bannfluch empfangen, und würde um so gewisser Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt haben, ihn von Stufe zu Stufe ins

Verderben zu bringen, je lebendiger ihm von Neuem die Gefährlichkeit der Hohenstaufen bei Kunradin's Erscheinung in Italien geworden. Indem nun Kunradin schuldlos zur Schlachtbank geführet ward (J. 1268), sühnte er mit seinem Tode das Leben seiner Vorfahren, brachte Vieles in Vergessenheit und erneuerte seines Hauses Größe und Glanz im Andenken der Menschen. Er selbst wurde durch den Tod aus der Gefahr gerettet, durch sein Leben die Sünden seiner Väter zu mehren; die Leidensbahn, die er betreten hatte, wurde schnell durchlaufen, und die Theilnahme guter Menschen ward ihm gewiß für alle Zukunft. Auf Karl'n von Anjou aber liegt die Schande; und vor der Verachtung hat es ihn nicht geschützet, daß er der Bruder des heiligen Ludwig's war, Königs von Frankreich.

[illegible]

Bey dem Verleger dieses Buches wird so eben ausgegeben:

Corpus Juris Germanici

tam publici quam privati academicum.

Bearbeitet von Dr. Gustav Emminghaus.

Erster Theil gr. 8.

Beyde, nicht zu trennende, Theile kosten 5 Thlr. 8 gr. und wird der zweyte, 6—8 Bogen stärkere, Theil für diesen Preis in 6—8 Wochen nachgeliefert.

Das Publicum empfängt hier eine **Sammlung der für das gemeine Recht** in seinem ganzen Umfange, mithin für Staats-, Kirchen-, Polizei-, Criminal-, Lehn- und Privat-Recht, so wie für den Criminal- und Civil-Proceß vorhandenen wichtigern und unbezweifelten **Quellen deutschen Ursprungs**. Eine Sammlung in diesem Umfange, und doch mit dieser zweckmäßigen Beschränkung fehlte uns ganz, und wird dem Studierenden, wie dem Gelehrten und Practiker gleich erwünscht seyn. Der **Erste** Theil schließt mit dem *Concilio Tridentino*, der **Zweite** aber mit der Weser-Schiffahrts-Acte von J. 1823. Die Vorrede

giebt nähere Auskunft über Zweck, Plan und Ausführung des Ganzen. Das Aeußere ist durch einen möglichst correcten, ökonomischen und doch höchst deutlichen Druck und durch ein großes, festes, weißes Papier, so würdig und zweckmäßig ausgestattet, wie es bei wissenschaftlichen Werken dieser Art leider zu selten, der Preis in diesem Verhältniß sehr billig.

Der Inhalt dieses Ersten Theiles ist:

